

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band

auf das Jahr 1855.



Göttingen,

gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.

(W. Fr. Kästner.)

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1855

by unknown author

Göttingen; 1855

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

**EX
BIBLIOTHECA
REGIA ACADEM.
GEORGIAE
AUG.**

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

I. Stück.

Den 1. Januar 1855.

P a r i s

Imprimé par autorisation de l'Empereur à l'Imprimerie impériale. MDCCCLIII. Histoire de la vie de Hiouen-Thsang et de ses voyages dans l'Inde, depuis l'an 629 jusqu'en 64) par Hoeï-Li et Yen-Thsong; suivie de documents et d'éclaircissements géographiques tirés de la relation originale de Hiouen-Thsang; traduite du Chinois par Stanislas Julien, membre de l'Institut de France, des sociétés asiatiques de Paris et de Londres; Correspondant des académies de Berlin et de Saint-Pétersbourg; Professeur au collège de France et Conservateur-adjoint à la Bibliothèque impériale; membre de la légion d'honneur; Chevalier de l'ordre impérial et royal de Saint Stanislas de 2^{de} Classe, etc. etc. LXXXIV u. 472 S. in Octav.

Seitdem die Religion des Buddha sich in China einen festen Sitz erworben hatte, fanden sich daselbst von Zeit zu Zeit hervorragende Befenner

derselben, welche von Andacht, religiösem oder theologischem Eifer getrieben, nach den Ländern wallfahrteten, wo der Stifter ihres Glaubens gewandelt hatte, theils um die Stätten, die er betreten, auf denen er Wunder verrichtet, und die der Glaube geheiligt und durch mannichfache religiöse Werke ausgezeichnet hatte, zu verehren, theils um die Glaubenslehren an der Quelle in den indischen Klöstern und unter Anleitung indischer Buddhisten reiner und tiefer zu erkennen, und die sie betreffenden Schriften so wie andre Heiligthümer in ihre Heimath zurückzubringen. Was die bedeutendsten dieser Pilger betrifft, so wurden ihre Reisen und das Wichtigste von dem, was sie auf ihnen über die durchwanderten und besuchten Länder gesammelt und erfahren hatten, theils von ihnen selbst, theils von Andern nach ihren Mittheilungen mehr oder minder ausführlich verzeichnet und in besondern Reisedenken dargestellt. Leider sind sämmtliche hieher gehörige Werke den Sinologen Europas noch nicht bekannt; manche mögen auch in China selbst verloren sein. Unter diese Kategorie fallen insbesondre zwei Werke, deren eines das älteste aller bisher bekannten, das andre das ausführlichste sein würde und deren Verlust, wenn sie sich wirklich nicht mehr auffinden lassen sollten, aufs tieffte zu beklagen sein würde. Jenes „Die Beschreibung der westlichen Länder“ rührt von Chi-tao-an her, welcher schon 316 unsrer Zeitrechnung das buddhistische Mönchthum erwähnte, das andre wurde im Jahre 666 auf Staatskosten herausgegeben, mit einer Einleitung des Kaisers, und enthält die „Beschreibung der westlichen Länder“ in 60 Büchern mit 40 Büchern Karten und Zeichnungen, redigirt von officiellen Schriftstellern nach den Memoiren der

berühmtesten geistlichen sowohl als weltlichen Reisenden.

Den europäischen Sinologen zugänglich sind bis jetzt sechs hieher gehörige Werke, deren ältestes (Foe koue ki), schon durch Abel-Remusat, Klaproth und Landresse übersetzt und bearbeitet (vgl. diese Anzeigen 1840. St. 178. S. 1769 ff.), von dem Geistlichen Fa-Hien herrührt, welcher seine Reise nach Indien im Jahre 399 antrat. Das 2te (ebenfalls schon und zwar durch unsern Landsmann den bekannten Sinologen und Geschichtsforscher Neumann bekannt gemacht) beschreibt die Reise zweier Pilger, welche 518 von dem Kaiser nach Indien gesandt wurden, um heilige Bücher und Reliquien zu sammeln. Das 3te und 4te betrifft den Reisenden, dessen Lebensbeschreibung das anzuzeigende Werk mittheilt: das 3te ist nämlich das von Hiouen-Thsang selbst verfaßte Reisetagebuch, bestehend aus 12 Büchern (585 Seiten in 4to), welches 138 Königreiche beschreibt, von denen er 110 selbst besuchte und 28 nach Erkundigungen, die er sorglich eingezogen hatte, schildert; das 4te ist die im vorliegenden Werk theils übersetzte, theils auszugsweise publicirte Lebensbeschreibung jenes Reisenden, von der wir so gleich eingehender sprechen werden. Das 5te hieher gehörige Werk gibt „die Geschichte und Reisen von 56 Geistlichen, welche nach Indien wallfahrteten, um das Gesetz zu suchen“ und ist 730 redigirt; es bildet nur zwei Bücher (68 Seiten in 4to). Das 6te endlich ist die Reise des Khinio, welcher 964 an der Spitze von 300 Geistlichen nach Indien gesandt wurde und 974 zurückkehrte.

Von diesen sechs Werken ist wie an Umfang so auch an Werth das bedeutendste das unter

Nr. 3 erwähnte von Hiouen-Tsang. Dieser brachte 16 Jahre von 629 bis 645 auf seiner Reise zu und seine Mittheilungen über die von ihm geschilderten Länder bilden größtentheils fast die einzige und eine überaus ehrenwerthe Quelle für die Kenntniß der damaligen Zustände von Indien und den zwischen ihm und China gelegnen Ländern. Seine hohe Bedeutung ist auch schon von den Uebersetzern von Fa-Hien's Reise erkannt, obgleich ihnen nur Auszüge aus seinem Reisetagebuch zu Gebote standen und Abel Rémusat ging schon mit dem Gedanken um, es der europäischen Wissenschaft zugänglich zu machen. Allein nach Hrn Julien's Versicherung stand demselben das Original nicht zu Gebot. Erst ihm gelang es 1838, zwei Jahre nach Herausgabe des Foe koue ki, in den Besitz eines Exemplars von Hiouen-Tsang's Reisetagebuch zu kommen und der in die Augen springende hohe Werth desselben bestimmte ihn, schon 1839 eine Uebersetzung desselben zu beginnen. Allein die großen Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, wenn die Bearbeitung für europäische Wissenschaft wahrhaft fruchtbringend werden sollte — deren eine, nämlich die Enträthselung der durch die chinesische Transcription sehr unkenntlich gewordenen fremden Wörter und Eigennamen wir weiterhin hervorheben werden — machten bedeutende und umfangreiche Vorstudien nothwendig — vor andern eine Erwerbung des Sanskrit, vor dessen von so Vielen, denen die Nothwendigkeit, diese Sprache zu erlernen, vielleicht noch viel näher läge, gescheuten Schwierigkeiten Hr Julien nicht zurückschreckte, was ihm zu eben so großem Ruhm gereicht, als es bei seinen weitem Arbeiten schon Förderung brachte und noch in Zukunft unzweifelhaft bringen wird. Hierdurch wurde

die Fortsetzung der Bearbeitung dieses Reisewerks unterbrochen und als sich Hr Julien hinlänglich vorbereitet fühlte sie von neuem in Angriff zu nehmen, führte ihm ein — wir wollen nicht entscheiden ob glücklicher oder unglücklicher — Zufall das oben unter Nr. 4 erwähnte Werk in die Hände „Die Geschichte des Lebens und der Reisen von Hiouen Tsang von Hoei-Li und Yen-Tsang“. Das Publicum hat nicht das Recht einem Schriftsteller vorzuschreiben, in welcher Folge er seine Studien veröffentlichen soll; ein so ausgezeichnetes und so höchst verdienstvolles Werk, wie das vorliegende, sind wir verpflichtet mit der höchsten Dankbarkeit aufzunehmen, wenn gleich es die Herausgabe des unendlich bedeutenderen von Hiouen-Tsang selbst herrührenden Reisewerks, welches schon Jahrelang mit größter Spannung von der gelehrten Welt erwartet wird, noch mehr verzögert haben sollte; aber wir nehmen Act von dem Versprechen des Hrn Julien das eigentliche Originalwerk in der Bearbeitung vorzuführen, zu welcher er sich so glänzend vorbereitet hat, und bitten ihn dringend die Veröffentlichung derselben nicht länger zu verzögern, als unumgänglich nothwendig ist. Wir fühlen uns um so mehr verpflichtet, dies auszusprechen, als S. LXXIX eine neue Hinausschiebung des mit so großer Ungeduld erwarteten Werkes in Aussicht gestellt wird. Hr Julien kündigt nämlich einen 2ten Theil des vorliegenden Buches an, in welchem er von den oben erwähnten chinesischen Schriften die 5te und 6te bekannt machen und zugleich eine neue Uebersetzung der ersten und zweiten geben will. Außerdem soll er eine detaillirte Analyse des so ersehnten Reisewerks mit einer Uebersetzung der in diesem enthaltenen Beschreibung des für die Ge-

schichte und das religiöse Leben des Buddhismus so überaus wichtigen indischen Reiches von Magadha bringen und zugleich alle bibliographischen Nachweisungen über die im vorliegenden Buch erwähnten buddhistischen Werke, so wie eine dem Chinesischen entlehnte Chronologie vom Stifter des Buddhismus an bis zu dem Tod des bedeutendsten der chinesischen Wallfahrer Hiouen-Tsang (664) mit kurzen biographischen Notizen über alle darin erwähnte hervorragende Geistliche und das Leben der 24 Patriarchen, welche einer dem andern das Gesetz überliefert haben. Den Schluß sollen zwei Indices bilden, ein chinesisch-sanskritischer und ein sanskritisch-chinesischer, zwei sehr alte chinesische Charten und eine von Vivien de St. Martin besonders zum Verständniß von Hiouen-Tsang's Reisen entworfene. Wir sind weit entfernt den hohen Werth dieser uns in Aussicht gestellten Arbeiten, zumal von der Hand eines so gründlichen Mannes wie Julien, zu verkennen, allein ob nicht selbst dennoch eine vollständige Uebersetzung des Original-Reisewerks den Vorrang vor ihnen verdiene, möchten wir am liebsten der Erwägung des berühmten Sinologen selbst anheimstellen.

Der Verf. der vorliegenden Lebensbeschreibung war einer von den Chinesen, welche durch Decret des Kaisers von China dem erwähnten Reisenden Hiouen-Tsang nach seiner Rückkehr beigegeben wurden, um ihn bei der Uebersetzung der von ihm mitgebrachten Sanskrit-Werke in's Chinesische zu unterstützen. Er gab diese Lebens- und Reisegeschichte nicht selbst heraus, sondern hinterließ sie, als er starb, in einem Zustand, der dem auf dem Titel als Mitverfasser genannten Yen-Tsang noch Manches zu thun gab. „An vielen Orten“ heißt es nämlich S. LXXIX „enthielt das Werk Irr-

thümer, Widersprüche und Lücken. Yen=Thsang machte die nothwendigen Aenderungen; erweiterte die ursprüngliche Abfassung mit Hülfe von noch nicht herausgegebenen Urkunden, verbesserte die Unvollkommenheiten, machte dunkle Stellen klar und gab der ursprünglichen Arbeit des Hoei-Li mehr Ausdehnung, Gründlichkeit und Schönheit“. Ob Yen=Thsang in diesen Beziehungen Alles gethan hat oder thun konnte, was nothwendig war, kann sehr zweifelhaft scheinen. Denn in der Gestalt, in welcher das Werk uns jetzt theils übersetzt, theils auszugsweise vorliegt, enthält es noch sehr viele grade wesentliche Punkte betreffende Dunkelheiten und selbst noch Widersprüche und macht auch darum eine recht baldige Bearbeitung des Original=Reisewerks von Hiouen=Thsang zu einem unumgänglich nothwendigen Erforderniß.

Das vorliegende Werk zerfällt in 10 Bücher, von denen die ersten fünf Hiouen=Thsang's Leben und Reisen bis zu seiner Heimkunft in China enthalten. Diese hat Hr Julien ganz übersetzt. Die übrigen fünf erzählen seine weitre Geschichte bis zu seinem Tod und diese theilt Hr Julien nur in einem jedoch ziemlich umfassenden Resumé mit. Jene gehn von S. 1 bis 291, diese von S. 292 bis 351. Obgleich sich nun nicht verkennen läßt, daß Hiouen=Thsang's höchste vielleicht einzige Bedeutung für die Wissenschaft in seinen Reisen liegt, so wollen wir doch nicht übersehn, daß er auch als Mensch überhaupt eine hervorragende Stellung einnimmt und wohl der Mühe verlohnt genauer kennen gelernt zu werden, was wenigstens theilweis durch diese von einem seiner Schüler, Freunde und Genossen abgefaßte Lebensbeschreibung eher erreicht werden möchte, als durch sein eigenes Reisewerk. Bezüglich seines Geburtsjahres und

somit auch Alters findet sich im vorliegenden Werk ein Widerspruch, dessen Lösung ich nicht darin finde; da Hr Julien nicht darauf aufmerksam macht, so könnte es sein, daß sie mir entgangen ist; um so dienlicher halte ich es ihn hier hervorzuheben. Seite 9 wird nämlich angegeben, daß Hiouen-Tsang im Jahre 622 sein 20stes Lebensjahr vollendet gehabt habe; danach würde seine Geburt auf das Jahr 602 fallen. Damit stimmt ungefähr S. 14, wonach er, als er seine Reise antrat, das ist im Jahre 629, sechs und zwanzig Jahre alt war. Dagegen heißt es S. 339, daß er in dem Jahre, in welchem er seine Uebersetzung der mahâprajñâpâramitâsutra begann, welches, nach S. 338, im Jahre 660 der Fall war, sich selbst für 65 Jahr alt ausgab, wonach er schon 595 geboren sein würde. Vier Jahr später starb er und bezüglich seines Lebensalters ergibt sich dadurch eine Differenz von nicht weniger als sieben Jahren.

Hiouen-Tsang stammte aus einer angesehenen Familie. Sein Vater aber lebte zurückgezogen und beschäftigte sich mit dem Studium der heiligen Schriften. Dieser hatte vier Söhne, deren jüngster der berühmte Reisende war. Früh schon zeigte dieser hervorragende Talente und wurde von einem seiner älteren Brüder, welcher sich dem geistlichen Stand gewidmet hatte, in sein Kloster mitgenommen und in den heiligen Schriften des Buddhismus unterrichtet. Schon in seinem 20sten Lebensjahre legte er die Gelübde ab und machte sich bald durch seine Kenntniß der heiligen Schriften einen höchst bedeutenden Namen.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. 3. Stück.

Den 4. Januar 1855.

P a r i s

Fortsetzung der Anzeige: »Histoire de la vie de Hiouen Thsang et de ses voyages dans l'Inde, depuis l'an 629 jusqu'en 645 par Hoeï-Li et Yen-Thsong etc. par Stanislas Julien.«

Er setzte seine Studien unter den hervorragendsten buddhistischen Lehrern Chinas fort, kam aber bald zu dem Resultat, daß jeder der Lehrer, für sich genommen, großes Verdienst habe, daß sich aber, wenn er ihre Lehren mit den heiligen Schriften verglich, große Differenzen ergäben, so daß er nicht wußte, welchem System er zu folgen habe (S. 13). Da legte er den Eid ab, nach den Westländern (d. i. Indien) zu reisen und die dortigen Weisen über die Punkte zu befragen, die ihn beunruhigten. Er suchte nun im Verein mit andern glaubenseifrigen Geistlichen um die Erlaubniß zu dieser Reise nach, erhielt aber einen Abschlag und sah sich genöthigt, allein und ohne Erlaubniß heimlich seine Pilgerfahrt anzutreten. Trotz vielfachen Abtrathens und der größten Schwier-

igkeiten, welche ihm Natur und Menschen entgegensetzten, führte er seinen Plan durch und brachte vom Jahr 629 bis 645 größtentheils in Indien, theilweis auf der Hin- und Rückreise zu. In dieser langen Zeit verlor er sein Hauptziel nie aus dem Auge. „Er war gegangen“, wie es S. 26 heißt, „um im Westen das Gesetz zu suchen, welches Buddha der Welt vermacht hat; er war betrübt zu sehn, daß in seinem Lande nur eine unvollständige Erkenntniß des Gesetzes existirte und daß die heiligen Schriften selten und lückenhaft waren. Von schmerzlichen Zweifeln gequält“ fährt er fort (S. 36) „wollte ich gehn, um selbst die reinen und authentischen Urkunden des Gesetzes aufzusuchen. Darum habe ich mich mit Gefahr meines Lebens in die Länder des Westens gestürzt, damit ich die unbekanntenen Lehren erfahre. Ich will, daß durch meine Anstrengung der süße Nectar nicht bloß Kapila (das Geburtsland des Stifters des Buddhismus) beneke, sondern sich im ganzen Umfang der Reiche des Ostens verbreite.“ „Ich brenne vor Begierde“ sagt er S. 58 „das Gesetz des Buddha zu suchen, und die heiligen Denkmäler zu befragen, um mit Liebe der Spur seiner Schritte zu folgen.“ Dieser Aufgabe gemäß sucht er in Indien alle bedeutenden Lehrer auf, studirt Sanskrit, um die heiligen Schriften in der Ursprache durchforschen zu können, sammelt was er von diesen habhaft werden kann, und Alles was sonst dem Buddhismus für heilig gilt, Reliquien, Bildwerke u. s. w. Er findet bei den indischen Weisen Unterstützung für seine Bemühungen, Unterricht, Achtung und Liebe und erwirbt sich einen so bedeutenden Namen, daß ihn Fürsten und Geistliche nur ungern wieder in seine Heimath zurückkehren

lassen wollen. Aber obwohl das Geburtsland des Stifters des Buddhismus mit seinem ganzen damaligen religiösen und wissenschaftlichen Leben einerseits, so wie die Schrecknisse des Weges, welche er bei seiner Heimkehr von neuem zu überwinden hatte, andererseits den Aufforderungen in Indien zu bleiben, manches Verlockende zugesellen mußten, so bleibt er sich doch seiner Aufgabe, so wie der Verpflichtungen gegen sein Vaterland bewußt. Dem Cilabhadra, einem hohen Geistlichen Indiens, antwortet er: „Dies Reich ist die Wiege des Buddha gewesen; ich liebe es und fühle mich glücklich darin; aber der einzige Zweck meiner Reise war das erhabne Gesetz zu suchen und es zum Heil der Menschheit dienstbar zu machen. Seit meiner Ankunft habt ihr, ehrwürdiger Meister, mich gewürdigt, mir die Schrift Yogâtschâryabhûmiçâstra zu erläutern und den Schleier meiner Zweifel zu zerreißen. Ich habe das Glück gehabt die heiligen Denkmäler zu besuchen und die tiefe Lehre der verschiedenen Schulen entwickeln zu hören. Ich bin darüber vor Freude entzückt gewesen und ich schwöre euch, daß meine Reise nicht fruchtlos war. Ich wünsche die Kenntnisse, die ich erlangt habe, in mein Vaterland zurückzubringen und die Bücher, die ich gesammelt habe, zu übersetzen, damit alle, welche das Geschick begünstigt, sich im Gesetze unterrichten und den Dank theilen können, den eure Wohlthaten mir einflößen. Diese Betrachtungen erlauben mir nicht hier zu bleiben.“ Auf ähnliche Weise antwortet er den Königen Cilâditya und Kumâra, welche ebenfalls ihn in Indien zurückzuhalten suchen: „China“ sagt er ihnen S. 258, „ist durch einen ungeheuren Zwischenraum von hier getrennt und hat erst sehr spät vom Gesetze des Buddha sprechen hören.

Obgleich es eine allgemeine Kenntniß desselben besitzt, so kann es dasselbe doch nicht in seiner Ganzheit umfassen. Deshalb bin ich in fremde Länder gekommen, um mich darin zu unterrichten. Wenn ich jetzt zurückzukehren wünsche, so ist es, weil die Weisen meines Vaterlandes nach mir seufzen und mit allen ihren Wünschen mich rufen. So darf ich mich denn auch keinen Augenblick länger aufhalten, darf nicht die Worte der heiligen Schriften vergessen: „Wer das Gesetz den Menschen verbirgt, wird in allen seinen Existenzen mit Blindheit geschlagen werden.“ Wenn ihr also Siouen=Zhsang länger zurückhaltet, werdet ihr die Ursache sein, daß unzählige Völker des Glücks, das Gesetz kennen zu lernen, beraubt werden; fürchtet ihr nicht auch mit Blindheit geschlagen zu werden?“ — So kehrt er denn geehrt, geachtet, geschätzt und beschenkt von indischen und andern Geistlichen und Fürsten nach 16jähriger Abwesenheit, reich mit religiösen Schätzen beladen, nach China zurück. Hier findet er die glänzendste und rühmlichste Aufnahme, bei dem Kaiser die größte Gunst, Ansehn und Einfluß, welche er einzig dazu anwendet, den Buddhismus, welcher durch Verfolgungen, Mord seiner Priester und Zerstörung seiner Klöster und Tempel in den letzten Jahren der Dynastie der Souï sehr gelitten hatte, von neuem zu kräftigen und zu stärken. Er selbst beschäftigte sich die übrigen Jahre seines Lebens theils mit Abfassung seines Reisetwerks, theils und insbesondere mit der Uebersetzung der mitgebrachten heiligen Schriften.

Tritt nun auch während seiner ganzen Reise sein Hauptzweck stets in den Vordergrund, so absorbirte er ihn doch nicht so sehr, daß er versäumt hätte, mit offenem Auge und großer Intelligenz

Vieles, ja vielleicht Alles zu beachten und zu notiren, was die Aufmerksamkeit eines Reisenden in Anspruch zu nehmen verdient. Er ist ein sorgfältiger Beobachter, der sich sorglich um geographische, historische, politische, religiöse, sociale u. aa. Zustände bekümmert, wie dies schon die vorliegende Arbeit von Hsüi-Li, noch mehr aber die von Hrn Julien bekannt gemachten Stücke aus Hiouen=Thsang's Werk selbst zu erkennen geben. Wir verdanken ihm die wichtigsten von neueren Reisenden schon vielfach bestätigten Mittheilungen über geographische Verhältnisse Mittelasiens, und für Indiens ältere Geographie insbesondre ist er die reichste Fundgrube, ja fast die ganze Basis. Denn obgleich in den indischen Schriften eine große Menge alter geographischer Namen auf uns gekommen ist, so sind doch die Andeutungen über die Lage in ihnen so spärlich und so allgemein gehalten, daß, wo nicht Bewahrung der Namen oder Inschriften oder griechische oder chinesische Quellen aushelfen, eine nur irgend genauere Fixirung fast nie erzielt werden kann. — Auch in Bezug auf die Geschichte, insbesondre die indische, ist das vorliegende Werk reich an Interessantem, doch ist das Bedeutendere schon benützt und wird uns hoffentlich bald in der ungetrübtesten Quelle, dem Reiserwerk selbst, vorgeführt werden. Bezüglich der politischen Zustände wird man insbesondre durch die Menge von kleinen Reichen und Staaten überrascht, deren Hiouen=Thsang mehrere in einem Tage — und zwar in sehr kurzen Tagereisen — durchzieht (S. 261). Man sieht wie der ganze politische Verband Indiens aufgelöst ist und es schon vollständig bereit war, jedem als leichte Beute zuzufallen, der nur die Hand danach ausstrecken würde. Eben so fällt die Masse der ver-

wüsteten Städte und Länder auf (Kapilavasta S. 126 Magadha S. 136), welche zeigt, wie theils einheimische Fehden, theils Einfälle von außen her schon damals das Mark des Landes auszusaugen begonnen hatten. Die meisten und interessantesten Mittheilungen betreffen die religiösen Zustände, insbesondere des Buddhismus. Hier fällt zunächst in die Augen, daß dieser in Indien trotz der Dichtigkeit seiner Bekenner an einzelnen Stellen, doch im Ganzen schon seinem Untergang mit raschen Schritten entgegengeht und sich mit seiner fast in Schwäche übergehenden Milde und Toleranz gegen den glühenden, intoleranten, fanatischen, dem indischen Volksgeist mehr homogenen Charakter des Brahmthums kaum mehr zu halten vermag. Die meisten Reiche Indiens sind voll von Ketzern, d. h. Nichtbuddhisten; das Brahmthum tritt schon in seinen ausschweifendsten Auswüchsen — dem Durgädienst (S. 116) — hervor. Andererseits tritt uns zugleich die große Ausdehnung und Macht des Buddhismus in Mittelasien entgegen, insbesondere in Khotan (S. 278 ff.), dessen König sich sogar rühmte von dem Hauptförderer des Buddhismus, dem mächtigen Kaiser von Indien (im 3ten Jahrhundert v. Chr.) Asoka abstammen; wie denn auch der Namen des Landes für ein Sanskritwort galt (ku-stana „Brust der Erde“) und es wohl auch wirklich war, da ja Sanskrit und Pali als die heiligen Sprachen der Inder sich im Gefolge des Buddhismus weit hin verbreiteten. Natürlich erhalten wir in Uebereinstimmung mit dem eigentlichen Zweck von Hiouen-Tsang's Reise, eine Menge Proben des religiösen Lebens, wie es sich im Buddhismus entfaltet hatte; zunächst begegnet uns das Hauptcharakteristikum desselben, der Reliquiendienst. Au-

fer den gewöhnlichen Reliquien, welche mit großer Andacht verehrt werden — wie Körpertheile (z. B. Bart, Nägel, Zahn), Fußspuren des Buddha — erscheint S. 78 ff auch eine höchst sonderbare Reliquie, nämlich der Schatten des Buddha. Er befand sich in einer Höhle, in welcher einst der Schlangenkönig gewohnt hatte. Nachdem der Buddha diesen überwältigt hatte, ließ er seinen Schatten in dieser Grotte zurück. Trotz der Schwierigkeit und Gefährlichkeit des Weges, welcher zu ihr führte, wollte unser Reisender einen so heiligen Ort und eine solche Reliquie nicht vorübergehen, ohne sie zu sehn und zu verehren. Nac ein alter Brahmane, welcher den Ort kannte, begleitete ihn. Als Hiouen-Thsang in die Grotte trat, schien sie ihm ganz dunkel. „Meister“, sagte der Alte zu ihm, „geht grade aus; wenn ihr die östliche Wand berührt habt, geht 50 Schritt rückwärts und blickt grade nach Osten! da hat der Schatten seinen Sitz.“ Der Meister des Gesetzes (so wird Hiouen-Thsang in dieser Lebensbeschreibung genannt) trat in die Grotte und schritt ohne Führer vorwärts. Nachdem er 50 Schritt gemacht hatte, stieß er an die östliche Wand; dem Rathe des Alten gemäß ging er nun rückwärts und blieb dann stehn. Dann von einem tiefen Glauben belebt, machte er hundert Verehrungen, sah aber nichts. Er warf sich bitter seine Sünden vor, weinte und schrie und überließ sich seinem Schmerz. Darauf sagte er mit aufrichtigem Herzen andächtig die Lobsprüche auf den Buddha und Andres her, indem er sich nach jeder Strophe zu Boden warf. Nachdem er auf diese Weise wohl hundert Verehrungen vollzogen hatte, sah er auf der östlichen Mauer einen Glanz, so groß wie der Speisetopf eines Asketen erscheinen, der augenblicklich

wieder verschwand. Von Freude und Schmerz durchdrungen begann er seine Verehrungen von neuem und sah von neuem ein Licht von der Größe einer Schüssel, welches glänzte und verschwand wie ein Blitz. Da schwor er im Uebermaß von Enthusiasmus und Liebe den Ort nicht eher zu verlassen, als bis er den Schatten des Ehrwürdigen des Jahrhunderts erblickt hätte. Er setzte seine Huldigungen fort und nachdem er noch zweihundert Verehrungen vollzogen hatte, war plötzlich die ganze Grotte von Licht erfüllt und der Schatten des Tathägata von glänzender Weiße zeichnete sich majestätisch auf der Mauer ab, gleichsam als ob sich die Wolken öffneten und auf einmal das wunderbare Bild des goldnen Bergs erblicken ließen. Ein blendender Glanz erhellte die Umrisse seines göttlichen Antlitzes. Siouen-Tsang betrachtete lange entzückt in Ekstase den erhabenen und unvergleichlichen Gegenstand seiner Bewunderung. Der Körper des Buddha so wie sein geistliches Gewand waren von einem röthlichen Gelb; von den Knien aufwärts glänzten die Schönheiten seines Körpers in vollem Licht; aber das untere seines Lotus-Thrones war wie in ein Dämmerlicht gehüllt. Zur Rechten, zur Linken und hinter dem Buddha sah man vollzählig die Schatten der Bodhisattwas und der ehrwürdigen Gramana's, welche sein Geleit bilden. Nachdem er Zeuge dieses Wunders gewesen war, befahl er aus der Ferne sechs Männern, welche sich außerhalb der Thür zur Grotte befanden, Feuer zu bringen und einzutreten, um Weihrauch anzuzünden. Als das Feuer kam, kehrte sich der Schatten des Buddha plötzlich um und verschwand. Sogleich befahl er das Feuer auszulöschen, ließ sich den Ort von neuem zeigen und augenblicklich

erschien er wieder. Unter den sechs Männern konnten ihn fünf sehen; aber einer war unter ihnen, der absolut nichts erblickte. Alles dieses dauerte nur wenige Augenblicke. Hiouen-Tsang, nachdem er das göttliche Wunder deutlich gesehen, warf sich ehrfurchtsvoll nieder, feierte das Lob des Buddha und verbreitete Blumen und Weihrauch, worauf das himmlische Licht erlosch. Dann nahm er Abschied und ging heraus. Der Brahmane, welcher ihn begleitet hatte, war über dieses Wunder ebenso entzückt als verwundert. „Meister“, sagte er zu ihm, „ohne die Energie eures Glaubens und die Macht eurer guten Werke würdet ihr ein solches Wunder nicht haben erblicken können.“ Ähnlich heißt es S. 86 von den Fußspuren des Buddha, „daß sie dem Beschauer groß oder klein erschienen, je nach dem Maasß seiner Tugend und guten Werke.“ So wie hier augenscheinlich das Wunder des Glaubens Kind ist, so tritt auch sonst der Glaube als ein Hauptrequisit des religiösen Lebens der Buddhisten in den Vordergrund. Nächstdem tritt die Masse der Denkmäler hervor, welche zur Erinnerung an Thaten und Wunder des Buddha und anderer Heiligen errichtet sind, die große Menge der buddhistischen Mönche (z. B. S. 151. 174), die Toleranz des Buddhismus gegen Andersgläubige (S. 151. 174) und selbst gegen deren Götter (— Indra und Brahma neben Buddha S. 111. vgl. 243. Aditya und Icvara S. 255) und Anderes. — Auch die litterarischen Zustände des damaligen Indiens finden natürlich eine sorgfältige Beachtung bei unserm Reisenden, jedoch fast nur in Bezug auf die Buddhisten. In den Klöstern von Magadha finden sich 10000 Mönche; man studirt darin alle Arten von Werken, von den vulgären Büchern an

(S. 212 heißen sie die profanen), wie die Beden und andre Schriften dieser Art, bis zur Logik, Grammatik, Medicin, den geheimen Wissenschaften und Arithmetik. Man zählt darin 1000 Geistliche, welche 20 Werke über die Sūtra und Cāstra (heilige Schriften der Buddhisten) erklären können, 500, welche 30 verstehen und nur 10 — den Meister des Gesetzes (d. i. wie schon bemerkt Hiouen-Tsang) eingeschlossen — welche sich deren 50 zu eigen gemacht haben. Aber der (schon beiläufig erwähnte) Śīlabhadra hatte sie alle gelesen und ergründet (S. 151). Die heiligen Schriften wurden in den Klöstern erklärt und von den Anhängern der verschiedenen Schüler wurden über die Auffassung Disputationen gehalten, mit denen Hiouen-Tsang, der in seinem Glaubenseifer alle Widersprüche vermitteln wollte, nicht ganz zufrieden war. Doch hörte er seiner ursprünglichen Absicht gemäß mit großem Eifer die Vorlesungen der indischen Weisen und zählt auf wie vielmal er jedes Werk habe erklären gehört (z. B. S. 164). Natürlich mußte er, um diesen Vorlesungen folgen zu können, Sanskrit erlernen und theilt eine kurze Charakteristik dieser Sprache und ihrer Grammatik mit (S. 166 ff.). Höchst interessant ist, daß man noch damals, gerade wie dies auch die Pānini'sche Grammatik voraussetzt, alle Bildungen durch die sogenannten Unādi-Suffixe — d. h. alle mehr oder minder unregelmäßigen Bildungen von Nominibus aus Verben — von der eigentlichen Grammatik getrennt hatte. Jene bezeichnet Hiouen Tsang mit demselben Namen (Unādi), die nach Ausscheidung derselben übrig bleibende Grammatik dagegen durch ein Wort, welches in der chinesischen Transcription Men-tse-kia lautet. Hr Julien — dessen au-

ßerordentliches Verdienst in der Zurückführung jener Transcriptionen auf die sanskritischen Wörter wir noch weiterhin gebührend hervorheben werden — erkennt darin wenn gleich zweifelnd (in den Nachträgen) das sanskritische Wort **mandaka**. Diese Vergleichung scheint mir eben so geistvoll als richtig; **manda** heißt „Schaum oder überhaupt das oben auf Schwimmende, ferner Mark, Eßsen, Haupt“; danach kann durch das Wort **mandaka** jener Theil der Grammatik entweder als der „oben schwimmende“, das könnte heißen: der zuerst zu erlernende, ehe man zu den unregelmäßigen *Unâdi*-Bildungen fortschreitet, bezeichnet sein, oder als „der wesentliche, hauptsächlichste.“ Die wenigen Paradigmen des Verbum und der Declination, welche mitgetheilt werden, nehmen sich in der chinesischen Transcription curios genug aus; der Instrumental, Dativ und Ablativ Plur. ist fehlerhaft und im Vocativ ist das chinesische *Hi* Transcription von sskr. *he*. — Auch der Charakter der Bevölkerung der einzelnen indischen Staaten entgeht der Aufmerksamkeit unsres Reisenden nicht und es ist bemerkenswerth, daß er schon den kriegerischen Sinn der Mahratten hervorhebt (S. 202. 415), welcher bekanntlich bis auf die neueste Zeit sich treu geblieben ist. — Auch vieles andre im Allgemeinen Interessante findet sich in dieser Lebensbeschreibung, welche ihre Lectüre belohnt. So wird — beiläufig erwähnt — S. 250 eine Geschichte von einem indischen Bettelmönch und der Dankbarkeit eines Elephanten gegen ihn erzählt, welche an die Dankbarkeit des Löwen gegen Androklus (bei Gellius) erinnert. — Auch für die genauere Bestimmung der geographischen Lage einzelner indischer Reiche ist schon diese Lebensbeschreibung von Einfluß.

So ist danach die Lage von Udyâna zu rectificiren, indem dieses nicht, wie nach der früheren Mittheilung aus Hiouen = Tshang's Reise angenommen ward, im Westen des Indus zu suchen ist, sondern im Osten wenigstens seinem Haupttheil nach (vgl. L. 85. 88). Andernseits liegt Abitschatra nicht auf dem rechten sondern auf dem linken Ufer des Ganges (LVIII, 110), eben so Paundra (S. 180), welches deshalb auch nicht Burdwan sein könnte, wie Hr Julien annimmt. Auch die Lage von Karnasuvarna wird durch S. 180 auf die linke Seite des Ganges gewiesen. Leider sind aber die Distanzen und wie es scheint auch die Richtungen bezüglich der Länder und Städte in dieser Lebensbeschreibung bisweilen ungenau; es wird daher besser sein die Herausgabe des Originalreisewerks abzuwarten, ehe man die indische Geographie auf diese Basis zu reconstruiren versucht.

Wir wenden uns jetzt zu den besondern Verdiensten, welche sich Hr Julien bei der Bearbeitung des vorliegenden Werks erworben hat. Hier tritt vor allem die Sorgsamkeit und der Fleiß hervor, welche er darauf verwendet hat, die chinesischen Transcriptionen und Bezeichnungen fremder Namen und Wörter auf ihre Originale mit vollständiger oder wenigstens viel größerer Sicherheit, als früher in dieser Beziehung herrschte, zurückzuführen. Er hat zu diesem Zweck zunächst die Grundsätze zusammengestellt, welche die Chinesen bei Bewahrung fremder Wörter leiteten (S. XVII), ferner zog er die chinesischen Lexika aus, welche die fremden Wörter erklären (S. XX—XXIII), benutzte die Alphabete, welche die Chinesen selbst zur Transcription aufgestellt haben, bemächtigte sich einer höchst ehrenwerthen Kennt-

niß des Sanskrit und erwarb sich durch die während dieser Studien sich ergebenden zahlreichen Zusammenstellungen chinesischer Transcriptionen mit den entsprechenden Originalwörtern eine so umfassende Kenntniß des chinesischen Verfahrens und ihrer Bezeichnungsweise, daß von den unzähligen Wörtern, welche er im vorliegenden Werk den chinesischen Transcriptionen gegenüberstellt, verhältnißmäßig nur wenige angezweifelt zu werden verdienen. Diese finden sich natürlich vorwaltend in der Zahl der geographischen Eigennamen, welche man, wie sich von selbst versteht, nur dann für ganz sicher erkannt halten kann, wenn das nach den von Hn Julien gefundenen Regeln des Lautreflexes sich ergebende fremde Wort sich auch wirklich als geographischen Namen nachweisen läßt. Dies ist bei vielen der von Hn Julien gegebenen Vergleichen nicht der Fall; bei einigen derselben liegt ein entsprechender Namen aber so nahe, daß man ihn schwerlich als das Original abweisen darf und danach der chinesischen Transcription noch einen größern Spielraum wird einräumen müssen, als ihr Hr Julien zugestehn zu wollen scheint. So z. B. wird S. 189 Tchou-li-ye durch ein sanskritisches Djourya (Dschûrya) wiedergegeben. Ein solcher geographischer Namen existirt im Sanskrit nicht, es ist vielmehr, wie ich zuerst in meinem „Indien“ (Ersch und Grubersche Encyclopädie S. 118) angenommen habe und auch Hr Julien später S. 465 erkennt, das skr. Tschola in einer Form Tscholya. — Ich will hier nicht im Einzelnen verfolgen, wo mir statt der von Hrn Julien vorgeschlagenen andre Sanskritwörter gewählt werden zu müssen scheinen, einmal weil diese Untersuchungen nach Erscheinung von Hiouen = Tshangs eignem Werk von neuem

aufgegriffen werden müssen und schon durch dieses eine sicherere Unterlage erhalten werden, dann aber auch, weil es dienlicher sein wird, die von Hrn Julien durch die oben angedeuteten Sammlungen gewonnene Basis abzuwarten, welche in einem von ihm angefertigten sanskrit=chinesischen und chinesisch=sanskritischen Vocabular besteht und deren Publication derselbe S. XXXIII in Aussicht gestellt hat. Die glänzenden Resultate, welche Hr Julien selbst auf dieser Basis erzielt hat, legen für den hohen Werth derselben das unzweifelhafteste Zeugniß ab und er spricht a. a. D. mit Recht die Ansicht aus: „daß die Veröffentlichung dieser Vocabulare die Orientalisten in Stand setzen wird, zu denselben Resultaten wie er zu gelangen und wahrscheinlich den Weg zu erweitern und zu verlängern, den er zuerst gebahnt hat.“ Ich beschränke mich hier nur auf einige wenige Bemerkungen zu geographischen Namen. S. 76 wird Na kie lo ho mit einem sanskritischen Nagarhâra identificirt, S. 464 wird letzteres Nagarahâra und S. 422 Nâgarahâra geschrieben. Es ist dieses unzweifelhaft dieselbe Zusammenstellung, welche ich schon in meinem „Indien“ a. a. D. 115 gegeben hatte; ich habe das Reich Nagarhara genannt, nach Wilford As. Res. VIII, 343, der diesen Namen oder Nigarhara aus dem Brahmânda-Purâna anführt. Es ist hier so wie überhaupt zu bedauern, daß Hr Julien es versäumt hat, diejenigen Sanskrit=Wörter, welche er indischen Quellen entlehnt hat, von denen zu scheiden, die er bloß nach den Gesetzen des Lautreflexes bildete und dort die Stellen in indischen Schriften, wo sie vorkommen, hinzuzufügen. Wir möchten es ihm dringend ans Herz legen, diese Zugabe bei der Veröffentlichung der versprochenen

Vocabulare nicht zu scheuen. Erst dadurch wird, so viel mir scheint, der Zusammenstellung die Stufe der Sicherheit, welche sie verdient, angewiesen. Der spätere Namen dieses Nagarhara, oder welche Schreibweise die richtige sein mag, ist, wie wir durch Dorn (Bulletin de l'Académie de St. Petersburg IV, 9 n. 15) erfahren, Nangehar. — S. 85 nennt Hr Julien den Fluß, welcher im Mahâbhârata *Suvâstu*, in den occidentalischen Quellen *Σούαστος* heißt und noch deutlicher die indische Form in dem davon abgeleiteten Landschaftsnamen *Σουαστινί* widerspiegelt, Sou-p'o-so-tou; diese chinesische Transcription entspricht genau den eben angeführten Formen. Dagegen wird er S. LII, 426 und 427 — wie auch in den im Foe koue ki mitgetheilten Auszügen — Sou-p'o-fa-sou-tou genannt, was, wie schon Lassen erkannt hat, ein sskrit. Çubhavâstu repräsentirt. Da Su und Çubha wesentlich identisch sind — der Namen bedeutet: „schöne (oder glückliche) Wohnungen gewährend“ — so ist es zwar in Analogie mit vielen ähnlichen Fällen sehr wahrscheinlich, daß der Fluß beide Namen führte, allein wohl eben so sehr, daß nur die eine oder die andre Form in Hiouen-Tsang's Bericht richtig ist. — S. 87 ist die Hauptstadt von Udyâna — chinesisch Mounk-ki-li, welches Hr Julien zweifelnd durch Mongali wiedergibt (S. 427 Mougali) und worin er S. LIII wohl nicht mit Unrecht das heutige Manghelli wieder erkennt — vielleicht das aus der Varâhamihirasambhitâ von Wilford (As. Res. VIII, 348) erwähnte Mangalya. — S. 96 ist Tse-kia durch Tcheka wiedergegeben; allein, da es das Gebiet ist, in welchem Çâkala die Hauptstadt war, so ist es doch eher für eine Transcription von Çâka zu nehmen (vgl. Lassen, Indische Alterth. I,

652 n. 4 u. 569, 1). — S. 97 wird Na-lo-seng-ho mit einem Walde daneben durch Nārasiṅha wiedergegeben. Es ist aber wohl unzweifelhaft das in der Varāhamihirasamhitā (bei Weber, Verzeichniß der Berliner Sskrit-Handschriften S. 241 Bz 22) vorkommende Nrisimhavana. Wagt man nicht chinesisch Na-lo für Transcription von Nri zu nehmen, so wird man als Nebenform des Stadtnamens Narasimha anzusehen haben. Es liegt nach der angeführten Stelle im nordwestlichen Indien, was mit dem chinesischen Bericht stimmt. — S. 101 wird die aus S. 453 und 464 sich ergebende chinesische Transcription Tchi-na-po-ti ohne Weiteres durch Tchinapati dargestellt. Richtiger ist wohl Lassen's (J. A. II. 482 n. 2) Tschinavati. Denn in dem im Foe koue ki S. 382 aus Hiouen-Tsang mitgetheilten Artikel wird der Namen durch »érigé par les Chinois« übersetzt, was wohl in Uebereinstimmung mit Pānini IV, 2, 86 verglichen mit 68 steht, obgleich Cina nicht speciell unter den Wörtern aufgeführt wird, aus denen Ländernamen in den vier bei Pān. IV, 2, 67—70 angegebenen Bedeutungen gebildet werden. Diese Aufzählungen (die gana's) sind aber bekanntlich selten vollständig. — S. 103 und sonst ist Po-li-ye-ta-lo durch Pāryātra wiedergegeben; die sskritische Form ist aber Pāriyātra. — S. 116. 120 ist O-ye-mou-kia durch Ayamoukha, S. 464 dagegen und 360 durch Hayamoukha wiedergegeben. Es ist aber wohl unzweifelhaft das sanskritische Wort Ayomukha, welches wir als Namen eines Berges kennen (Harivansa trad. par Langlois II, 401), von welchem ein Volk Ayomukhiya genannt ward wie die Siddhānta-Kaumudī S. 77a zu Pānini IV, 2, 141 zeigt. —

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 6. Januar 1855.

P a r i s

Schluß der Anzeige: »Histoire de la vie de Hiouen-Thsang et de ses voyages dans l'Inde, depuis l'an 629 jusqu'en 645 par Hœi-Li et Yen-Thsong etc. par Stanislas Julien.«

S. 184 wird Kong-yu-tho zweifelnd Konyodha wiedergegeben, S. 465 durch Konyodha, ebenso S. 411, wo es zugleich mit Kongâ identificirt wird, welches zwar in indischen Quellen erscheint, aber Nebennamen von Tschera im Süden des Dekhan ist und gar nicht hierher paßt. Die Lage stimmt vielmehr eher mit der der Gangaridae, und dieser letzte Namen könnte, da das skritische *t* überaus häufig mit *r* wechselt, einem skritischen *Gangâta (Gangâra, Anwohner des Ganges) entsprechen, welches im Chinesischen durch kong-yu-tho transscribirt sein mochte. — S. 204 wird die chinesische Transcription Po-lou-kie-tchen-p'o, welche sich aber S. 436 u. 465 Po-lou-kie-tch'e-p'o geschrieben findet und dem Barygaze der occidentalischen Quellen entspricht, durch

Baroukatch'éva wiedergegeben; darin möchte sich ebenso wenig als in dem S. 193 dem chinesischen Tchen-tan-ni-po gegenüber gestellten Tchandanéva ein sanskritisches Wort anerkennen lassen. Eines der *Paricishṭa* zum Atharvaveda (bei Weber, Berliner Sanskrit-Handschriften S. 93, 56) hat neben den Narmada Bhrigukachâ im südwestlichen Indien, die Varâhamihirasamhitâ (ebds. 241, 11) die Bhrigukacha, welche sie — jedoch mit unwesentlicher, nur auf einer andern Eintheilung beruhender, Verschiedenheit — zum Süden Indiens rechnet; doch besteht hier dafür die Variante Marukachâs. Es läßt sich wohl kaum bezweifeln, daß wir hier den sskritischen Namen der berühmten Handelsstadt vor uns haben; eben durch die Wichtigkeit derselben möchte es sich erklären, daß, während der Chinese sonst fast alle Namen in der Sanskritform aufführt, hier, sowohl bei ihm als in den occidentalischen Quellen ein Reflex der Form zu erkennen ist, welche er im Munde des Volkes angenommen haben mochte. — S. 206 gibt Hr Julien eine chinesische Transcription Kitch'a, statt deren S. 401 und 465 Kie-tch'a erscheint; S. 206 u. 401 stellt er Kita gegenüber, an letztrer Stelle zweifelnd, S. 465 dagegen Kida. Sollte es einem sskr. Keta entsprechen und zwar dem in Ketalaputa, welches in einer Asoka-Inschrift statt Keralaputra erscheint (Journ. of the Royal Asiatic Society XII, 165), und so den Namen Kerala wiedergeben, der höchst auffallender Weise sonst bei Hiouen Tschang fehlen würde? — S. 207 wird 'O-tien-p'o-tchi-lo durch Adhyavakela zweifelnd wiedergegeben, S. 465 dagegen ebenso durch Adhyambâkila. Den Lauten nach scheint eher ein sanskritisches adambhacila zu entsprechen; doch ist dies als geographischer Namen

bis jetzt nicht belegt. — S. 393 ist die chinesische Transcription Si-pie-to-fa-la-sse durch Sveta-varas wiedergegeben; es ist aber wohl eher Svetavarsha. Beiläufig möchte ich hier fragen, ob nicht die Tsao-kiu-tch'a S. 265, welche S. 456 Tsao-kiu-t'o genannt und von Herrn Julien Tsâukouta transcribirt werden und schon beträchtlich im Westen des Indus südwestlich von Kapissa wohnten, Herodot's Sattagydae (Her. III, 91) sind? — Schließlich fiel es mir auf, daß S. 206 der Personennamen Tou-lou-p'o-po-t'o (S. 370 Thou-lou-po-po-tch'a geschrieben) durch Dhrouvapatou wiedergegeben wird, während schon Saccuet den richtigen Reflex Dhruvabhalla erkannt hat (vgl. „Indien“ in Ersch und Gruber Encyclop. 112). S. 260 endlich ist in Mo ho ta lo, welchem Herr Julien ein völlig unsanskritisches mahâtâras zweifelnd gegenüberstellt, wohl der Reflex von mâ ausgelassen und das sskr. mahâmâtra „königlicher Minister“ zu erkennen. — Doch muß ich noch einer interessanten Verifikation gedenken. S. XXI n. erkennt nämlich Hr Julien in dem chinesischen Sse-ma-tsiu-lo ein sanskritisches Himatala und nach der Note zu S. 379, wonach der sskritische Namen mit „am Fuß (sskr. tala „der Boden“) der Schneeberge (sskr. hima „Schnee“)“ übersetzt wird, ist diese Zusammenstellung unzweifelhaft richtig. Nichts desto weniger scheint der geographische Namen Hematâla im nördlichen Indien, welcher sich in der Varâhamihirasambhitâ findet (Weber Berliner Sanskrit-Handschriften S. 241, 28) auf jeden Fall ebenfalls damit identisch.

Nächst den nicht genug anzuerkennenden Verdiensten, welche sich Hr Julien durch die Ent-räthselung der chinesischen Transcriptionen erworben hat, verdienen auch die von ihm voraus-

gesandte Skizze von Hiouen-Thsang's Reise (S. XL), so wie die Menge von Mittheilungen aus dem Reiserwerk selbst in den beigegebenen Documents géographiques sur les pays mentionnés dans l'histoire de la vie et des voyages des Hiouen-Thsang von S. 351 — 461, der Appendice S. 463—466, in welchem die in ihr beschriebenen Länder mit genauer Scheidung der von ihm selbst besuchten und der nach Berichten beschriebenen aufgezählt werden, und endlich die mannigfachen Bemerkungen und Berichtigungen früherer hieher gehöriger Arbeiten eine dankbare Erwähnung. Allein so sehr wir uns auch durch die vorliegende Gabe zu Dank verpflichtet fühlen, so betrachten wir sie doch nur als den Vorläufer der versprochenen Bearbeitung des eigentlichen Reiserwerkes selbst, dessen hohe Bedeutung durch jede Mittheilung daraus immer stärker in die Augen springt und seinen fortdauernden Mangel als eine weitklaffende Lücke in der Geschichte oder vielmehr Kunde von Asien überhaupt immer mehr erkennen läßt.

Theodor Benfey.

H a l l e

G. G. M. Pfeffer 1854. Gotthold Ephraim Lessing als Theologe dargestellt von Carl Schwarz, außerordentl. Professor der Theologie an der Universität Halle. 232 S. in Octav.

Mit Lessing und Semler beginnt diejenige Periode des deutschen Protestantismus, welche man, zum Unterschiede von der vorhergehenden Periode des symbolischen Protestantismus, die Periode des wissenschaftlichen Protestantismus nennt. Beide Perioden haben ihr geschichtliches Recht, aber ihre

gegenseitige Beziehung und Stellung zu einander ist bis jetzt so wenig aufgeklärt und festgestellt, daß die eine Partei den symbolischen, die andere den wissenschaftlichen Protestantismus negiren will. Die leider mit der Entstehung des wissenschaftlichen Protestantismus unter den Theologen eingetretene Spaltung zwischen Rationalisten und Supernaturalisten hat sich seit dieser Zeit nicht nur nicht ausgeglichen, sondern im Gegentheile zu unserer Zeit zu einer solchen Schärfe, ja Erbitterung gesteigert, daß jede Partei ihren Standpunkt bis zur Vernichtung des andern behaupten und durchführen zu wollen scheint. Was aber am Ende bei dieser Richtung herauskommt, das läßt sich in der That leicht einsehen. Ist unser Protestantismus so gestellt, daß seine Parteien, die gleiches geschichtliches Recht für sich haben, es auf eine gegenseitige Aufreibung absehen, dann ist die Parteilucht sein Wesen selber, dann ist er am Ende weiter nichts als ein sich selbst zerstörender Auflösungsproceß. Indessen zeigt eine reifliche Würdigung der Gründe, welche den Protestantismus in das Leben eingeführt und seine weitere Entwicklung veranlaßt und regiert haben, eine ganz andere Bestimmung desselben, als dieser Parteilust, eine wesentliche Bestimmung desselben zur Begründung einer neuen positiven Gestaltung der deutschen Verhältnisse. Die rechte Lösung dieser wichtigen Frage hängt natürlich von der richtigen Beurtheilung derjenigen Männer ab, welche den Geist der Nation bedingt haben und noch bedingen.

Der Verf. arbeitet an einem größern und lange vorbereiteten Werke über die Geschichte der Theologie in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, und schickt diese Schrift als einen ausführlichen Abschnitt aus demselben voraus, weil

Lessing, als der geistige Höhepunkt auch für die theologische Entwicklung des achtzehnten Jahrhunderts, eine solche Hervorhebung verdiene. Wenn Verf. weiter über seinen Standpunkt, aus welchem er Lessing's Thätigkeit auf dem Gebiete der Religionswissenschaft beurtheilt, sich dahin ausspricht, daß Lessing's Kritik darin der echten Art war, daß sie nicht allein trennend, sondern auch verbindend, nicht allein verneinend, sondern auch aufbauend sich erwies, daß sie mehr war als sichtender Verstand, Sonderung des Unzusammengehörigen, Auflösung der Verwirrungsknoten, daß sie zugleich combinatorische Thätigkeit, Auffpürung überraschender Verbindungen, Divination verborgener, dem gewöhnlichen Auge entzogener Zusammenhänge, mit einem Worte höhere combinatorische Kritik war, daß in derselben überall das Bestreben bemerkbar ist, nicht allein die Irrthümer zu zerstören, die falschen Autoritäten von ihrem Throne zu stoßen, sondern zugleich, durch diese Hinwegräumung des ganzen Schuttes der Vorurtheile und Verwirrungen Raum zu gewinnen für die Keime des Bessern, neue und festere Gedankengrundlagen zu legen, auf Ideale hinzuweisen, Fernsichten zu eröffnen in bis dahin unbekanntere Räume; daß sich darin die wahrhaft conservative oder besser die ethische Richtung derselben zeige, daß sie nie mit der Negation aufhöre, nie an der Zerstörung als solcher Gefallen finde, sondern immer zugleich ein Ideal hinstelle, an welchem sich der Geist erheben, dem er nachstreben solle, so geht einen über dieses tiefe und gesunde Urtheil von dem Bestreben des großen Mannes, den man häufig als Freigeist verschrien hat, eine wahre Freude an. Ueberläßt man sich aber der Freude, die Ideen des großen Geistes auf eine

Weise dargestellt zu sehn, um einem positiven Stande der deutschen Verhältnisse zur Grundlage zu dienen, so wird diese Freude plötzlich verbittert, wenn man den Verf. auf einmal in den entgegengesetzten Standpunkt umschlagen sieht, und Lessing deshalb rühmen hört, weil er in Nichts Dogmatiker gewesen sei, und es vielleicht nie einen Menschen gegeben habe, der so sehr wie er vor überlieferter Wahrheit auf der Hut gewesen, so sehr wie er das prüfende und analysirende Urtheil an Alles gelegt, was er zu seinem geistigen Eigenthume erhob, weil er in dieser Unerbittlichkeit des prüfenden Geistes, der keine äußere Schranken anerkennt, mit welcher Autorität sie auch umgeben sein mögen, echter Protestant, ja recht eigentlich der Repräsentant des fortgebildeten, über das Lutherthum und den Altprotestantismus hinausgehenden Protestantismus war, weil er daher auch diesen Prüfungsgeist zum Wesentlichen und allein Auszeichnenden des Protestantismus machte, und meinte, wenn man demselben wehren wolle, noch weiter in sich selbst zu wirken, und alle heterogene Materie von sich zu stoßen, werde die protestantische Kirche auf einmal ebenso weit hinter dem Papstthume sein, als sie jemals noch vor ihm gewesen, weil ihm endlich das unbedingte Recht der Prüfung, die Freude an ihr und das unendliche, nie am Ziele anlangende Streben derselben so sehr als das Höchste galt, daß die fertige Wahrheit und der ruhige Besitz derselben ihm unmittelbar mit dem Tode selbst zusammenfiel. Erfüllt von dieser auf den absoluten Zweifel gegründeten Kritik wendet er sich gegen Strauß und wirft ihm vor, seine Kritik endige mit beidem zugleich, mit dem Nihilismus und dem philosophischen Dogmatismus, aus dem leeren Nichts stürze er sich zu

seiner eigenen Beruhigung in die Hegelsche Formel, und diese falle wieder naturgemäß in das Nichts zurück, er sei also nicht zu sehr Kritiker, sondern zu wenig, er sei nur Kritiker gegen eine bestimmte theologische Tradition, nicht aber gegen sich selbst und gegen die philosophische Tradition, welche wahrlich der Kritik gar sehr bedürfe. Nach diesem Standpunkte des Verfs wäre Lessing's Kritik durch und durch verneinender Art gewesen, hätte sich dieselbe nicht nur gegen alles Positive als solches gekehrt, sondern auch mit der Selbstaufreibung des eigenen Subjects geendet. Der Epoche machende Geist kommt zu seiner Zeit eben so wohl zu einem klaren Bewußtsein der Weltanschauung, für welche er zu wirken sich berufen fühlt, als auch zu einer bestimmten Einsicht des Standpunktes, von welchem aus er für seinen Beruf thätig zu sein am ersprießlichsten erachtet. Ein solcher Geist ist auch Lessing gewesen, nur war sein Genius weit kräftiger, fruchtbringende Ideen zu bilden, als sein Verstand verständig genug war, den Ideen die praktische Anwendung zu geben. Darin hat es Lessing versehen, und daher kommt es, daß man ihm eine zerstörende Richtung beilegen kann, wenn man hierauf das Gewicht legen will. Man muß seine Ideen nicht in der Art, wie er sie selbst anwandte, sondern in ihrer geschichtlichen Beziehung nehmen. Der große Geist hat sich selbst nicht verstanden; darin liegt aber wahrlich kein Grund, weshalb wir ihn auch mißverstehen sollen, zumal der Zeitraum, der zwischen ihm und uns in der Mitte liegt, groß genug ist, um ihn richtig verstehen und würdigen zu können. Der Verf. hat uns auch selbst durch sein erstes Urtheil nicht ohne alle Hoffnung dazu gelassen, und wir wollen sehen, wie weit er bei

der Behandlung der einzelnen Gegenstände sich durch dieses erste, oder auch das zweite und letzte Urtheil hat bestimmen lassen.

Lessing's theologische Untersuchungen erstrecken sich auf den Ursprung der heiligen Schrift, die Stellung der heiligen Schrift zur Kirche und die Auffassung einer göttlichen Offenbarung. Die orthodoxe Lutherische Dogmatik setzte den göttlichen Ursprung der Schrift ohne ihn zu erklären, womit die Wissenschaft sich nicht zufrieden stellen konnte, da sie erst den menschlichen Ursprung der Schrift begriffen haben muß, bevor sie den göttlichen erklären kann. Gegen die dogmatische Ansicht von der Schrift behaupteten die Freigeister eine trügerische Erdichtung derselben, wie unter andern auch die von Lessing herausgegebenen Wölfenbüttler Fragmente thaten. Dagegen stellte sich Lessing auf den Boden der historischen Kritik und gab im Jahre 1778 die Schrift „Neue Hypothese über die Evangelisten als bloß menschliche Geschichtschreiber betrachtet“ heraus, worin er über den Ursprung der drei ersten kanonischen Evangelien folgende Hypothese aufstellte. Bei den Nazarenern des vierten Jahrhunderts findet sich ein chaldäisch-syrisches Evangelium, welches bei den Kirchenvätern bald unter dem Namen: Evangelium der Apostel, bald unter dem: Evangelium der Hebräer, bald unter dem: Evangelium des Matthäus vorkommt, und als zu den Zeiten der Apostel oder kurz nachher geschrieben angesehen wird. Die Annahme liegt nahe, daß die ältesten Nazarener sehr früh, sehr bald nach dem Tode Christi eine geschriebene Sammlung von Nachrichten hatten, welche Christi Leben und Lehre betrafen, und aus den mündlichen Erzählungen der Apostel und aller derjenigen Personen erwach-

sen waren, welche mit Christo in Verbindung gelebt. Diese erste Sammlung mochte zu Anfang sehr gering von Umfang sein; sie wurde dann gelegentlich von mehr als Einem vermehrt, von mehr als Einem mit Freiheit abgeschrieben, bald in etwas verlängert, bald in etwas verkürzt, bald in etwas verändert. Als das Christenthum auch unter den Heiden verbreitet wurde, fand man nöthig, von jener nazarenischen Quelle Auszüge und Uebersetzungen in die griechische Sprache zu machen. Die ersten dieser Auszüge, die ersten dieser Uebersetzungen machte Matthäus, und wenn alte Nachrichten sagen, sein Evangelium sei ursprünglich hebräisch geschrieben, so schrieb er, was er schrieb griechisch, aber zog es aus einer hebräischen Quelle. Und so sind die Evangelien des Matthäus, Marcus und Lucas nichts als verschiedene Uebersetzungen der hebräischen Urkunde des Matthäus. Verf. billigt die Kritik Lessing's, weil sie ein historisches Factum zur Basis nehme, ein Evangelium, von dem uns noch immer wenn auch nur schwache Ueberreste geblieben, und das wir aus den Citaten der kirchlichen Schriftsteller des ersten und zweiten Jahrhunderts wenigstens annähernd zu reconstruiren vermöchten, und so sei denn auch die neueste Evangelien-Kritik der Tübinger Schule wieder bei Lessing angekommen, und habe seine Hypothese von einem ältesten Hebräer- oder Nazarener-Evangelium, das unsern kanonischen Synoptikern vorangegangen und zu Grunde gelegen, namentlich durch eingehende Untersuchungen über die Denkwürdigkeiten Justin's und das in den Clementinen citirte Evangelium bestätigt und fester begründet. Wenn aber der Verf. im Sinne der genannten Schule weiter bemerkt, daß unsere kanonischen Evangelien dadurch,

daß sie den primären Charakter verlieren, auch den göttlichen verlieren, daß unsere Evangelien, seien sie Producte einer sehr abgeleiteten und mechanischen, durch mehrere Hände hindurch gegangenen Thätigkeit, auch ganz dem menschlich-historischen Pragmatismus verfallen seien, und die göttliche Assistenz nichts als eine die Wahrheit verdeckende Phrase sei, so würde die Kritik den menschlichen Ursprung der Schrift in einem schlecht-hin unkirchlichen Sinne auffassen. Dazu nöthigt aber der Stand der Sache keinesweges, sondern die besonnene historische Kritik führt allein darauf, daß die christliche Religion nicht, wie der Islam, auf den Buchstaben eines Buches, sondern auf die That und das lebendige Wort gegründet ist, und daß die schriftstellerische Thätigkeit in derselben nur eine untergeordnete Stellung einnimmt, daß aber dieselbe, wie That und Wort, welche darin aufgezeichnet sind, unter einer außerordentlichen göttlichen Leitung entstanden ist, welche darin, daß der schriftstellerische Proceß ein zufälliger gewesen zu sein scheint, nicht verdunkelt, sondern vielmehr in das rechte Licht gesetzt erscheint.

Lessing's theologische Untersuchungen erstreckten sich zweitens auf die Stellung der heiligen Schrift zur Kirche. Die orthodoxe Lutherische Dogmatik stellte die heilige Schrift zur Kirche in ein solches Verhältniß, daß die Kirche von derselben unbedingt abhing. Ist aber das Bestehen der Kirche durch die Schrift bedingt, so ist die Kirche entweder dem Wechsel der Auslegung der Schrift preisgegeben und fällt früher oder später zusammen, oder die Kirche gestattet, um ihre Existenz sicher zu stellen, nur Eine oder eigentlich keine Auslegung der Schrift, und legt dem Geiste eine naturwidrige Fessel an. In dieses Dilemma war

die Lutherische Kirche wirklich hineingerathen. Lessing redete nicht in seinem Namen allein, sondern in dem Namen Vieler zu seiner Zeit, wenn er dem damaligen Vorseher der Lutherischen Orthodorie, dem Hauptpastor Göze in Hamburg sagte, wenn er es dahin bringe, daß die Lutherischen Pastores Päpste würden, daß sie vorschreiben könnten, wo man aufhören solle in der Schrift zu forschen, daß sie dem Forschen, der Mittheilung des Erforschten Schranken setzen dürften, so sei er der Erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertausche. In seinem Streite mit dem Hauptpastor, welcher biblische Kritik und freie Auslegung der Schrift für Feindschaft gegen die christliche Religion ausgab, lag es Lessing nahe, die Behauptung, welche schon damals von Vielen aufgestellt wurde, geltend zu machen, daß das Wesen des Protestantismus eben in der schrankenlosen Freiheit der Auslegung der Schrift durch das Subject bestehe. Davon war aber Lessing weit entfernt und betrat einen ganz andern Weg, um das Recht der Kritik und freien Auslegung der Schrift sicher zu stellen. Er erwies aus der Geschichte, daß die regula fidei und nicht die Schrift die Norm der Glaubenswahrheit sei. Der spätere Ursprung der neutestamentlichen Schriften, die noch spätere und immer nur beschränkte Verbreitung derselben, endlich die erst im vierten Jahrhunderte stattfindende Sammlung der einzelnen Schriften zur Einheit des Canon, das Alles zeuge deutlich dafür, daß diese Schriften nicht die Quelle des kirchlichen Glaubens sein können. Die Schriften des N. T. seien nur als Belege der Lehre, nicht als die eigentliche Quelle derselben betrachtet worden. Das eigentliche Fundament des Beweises, die Norm

der christlichen Lehre sei allein die *regula fidei*. Die *regula fidei* sei gewesen, ehe noch ein einziges Buch des N. T. existirte, sie sei sogar älter als die Kirche. Diese *regula fidei* hätten schon die ersten Christen bei Lebzeiten der Apostel gehabt, und von ihnen sei sie dann zu den nachfolgenden gekommen, bei denen sie, wenigstens in den vier ersten Jahrhunderten, für vollkommen hinlänglich zum Christenthum gegolten habe. Schon wenn man berücksichtigt, welches Studium Lessingen diese Behauptung, welche er unter andern auch gegen einen Franz Walch zu vertheidigen hatte, kostete, so erscheint die Meinung des Verfassers, dieselbe habe mehr einen antithetischen als einen thetischen, mehr einen polemischen als einen dogmatischen Werth, und Lessing habe damit eigentlich nur sagen wollen, daß er sich, wenn man entweder Schrift oder Tradition als Quelle und Norm der christlichen Wahrheit erklären wolle, lieber für Tradition als Schrift entscheiden werde, als sehr unwahrscheinlich. Vielmehr erscheint Lessing That und lebendiges Wort, mit und neben der Kirche in dem apostolischen Symbole als positiv gesetzt, als festeres und natürlicheres Fundament der Kirche, als der von der Auslegung abhängige Buchstabe der Schrift, und daß ein solcher Geist auf eine solche Behauptung gekommen ist, kann für die neuere Geschichte des Protestantismus keinesweges als gleichgültig angesehen werden.

Lessing's theologische Untersuchungen erstreckten sich endlich auf den Begriff der Offenbarung. Während die Lutherische Orthodoxie den Begriff einer übernatürlichen Offenbarung Gottes dahin bestimmte, daß dieselbe in der Verfertigung eines Buches, dessen Buchstaben göttliche Autorität zugeschrieben wurde, ihren Abschluß bekam, faßte

Lessing dieselbe als eine That der göttlichen Liebe, als eine göttliche Erziehung des menschlichen Geschlechts auf, und veröffentlichte diese Ansicht in der 1780 herausgegebenen Schrift: „Erziehung des Menschengeschlechts.“ Das *N. T.* war ein Elementarbuch für das Alter der Kindheit. Ein Elementarbuch für Kinder darf gar wohl dieses oder jenes wichtige Stück der Wissenschaft oder Kunst, für welches die Fähigkeiten der Kinder noch nicht entwickelt sind, übergehen. Auch verehrte das jüdische Volk seinen Jehovah noch mehr als den mächtigsten, denn als den weisesten, fürchtete ihn mehr, als daß es ihn liebte. Diese Begriffe wurden nun erweitert, veredelt, berichtigt durch die spätern Schicksale, namentlich durch die Gefangenschaft unter den Persern. Wenn früher die Offenbarung die Vernunft des jüdischen Volks geleitet hatte, so erhellte nun die Vernunft seine Offenbarung. Beide leisteten sich einen wechselseitigen Dienst. Das in die Fremde geschickte Kind sah nun Kinder, die mehr wußten, die anständiger lebten, und sagte sich beschämt, warum weiß ich das nicht auch? So kehrten die Kinder aus dem Exil gebessert und erleuchtet zurück. Namentlich wurden sie während ihres Aufenthalts unter den Chaldäern und Persern mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele genauer bekannt, noch vertrauter in den Schulen der griechischen Philosophen in Alexandrien. Denn im *N. T.* waren nur Vorübungen, Andeutungen, Fingerzeige zur Unsterblichkeitslehre gegeben. Aber grade in solchen Andeutungen und Fingerzeigen besteht die positive Vollkommenheit der Elementarbücher, während die negative darin sich zeigt, daß der Weg nicht versperrt wird. Das war die Bedeutung des *N. T.* Es war ein Elementarbuch für

das Alter der Kindheit. Aber eben nur für dieses Alter ist ein solches Buch gut und brauchbar. Wird die Menschheit weiser, so ist die Beibehaltung von jenem nur schädlich, sie führt zu einer falschen gequälten allegorischen Exegese, sie bildet einen kleinen und spitzfindigen Verstand aus. Das war der Fall in der spätern jüdischen Theologie, der Art war die Behandlung des A. T. durch die Rabbinen. Es mußte ein besserer Pädagog kommen, er mußte dem Kinde das alte Elementarbuch aus den Händen reißen. Christus kam. Das Kind wurde Knabe und zu dem zweiten großen Schritte der Erziehung reif. Christus war der erste zuverlässige praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele. Das N. T., das zweite bessere Elementarbuch, hat den menschlichen Verstand mehr als alle andern Bücher beschäftigt, mehr als alle andern Bücher erleuchtet. Wenn Lessing weiter sagt, daß die Menschheit dieses Buch eine Zeit lang für das non plus ultra seiner Kenntnisse hielt, weil das doch jeder Knabe von seinem Elementarbucho halte, so lenkt er doch ein und ermahnt den fähigen Schüler, sich selbst vor Allem zu prüfen, ob das, worüber er hinaus zu sein meine, nicht mehr sei, als wofür er es halte, ob die Lehre von der Dreieinigkeit sich nicht auch vor der Vernunft bestärke, daß Gott nicht Eins sein könne, wie das endliche Ding es ist, daß sein Sichdenken ein reales Sichgegenüberstellen, eine Verdoppelung seiner selbst sei, ebenso die Lehre von der Erbsünde, da der Mensch auf der ersten, niedrigsten Stufe seines Seins nicht so schlechterdings Herr seiner Handlungen sei, daß er dem moralischen Gesetze folgen könne, endlich ob nicht in der Lehre von der Genugthuung eine Wahrheit liege, daß Gott

den Menschen die Uebertretungen in Rücksicht auf seinen Sohn, gegen den und in dem alle Unvollkommenheit verschwinde, verzeihe. Hier bleiben wir stehen und erblicken in dieser Ansicht Lessing's sowohl in Beziehung auf die Dekonomie der Schrift, als auch in Beziehung auf die Stellung der Kirche zur religiösen Entwicklung der Menschheit eine eben so anregende als fruchtbare Idee, und sehen es dagegen als eine Abirrung vom rechten Wege an, wenn er von einem neuen und ewigen Evangelium, einer dritten Periode der Menschheit sprach, und in seinem Aufsatze „Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religionen“ unter einer geoffenbarten Religion eine solche verstand, die ihre Autorität auf einen Religionsstifter und ihr Bestehen auf conventiönelle Einrichtungen stütze, indem wir den Standpunkt des Verfassers nicht theilen können, daß zuletzt ein natürlicher Zustand der Humanität das wahre Glück des menschlichen Geschlechts begründen könne und werde.

Holzhausen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 8. Januar 1855.

S a m b u r g

bei Hoffmann und Campe 1854. Vermischte Schriften von H. Heine. Erster Band: Geständnisse.

Eine Unzahl von Tagesblättern hat sich der Heine'schen Geständnisse wie eines willkommenen Raubes und eines Leckerbissens bemächtigt, als solchen ihrem Publicum sie vorgesezt, sie abgedruckt pur et simple, obgleich sie sehr Vieles verletzen, namentlich das sittlich-religiöse, das christliche Gefühl, und recht muthwillig beleidigen und verhöhnern.

So viel uns bekannt geworden, hat — es ist bezeichnend — nur ein einziges der verbreitenden Blätter, die Allgemeine Zeitung, nachdem sie copiose Auszüge geliefert, gefühlt, daß Gegenrede und Protest nicht fehlen dürften und den Muth dazu gefunden, auch gegenüber ihrem alten Mitwirkenden.

In ihrem protestirenden Artikel über H. Heine wird Eingangß gesagt: „Wir haben dem Pariser Berichtfinde in der Rue d'Amsterdam mit großer Liberalität unsre Spalten geöffnet und dafür sind

wir unsern Lesern die Motive einstweilen schuldig geblieben.“ Die letztern werden dann geliefert in einer Kritik Heine's und seiner Geständnisse, welche Anerkennung und Verurtheilung enthält, sehr großes und reichliches Lob spendet, Alles zusammen genommen aber doch der Art ist, daß wer sie schmeichelhaft finden oder sich ihrer freuen wollte ein Uebermaß von Eitelkeit und Selbstgefälligkeit in sich bergen müßte.

Weder diese Kritik soll hier wieder kritisiert werden, noch ist es Absicht, ein umfassendes Urtheil über Heine oder dessen Geständnisse zu liefern, zu deren Kennzeichnung Kritik eines Stückes genügt. Wir beschränken uns deshalb auf einige Bemerkungen zu dem, was Heine in den Geständnissen über die Juden und das Judenthum gesagt — zur Bewunderung andächtiger und lobsingender christlicher Leser und Urtheiler gesagt hat. Oder vielleicht doch nicht christlicher, sondern jüdischer, oder doch größtentheils jüdischer Urtheiler? Wer kann es wissen? Denn wie Heine in den Geständnissen sagt, die jüdischen „Ritter Gottes“ hätten gewöhnlich „mit niedergelassenem Bisir“ gekämpft, so daß die Geschichte selten ihre Namen aufgezeichnet: — ebenso schreiben die jüdischen Ritter der Tagespresse gewöhnlich anonym in die Blätter und loben sich unter einander, „mit niedergelassenem Bisir“ oder auch mit simulirten christlichen Feldzeichen und Farben. Und in derselben Weise pflegen sie zu kämpfen, namentlich in ihrem antichristianistischen Turnier und Miniren, indem sie — nur selten das Christenthum geradezu und offen angreifend, was sie in den älteren und mittleren Jahrhunderten weit öfter thaten — indem sie, sagen wir, wiederum zumeist auf seitwärts liegenden Gebieten als Philosophen,

Politiker, Aesthetiker, Poeten u. die christlich=ethischen und religiösen Grundanschauungen, Dogma, Kirche, christliche Staats- und Lebensordnung oder deren Grundlagen und Säulen weniger direct bestürmen als durch Unterwühlen, Zersezzen, Auflösen zum Wanken zu bringen suchen. Sie operiren dabei in steter Gemeinschaft mit den Vertretern der antichristianistischen Elemente innerhalb der christlichen Welt. Mit diesen participiren sie an den Vortheilen des Angreifenden als solchen, an dem Vortheile des Scheines oder der Glorie der Freisinnigkeit und Tapferkeit, womit es denselben leicht wird sich zu umgeben, und auf die Abwehr und die Abwehrenden den Schein und das Odium des Liberalen oder Unnobeln zu werfen. Deshalb steht es so mißlich um die Abwehr ihrer Angriffe, deshalb haben diese so vielen Erfolg — die Angriffe eines „mit niedergelassenem Bistir“ kämpfenden Feindes, der überall und nirgend ist.

Eben die Heine'schen Geständnisse und deren Aufnahme zeigen den vorgeschrittenen guten Stand des jüdischen Antichristianism, wie viel er sich herausnehmen zu dürfen glaubt und herausnehmen darf. H. Heine hat rüstig mitgethan im jüdisch=antichristianistischen Turniren und Miniren; jetzt hebt er — seltsam genug, da er eben von seinem Christgewordensein spricht — offen, keck, stolz, ja hochmüthig und prahlend die Fahne des Zudenthums hoch über das Christenthum empor und ist voll des Ruhms seiner jüdischen Abstammung als der edelsten der Welt, alle anderen Stämme gegenüber dem israelitischen tief herabsetzend — vielleicht vertrauend, daß die Gegenrede ausbleiben oder leicht zum Schweigen gebracht verhallen werde.

Wir versuchen es mit der unsrigen. Voran stehe unser kurzer Protest dawider, daß mit dem gewöhnlichen Kunstgriffe in den Fällen, in deren einem wir uns befinden, gesagt werde, wir erheben feindseligen unduldsamen Angriff gegen die friedlichen hart verfolgten jüdischen Mitgenossen am deutschen Volke und Staate. Es gilt nicht gegen „die“ Juden, sondern gegen die Insolenz eines derselben, der sein Volk über das christliche erhebt, und nicht gegen das Judenthum, sondern gegen dessen „Lügen“ — wie sich ein christlicher Ritter Gottes, deren es mit Gunst doch noch gibt, und der nicht mit niedergelassenem Bistir, sondern stets auf seine Gefahr mit seiner Persönlichkeit eintretend kämpfte, Luther nämlich, ausgedrückt hat — und bezüglich gegen Glauben und Verbreiten dieser Lügen; nicht eine Provocation ist unser Zweck, sondern die Antwort auf eine solche. Wo jene eine Statt gefunden, wird doch auch diese statthast sein. So friedliebend sind wir freilich nicht, daß wir um des lieben Friedens willen uns am liebsten ganz still dazu halten möchten, daß man uns in unserm Hause höhnt und höhrend das Oberste zu unterst zu kehren trachtet.

Die „Geständnisse“ in den Tagesblättern durch Abdruck verbreitend, auch commentirend in panegyrischem Sinn, findet man — dies und dergleichen ist uns mehrfach begegnet — Heine, dem es so wunderbar gelungen, einzelne Seiten des jüdischen Lebens poetisch zu gestalten, der Geständniß-Heine habe „tiefe Blicke in das Wesen des Judenthums geworfen“ u. dgl. Und sehr bemerkenswerth fällt hier die einzige Stimme, die sich bei dem Anlaß wider Heine erhoben, in den lobsingenden Chor aus voller Kehle mit ein. Auch der

Urtheiler der Augsburgerin hat „mit Bewunderung gelesen, was Heine vom Alten Testament und vom außerkorenen Volke sagt“, schätzt hier nicht bloß die „Specialität“, sondern achtet auch „den Durchbruch der historischen, der unverlöschlichen und einer ethischen Empfindung“; Heine erwärme dann wirklich in innerer Gluth und diesem Feuer entquelle „Prophetenkrast“. Alles Andere zwar sei mühsam abgequält und eronnen, daß jedoch, obschon allein, sei „Heinrichs Stimme“. Wir meinen, eben auch daß sei mühsam abgequält und eronnen.

Derselbe Urtheiler, der „den Juden alle Freiheiten gönnt und ihre Reider haßt“, rügt sodann stark an den jüdischen Schriftstellern, daß sie die deutsche Litteratur „mit allzu häufigem Gebrauch des Singulars der ersten Person verunreinigten.“ Könnten sie uns nicht die Bekanntschaft mit ihren Werken ersparen, so möchten sie uns wenigstens die unerbetene Nähe ihrer Persönlichkeiten vorenthalten. Kaum habe ein Buch seinen Abgang gefunden, so „führten sie gleich das Publicum in ihr Allerinnerstes und Allersauberstes.“ Börne habe den Unfug angefangen und zuerst dem Publicum den Betrag seiner Schneiderrechnung verathen; Heine habe uns gezwungen, seinen Levers beizuwohnen und geschwähig seine Familienverhältnisse ausgekramt u. s. f. Am Schluß erklärt dieser Urtheiler, so ungern er hart sei gegen einen Leidenden, besonders gegen einen Dichter der Märchen aus alten Zeiten, das Mitleiden könne nicht aufkommen, wo der Ekel überwältige — Heine verdiene Schonung nicht, „denn mit echt semitischer Spürkraft“ habe er auf das Mitgefühl des Publicums einen Wechsel gezogen, den Wechsel zuerst der Pariser Revue und dann den Herren

Campe in Hamburg präsentirt, die ihn dann wieder diesseits und jenseits des Rheins bei dem nächsten Abonnement oder der nächsten Büchermesse einkassirten.“

Bei so unverholener Rüge sollte man um so eher glauben, daß die erwähnte Bewunderung ihren guten Grund haben müßte. Allein sie ist gerade umgekehrt gänzlich grund- und bodenlos und deshalb ziemlich seltsam. Eben was Heine vom Alten Testamente und auserkornen Volke sagt, ist, obgleich er darin eine Specialität, äußerst schwach, halbwisserlich, unhistorisch und weiter höchst ungebürlich und allen Nichtisraeliten gegenüber unsäglich anmaßend; daneben aber freilich auf Captivirung ganz gut berechnet und insofern des herausgeforderten Widerspruchs werth. Die gedachte Rüge ließ sich wohl kaum zurückhalten und an Heine war dadurch nichts mehr zu verderben. Jeder weiß es und sagt, daß „Heinrich“ von Anfang und alle Zeit auf das Publicum und dessen Gefühle speculirt und mit seinen eignen Gefühlen ein freches Spiel und schänden Schacher getrieben hat.

Er gibt, jetzt seine religiösen Gefühle auskramend, Geständnisse „zur Erklärung des Einflusses, den das Lesen der Bibel auf die weitere Entwicklung seiner Ansichten geübt.“ Er verdanke diesem Buche die Wiederkehr seines religiösen Gefühls, und es sei ihm seitdem sowohl eine Quelle des Heils als ein seiner höchsten Bewunderung würdiges Meisterwerk geworden. Indes sei namentlich der letzte Theil der Bibel — das Neue Testamente — für ihn noch nicht ganz klar, wogegen er sich schmeicheln zu dürfen glaube, im Alten Testamente den Charakter Moses richtiger aufgefaßt zu haben. „Welch' riesenhafte Persön-

lichkeit! Ich kann mir nicht denken, daß De, der König von Basan größer gewesen ist. Wie klein scheint der Sinai, wenn Moses auf seinem Gipfel steht! Der Berg ist nur das Fußgestell für den großen Mann, während sein Haupt an den Himmel reicht, wo er mit Gott redet. Der liebe Gott möge mir die Sünde vergeben, aber oft ist es mir vorgekommen als wenn er selbst nur der strahlende Widerschein Moses sei, dem er zum Verwechseln ähnlich ist, sowohl in seinem Zorn als in seiner Liebe. Es wäre in der That eine große Sünde, es wäre Anthropomorphismus eine solche Identität Gottes mit seinem Propheten behaupten zu wollen, aber sie haben wirklich frappante Ähnlichkeit.“

Da haben wir die altbekannte Manier, die altbekannte Frivolität, Metapher, poetische Beschreibung des Mosescharakters, dithyrambischen Erguß, einen heinisirten Moses — was man will. Aber man wolle uns dergleichen nicht für eine klare und gesunde, historische und gegenständliche, nicht für eine richtige oder gar richtigere Auffassung des Mosescharakters ausgeben, als Andere sie haben. Vielmehr dürfte darin nur eine „verquälte“ Vorstellung von diesem Charakter, eine überstiegene Bewunderung desselben liegen. Freilich kann man nicht wissen, wie viel man vom hyperbolischen Heine gelten lassen möchte, wie viel oder wenig Deutliches er sich bei seinen Worten gedacht, wie viel Ernstlich-Gemeintes er in die humoristisch-poetische Einkleidung hineingelegt haben will. Er kann sagen, er habe weiter nichts sagen wollen, als daß er den Moses hoch stelle, sehr hoch. Allein das ist nichts Neues. Wer thut es nicht mit ihm? Weder die Geschichtschreiber, noch die Theologen lassen es daran fehlen. Stellt er indeß den

Mosis, wie er es im Grunde thut, obgleich er ihm noch den Sinai zum Fußgestell gibt, in die Wolken, so thut er allerdings mehr als sie — läßt es aber an jedweder irgend festen Basis fehlen.

Heine erklärt in den Geständnissen, die „evangelisch-lutherische Religion“, zu welcher er sich bis dahin mit einer wenig erbaulichen Lauheit bekennt, habe jetzt, da er krank und fromm geworden, keine größere Sympathie bei ihm gefunden; wenn er fortfahre officiell dem protestantischen und evangelischen Glauben anzugehören, so geschehe es, weil derselbe ihn nicht im mindesten genire, eben so wenig wie er ihn früher sehr genirt. Früher habe er den Protestantismus nur nach den Verdiensten zu würdigen gewußt, die auf die Erhebung der Gedankenfreiheit Bezug hätten, jetzt würdige er ihn ganz besonders wegen seiner Verdienste um die Entdeckung und Verbreitung der Heiligen Schrift.

Allein man sieht, auch Studium der „evangelisch-lutherischen Religion“ hat ihn wenig genirt. Hätte er sich damit nur die kleinste Gêne auferlegt, so würde er namentlich erfahren haben, daß eben die „evangelisch-lutherische Religion“ es von Anfang nicht an der vollsten Anerkennung des jüdischen Gesetzgebers und Staatsgründers hat fehlen lassen, und daß insbesondere Luther — der ihm der „mächtige Sappeur“, welcher mit seiner furchtbaren Art den Leibniz, Kant und Hegel habe vorausgehen müssen — daß insbesondre Luther, sagen wir, sein, des gelehrten und frommen H. Heine Vorgänger in der Bewunderung des Charakters Moses gewesen ist, wie er denn vom Letzteren u. a. sagt, er sei so vortrefflich gewesen, „daß er seines Gleichen nicht gehabt unter den Menschen.“

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. 7. Stück.

Den 11. Januar 1855.

S a m b u r g

Fortsetzung der Anzeige: „Bermischte Schriften von H. Heine. Erster Band: Geständnisse.“

Kommen aber vielleicht die gerühmten neuen Entdeckungen und Offenbarungen Heine's nach? Er sagt über Moses ferner, „er habe früher nicht viel auf ihn gegeben, weil er ihm, zu sehr von hellenischem Geiste erfüllt, seinen Haß gegen die Kunst nicht habe verzeihen können. Er habe nicht eingesehen, daß Moses trotz seines Anathems gegen die Kunst doch selbst ein großer Künstler gewesen sei und ein wahres künstlerisches Genie besessen habe. Nur war das künstlerische Genie Moses wie das seiner Landsleute, der Aegypten, vorzugsweise dem Kolossalen und Unzerstörbaren zugewandt und doch unterschied er sich von dem ägyptischen Genie dadurch, daß er seine Kunstwerke nicht aus Ziegeln und Granit aufrichtete, nein, er baute Menschenpyramiden, er meißelte menschliche Obelisken. Er nahm einen armen Stamm von Hirten, knetete ihn in seinen Hän-

den und machte ein Volk daraus, das im Stande war im gleichen Maße den Jahrhunderten Trost zu bieten, ein großes und heiliges und ewiges Volk, ein Volk Gottes, das allen andern Völkern als Muster dienen und sogar als Prototyp der ganzen Menschheit dienen konnte: er schuf Israel. Mit weit größerem Recht als der römische Dichter kann dieser Künstler, der Sohn Amrams und der Wehmutter Dothavit sich rühmen ein Denkmal gesetzt zu haben, dauernder als alle Schöpfungen von Erz.“

Haben sich die ägyptischen Steinbauten so ganz unzerstörbar erwiesen, und worin soll das Kolossale der jüdischen Menschenpyramiden und Obelisken liegen? Ist das Kolossale und Unzerstörbare das höchste Ziel oder die höchste Stufe der Kunst? Sind die ägyptischen Pyramiden und Obelisken und deren Erbauer größerer Bewunderung werth als die Phidias und Raphael und deren Werke? Gehören sie einer bloß zufällig oder mit Unrecht vorübergegangenen, aber zu erneuernden Cultur- und Kunstperiode an? Verschwindet Jesus „Kunstwerk“, das Reich, der Leib Christi, die christliche Kirche, das christliche Volk als so ganz gebrechlich, ephemer und winzig; dieser Bau aus einer Handvoll Juden und Schaa-ren von Heiden zusammengesügt — verschwindet auch dieses Kunstwerk so ganz neben dem Kunstwerke Moses, daß es neben demselben gänzlich ignorirt werden darf? Was ist doch eben bei Moses Volks = Kneten schließlich herausgekommen? Man sollte meinen, statt ungerufen, ohne Noth und Anlaß mit solchem zur Kritik reizenden Rühmen auf den Plan zu kommen, hätte H. Heine lieber darauf denken sollen und genug damit zu schaffen gehabt, so gut als thunlich der Rede, falls

sie etwa laut würde, zu begegnen: — ein Volk voll Einbildungen und Prätensionen besondrer Heiligkeit und Auserwähltheit; ein Volk, das nie recht zu gehorchen, nie frei zu sein verstand, der wahrhaften freien Entwicklung eigensinnig und hochmüthig widerstrebend, stets unbefriedigt einem Messias entgegenharrend und seine Propheten verlachend oder steinigend, den Erlöser kreuzigend; sich elend machend und — den Stoff zum Mythos vom ewigen Juden herleihend, dem ewigen Juden gleichend in seinem unzerstörbaren Fortleben wie in seinem Starrsinn, — aller Lehre und besseren Einsicht, aller bitteren schmerzlichen Erfahrung und der richtenden Geschichte Trost bietend. Lag dies Israel, das Christus widerstrebte wie es Moses widerstrebt hatte, das sich zwar kneten, nicht aber frei bilden ließ, das providentiell berufen, seine providentielle Stellung und Mission gänzlich verkannte — lag dieses Israel in Moses Intentionen, ist dies Israel seine Kunstschöpfung und ist er sonst keines zu rühmen — dann, wahrlich, würde sein Ruhm als ein zweideutiger erscheinen; er möchte selber leicht über diesen Ruhm aus den Wolken fallen, in welche sein ungeschickter Panegyriker ihn gestellt.

Wir sehen Heine gefangen im Wesen des Judenthums, und der Umstand, daß er, nach seiner Weise Christ und fromm geworden und bekenkend, so davon sich wieder fangen ließ, mag einen tiefen Einblick darin gewähren. Seine tiefen Einblicke fehlen. Hätte er sich die „Gene auferlegen“ mögen, sich einigermaßen ernstlich mit dem freimachenden Evangelium, der „evangelisch-lutherischen Religion“ und den Schriften der Urheber derselben zu beschäftigen: sollte er nicht zu einer richtigern und tiefern Auffassung gelangt sein?

Er hat ganz Recht, das Neue Testament ist ihm noch nicht ganz, will sagen ganz und gar nicht klar. Er hat es gelesen und — um seines eigenen Ausdrucks, wo er einst im Uebermuth von beschränkten Lesern sprach — doch nicht erfahren was darin steht. Dem Apostel Paulus, so tief er im Judenthum gesteckt hatte, waren die Offenbarungen Christi über dessen wahres Wesen offenbar geworden. Nicht höher als er es thut kann man die providentielle, die Weltstellung Moses und Israels anschlagen, er aber blickt wirklich in die Tiefe und faßt daher richtig auf, und unser Neuchrist und neuer Apostel Moses und des Judenthums faßt nicht richtig auf, weil er nicht in die Tiefe blickt und es steht schief um seine Auffassung, weil er freilich die Laufe, aber doch „kein Christenthum hat.“ Er sieht nicht was der Heidenapostel sah, die geschichtliche und providentielle Bedeutung und Stellung Christi und des Evangeliums, den so klaren als tiefen Zusammenhang der Erscheinung des Erlösers und der Verkündung des Evangeliums mit Moses und dem Gesetz. Auf dem Apostel fußend sahen dann auch „die Urheber der evangelisch=lutherischen Religion“ klar und tief hinein, und stellten deshalb gleich ihm jenes Israel als abschreckendes und warnendes Beispiel eines gottbegnadigten und ungöttlichen, dem unverstandnen Gotteswillen in hochmüthigen Einbildungen pharisäischer Gerechtigkeit hartnäckig widerstrebenden Volkes dar, statt dieses Israel als ein Muster für alle Völker und ein Prototyp der ganzen Menschheit zu rühmen und anzupreisen. Sie präcisirten und rühmten die hohe Bedeutung der Gesetze und Institutionen, der Mission des jüdischen Gesetzgebers „auf die verheißene Zeit“, thaten es aber, auf daß, wie Lu-

ther sagt, die Evangelischen „einen aufrichtigen, sichern, freien, unterschiedlichen Verstand hätten zwischen Mose und Christo“, und auch um der Juden willen, „die da wollen, daß Moses durch die ganze Welt herrschen und daß von Jedermann seine Gesetze gehalten werden sollten.“ Sie waren daneben von einigem theologischen Vorurtheil — das jedoch Moses, dem Judenthume und den Juden auch sehr zu Statten kam nicht frei, dies Vorurtheil hat die neuere Theologie und Historiographie abgestreift und entfernt. Von dem Allen hat aber Heine nichts erfahren. Er urtheilt zum Theil ganz falsch, und sofern er richtig urtheilt, sagt er nur barocker und schlechter was Andre besser gesagt haben. Weil er aber so wenig gelernt hat und weiß, gibt er seine Schülerweisheit als große Neuigkeit. Und von dem was er nicht erfahren, haben auch Jene nichts erfahren, die seine Aussprüche bewundern — Aussprüche, die man ihm freilich viel weniger zu verargen hat, sofern er, hinter christlichem Bisir als litterarischer Commis des Judenthums auftretend, richtig rechnen konnte, daß so viele gute Leute bei der Hand sein würden, seine dreisten Unpreisungen seiner Waare als wahrhaftig zu bekräftigen und freiwillig und beflissen zu colportiren.

Doch noch weiter. Nachdem Moses durch sein Kunstwerk, das Volk Israel, gerühmt worden, kommt sehr natürlich auch letzteres an die Reihe. Heine sagt: Ihr mißachtet die Juden, weil Ihr Euch noch in dem Zustande der Unwissenheit und Befangenheit befindet, aus welchem ich mich losgemacht — werdet wie ich, macht's so wie ich und habt Verehrung der Juden. Er schreibt das zwischen die Zeilen, indem er sagt: so wie den Meister habe er auch dessen Werk, das hebräische

Volk, nie mit der verdienten Verehrung behandelt, woran seine griechisch-heidnische Natur schuld gewesen. (Bei uns wird die germanische und christliche Schuld daran sein). Nun aber habe seine Vorliebe für die hellenische Welt abgenommen; er sehe jetzt ein, daß die Griechen nichts als hübsche junge Leute gewesen, „während die Juden immer Männer waren, mächtige und unbezähmbare Männer, nicht bloß vor Zeiten, im Alterthum, sondern noch bis auf unsre Tage, achtzehn Jahrhunderten der Verfolgung und des Glends zum Troß. „Ich habe sie seitdem richtiger beurtheilen gelernt, und wenn nicht aller Geburtsstolz ein lächerlicher Widerspruch wäre im Munde des Kämpfers für die demokratischen Grundsätze der Revolution, so könnte der Verf. dieser Zeilen sich rühmen, Vorfahren gehabt zu haben, welche dem edlen Hause Israel angehörten, ein Abkömmling jener Märtyrer zu sein, welche der Welt einen Gott gegeben, welche das ewige Gesetz der Moral verkündet und welche wacker gestritten auf allen Schlachtfeldern des Gedankens.“

Heine spricht jetzt geringschätzig und verurtheilend von seiner Vergangenheit und deren verkehrten und nichtigen Bestrebungen. Allein es geschieht nicht in Demuth, sondern in neuer Ueberhebung und zu Zwecken derselben. Er kann es nicht einmal thun, ohne doch noch mit seiner Vergangenheit — als eines „Kämpfers für die demokratischen Grundsätze der Revolution“ — zu kokettiren, während er von seinen Kämpfen gegen den an andern Leuten — dem hannoverschen Adel — so scharf gerügten Geburtsstolz schweigt. Die Reminiscenz legte Persiflage des nun seines jüdischen Vollbluts so stark sich Rühmenden gar zu nahe. Wie steht es aber um den Grund dieses

Selbstruhms? Es ist nicht recht klar, was Heine meint, wo er von dem edlen Hause Israel, den Märtyrern spricht, die „der Welt einen Gott gegeben.“

Ist das jüdische Volk gemeint? — dem gaben Abraham und Moses einen Gott, den eifrigen gestrengen Judengott, und die Juden nahmen ihn nach dem Zeugniß ihrer eigenen Bücher nur widerwillig, fielen gern von ihm ab, gehorchten ihm dann ungern und schlecht und behielten ihn für sich und gönnten der Heidenwelt ihn nicht.

Oder ist Christus, sind die Apostel, die christlichen Märtyrer gemeint, die Stephanus und wie sie weiter heißen? Diese Märtyrer gaben der Welt einen Gott, den Christengott; als sie es aber unternahmen ihn ihrem Volke und der Welt zu geben, da wollte das jüdische Volk, unter der Führung seiner Gelehrten und Obern, welche „Ritter Gottes“ zu sein vermeinten, es nimmer leiden und machte sie zu Märtyrern, bot jedes Mittel der Gewalt und Dialektik auf, die Gottesmission und das Gottgeben des Gekreuzigten und seiner Schüler und Sendboten zu vereiteln. Diese waren es, die vom „edlen“ Hause Israel Verworfenen, die im Verein mit verachteten christlich gewordenen-Barbaren — Gojim — trotz Verfolgung und Glend, das während langer Zeiträume von Heiden und Juden über sie gebracht wurde, der Welt einen Gott gaben. Wie kann doch das feindselig-widerstrebende Israel gerühmt werden, dies gethan zu haben, gethan zu haben was trotz ihm geschah? Oder wie kann man solcher Vorfahren so prahlerisch sich rühmen? Ist es nicht, als wenn die Brüder Joseph's, deren Unbrüderlichkeit freilich die

Folge hatte, daß Joseph ein großer Mann wurde und seinem Volke große Wohlthat erzeugte, weil „Gott gut machte was sie böß gemeint und gemacht“ — als wenn die Brüder Joseph's das Verdienst sich hätten aneignen wollen ihn groß gemacht und Israel vom Hungertode gerettet zu haben? Oder ist es so gemeint, daß Israel der Welt einen Christus und durch ihn, mittelbar, einen Gott gegeben habe? Auch das hülfe nicht aus. Es würde dann gesagt werden müssen: es ist ohne sein Verdienst, ja wider seinen Willen geschehen, und damit würde dennoch sein Ruhm und seines Sohnes Heinrich geburtsstolzer Selbst-ruhm wegen seiner Vorfahren erbleichen. Christ und die Jünger waren allerdings Israeliten; allein schon Paulus sagte: Es sind nicht alle Israeliten, die von Israel sind. Die mögen der Abstammung vom Erlöser und den Jüngern, dem kleinen, leuchtenden Israel, sich rühmen, die das Evangelium aufnahmen; eitel aber ist der Stolz auf die fleischliche Abstammung von dem großen finstern Israel, von Vorfahren, die das Licht des Evangeliums haßten und nicht an das Licht kamen.

Heine's gepriesener Scharffsinn oder Tiefblick in die Geschichte und das Wesen des Judenthums hat Verdienste in diesem, und in den entdeckten Verdiensten wieder neues Material entdeckt, das Unrecht und die Beschränktheit der mittelaltrigen Feindseligkeit gegen die Juden anzuklagen und nicht ohne Vorwurf der heutigen Christenheit vorzuhalten; neues Material, vor letzterer das Volk Israel zu rühmen. Aber es entgeht ihm, daß er, so verfahren wie er es thut, jene Feindseligkeit berechtigt und dieses Rühmen vereitelt, denn ohne Frage muß ebenso viel Recht vorhanden sein, die

Juden wegen der Sünden ihrer Vorfahren zu verdammen als wegen der Verdienste ihrer Ahnen zu glorificiren, und wer das Letztere thut, zum Letzteren das Recht in Anspruch nimmt, der erkennt auch das Recht zum Ersteren an. Und dazu kommt dann, daß die bewunderten scharf- und tieffinnigen neuen Heine'schen Entdeckungen gar keine Neuigkeiten, sondern die wohlbekanntesten Jahrhunderte alten, hundertfach aufgestellten und bestrittenen Behauptungen — „die alten Lügen der Juden“ sind, von Heine nur einmal wieder hervorgesucht, durch ungewöhnliche frappirende Redeform neu aufgepußt, zugestutzt und so der unwissenden oder wenig wissenden gläubigen Menge als nagelneue tiefe Einblicke aufgetischt.

Im Jahre 1538 hatte sich der Urheber der „evangelisch-lutherischen Religion“ zu einer besondern Schrift wider die Juden veranlaßt gesehen und darin das alte Argument Lyra's neu ausgeführt, wo doch bei ihrer Geschichte und ihren Schicksalen das Rühmen ihrer selbst und des ihnen Eignen bleibe. Die Juden vertheidigten das Judenthum und griffen das Christenthum damals dreist und offen an, machten Bekehrungsversuche, auch bei Luther selbst, und wußten Einzelne zum Uebertritt zu bewegen. Nun ließ Luther (1543) seine Schrift „Von den Jüden und ihren Lügen“ erscheinen, worin er gegen den Selbstruhm der Juden und eben die Behauptungen polemisirt, die jetzt bei Heine als neue und tiefe Einblicke in das Wesen des Judenthums gepriesen werden. Er beruft sich auf die, vom Christ gewordenen Heinrich übersehenen oder nicht respectirten neutestamentlichen Urtheile über die Juden und deren Prätenstionen, auf das über Israel ergangene weltgeschichtliche und Got-

tesgericht als auf Zeugnisse wider „ihre Lügen,“ welche sie, erzogen mit „Gift und Groll“ gegen das Christenthum starrsinnig und nicht klug geworden, sondern nur verbittert, stets von Neuem wiederholten. Toll und voll wären sie von Eitelkeit, Hochmuth, Selbstgefälligkeit, stets rachebegierige verstockte Widersacher des gehafteten Christenglaubens und Volkes. Des Rühmens ihrer Abstammung und Geblüts unter tiefster Geringschätzung aller anderen Völker, sei kein Maas und Ende bei ihnen. Er weist hin auf die Engherzigkeiten des Mosaism, wodurch den Juden so falscher und verdammlicher, mit Feindseligkeit gegen alle andere Nationen sie erfüllender Geburtsstolz eingepflanzt worden. Er bezeugt dabei vor der Abstammung der Juden von Abraham und Abraham's von den Patriarchen, Noah u. s. w. einen Respect, welchem das heutige Geschlecht sehr fremd geworden und der nur mit der theologischen Anschauung der ursprünglichen „evangelischen lutherischen Reliquien“ würde erneuert werden können. Aber den Stolz der Juden auf ihre Herkunft will er des ungeachtet nicht gelten lassen, da man sehe, als wie „feine“ Kinder Abraham's sie sich erzeigt. Ganz falsch sei es, aus den ihnen von Gott zu Theil gewordenen Gnaden — denn sie hätten dieselben von sich gewiesen — daraus daß sich Gott zuerst ihnen offenbart, ihnen das Gesetz gegeben — denn sie hätten sich nach dem Zeugniß ihrer eignen heiligen Schriften nur zu schlecht danach gehalten — Grund zum Selbstruhm herzunehmen u. s. f.

Luther polemisirt in der Schrift umständlich gegen Mancherlei, worauf die Juden seiner Zeit ihr Großsprechen stützten, z. B. darauf daß sie Beschnittene wären. Das Alles ist jetzt obsolet,

dies Argument und ähnliche haben die Heine und Genossen wenigstens bis jetzt noch nicht erneuert, so nahe sie daran streifen mögen. Gegen die Wendung alten jüdischen Selbstruhms: die Juden haben der Welt ihren Gott gegeben, weil der Gottesglaube im jüdischen Volke zuerst offenbar wurde und von ihm aus in die Welt ein- drang — gegen diese Wendung alten jüdischen Selbstruhms, die allerdings der Neuzeit, wenn auch nicht eben H. Heine angehört, polemisiert Luther's Schrift zwar nicht, allein man ersieht vollkommen deutlich, was Luther entgegnet haben würde, wenn die Wendung ihm begegnet wäre; seine Antwort darauf steht vollkommen deutlich zwischen seinen Zeilen.

Ähnlich wie mit dem Heine'schen Ruhme der Vorfahren, daß sie der Welt einen Gott gegeben, verhält es sich mit dem andern, daß sie das ewige Gesetz der Moral verkündet, und was den weiteren betrifft, daß sie — bis auf die neueste Zeit — wacker gestritten auf allen Schlachtfeldern des Gedankens, so haben sie in der alten Zeit auch sehr häufig, als finstre Streiter wider den Gedanken gestritten, die Propheten, die Vorkämpfer auf diesen Schlachtfeldern, gesteinigt, sodann den größten Heerführer des Gedankens und seine Unterfeldherren bei den Heiden denunciirt, die usurpatorische Gewalt und den Pöbel gegen sie geheßt und sammt dem Gedanken sie zu vernichten gesucht durch Mittel der Gewalt wie der Lüge, (Lüge und Mord für erlaubt haltend, wie Heine von den *viris obscuris*, den Hochstraten und Consorten sagt) sie verfolgend mit Kerker und Schande — namentlich mit „Peitschenhieben,“ den „sehr unästhetischen Dingen,“ die unsers hellenisch gestimmten Heine „guten Geschmack oft

sehr beleidigten," wenn er die Evangelien und die Apostelgeschichte las. Auch haben sie die neuesten achtzehn Jahrhunderte daher nicht auf gehört, auf den Schlachtfeldern des Gedankens vielfach wider den Gedanken zu streiten, das Verknocherte und Ueberholte gegen das Lebendige, Lebenvolle und Vorgeschnittne vertheidigend, wüsten Talmudism verbreitend, oder, und zwar gewöhnlich „mit niedergelassenem Bisir," den positiven Gedanken zernagend, zerreibend, auflösend in das Nichts der Verneinung, der allernichtigsten Aufgeklärtheit, des Ungedankens. Oft war und ist ihr Streit auf den Schlachtfeldern des Gedankens in Wahrheit nichts als ein Streit von Kämpfern „für die demokratischen Grundsätze der Revolution" und Destruction, und viel ähnlicher Streit, wie ihn Heine und andere Stammesgenossen geführt, ein mehr als zweideutiger Streit, ein Streit „von welchem sich nur allenfalls in einem desperaten Sinne sagen läßt, daß er einer für den Gedanken sei", und in welchem die Kämpfer „Ritter Gottes" nur mit der desperaten Dreistigkeit genannt werden können, womit unser Ritter sich fromm geworden bekennt und ein Ritter vom heiligen Geist erscheinen möchte, während er trotz Taufe und Bekenntniß und Heiligenschein der Frivole und Ungezogene von sonst geblieben ist. Man wird billiger Weise anerkennen was die Juden auch in der neuesten Zeit als Mitstreiter auf den Schlachtfeldern des Gedankens geleistet; aber so geneigt man sein mag dieser Anerkennung Raum zu geben, dürfte doch eine Untersuchung vom deutschen, ethischen, christlichen Standpunkte leicht dahin führen, daß man eben die neueren und neuesten Leistungen der Juden auf jenen Schlachtfeldern

wegen überwiegender Zweideutigkeit, offener Werthlosigkeit oder Schädlichkeit ganz gern entbehren möchte. Nur zu geeignet auf Gedanken und Wünsche dieser Art hinzuführen, sind eben auch die frivolen Kämpfe für den „Gedanken,“ die Heine vorzugsweise im Auge zu haben scheint, um deren Willen er seine Stammesgenossen rühmen zu dürfen glaubt, auf die er, sofern er Theil daran genommen, sich noch immer nicht wenig zu Gute thut, und die er, obgleich er sie verurtheilt, auf die widerwärtigste Weise in den Geständnissen fortsetzt.

Wie einer der alten heidnischen Spötter, wie ein neuzeitiger Voltairist, spricht er davon, ob und wiefern er dem evangelischen Glauben, der protestantischen Kirche angehöre, mischt noch eklektisches, breites, salbungsvolles Gerede über seine religiösen Gefühle und deren Erwachen, sein Bibellesen und das Licht und die Frömmigkeit, die er demselben verdanke, ein, kommt dann auf die Verdienste Israels um die Schrift, und zeigt da dieselbe bloße Halbkunde, dieselbe Einseitigkeit, dieselbe Begriffsverworrenheit oder absichtliche Raubulsterei.

„Denselben Juden, welchen die Welt ihren Gott verdankt, verdankt sie auch das göttliche Wort, die Bibel. Wie sie dieselbe aus der Plünderung Jerusalems retteten, wußten sie sie auch später zu retten, als das römische Reich zusammenbrach und die Völker des Nordens auf den Trümmern der alten heidnischen Welt eine neue gründeten, ebenso barbarisch wie sie selbst. Die ganze tumultuarische Periode, welche wir die Völkerwanderung nennen, und das ganze Mittelalter, die Zeit des Aberglaubens und des Raubes hindurch, bewahrten die Juden, obwohl unaufhörlich

geplagt und in der Qual einer fortgesetzten Flucht, dennoch unverfehrt das ihnen anvertraute köstliche Gut, die heilige Schrift, bis zu dem Tage, wo der Protestantismus erschien und sie bei ihnen aussuchte, um sie in die Sprachen aller Länder zu übertragen und über die ganze Welt zu verbreiten.“

Dies Letztere ließ sich vor Niemanden verstecken. Was sich aber vor den Ignoranten, den Halbwissern und Halbgebildeten, den Gedankenlosen und denen, die in der abgestandenen Anschauung vom Mittelalter als der „Zeit des Aberglaubens und des Raubes“ leben, verstecken ließ, das wird auch versteckt, z. B. daß in der barbarischen finstern Zeit doch auch die barbarische Kirche, daß insbesondre die finstersten Nester des Aberglaubens, die Klöster, die heilige Schrift aufbewahrten, ja sogar übersehten und commentirten — und zwar nicht bloß das Alte, sondern auch das Neue Testament. Ja sogar der Umstand, daß die Juden doch nicht das göttliche Wort Neuen Testaments retteten und aufbewahrten, sondern daß die Christen dies thaten, wird durch den Gebrauch des Collectionnamens „die Bibel“, versteckt. Eigentlich verstehen wir dabei freilich die ganze Bibel, allein man kann doch auch wohl einmal bloß den einen Theil die Bibel nennen, und was mehr ist, es wird Gimpel genug geben, die an das Alles nicht denken und wirklich dem so frommen und solche Gelehrsamkeit entwickelnden H. Heine glauben, daß die Welt den Juden das göttliche Wort, die Bibel, verdanke, weil er mit einigem Recht sagt, die Juden hätten das Alte Testament, und mit einem gewissen Recht, sie hätten die Bibel gerettet.

Er bedient sich ähnlicher Spiegelfechtereien und

Pfiffigkeiten, er nimmt einen Schein oder ein Stückchen Wahrheit, um seine falschen Sätze oder Unwahrheiten damit zu verkleiden und eingänglich zu machen, indem er, um Israel noch weiter zu loben und anzupreisen, Schotten, Dänen, Schweden, Deutsche zu Juden machen, und uns einreden möchte, diese und andere Völker hätten das „keusche und tüchtige“ Leben des alten Judenthums, das jüdische Leben in ihren Sitten und ihrer Denkweise sich zu eigen und so schnell sich zu eigen gemacht, nicht bloß, weil sie „vervollkommnungsfähig waren“, sondern auch, weil der Charakter des jüdischen Volkes mit dem der germanischen Race immer sehr nahe verwandt gewesen sei u. s. f.

Wir fühlen uns indeß um so mehr zu dem Wunsche gedrungen, H. Heine möchte uns diese Verwandtschaft „vorenthalten“, da sie gerade wegen solcher Zudringlichkeiten, doch zu sehr anwidert, wie wir sie vom Geständnißverfasser erfahren, der angeblich aus einem Heiden ein Frommer und durch die Taufe aus einem Juden ein Christ geworden und dennoch als uncorrigirter Heinrich und als im Alten Testamente Steckengebliebener, als „ewiger“ Jude sich zeigt. Er gesteht es nicht, sagt und legt aber, ohne Wissen und wider Willen beweisend, dar, daß er lediglich auf uns oder unsre schwachen Seiten, insbesondre auch auf unsre Gerechtigkeit und Billigkeit speculirt und sich daneben lustig über uns macht, daß er in Wahrheit weder weiß was Religion oder Christenthum, noch was Protestantismus oder Katholicismus ist, daß er lediglich aus Nützlichkeitsgründen zur protestantischen oder zur katholischen Kirche sich hält, Protestant wie Katholik, Katholik wie Protestant, und Christ wie das Eine

oder Andre, und ein Frommer ist wie ein Christ, nämlich keiner. „Uebrigens ist es gut, sagt er, aus vielen Gründen gut, daß eine Frau eine positive Religion hat.“ Er gönne deshalb der seinigen ihre katholische Religion und lasse katholisch taufen zc. So nennt er sich auch religiös, christlich, bekehrt, so legt er auch „Geständnisse“ ab, weil es gut, aus vielen Gründen gut ist, daß nach Umständen auch ein Mann Religion hat und Geständnisse drucken läßt. Einen andern Eindruck können die seinigen bei Niemandem hervorbringen, der gesunden Sinnes ist. Selbsttäuschung und unwillkürlicher Irrthum mögen allerdings bei ihm mit unterlaufen, der jetzt über religiöse Dinge mit demselben Halb- oder Viertelwissen, derselben Scholarenfaselei schreibt, womit er früher über Philosophie Bücher schrieb, die er jetzt als so ganz erbärmlich selbst verdammt. Eitelkeit und Verblendung der Eitelkeit mag bei ihm mit unterlaufen, der in den Geständnissen von sich sagt: „Die Jahre der Eitelkeit sind vorbei“, und so tief wie jemals in der Eitelkeit steckt. „Die Jahre der Eitelkeit sind vorüber, und ich stelle es Jedem frei, über diese Bekenntnisse zu lächeln.“ Man würde sich auch ohne Freistellung die Erlaubniß nehmen. Man wird über die Heineschen Bekenntnisse lächeln oder auch lachen. Sie verdienen Entrüstung und Zorn, sind aber derselben nicht werth. Wer darin „tiefe Blicke in das Wesen des Sudenthums“ gefunden, mag uns den Fund nachweisen, aber nicht glauben, daß wir ihm aufs bloße Wort glauben.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 13. Januar 1855.

S a m b u r g

Schluß der Anzeige: „Bermischte Schriften von H. Heine. Erster Band: Geständnisse.“

Wie der Urtheiler in der A. A. Z. vor seiner eignen Einsicht und der Einsicht denkender und prüfender Leser rechtfertigen will, was er über das urtheilt, was Heinrich vom Alten Testamente und vom auserkorenen Volk sagt, muß er selber wissen. Wir vermögen in seinen Aussprüchen so wenig Urtheilskraft und Fähigkeit als in dem Heine'schen Feuer entquellende Prophetenkraft zu entdecken. Oder soll sich Heinrich's Sehergabe etwa durch jene dahin lautenden Aeußerungen bekrunden, daß man, angeblich, von den Gottesrittern, den Juden, nichts kenne als ihre Bärte, daß sie noch immer ein wandelndes Geheimniß wären, welches erst dann offenbar werden würde, wenn die Prophezeiung in Erfüllung ginge, wonach Alle ein Hirt und eine Heerde werden und die Gerechten, nämlich die edlen jüdischen Streiter und Märtyrer, die Palme empfangen sollten? Dies

Herbeiziehen einer Verheißung des Erlösers und ihr Herumdrehen auf die Juden — ist das nicht wie „Alles Andre“ ebenfalls „mühsam abgequält und erfonnen?“

B e r l i n

Verlag von Wiegandt und Griepen 1854. Die gegenwärtige politisch-religiöse Bewegung in China. Dargestellt von Dr. K. L. Biernacki. 12 u. 112 S. 8.

Die gewaltigen Bewegungen, welche seit einigen Jahren im chinesischen Reiche vor sich gehen, haben zwar auch bei uns einiges Aufsehen erregt, sind jedoch noch keinesweges in ihrer ganzen Tragweite gewürdigt worden. Schon als großartigster Bürgerkrieg in einem Staate von 300 Millionen Einwohnern zu derselben Zeit, wo in Europa die Revolution auf allen Gebieten des Lebens offen und mit überwältigender Macht hervortritt, verdient die politisch-religiöse Bewegung in China, das man bei uns als die absolute Stabilität zu betrachten gewohnt war, die allergrößte Aufmerksamkeit. Diese Revolution hat aber für Europa und namentlich für den westlichen seefahrenden Theil desselben noch eine besondere Bedeutung durch den Einfluß, den sie auf den Handelsverkehr der europäischen Nationen und insbesondere der britischen mit Asien ausüben wird und schon auszuüben angefangen hat. Schon das Verbot der Opiumeinfuhr nach China war für die Engländer wichtig genug, um deshalb einen Krieg mit China anzufangen und für ihre Einfuhr die Eröffnung von wenigstens 5 Häfen zu erobern. Darnach kann man sich einen Begriff machen von der Bedeutung des ganzen auß-

wärtigen Handels von China, eines Handels in welchem den Amerikaner einen glückliche Concurrnz mit England schon durch die Ausführung riesenhafter Eisenbahnen zur Küste der Südsee nicht zu theuer erkauft scheint. Nimmt man nun hinzu, in welcher innigem Zusammenhange die ostindische Herrschaft der Engländer mit ihrem chinesischen Handel steht und welche nothwendige Bedingung für die britische Seeherrschaft, durch welche allein England gegenwärtig noch ein Staat ersten Ranges ist, sein ostindisches Reich und sein asiatischer Handel bilden, so ist leicht einzusehen, daß der Ausgang der gegenwärtigen Revolution in China, die je nach dem Siege der einen oder der andern Partei dieses Reich der Europäern entweder ganz öffnen oder noch mehr als bisher verschließen wird, einen unmittelbaren und wichtigen Einfluß auf England und dadurch auf das ganze System der europäischen Großstaaten ausüben muß. Sehen wir uns nun aber um nach den Hülfsmitteln, welche uns über Ursprung und Natur der Revolution in China gründlicheren Aufschluß und dadurch eine Basis zur richtigen Beurtheilung des Verlaufes dieser Revolution gewähren könnten, so finden wir uns fast ganz verlassen. Die Nachrichten, welche uns von Zeit zu Zeit die Zeitungen aus China bringen, sind wohl hinreichend die ungeheure Ausdehnung der chinesischen Revolution uns darzustellen, sie eignen sich jedoch keinesweges dazu, von dem Charakter derselben, so wie von ihrem Fortgange eine auch nur einigermaßen befriedigende Erkenntniß zu gewähren. Nun sind zwar in den letzten Jahren theils in Zeitschriften der Engländer in Ostindien, theils in eigenen englischen Werken vielfache Mittheilungen und Betrachtungen über

die chinesische Revolution erschienen, die zum großen Theil von Augenzeugen jener Bewegungen und von Männern herrühren, welche aus längerer eigener Anschauung die chinesischen Zustände kennen und zu beurtheilen im Stande sind; allein abgesehen davon, daß diese Schriften größtentheils sehr schwer zugänglich sind, werden sie auch für uns doch kaum eine richtigere Erkenntniß der chinesischen Vorgänge zu vermitteln im Stande sein, weil sie vielfach von nicht unbefangenen Standpunkte aus die chinesische Revolution auffassen und ihr Studium deshalb eine Kritik erfordert, die nur der auszuüben im Stande ist, der seit längerer Zeit mit unverwandtem Auge die Vorgänge in China und die mannichfaltigen Bestrebungen und Transactionen der brittischen so wie der amerikanischen Kaufleute, diplomatischen Agenten und Missionare in China verfolgt hat. Ohne Zweifel aber ist in Deutschland Keiner mehr im Stande diese Kritik gründlich auszuüben als der Verf. der vorliegenden Schrift, und wir müssen deshalb demselben Dank wissen, daß er es unternommen hat, die neuesten Vorgänge in China im Zusammenhange der einzelnen Begebenheiten darzustellen und vorzüglich deren sittlichen Gehalt auf Grund der von den sogenannten Rebellen selbst verfaßten Schriftstücke zu würdigen. Das Unternehmen muß als ein gelungenes bezeichnet werden. Der Verf. hat in der That nach sorgfältigem Quellenstudium gearbeitet und ist bestrebt gewesen sich historische Unparteilichkeit zu bewahren, so daß diese Schrift Allen die sich eine genauere Kenntniß dieser Vorgänge in China und ein Urtheil über dieselben erwerben wollen unbedingt empfohlen werden kann. Zur näheren Bezeichnung des Inhalts der Schrift

wollen wir hier nur noch anführen, daß sie nach einer Einleitung, in der der Verf. einen Blick auf die Zustände China's zur Zeit des letzten Thronwechsels i. J. 1850 wirft und darauf aufmerksam macht, wie der Opiumkrieg der Engländer die Masse der chinesischen Bevölkerung, namentlich in den Südprowinzen mächtig erschüttert und durch Zerstörung des Vertrauens auf die Allgewalt des Kaisers der Revolution vorgearbeitet habe, in 7 Abschnitte zerfällt. In dem ersten werden die Anfänge der Bewegung, die übrigens nur unvollkommen zu verfolgen waren, da die Bewegung selbst zu Anfang sowohl von der chinesischen Regierung wie von den dort befindlichen Europäern nicht gehörig beachtet wurde, dargestellt. Der zweite verfolgt ausführlicher die Fortschritte der Revolution in den Jahren 1851 und 1852, der 3te betrachtet den Feldzug von 1853 bis zur Eroberung von Nanking und Tschinkiangsu, worauf, nachdem im 4ten Abschnitt der Besuch des britischen Gouverneurs von Hongkong Sir George Bonham und des amerikanischen Missionars Dr Taylor in Nanking mitgetheilt worden, die Ereignisse in Amoy und Schanghai in demselben Jahr dargestellt werden. In dem folgenden Abschnitte erhalten wir eine sehr interessante Uebersicht der Literatur der Bewegungspartei, die in zwei Theile zerfällt, von denen der erstere die politische, der andere die religiös-moralischen Schriften betrifft. Von den politischen Schriften lehrt der Verf. uns zwei kennen, einen Erlaß Tienti's des Oberhaupt's der revolutionären Partei und eine Proclamation der letzteren unter der Ueberschrift: Gegen die Tartaren. Die Anführungen, die der Vf. aus denselben mittheilt, reichen hin über den politischen Charakter der Bewegung Aufschluß zu geben. Wichti-

ger jedoch sind die betrachteten religiös-moralischen Schriften. Es sind dies 1) das Buch himmlischer Verordnungen und Erklärungen des kaiserlichen Willens, 2) ein Tractat unter dem Titel: Der himmlische Vater kam herab, 3) das Buch himmlischer Vorschriften für den Wandel der Menschen, 4) Taiping's kaiserliche Mittheilungen, 5) Ode für die Jugend, 6) der dreizeilige Klassiker, 7) Uebersetzungen biblischer Bücher, 8) der neue Kalender und 9) das Ceremoniell der Taiping = Dynastie. Nur ungern enthalten wir uns weiterer Anführungen aus diesem Abschnitt des Buches, der ohne Zweifel den wichtigsten Theil desselben bildet, indem es mit der Eigenthümlichkeit der chinesischen Cultur überhaupt, so wie mit dem Charakter der gegenwärtigen Bewegung insbesondere zusammen hängt, daß die Bewegungspartei in China, deren Haupt selbst ein Gelehrter von Profession, kein Krieger ist, nicht allein mit dem Schwert, sondern auch mit der Feder, oder vielmehr nach chinesischer Schreibmethode, mit dem Pinsel ihre Sache vertritt. Da wir jedoch diese Schrift Allen, die sich für die Vorgänge in China interessieren, zur eignen Lectüre empfehlen müssen, so beschränken wir uns darauf, hier die Worte anzuführen, mit denen der Verf. diesen Abschnitt seiner Schrift schließt. Sie lauten: „Entschiedene Feindschaft wider den Götzendienst, Erkenntniß Eines Gottes und seiner Gebote, ein alttestamentlich gefärbter Glaube an eine göttliche Vergeltung, daneben Erkenntniß der allgemeinen Sündhaftigkeit, eine Ahnung mindestens von der durch Jesum geschehenen Erlösung — das sind die Grundzüge dieser Schriften, aus denen wir indessen ersehen, daß die Irrthümer Derer, die sie verfaßt haben, beinahe ebenso zahlreich und groß sind, als die Summe der Wahrheiten, welche von

ihnen erkannt worden sind.“ Der Schluß=Abschnitt der Schrift enthält eine kurze Darstellung des Kriegsschauplatzes nach der Eroberung von Nanking. Die von dem Verf. benutzten Nachrichten reichen bis zu Ende des Jahrs 1853. Seitdem hat sich der Kriegsschauplatz in China und wie es scheint, auch der Charakter der Revolution nicht unbedeutend verändert, woraus der Wunsch entsteht, daß der Vf., der ohne Zweifel die Begebenheiten in China auch seitdem aufmerksam verfolgt hat, dieselben auch ferner von Zeit zu Zeit uns in der Weise der vorliegenden Schrift vorführen möge. Die Zusätze und Bemerkungen, die der Verf. S.108—112 seiner Schrift beifügt, enthalten die Angaben der vielen Quellen, nach denen der Verf. gearbeitet hat und die zugleich dem Leser Auskunft darüber geben, wo Ausführlicheres über das von dem Verf. nur kurz Dargestellte nachzusehen ist. Wappäus.

B a s e l

Bahnmaier's Buchhandlung (G. Detloff) 1854.
Der Prophet Daniel und die Offenbarung Johannis in ihrem gegenseitigen Verhältniß betrachtet und in ihren Hauptstellen erläutert von Carl August Uberlen, Dr. d. Philos., Lic. u. a. o. Prof. d. Theol. zu Basel. Mit einer Beilage von M. Fr. Roos. 449 S. in Octav.

Wenn wir die theologische Auffassungsweise, die sich in dem vorliegenden Werke findet, im Allgemeinen betrachten, so ergibt sich uns als zwar nicht ausdrücklich ausgesprochene, aber überall stillschweigend als unbestreitbar angenommene Grundvoraussetzung derselben ein Begriff von der Inspiration der biblischen Bücher, wonach sich die

göttliche Offenbarung gleichmäßig auf das Innere und Aeußerliche, gleichmäßig auf die Form, wie auf den Inhalt der heiligen Schriften bezieht, wonach der göttliche Geist, der sich in jenen Büchern mittheilt, auch in Bezug auf das Detail der äußeren Darstellungsweise als unmittelbarer Urheber zu betrachten ist. Ja, der Verf. betrachtet sogar mit unverkennbarer Vorliebe die äußere Seite der beiden biblischen Bücher, welche er behandelt, als vorzüglich leuchtendes Zeugniß der Wundermacht der göttlichen Offenbarung, wie ihm denn (vgl. besonders S. 137) die Zahlensymbolik des Buches Daniel und der Apokalypse fast das Wichtigste und Heiligste in diesen Büchern zu sein scheint, indem er sagt, daß die Heilsgeschichte von diesen heiligen Zahlen auf eine geheimnißvolle Weise beherrscht werde, daß sie gleichsam der einfache Grundbau, das Knochengerüste in ihrem Organismus seien, daß auch jene chronologischen Angaben nicht bloß äußere Zeitbestimmungen, sondern auch innere Wesensbestimmungen seien. Dagegen tritt dem Verf. der ethische Inhalt der beiden Bücher, in dem sich die inneren Wunder des göttlichen Geistes und göttlicher Kraft offenbaren, sehr zurück.

Indem nun der Verf. seinen Inspirationsbegriff, wonach zwischen Inhalt und Form der biblischen Bücher in Bezug auf die göttliche Offenbarung nicht wesentlich zu unterscheiden ist, als unantastbar heiligen Glaubenssatz voraussetzt, was sich doch weder aus der Schrift, noch aus den Principien des Protestantismus rechtfertigen läßt, so wird er dahin geführt, daß er aus manchen wissenschaftlichen Fragen Gewissensfragen macht, wie er z. B. in Bezug auf die Verfasser des Buches Daniel und der Apokalypse behauptet, daß

es sich dabei nicht um die kühle, wissenschaftliche Frage von Authentie und Unechtheit, sondern um die „im Gewissen brennende“ von Wahrheit und Lüge handle (Vorrede S. VII); als ob man, was mit Fug und Recht zur äußeren Einkleidung dieser in poetischer Form uns sich darstellenden Schriften gerechnet werden kann, nur von diesem juristischen Standpunkte betrachten könnte.

Da dem Verf. so die wissenschaftlichen Fragen zu Gewissensfragen geworden sind, so leitet er vielleicht aus diesem Standpunkte das Recht ab, gegen mehrere der bedeutendsten Theologen unserer Zeit, denen man in keiner Weise eine negative, destructive Richtung Schuld geben kann, deren Verehrung vor dem göttlichen Wort aus ihren Schriften hervorleuchtet, die aber allerdings andere Ansichten über die betreffenden beiden biblischen Bücher haben, als der Verf., theils sittliche Entrüstung, theils ein geringschätziges Mitleid auszusprechen (vgl. insbesondere S. 390 ff.). Die Ansichten dieser Theologen werden vom Verf. als „offenbarungsleugnerisch“ bezeichnet und mit den Meinungen rein negativer Kritiker parallel gestellt (S. 392), ihre Auffassung der biblischen Bücher wird als ein Versuch bezeichnet, „dem Wolf ein Schafskleid umzuhängen“ (S. 393), es wird ihnen Schuld gegeben, daß sie das Mißtrauen der Gemeinde gegen die Wissenschaft berechtigen und daß sie „den Zwiespalt verlängern zwischen dem Glauben und — nicht dem Wissen“ (der Verf. nimmt also nicht nur den echten Glauben, sondern auch das echte Wissen in Anspruch für — für wen? ist leicht zu errathen), „sondern der Schulmeinung“ (S. 394). Indessen ist doch der Verf. nicht abgeneigt, jenen Theologen, deren Werke Zierden der protestantisch-theologischen Wissenschaft

sind, eine gewisse Duldung zuzusichern, wenn sie sich dazu verstehen, sich als Theologen „der Uebergangszeit“ zu betrachten, wenn sie sich demnach mit dem tröstlichen Bewußtsein begnügen wollen, zur Vorbereitung einer Theologie mitgewirkt zu haben, wie sie z. B. in dem vorliegenden Werke sich zeigt, dann aber natürlich darauf verzichten, fortan, nachdem auf „die Uebergangszeit“, die — ich weiß nicht welche — Zeit der gegenwärtigen Theologie gefolgt ist, in wissenschaftlichen Dingen noch ferner mitsprechen zu wollen; sie dürfen fortan ihre Leistungen, wie der Verf. mit mißbräuchlicher Anwendung des apostolischen Wortes sich ausdrückt, nur als „Milch“ betrachten, während gegenwärtig von der Theologie, die der Verf. im Auge hat, „starke Speise“ dargebracht wird (S. 393).

Diese Art, die Werke jener Theologen zu behandeln, kann nur ihren Grund haben in der Prätenſion, die ausschließlich wahre Gläubigkeit für sich zu besitzen, welche Prätenſion hinwiederum auf der Annahme fußt, daß der oben bezeichnete abstract-mechanische Begriff von göttlicher Offenbarung der allein zulässige sei, wonach es freilich den Schein gewinnen müßte, als ob jene Männer bei ihren freieren wissenschaftlichen Untersuchungen vom Glaubensgrunde der evangelischen Wahrheit sich entfernt hätten. Allein wer bürgt dem Verf. dafür, daß seine Art des Glaubens reiner, vollkommener, wahrer ist, als der Offenbarungsglaube jener Theologen, die mit kühnerem und hochherzigerem Vertrauen auf die Göttlichkeit des Christenthums sich nicht scheuten, in der Form der göttlichen Offenbarung das Menschliche anzuerkennen, damit um so klarer und gewisser der Kern des rein göttlichen Inhalts festgestellt werde?

Der starre, unlebendige Inspirationsbegriff, welcher dem vorliegenden Werke eigen ist, ist dann auch der eigentliche Grund, warum der Verf. die biblischen Bücher nicht in ihrer geschichtlichen Wahrheit und Lebendigkeit aufzufassen vermag. So reißt er das Buch Daniel aus dem geschichtlichen Boden der Makkabäerzeit heraus, aus dem es hervorgewachsen ist, um es einem 400 Jahre früher lebenden Propheten zu vindiciren, weil er sich scheut, bei dem Verf. des Buches die Freiheit gelten zu lassen, die doch in der symbolisch = dichterischen Form dieser Schrift hinlänglich begründet ist, daß er das Leben eines alten Propheten zum Rahmen der göttlichen Offenbarungen macht, die er zu verkünden hat und daß er ihm die bedeutungsvollen Weissagungen in den Mund legt, die den Gipfel dieser Offenbarungen bilden. Daß das Buch Daniel in der makkabäischen Zeit geschrieben sein muß, dafür entscheidet außer vielen einzelnen Gründen, wie die Stellung des Buches im Kanon unter den Hagiographen, das Vorkommen griechischer Wörter, insbesondere griechischer musikalischer Instrumente, die Richterwähnung bei Jesus Sirach Kap. 49, der sprachliche Charakter, besonders des hebräisch = geschriebenen Theils des Buches, die Eigenthümlichkeit der prophetischen Darstellung sind, welche der Verf. nicht genügend widerlegt hat, am klarsten die durchaus individuelle, lebensvolle Schilderung des Antiochus Epiphanes und des Unglücks, welches durch ihn dem Volke Gottes zugesügt wurde. Diese historische Beziehung, welche in charakteristischer Weise das ganze Buch durchdringt, ist in der Weise nur zu erklären, wenn wir uns einen Zeitgenossen als den Verfasser denken. Nur wer den Kampf und das Elend seines Volkes in jener Zeit mitdurchlebt und mitgeföhlt hatte, nur wer mit eigenen

Augen schaute die unerhörten Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte, wer in den innersten Tiefen seines Herzens mitergriffen war von der Aufregung und Gährung, die damals das theokratische Volksgefühl in Israel auf das Aeußerste bewegte, nur ein Solcher konnte mit solchen Farben, wie es besonders in Kap. 8. 10. 11 geschieht, das Bild jener Zeit entwerfen, nur ein Solcher konnte das naturgemäße Organ sein, durch welches die in diesem Buche enthaltenen göttlichen Offenbarungen sich kundgaben, nicht aber ein mehrere Jahrhunderte früher lebender Prophet, bei dem die besondere Beziehung auf die Zeit des Antiochus Epiphaneus ganz unmotivirt wäre, in dessen Munde eine solche äußerst specielle Weissagung zu einem magischen, in religiöser Hinsicht zwecklosen Wunder werden würde, wie es dem Charakter der alttestamentlichen Prophetie durchaus widerspricht. Wie die Entstehung aller biblischen Schriften nichts Willkürliches hat, sondern sie alle aus der lebendigsten geschichtlichen Bewegung hervorgeboren sind, so ist insbesondere das Buch Daniel nicht ein Werk, dessen Ziel in unbestimmter Ferne läge; man fühlt es ihm an, daß der heiße Drang der Verhältnisse es seinem Verfasser gleichsam abgerungen hat, daß die mitempfundene Bitterkeit der Verzweiflung seines Volkes ihm allein diese innige Empfänglichkeit für die Trost und Sieg verheißende Gottesstimme geben konnte. Diese im Lebensboden der Geschichte organisch wurzelnde Wundererweisung göttlicher Siegeskraft in menschlicher Schwachheit macht man aber zu einem todten, unfruchtbaren, an heidnische Mantik erinnernden, Zauberwerke, wenn man aus dogmatischer Willkür die Entstehungszeit dieses Buches verkennt, deren Signatur demselben so deutlich an die Stirn geschrieben ist.

Wenn nun aber der Verf. sagt, daß, wenn man das Buch in die Zeit des Antiochus Epiphanes setze, „kein vernünftiger Grund einzusehen sei, warum der makkabäische Verfasser sich so viel Mühe mit den alten, längst untergegangenen Weltreichen gemacht habe“ (S. 178), so zeigt sich in dieser Aeußerung recht deutlich, wie sehr der Verf. über die Zahlensymbolik die eigentlich prophetischen, wahrhaft auferbauenden Grundideen des Buches Daniel sich anzueignen vernachlässigt hat. Wie konnte in der Drangsalzeit der Herrschaft des Antiochus in wirksamerer Weise das religiöse Volksbewußtsein in Israel gestärkt und erhoben werden als durch diesen großartigen Rückblick auf die Gerichte Gottes in der Weltgeschichte? In dem Schicksal jener großen Weltmonarchien, welche einst die Theokratie bedrängt hatten, nun aber sämtlich spurlos untergegangen waren, da hatte es sich ja auf das Deutlichste gezeigt, daß auch die ungeheuerste äußere Macht gegen Institutionen, die im göttlichen Geiste wurzeln, nur vergebens, nur zu ihrem eigenen Verderben ankämpft, daß trotz der Uebergewalt jener Weltreiche dennoch, wie es Kap. 7, 18 heißt, „die Heiligen des Höchsten das Reich einnehmen und immer und ewiglich besitzen werden.“ Die Erkenntniß dieser Gottesordnung im Gange der Weltgeschichte mußte aber in der makkabäischen Zeit besonders geeignet sein, den verzagenden Israeliten neues, unerschütterliches Vertrauen auf die göttliche Leitung und neue, gewisse Siegeshoffnung einzusüßen.

Ebenso ungeschichtlich und unlebendig wie das Buch Daniel behandelt der Verf. die Apokalypse. Dies zeigt sich charakteristisch in dem, was der Verf. als das specifisch Eigenthümliche seiner Auslegung der Apokalypse bezeichnet, nämlich die Auffassung des Weibes, von welchem Kap. 17 ff. die

Rede ist, als Symbol der „verweltlichten Kirche“ (vgl. S. 279 ff. 426). Wer sich den Inhalt dieser Kapitel lebhaft vergegenwärtigt, wird keines weiteren Beweises für die auch fast allgemein geltende Ansicht bedürfen, daß der Apokalyptiker in jener Schilderung nur Rom im Auge haben könne, welches dann weiter als Typus der heidnischen Weltmacht gefaßt werden kann. Man betrügt sich um die Großartigkeit des Eindrucks und um die echte Erbauung, die jene Schilderung hervorbringt, wenn man derselben ihre concrete Beziehung raubt und als ihr Object einen so abstracten Begriff wie „die verweltlichte Kirche“ annimmt. Das ist grade das Große, Göttliche in jener Darstellung, daß der Seher, der den äußerlich armseiligen und schwachen Anfängen der christlichen Kirche feindlich gegenüberstehen sah, nicht ein abstractes Gedankending, sondern Roms Weltmacht in ihrer furchtbarsten Realität, auf der Mittagshöhe des größten Glanzes, der jemals ein irdisches Reich umgeben hat, daß er da doch das begeisterte, vom göttlichen Geiste ihm eingehauchte Gefühl im Inneren trägt und im herrlichsten Triumphgesange ausspricht (c. 18), daß vor Christi Macht auch diese höchste Gestaltung irdischer Größe in den Staub sinken müsse.

In Bezug auf die äußere Darstellungsform des vorliegenden Werkes ist zu bemerken, daß es die Absicht des Verfs war, „die Darstellung so zu halten, daß ihr auch nachdenkende Laien wohl würden folgen können“ (Vorr. S. XII). Allein diese höchst schwierige Aufgabe, die sich der Verf. gestellt hat, ist von ihm in wenig befriedigender Weise gelöst und das Streben, diesem Ziele nachzukommen, hat sogar einen nachtheiligen Einfluß auf die Darstellung ausgeübt. Es findet sich in dem Buche eine ziemlich unorganische Vermischung

zweier verschiedener Stylarten, des wissenschaftlichen und erbaulichen, die einen etwas disharmonischen Eindruck macht. Man kann aber wohl behaupten, daß eine echt wissenschaftlich gehaltene, klare, präcise Darstellung auch manchem Laien genießbarer sein wird als eine solche haltungslose Spielart von Styl. Ueberdies sind die erbaulichen Stellen des Buches an sich zu wenig einfach und kernig geschrieben und häufig wird auch ihre Wirkung durch den Grundfehler des Werkes, die Verkennung der geschichtlichen Wahrheit der Bibel, getrübt.

Braunschweig

Druck und Verlag von Fr. Vieweg u. Sohn 1854. Des D. Junius Juvenalis sechste Satire. Mit Einleitung und Uebersetzung von Ed. G. Jac. von Siebold, Dr. der Philosoph. u. Medic. 2c. XI und 47 S. in Octav.

Wenn sich der Herausgeber vorstehender Schrift durch die Veröffentlichung derselben auf eine Bahn begeben, welche von seinem eigentlichen Wirkungsbereiche entfernt genug scheint, so macht er für ein solches Wagniß den Umstand geltend, daß der Stoff, welchen Juvenal in dieser sechsten Satire verarbeitet, doch in einigem Zusammenhange mit der Lebensaufgabe des Herausgebers steht. Das Object der täglichen Beschäftigung des Herausg. ist das Weib: Alles was sich auf dieses bezieht, möge es das Somatische oder das Psychische desselben betreffen, ist für den Frauenzimmerarzt von dem größten Interesse, und so ward der Herausg. zu einem gründlichen Studium der sechsten Satire Juvenals hingedrängt, von welchem er eine kleine Probe, die metrische Uebersetzung dem Drucke übergab. Hinsichtlich dieser war er bestrebt, den Dichter so verständlich als möglich zu übertragen. Wer Aehnliches mit Juvenal versucht, wird es gerne zugeben, daß die Arbeit kei-

ne leichte ist: die prägnante Kürze des Dichters an so manchen Stellen ist nur mit der größten Mühe wiederzugeben, und es mußte oft mehr als ein Versuch gemacht werden, bis das am besten Scheinende gefunden wurde. Nur an einigen Stellen, es sind deren nur wenige, ward der Text nicht ganz treu wiedergegeben: den kräftigen Ausdruck der römischen Sprache vertrug die deutsche nicht, und so hat der Uebersetzer jenen gemildert oder umschrieben, ohne aber dem Sinne selbst zu nahe zu treten. Da es übrigens längst in der Absicht des Herausg. lag, die vorliegende Satire einer akademischen Vorlesung über vergleichende Psychologie der Frauen des Alterthums und der neueren Zeit zu Grunde zu legen, — beiläufig gesagt entsprang diese Idee auf der herrlichen Villa Albani der ewigen Stadt, wo der Herausg. im Herbst 1847 in der Gesellschaft des geistreichen Philologen Welcker aus Bonn und des lebenswürdigen Alterthumsforschers Emil Braun in Rom einen seligen Nachmittag verlebte, welche beide Männer des Herausg. Plan billigten, dem, da er sich in diesem Semester erst verwirklichte, also beinahe das »*nonum prematur in annum*« voranging, — so ließ der Herausg. auch den Juvenal'schen Text selbst mit abdrucken, um den Zuhörern seiner Vorträge eine bequeme Handausgabe zu verschaffen, nach welcher sie den Erläuterungen in der Vorlesung selbst folgen können. Mit sehr wenig Ausnahmen ist der Herausg. ganz dem Texte treu geblieben, welchen sein verehrter Freund und College K. Fr. Hermann in seiner neu besorgten Ausgabe des Dichters (Leipz. bei Teubner 1854) als die beste anerkannt hat, um dessen Reinigung er sich so große Verdienste erworben. Endlich hat der Herausg. einige einleitende Worte vorausgeschickt, welche das richtige Verständniß der Satire anbahnen sollten, wobei er auch nicht verfehlt hat, am Ende dieser Einleitung den Inhalt der Satire in einer folgerechten Zergliederung des Ideengangs derselben anzugeben. Ed. v. Siebold.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

Den 15. Januar 1855.

Stuttgart und Tübingen

J. G. Cotta'scher Verlag 1854. System der Volkswirtschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studirende von Wilhelm Roscher. Erster Band: Die Grundlagen der Nationalökonomie. 511 S. in gr. Octav.

Im Jahr 1843 erschien von dem Verf. ein „Grundriß zu Vorlesungen über die Staatswirtschaft nach geschichtlicher Methode“ als ein „Gerippe, das durch größere Werke mit Fleisch und Blut bekleidet“ werden solle. Hr Roscher hat seit jener Zeit freilich durch andere Schriften eine unbezweifelte Stellung unter den ersten Nationalökonomien Deutschlands in der Gegenwart errungen, indessen ist doch wohl erst das vorstehende Werk als die Erfüllung der gegebenen Zusage zu betrachten, obgleich es in vielen Stücken die anatomische Leistung des Grundrisses selbst verbesserte. Meine Anzeige würde, wie ich meine, eine unpassende Anlage erhalten, wenn sie nicht der Ueberzeugung Rechnung trüge, daß jeder Fachgenosse

bei dem ersten Durchblättern des Werkes finden werde, er habe ein Buch ersten Ranges vor sich, dessen Studium er sich auf alle Fälle nicht entschlagen könne.

Das von Roscher beabsichtigte Gesamtwerk ist auf einen bedeutenden Umfang angelegt. Dem vorliegenden Bande sollen drei weitere „über die Nationalökonomik des Ackerbaus und der übrigen Urproductionszweige — über die Nationalökonomik des Gewerbefleißes und Handels — über die Lehre vom Staats- und Gemeindehaushalt folgen, nach der Arbeitsweise des Verfs so, daß die Kapitel der Volkswirtschaftspolitik nicht aus der Volkswirtschaftslehre ausgesondert sind. In den vorliegenden Grundlagen der Nationalökonomie haben besondere Erörterungen weder über die productiven Gewebe noch über Wechsel, Banken und dergl. eine Stelle gefunden; die grundlegenden Bemerkungen über den Credit im Allgemeinen sind in das 1. Buch — Production der Güter — eingefügt. Auch sonst tritt manche Eigenthümlichkeit in der Eintheilung und Vertheilung entgegen. In der „Einleitung“ sind: Grundbegriffe — Stellung der Nationalökonomik im Kreise der verwandten Wissenschaften — und Methode der Nationalökonomik“ behandelt. Zu den Grundbegriffen ist indessen nur: Gut, Werth, Vermögen, Reichthum und Wirthschaft gezählt; andere Begriffe, die man wohl sonst hier zu erörtern pflegt, „sind an die Spitze der Abschnitte gestellt, die von ihnen ausführlicher handeln müssen“. In dem ersten Buch — Production der Güter — treten zwei besondere Kapitel zu den üblichen hinzu: Unfreiheit und Freiheit; Gütergemeinschaft und Privateigenthum. Der Güterumlauf ist als das zweite Buch von dem dritten: Gütervertheilung — ge-

trennt. In dem 4. Buch — Consumption der Güter tritt mit breiter Anlage ein besonderes Kapitel über den Luxus auf. Ein Anhang behandelt die Bevölkerung — Theorie, Geschichte und Politik der Bevölkerung. — Daß die Erörterung über das allgemeine Wesen des Credités als „der freiwillig eingeräumten Befugniß über fremde Güter gegen das bloße Versprechen des Gegenwerthes zu verfügen“, sowie über seine Wirkungen (R. § 90) in die Lehre von der Production und nicht in die von dem Umlauf oder der Vertheilung der Güter gehört, bedarf, wie ich meine, keiner weitem Befräftigung. Des Verfs Ausführungen über Unfreiheit und Freiheit — Gütergemeinschaft und Privateigenthum sind durchaus geeignet, ihren Anspruch auf Bürgerrecht in den: Grundlagen der Nationalökonomie genügend zu begründen. Ref. wenigstens steht von weiteren Bemerkungen hierüber ab, da er diesen Gegenstand, sowie die Aufnahme der Bevölkerungslehre in die Volkswirtschaftslehre bereits ausführlich in seiner Schrift über die politische Oekonomie befürwortet hat. Freilich bleibt er hinsichtlich der Eintheilung auch jetzt noch dabei, daß man von einer Erörterung über die realen und die personalen Grundlagen und Bedingungen der Volkswirtschaft, also über einen Stoff, der auch in Roschers Werk zum Theil in einzelnen Kapiteln dichter zusammengedrängt, zum Theil vereinzelt und verstreut auftritt, den Ausgang zu nehmen habe, um dann zu den Fragen von wirtschaftlicher Natur im stricten Sinne vorzuschreiten. Auch Hr Roscher selbst wird es wohl nicht als eine falsche Logik bezeichnen, wenn wir den Umstand, daß die wichtige Lehre über die Bevölkerung als „Anhang“ auftritt, als einen Beweis ansehen, daß er für dieselbe

die rechte Stelle in dem System noch nicht gefunden hat.

Für eine in vielen deutschen Lehrbüchern der Nationalökonomie vorangeschickte kurze „Geschichte der volkswirthschaftlichen Systeme“ ist in diesem Bande kein Raum in Anspruch genommen worden. Dagegen hat der Verf. einen ebenso muthigen als für die Wissenschaft heilsamen Entschluß durchzuführen unternommen. „Die meisten Citate — sagt er — verfolgen einen dogmengeschichtlichen Zweck. Soweit meine Hülfsmittel reichten, habe ich von jeder wichtigen Lehre den ersten Keim, die Hauptentwicklungsstufen und Gegensätze, endlich den bis jetzt erreichten Höhepunkt anzugeben versucht — und ich beabsichtige, beim Schlusse des ganzen Werkes ein historisch gruppirtes Verzeichniß der früheren Theoretiker mitzutheilen, worin auf sämtliche Stellen, die von dem jeweiligen Autor handeln, verwiesen ist. Mein Buch wird auf solche Weise zugleich als Handbuch und als Litteraturgeschichte der Nationalökonomie dienen können.“ Ref. begrüßt mit der lebhaftesten Freude diesen ersten Versuch zur Ausfüllung einer Lücke in der nationalökonomischen Litteratur, welche wohl als eine der wesentlichsten Ursachen für die ganz auffällige Mangelhaftigkeit in den Leistungen der Geschichte der volkswirthschaftlichen Theorie angesehen werden muß. Zumal vor dem Beginn monographischer Arbeiten erkennt der nach Orientirung über Maaf und Art der vorhandenen Leistungen Suchende, daß man in jenen „Geschichten“ in der Umkehrung des Sprichwortes: vor lauter Wald keine Bäume unterscheiden kann. Mit den „Systemen“ beginnt man und mit den Systemen hört man auf; Alles was man vorfindet, lehnt man gut oder übel an sie an und vor

dem „Merkantilsystem“ finden im besten Falle noch „Vorläufer“ einen knappen Platz. Daß der Hr Verf. zur Ausführung des fraglichen Unternehmens ganz vorzugsweise befähigt ist, wird von Niemand bestritten werden. Das vorliegende Buch liefert sowohl in den Noten wie in einzelnen Textabschnitten, welche ein Stück „kritischer Dogmengeschichte“ behandeln, vollwichtige Beweise von einer Vertrautheit mit der Litteratur, die auch in Deutschland als ausgezeichnet erscheinen wird. Daß ihrerseits auch dogmengeschichtliche Ausführungen gegenüber den Gesamtansprüchen an die Geschichte der Nationalökonomik nur eine begrenzte Leistungsfähigkeit haben, versteht sich von selbst — der Verf. wird dieselbe aber durch die Art wie er die versprochene „historische Gruppierung der Autoren“ ausführt, bedeutend erweitern können.

Mit vollem Rechte kann man von dem vorliegenden Buche sagen: Die Form ist ein gutes Stück seines Inhaltes. Es begegnet uns wieder jene Klarheit und Gedrungenheit der Darstellung, welche in den Schriften Koschers einen so wohlthuedenden Eindruck macht; es sind doch nur seltene Partien, in denen — wie z. B. in § 18 — aus dem kurzen Schlag der Sätze ein lückenhafter Bau der Gedanken entgegentritt, oder die wir als noch mehr klar wie scharf bezeichnen müßten, wie z. B. die Ausführung über die Methoden der Nationalökonomik. So ist es denn auch dem Verf. gelungen, an dem gefährlichen Spiele der Klippen keinen Schaden zu nehmen, an welches man bei der Absicht, zugleich den Bedürfnissen von „Geschäftsmännern und Studirenden“ zu genügen, herantreten muß, wenn — wie wir wohl ergänzen dürfen —, bei den letzteren auch an Männer gedacht wird, die sich auf keiner

Lebens- und Erkenntnißstufe aus dem Register der *Studioli litterarum* austreichen lassen. Das Bedürfniß nach wirklich wissenschaftlicher Belehrung in gemeinfaßlichem Gewande ist offenbar in Deutschland so gut vorhanden und im Wachsen begriffen wie in England, und aus zwingenden Gründen muß die Zahl der Geschäftsmänner täglich wachsen, welche die äußersten Grenzen der Leistungen einer bloßen Routine nicht mehr überschätzen. Mit Recht ist Roscher dem Beispiele Rau's gefolgt und hat die Masse des beweisenden und detaillirt ausführenden Materiales in Noten aus dem gedrängt fortschreitenden Texte ausgeschieden. An einzelnen wahrhaft klassischen Partien hat der Verf. ein stärkeres Maaß veranschaulichenden Stoffes dem Texte einverwebt und zwar durchaus unbeschadet des wissenschaftlichen Ganges der Entwicklung. Mit dieser Maaßhaltigkeit dürfte man in Deutschland sich vielleicht durchweg zu einer Annäherung an die Darstellungsweise der Engländer, die immer (?) für das ganze Volk der Gebildeten schrieben, schon entschließen dürfen.

Verfasser und Leser können erwarten, daß die in unserem Werke befolgte Methode einer etwas einläßlicheren Besprechung nicht entzogen werde, da Hr Roscher grade auch durch seine „geschichtliche Methode“ bekannt geworden ist und in der Vorrede zu den „Grundlagen“ besonders auf sie aufmerksam macht. Ref. befindet sich rückichtlich dieser Frage mit dem Hrn Verf. im Allgemeinen auf derselben Bahn. Er müßte indeß sich selbst untreu werden, wenn er nicht auch hier darauf aufmerksam machen würde, daß Hr Roscher die echten Grundsätze jener Methode in fast überall durchaus befriedigender Weise zur Anwendung bringt, während die theoretische Ausführung und Begrün-

dung manche Mängel erkennen läßt. „Bei jeder Wissenschaft, welche sich mit dem Volksleben beschäftigt — heißt es S. 33 fl. — lassen sich zwei Hauptfragestellungen unterscheiden: Was ist? (was ist gewesen, wie ist es so geworden? etc.) und: Was soll sein? Die meisten Nationalökonomien haben diese Fragen vermengt, obwohl in sehr verschiedenen Verhältnissen; wo sie aber scharf gesondert werden, da zeigt sich der Gegensatz der physiologischen oder geschichtlichen — und der idealistischen Methode.“ Wir bemerken auch hier nachdrücklich, jene Fragen sind Fragen nach dem Product, nicht nach dem Productionsverfahren, d. h. nach der Methode der Schriftsteller. In der That charakterisirt R. unter der „idealistischen Methode“ den Inhalt von „Idealschriften“ und redet dort von „Dem, was im Grunde genommen die meisten Nationalökonomien gewollt haben, nämlich das Ideal einer besten Volkswirthschaft auszubilden.“ Ebenso sagt er rücksichtlich der historisch=physiologischen Methode: „wir verzichten deshalb in der Theorie auf die Ausarbeitung solcher Ideale gänzlich. Was wir statt dessen versuchen, ist die einfache Schilderung zuerst der wirthschaftlichen Natur und Bedürfnisse des Volkes, zweitens der Geseze und Anstalten, welche zur Befriedigung der letzteren bestimmt sind, endlich des größeren oder geringeren Erfolges, den sie gehabt haben. Also gleichsam die Anatomie und Physiologie der Volkswirthschaft.“ Das Alles ist nur, aber freilich auch ganz nothwendig eine Folge der verschiedenen Methoden, von denen die eine entweder mit den Mitteln der puren Phantasie, oder mit abstracten Verstandesconstruktionen arbeitet und auch schon auf logisch=richtige Denkevolutionen allein ein durchaus entscheidendes

Gewicht legt, während auf der andern Seite die erfahrungsmäßige Wirklichkeit des geschichtlichen Lebens nicht bloß Gegenstand der Untersuchung, sondern auch Reservoir der Beweismittel ist, auf deren Entscheidung in letzter Instanz Alles ankommt. Erst von den Worten des — überhaupt vornehmlich wichtigen — § 26 „Wir gehen hierbei auf ähnliche Art zu Werke, wie die Naturforscher —“ bespricht Roscher wirklich methodische Fragen. Ref. glaubt darauf hinweisen zu dürfen, daß gerade auch er den Zusammenhang zwischen den Untersuchungsweisen und Ergebnissen der Naturwissenschaften mit jenen der Nationalökonomie nachdrücklichst hervorgehoben hat. Dennoch veranlaßt ihn die Ausführung in § 26 auf des Hn Verfs eigne Worte im Beginn des § 22 mit der Mahnung hinzuweisen, daß auch nicht mit der naturwissenschaftlichen Methode die Methode der Nationalökonomie ganz congruent sein kann. Schon aus dem Grunde nicht, weil die Physiologie lauter identische Erscheinungsformen der individualisirten Lebenskreise ihrer Beobachtung unterwirft; weil sie dabei nicht nur „will sie eine Gattung kennen lernen, Hunderte, ja Tausende von Individuen und Experimenten benutzen“ kann, sondern auch aus jeder wahrhaft exacten Beobachtung über das einzelne Individuum mit Sicherheit auf die Gattung schließt. Die Nationalökonomie hat es dagegen nicht nur mit den „zusammengesetzten Körpern“ der Staaten, sondern auch mit unterschiedenen Nationen zu thun; es ist hier ganz gleichgültig, bis zu welchem Punkte hin man die einzelnen Nationen als eigenthümlich charakterisirte Körper ansieht, wenn man nur jene Meinung für entschieden irrig bekennt, welcher sie als beliebige Summen identischer Individuen erscheinen.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. 11. Stück.

Den 18. Januar 1855.

Stuttgart und Tübingen

Schluß der Anzeige: „System der Volkswirthschaft. Ein Hand- und Lesebuch für Geschäftsmänner und Studierende von Wilhelm Roscher. Erster Band: Die Grundlagen der Nationalökonomie.“

Auch hat der Hr Verf. über eine andere Hauptfrage an der Stelle, wo er von dem „Organismus der Volkswirthschaft“ spricht — § 13 fl. — wohl recht lehrreiche Bemerkungen zusammengestellt, doch erschöpfen sie die Sache nicht und stehen selbst von einer scharfen Formulirung der conträren Gegensätze mit jener Scheu ab, die dem Verständigen, der zu Verstehenden spricht, allerdings sich fast aufnöthigt. Und nur soviel möchte ich an dieser Stelle bemerken, daß selbst für den Fall, man lasse auf die entscheidende Fragstellung doch keine wesentliche Scheidewand zwischen Gesetzen der Psychologie und Gesetzen der Physik bestehen, doch noch die auf die geschichtliche Erfahrung begründete Ueberzeugung unerschüttert bliebe, wel-

cher die Gesetzmäßigkeit in der Bewegung des Völkerlebens als eine ununterbrochen vorschreitende Entwicklung erscheint, die die Annahme einer vollen Uebereinstimmung in dem Lebensverlauf späterer Völker mit dem früherer ausschließt. Refer. selbst ist im Uebrigen der Meinung, daß die Frage: was soll sein? keineswegs als eine für die Nationalökonomie nach geschichtlicher Methode ungehörige betrachtet werden könne. Die Wissenschaft würde, wenn sie nicht das unbegründete Axiom festhielte, daß jede Situation schon in früherer Zeit eine vollständige Parallele finde, niemals über die Frage der Gegenwart eine Lehre, immer nur hinterdrein einen Bericht abstellen können. Der Unterschied liegt vielmehr darin, daß die „Idealisten“ Zustände fordern, die wir nach den erkennbaren und erkannten Fundamenten der realen und personalen Bedingungen im wirthschaftlichen Leben als unmögliche bezeichnen müssen und daß sie ihre absolut vollkommenen Zustände im Widerspruch mit dem Begriff des Lebens stationär machen wollen, während wir auf die Frage: was soll sein? von und auf den Grundlagen des positiv Gegebenen und mit den Mitteln, deren reelles Vorhandensein die Erfahrung bekräftigt, auf Ziele hinweisen können, die wir, wie die bereits gewonnenen Formen der Gegenwart als Punkte in einer stetig sich bewegenden Entwicklung ansehen.

Schließen wir damit diese Erörterung ab, so kann Refer. nur seine bewundernde Anerkennung aussprechen über die Art und Weise wie der Hr Verf. grade auch schon in diesen „Grundlagen der Nationalökonomie“ Grundsätze der geschichtlichen Methode zur Anwendung bringt. Obwohl Herr Roscher natürlich immer die Erörterung wirthschaftlicher Fragen vor Augen hat, so läßt er doch

die innige Verbindung wirthschaftlicher Erscheinungen mit dem gesammten Volksleben genugsam hervortreten und ist zu dem Zugeständniß bereit, daß wirthschaftlich wichtige Verhältnisse keineswegs immer nach wirthschaftlichen Motiven allein ihre Gestaltung empfangen. In meisterhafter Weise skizzirt er die geschichtliche Entwicklung sowohl wirthschaftlicher Lebenszustände, als auch theoretischer Productionen, so daß wir dort wie hier die Ergebnisse der Gegenwart als ein Stadium innerhalb einer fortschreitenden Bewegung zu erkennen vermögen. Diese geschichtlichen Zusammenstellungen der sich an einander anreihenden theoretischen Auffassungen über die productiven Arbeiten, reines und rohes Einkommen &c. werden namentlich auch den Verfassern monographischer Arbeiten ebenso gute Dienste leisten wie die Geschichte der Grundrente, der Preise der vornehmsten Lebensbedürfnisse und edlen Metalle &c. Der Hr Verf. gibt sodann auch hier, wie wir das an ihm gewohnt sind, aus der reichen Fülle seiner Kenntnisse, wo es nöthig erscheint, geschichtliche und statistische Nachweise zur Bekräftigung seines Urtheils im Einzelnen. Man muß sich freilich bei diesem Beweisverfahren immer die Hauptgrundsätze gegenwärtig halten, von denen der Werth desselben abhängig ist. Sie bestehen, wie Ref. meint, vornehmlich in der Berücksichtigung der Forderung 1. daß das angezogene geschichtliche oder statistische Factum unzweifelhaft festgestellt ist; 2. daß es in seiner wahren Bedeutung, d. h. vornehmlich innerhalb seiner ursächlichen Bedingungen erkannt ist und 3., daß die Analogie oder der Parallelismus des Verhältnisses, das bewiesen werden soll, außer Frage gestellt werde. Nur weil und soweit diese Bedingungen bei Seite gesetzt werden,

läßt sich der vulgäre Satz erklären: aus der Geschichte und Statistik lasse sich Alles, ließen sich auch die conträrsten Sätze zugleich beweisen. Auf die Forderung 1. braucht man weniger rücksichtlich der Geschichte als der Statistik hinzuweisen — (gegen deren Auffassung in § 18 sammt n. 2 Ref. nur schon Vorgebrachtes wiederholen könnte) —. Weil der ganze Werth statistischer Angaben von der Methode abhängig ist, mit welcher sie gewonnen werden, haben sehr viele „Schätzungen“ und Berechnungen ohne sichere Grundlagen auch abseits sehr berühmter Schriftsteller gar keinen Werth; bei wie vielen können wir so viel wenigstens bestimmt sagen, daß sie gar nicht richtig sein können. Ich wähle aus unserm Werk ein paar Beispiele. Die Schätzungen „der anderweitigen Benützung des Goldes und des Silbers“ auf der Erde differiren von $2\frac{1}{2}\%$ — $66\frac{2}{3}\%$ des Gesamtvorrathes — wie will man irgend eine beliebige Zahl dazwischen bekämpfen? Worauf in aller Welt beruhen die sich widersprechenden Berechnungen Moreau's de Jonnès und J. B. Say's über die Quote der gesammten Jahresconsumtion! welche nach Frankreich, Großbritannien und den V. St. von Nordamerika eingeführt wird? Mit dieser Angabe belegt aber Roscher den Satz: „Grade bei den größten und höchst cultivirten Völkern bildet der auswärtige Handel eine ziemlich geringe Quote des inländischen“ — einen Satz, den Ref. schon bestritten hat und aus mehrfachen Gründen jetzt nur noch entschiedener bestreiten würde*). — Für

*) Wenn auch — § 230 — Moreau de Jonnès, Dierici und Reden die Belege abgegeben haben, es kann doch unmöglich zugleich wahr sein, daß die Durchschnittsconsumtion an Getreide jetzt in Frankreich 541 Liter per Kopf und in Preußen 4 Scheffel (= 220 L.) beträgt.

unsere obige 2. Forderung gibt § 43 ein wohl gelungenes Beispiel; § 45 n. 1 dagegen zeigt eine minder glückliche Anwendung; denn der Mangel an Sparsamkeitstrieb in dem Kriegs- und Seedienst liegt nicht in der Gefährlichkeit der Berufsart, sondern in erster Linie in dem dort herrschenden Cölibat neben der gewöhnlich standesmäßigen Geringschätzung der materiellen Besitzthümer. Der Kürze halber verweisen wir gleich rückblicklich der Forderung 3. auf den Nachsatz eben dort „auch in Pestzeiten“ — indem für unsere Zeit mit ihren Bildungsgrundlagen die Lebensversicherungsanstalten entgegengesetzte Erfahrung aus Cholerazeiten beigebracht haben.

Ein Buch wie das vorliegende mit so vielem Neuen, mit der großen Fülle von Belehrung und Anregung, die es im Detail bringt, fordert natürlich an vielen Punkten zur Besprechung von Einzelheiten auf. Auf dem uns gebotenen Raume können wir nur an ein Herausgreifen denken. Der Herr Verf. hat auch einige Neuerungen in den technischen Bezeichnungen. Nationalökonomik als die Lehre von der Nationalökonomie — was irgendwo, glaube ich, schon Rau vorgeschlagen hat — möchte aus nahe liegenden Gründen allgemeine Zustimmung verdienen. Bei „Privatökonomik“ statt der allerdings im außerakademischen Leben nie in Kurs gekommenen „Cameralwissenschaften“ finden wir die Parallele nicht zutreffend (der Sinn verlangt eher ein Wort wie Partialökonomik), wie die Bezeichnung denn auch gar nicht auf den wichtigsten Theil dieser Disciplinen, auf den technischen, hinweist. Für die Wahl von „Ausgebot“

So rechnet denn auch Schulze neuerdings 10 Scheffel (550 L.) für Preußen heraus, während M. de Zonnès früher einmal für Frankreich 210 angegeben hat.

statt „Angebot“ sehen wir keinen Grund ab; „Betrag“, was sich neben „Ertrag“ findet, würde sich für Sätze empfehlen wie: der freie, der reine Betrag in dem rohen Ertrag. —

Wie sich erwarten läßt hat der Verf. auf die Formulirung der Grundbegriffe und Definitionen große Aufmerksamkeit verwendet. Sind doch so manche Controversen, in denen Schriftsteller eines hitzigen Eifers sich nicht erwehren können, nur auf diese kalten Anfänge zurückzuführen. So steht denn auch bei Roscher der Umstand, daß er z. B. die persönlichen Dienste und Dienstfähigkeiten zu den Vermögensbestandtheilen rechnet, als eine Folgerung seiner Definition von Gut und wirthschaftlichem Gut da. Ebenso verhält es sich mit seinem Widerspruch gegen eine nur „mittelbare“ Productivität des Handels, wie gegen die Einrechnung der Arbeitskräfte oder der Grundstücke in das „Kapitel“; desgl. mit seiner engen Beschränkung des „abgeleiteten“ Einkommens; daß er „die bloße Vermehrung des Roheinkommens für gleichgültig“ erklärt, muß man nur nach genauer Erwägung seiner Definition von „Productionskosten“ beurtheilen u. — Ref. hat im Uebrigen schon a. a. D. darauf aufmerksam gemacht, daß der Gedanke, welcher dem schönen Worte des Bfs (S. 11. n. 3) zu Grunde liegt „die meisten Definitionen des Reichthums sind mehr einseitig als falsch“ für sehr viele anderweitige Definitionen auch gilt. Sollte nicht Hr Roscher bei seinen ausgedehnten dogmengeschichtlichen Forschungen gefunden haben, daß die begrifflichen Definitionen in der Regel nicht Folge des Irrthumes in parte sind, sondern einestheils das allgemeine Procedere der gesammten wissenschaftlichen Erkenntniß signalisiren, anderntheils in engstem Zusammenhang mit den Ge-

sammtanschauungen des Schriftstellers über Wesen, Zweck u. der Volkswirtschaft stehen? Schon in dem Grundriß hatte R. sich von Denen getrennt, welche nur die eine Triebfeder in allem wirtschaftlichen Schaffen, den Eigennutz, anerkennen und hatte neben demselben gleich Herrmann auf den Gemeinfinn verwiesen. Der § 11 der „Grundlagen“ erscheint uns als eine sehr wesentliche Verbesserung dieses Satzes. Es ist eine Folge unserer mehr nur formell abweichenden Ansicht, daß wir in dem bedeutsamen Schlußsatz des § noch hinzufügen würden „die Opferbereitschaft für große allgemeine Zwecke ohne fleißige Sorge für die eigne wirtschaftliche Selbstständigkeit.“

Die gedrängten Abschnitte über die productiven Kräfte der Natur und der Arbeit in dem I. Buche sind sehr reichhaltig sowohl durch die aufmerksame Beachtung der neuesten Ergebnisse der Naturwissenschaften und der physischen Geographie wie durch feine Beobachtungen und Schlußfolgerungen des Verfs. Die erstere kann hier nicht genug in Ehren gehalten werden, weil diese Partien der Nationalökonomik am entschiedensten in ihrem weiteren Fortbau an die Ergebnisse anderer Disciplinen verwiesen sind. — In dem Abschnitt „Zusammenwirken der drei Factoren“ ist besonders ansprechend auf die Unstatthaftigkeit einer Ueberschätzung sowohl der Natur wie der Arbeit als Güterquelle hingewiesen; wie uns dünkt, fehlte es in der neuesten Zeit auch nicht an einem Complementary in Bezug auf das Kapital. Die schönen Abhandlungen über „Theilung und Vereinigung der Arbeit“ übersehen die vorhandenen Leistungen nicht, doch sind die Erlebnisse unserer Zeit darnach angethan, daß dem Kapitel „Vereinigung der Arbeit“ eine bedeutsame Erweiterung

bevorsteht. Ist nicht ein Hauptbestandtheil in den schönen Beobachtungen des § 52 schon von Xenophon bemerkt worden? (Cyrop. VIII, 2, 4 u. 5). Wir möchten rücksichtlich der „Bedingungen der Arbeitstheilung“ auch auf klimatische Verhältnisse hinweisen. In anbausfähigen Landstrichen des Hochgebirgs unter niederer Breite und in Ackerbau treibenden Ländern unter höherer Breite, wo die landwirthschaftlichen Arbeiten sich in einem viel kürzeren Sommer zusammendrängen, würde nur zum Schaden der Volkswirthschaft wie der Menschlichen Ackerbau und Gewerbebetrieb in gleich hohem Grade wie anderwärts auseinander treten können. An Abschnitte, wie einer durch die bedeutsamen Worte über „die Schattenseiten einer zu großen Arbeitstheilung“ zusammengestellt wird, hatten wir ganz besonders gedacht, als wir bemerkten, der Verf. verliere in seinen wirthschaftlichen Erörterungen nicht die Zwecke des ganzen Menschen aus dem Auge. — Mit den Hauptgedanken der positiven Darstellung des Begriffes der productiven Arbeit ist Ref. einverstanden, wenn auch der Hauptsatz: „Jeder Arbeiter, dessen Leistung vernünftiger Weise begehrt und angemessen bezahlt wird, hat productiv gearbeitet. Unproductiv nur dann, wenn Niemand seine Leistungen brauchen will oder bezahlen kann“ — schon deshalb keine recht scharfe Form zu haben scheint, weil die beiden Gegensätze sich nicht vollkommen entsprechen. Das Verhältniß des Begriffes der productiven Arbeit zu der eventuellen Verwendung eines Productes der Arbeit scheint uns noch nicht in volles Licht gerückt. „Der Bauer, dessen Korn aus Mangel an Absatz in der Scheune verfault, hat unproductiv gearbeitet.“ — Aber kann nicht das Consum-Bedürfniß vor-

handen, die Kauffähigkeit aber und noch mehr die „angemessene“ Bezahlung durch Kriegszerstörung u. s. w. unmöglich gemacht sein? hat andrerseits der Bauer productiv gearbeitet, wenn er einen Kornhändler als Abnehmer findet, und diesem in Folge seiner schlechten Berechnung das Korn aus Mangel an Absatz verfaut?

Um noch einigen Raum für ein paar Bemerkungen über die späteren Abschnitte des Buches verwenden zu können, verzichten wir hier auf Hervorhebung von Einzelheiten rücksichtlich der zweiten Hälfte des ersten Buches mit ihrem namentlich auch geschichtlich = wichtigen Inhalt und des zweiten Buches, in welchem der Hr Verf. seine mit großem Fleiße und Scharfsinn bearbeiteten Auseinandersetzungen über Preis und Geld vorführt. — Im Beginn des dritten Buches tritt durchaus ansprechend die Unterscheidung des „freien“ Betrages in dem Einkommen neben dem rohen und reinen entgegen. „Freies Einkommen, sagt R., nenne ich denjenigen Theil des reinen, welcher nach Befriedigung der unentbehrlichen Bedürfnisse des Producenten noch verfügbar ist. Auf ihm beruht aller höhere Lebensgenuß, alle vernünftige Wohlthätigkeit, alle fortschreitende Bereicherung.“ — Ref. verzichtet auf eine Beurtheilung der in § 146 angeführten Berechnungen des rohen und reinen Einkommens verschiedener Völker, da der Hr Verf. auf diese Berechnungen weiter keine Schlüsse gebaut hat. — Wenn Hr R. auch, wie längst bekannt, in den Hauptpunkten die Grundrententheorie Ricardo's bekräftigt, so hat er doch irrthümliche Beilagen und Zugaben zu denselben eliminirt. (In ähnlichem Verhältniß steht er in der Bevölkerungslehre zur Theorie des Malthus — unter dessen ersten Verläusern nebenbei bemerkt

sicherlich neben und vor Giovanni Botero auch Machiavelli zu erwähnen war (vgl. besonders *Discorsi* II, 5). Auf eine überraschende Parallele zwischen den Bedingungen der Grundrente, des landesüblichen Zinsfußes und des Arbeitslohnes ist S. 332 verwiesen. Der große Fleiß und die besondere Umsichtigkeit, womit der Arbeitslohn behandelt ist, wird sich eines ungetheilten Beifalls in Deutschland erfreuen, als die Gleichstellung des Unternehmerlohnes mit anderen Löhnen, weil Ersterer nur das Besondere habe, daß sich seine Größe nie ausbedingen lasse. Ueber den wichtigen Hinweis auf „Das Princip der Vorhand“ — § 196a erhalten wir wohl im dritten Bande ebensowohl einige weitere Ausführungen, wie über mehrere inhaltsschwere Sätze in Fragen des Handels, wie sie die § 97 u. 98 berühren. Ganz vortreffliche Einzelheiten und manches Neue enthält das 5. Kapitel des III. Buches, welches den Einfluß der Einkommenszweige auf die Waarenpreise und die „Harmonie der Einkommenszweige“ bespricht — wir verweisen beispielsweise auf § 198. — Zudem Refer. dasselbe Urtheil im Allgemeinen auch über das 6. Kapitel „Vertheilung des Nationaleinkommens“ und die „Consumtion der Güter“ im IV. Buche bereitwilligst ausspricht, kann er doch selbst der mannichfaltigen Bereicherung dieser Partien der Nationalökonomik durch das vorliegende Werk gegenüber das Geständniß nicht zurückhalten, wie auf diesem Gebiete die verhältnißmäßig schwächste Stelle unserer Disciplin liegt, in dem Sinne, daß eine große Zahl in dem wirklichen Leben bereits hervorgetretener wichtiger Erscheinungen und Fragen noch gar nicht in das Bereich der wissenschaftlichen Discussion gezogen ist. Diese Sachlage wird freilich durchaus begreif-

lich durch den Entwicklungsgang der theoretischen Productionen, und es würde dem Refer. sehr leid sein, wenn der verehrte Hr Verf. seine Bemerkung anders verstünde, als daß sie mit einem aufrichtigen Lob für das in den Grundlagen Dargebotene verknüpft sei. Ich spreche ganz entschieden mein Urtheil dahin aus, daß auch verhältnißmäßig das vierte Buch über die Consumtion der Güter des durchaus Neuen und Werthvollen sehr Vieles bringt. — Gleich § 207 hebt sehr wichtige Fragen der Consumtion hervor, welche Hr Roscher mit den Worten „Princip der Gebrauchstheilung“ und „Princip der Gebrauchsvereinigung“ bezeichnet. Ich werde an andern Orten des Weiteren auf diesen Gegenstand zurückkommen und bemerke nur, daß, wie der Hr Verf. wohl selbst finden wird, zwei verschiedene Dinge in seiner Ausführung über das „Princip der Gebrauchsvereinigung“ zusammengelegt sind und daß ich dabei bleiben muß (vgl. meine polit. Dekon. 2c. S. 127), der arbeitstheiligen Production im Allgemeinen einen „genußtheiligen Consum“ — und nicht im Sinne des „Princip der Gebrauchstheilung“ gegenüberzustellen. Recht bedeutend ist die gedrängte Ausführung über die „Consumtionen der Natur“ § 209 — wie denn überhaupt in den nächst folgenden Paragraphen vieles Neue dargeboten ist, was wohl überall mit Dank in Empfang genommen werden wird. Nachdem „Wesen und Arten der Consumtion“ — Gleichgewicht zwischen Production und Consumtion, Handelskrisen im Allgemeinen, Verschwendung und Sparsamkeit im ersten Kapitel behandelt sind, hat Hr Roscher die zweite Hälfte des Buches dem „Luxus“ gewidmet. Wohl nicht im ganz richtigen Maß der Raumvertheilung, aber es ist ein Stoff, dessen Behandlung

an anderer Stelle dem Verf. mit Recht die aufmerksamste Beachtung der Fachgenossen zugewendet hat. Dennoch wagen wir es über die begriffliche Definition des Luxus mit dem verehrten Hn Verf. etwas zu hadern. Nicht über seinen wichtigen Satz: „Der Begriff des Luxus ist ein durchaus relativer.“ Im Gegentheil wir fügen hinzu, daß dieses nothwendigerweise der Fall ist, weil in dem Begriff des Luxus eine Quantitätsbestimmung enthalten ist, welche so gut wie die Begriffe groß und klein, hoch und niedrig, eines Maßes zur Basis und zum Anhaltspunkt für die Vergleichung bedarf und dieses Maß bei dem Luxus in der durchaus wechselnden Größe der nothwendigen Ausgaben der Urtheilenden liegt. Wenn aber nun Hr Roscher § 224 erklärt: „Jeder Einzelne und Stand, jedes Volk und Zeitalter nennt alle diejenigen Consumptionen Luxus, welche ihm selbst entbehrlich scheinen“ — so müssen wir hervorheben, daß diese treffende Bemerkung über die Ansicht der Urtheilenden, welche den „Luxus“ bei Andern finden, wohl Licht auf die Sache wirft, aber keine Erklärung gibt, bei welcher die Wissenschaft sich befriedigt halten kann. Und der § 225, der uns über die Grenze zwischen unsittlichem, unklugem und erlaubtem Luxus belehrt, setzt im Grunde doch voraus, daß wir schon einen positiven festen Begriff von Luxus haben. Hr Roscher wird uns keine Bemerkung vorhalten können, durch welche er den Luxus von der Verschwendung trennt, und diese Trennung erscheint durchaus nöthig. Zunächst nun möchten wir hervorheben, daß wie Verschwendung und Geiz so Luxus und Sparsamkeit sich gegenüberstehen, letztere beide zusammen in der Mitte zwischen den ersteren als Extremen. Der Kern der

Sache liegt darin — und so wird auch die Grenze zwischen Luxus und Verschwendung scharf bestimmt — daß Sparen und Luxus die Verwendung von Einkommen betrifft, dessen Gebrauch (§ 207) nicht dem Begriffe der Wirtschaftlichkeit (§ 218) widerspricht, das also zum Verzehr gelangen kann, ohne den gleichmäßigen Fortbestand der Wirtschaft des Betreffenden aufzuheben. Der Luxus bringt, im Gegensatz zum Sparen jenes Einkommen zum Gebrauch. Das Wie? dieses Gebrauches ist dann eine Frage für sich.

Doch wir müssen von dem Verf. Abschied nehmen. Wir müßten uns Zwang auferlegen, wenn wir es anders thun würden, als daß wir sein Buch eine stolze Zierde der nationalökonomischen Litteratur unseres Volkes nennen. Möge es ihm vergönnt sein, die erprobte Kraft in der vollständigen Durchführung seines großen Unternehmens zu bewähren.

Schaffhausen.

Karl Knies.

L e i p z i g

Bei Brockhaus in Commission 1854. Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction des Prof. Dr. Hermann Brockhaus. Achter Band. 872 S. in Octav. Mit zwölf Kupfertafeln.

Dieser neue Jahrgang, welcher jetzt vollendet und abgeschlossen vor uns liegt, bewährt wiederum den alten wohlverdienten wissenschaftlichen Ruf dieser Zeitschrift, und zeichnet sich durch Vielseitigkeit und durch Behandlung der verschiedenartigsten fast alle Völker des Orients alter sowohl als neuerer Zeit berührenden Stoffe aus. Wenn wir Namen wie Freitag, Rüdiger, v. Hammer = Purg-

stall, Bensley, Grotefend, Fleischer, Rückert und vieler anderer bewährter und berühmter Orientalisten unseres deutschen Vaterlandes begegnen, so können wir nur Ausgezeichnetes erwarten. Auch an Umfang selbst hat die Zeitschrift auf eine erfreuliche Weise zugenommen; ein Beweis, wie sehr einerseits bei den Mitgliedern der Gesellschaft das Interesse für thätiges Mitwirken an einer Erweiterung der Kenntniß des Morgenlandes gestiegen, wie sehr andererseits die Redaction sich bemüht, gediegene Arbeiten derselben so schnell als möglich zu veröffentlichen und zu einem Gemeingute der Wissenschaft zu machen. Während der siebente Band nur 646 Seiten zählte, ist der vorliegende um 14 Bogen stärker geworden, und wir können diesem zunehmenden Interesse, welches die Gesellschaft allseitig gesunden, unsern Glückwunsch nicht versagen.

Die Zeitschrift wird bekanntlich in vier Vierteljahrsheften ausgegeben, deren jedes ein abgeschlossenes Ganze bildet. Der für das erste Heft bestimmte Raum (S. 1—194) ist diesmal von einer einzigen längeren Abhandlung eingenommen: Erklärung der Münzen mit Pehlvi=Legenden von Dr. A. D. Nordtmann.

Nach den unbrauchbaren Arbeiten A. du Peron's und Longpérier's auf diesem Gebiete, nach dem unvollendeten Bruchstücke Müllers im Journal Asiatique, und nachdem andererseits durch Burnouf, Rawlinson, Spiegel, Holzmann, Lassen u. A. die Kenntniß des alten und neuen Persischen im höchsten Grade befördert worden, können wir diese Arbeit über das in der Mitte liegende Pehlvi nur mit wahren und aufrichtigem Danke entgegennehmen. Der Hr Verf. ist bekanntlich gegenwärtig Großherzogl. Oldenburg. Consul in Konstanti-

nopel, hat schon früher in derselben Zeitschrift (IV. 83 — 96, 505 — 509) seine Entzifferungsversuche bekannt gemacht, und seit 1845, wo er nach Konstantinopel reiste, den Pehlvi-Münzen seine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Wie er angibt, hat er seitdem gegen 2000 derselben genau untersuchen können, auf einer Urlaubsreise 1849 benutzte er auch das k. k. Cabinet in Wien, das k. k. Cabinet in Berlin, die Abdrücke des Hn Professor Olshausen, endlich Abbildungen, welche sich in einzelnen Druckwerken vorfanden. Mit weniger Erfolge waren seine Versuche gekrönt, Mittheilungen über die Sammlungen außerdeutscher Cabinete zu erhalten. Aus London erhielt er Versprechungen ohne Erfüllung, aus Petersburg eine abschlägliche, aus Paris gar keine Antwort. Die Abhandlung selbst ist nun vollkommen methodisch, sie handelt nach einer allgemeinen Uebersicht der verschiedenen Arten der Münzen selbst, zunächst von der Sprache und dem Alphabete, wobei eine zwiefache Sprache unterschieden wird; das Pehlvi (eigentlich die städtische Sprache) und das Parsi, das echte, unverfälschte, noch nicht mit dem Arabischen vermengte Persisch. — Taf. V gibt die Alphabete (nach 3 Perioden geordnet) mit einer Gegenüberstellung der neupersischen Buchstaben. Von den Prägorten, deren Taf. IV. 84 aufführt, sind (S. 11—28) 73 mit großem Scharfsinne erklärt, nur ungefähr 20 Zeichen und Abkürzungen sind dem Verf. noch undeutlich geblieben. Es ergeben sich mit ziemlicher Sicherheit 9 Provinzen und 35 Städtenamen, die er als Prägorte auf den verschiedenen von ihm verglichenen Münzen gefunden. Dann folgen S. 29—174 die Münzen der Sasaniden chronologisch geordnet, wobei außer der Entzifferung selbst noch besonders der Fleiß

und die Genauigkeit zu loben sind, mit welchen der Verf. die Königsnamen, so weit es möglich war, im Pehlvi, in der griechischen, armenischen, hebräischen, syrischen, arabischen und anderen Schreibweisen zusammengestellt hat. Auch die genaue äußere Beschreibung jeder Münze ist beigegeben. Aus einer vergleichenden Tabelle des Münzgewichtes S. 147 ergibt sich, daß die aus Chorasan die besten, die aus Pars und Chuzistan dagegen im Allgemeinen die schlechtesten waren. S. 148—172 folgen Chalifen-Münzen aus den Jahren 20—83 der Hidschret, von S. 173 an Münzen von Taberistan. Bei letzteren, auch Ispehbeden-Münzen genannt, ist eigenthümlich, daß dieselben einer eigenen Aera folgen, welche natürlich von dem Jahre des Anfanges der Unabhängigkeit von Taberistan datirt. Auch das Verdienst, diese Aera genau zu bestimmen und zu berechnen, erwirbt sich der Vf. S. 179. Sie reichte vom J. 31—176 der Hidschret, 652—792 nach Chr. Geburt Wenn endlich S. 181 der Hr Verf. noch eine Nachschrift beigelegt hat, so geschah dies nur, um eines inzwischen erschienenen Aufsatzes (Journal of the Royal Asiatic Society Vol. XIII. Part 2 S. 373 ff.) von G. Thomas Erwähnung zu thun, und aus den von demselben veröffentlichten Pehlvi-Münzen für diese seine Abhandlung eine reiche Nachlese zu halten; zugleich auch, um über seine von Thomas bestrittenen früheren Deutungen zu erklären, daß er dieselben nur als Studien und Vorarbeiten betrachte, und viele derselben in dieser neuen Abhandlung theils stillschweigend, theils ausdrücklich verworfen habe. Außer den schon angeführten Tafeln finden wir noch Taf. I die Namen der Münzherren, Taf. II Titel und vermischte Legenden, Taf. III Zahlen.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 20. Januar 1855.

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: „Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben unter der verantwortlichen Redaction des Prof. Dr. H. Brockhaus. Achter Band.“

Hier ist besonders bemerkenswerth, daß die Zahlwörter von 1—9: achad, tarein, talata, arba, chomascha, schata, scheba, tomena und tische ganz aramäisch sind, welchen Umstand der Verf. gewiß nicht ohne Grund dadurch zu erklären sucht, daß die große Aehnlichkeit von 3 und 30, 4 und 40 u., welche in persischer Sprache in Pehlvi Charakteren wenig oder gar nicht verschieden sind, eine Verwechslung dieser Zahlen habe befürchten lassen, und daß man deshalb das Aramäische herbeigezogen habe. Taf. VI—X geben 35 Münzen im Hochdruck und 13 nach andern Tafeln von Longpérier und Thomas lithographirt. Hiermit beschließen wir den Hinweis auf diese fleißige, sorgfältige, in jeder Beziehung befriedigende Untersu-

chung, da noch andre Abhandlungen derselben Zeitschrift berücksichtigt sein wollen

Das zweite Heft beginnt (S. 209 -- 229) mit einer Abhandlung von Dr. Hitzig über „drei Städte in Syrien“. Der Verf. will, wie er selbst sagt, das Vorurtheil, als wenn in ältester Zeit nur semitische Sprache für Syrien in Betracht käme, sich etwas näher ansehen; er will zeigen, daß auch zwischen Euphrat und Mittelmeer einst indogermanische, ja brahmanische Cultur geherrscht habe. Zum Beweise wählt er die Erklärung von drei syrischen Städten: Mabug, Damask und Tadmor. Der Raum erlaubt uns hier nicht, über all die verschiedenen Etymologien, welche er anführt, Bericht zu erstatten. Er selbst thut einen kühnen Griff (so sagt er S. 215) und sagt: Mabug hieß vorher מַבּוּג (das griech. *Μα-νοῦρα*); dies setzt er identisch mit dem Sanskritwort *Mahâpura* = große Stadt. Ebenso werden die beiden andern Namen erklärt. Damask ist das sanskr. *Tâmrâksha* rothäugig, und dies eine Bezeichnung des Dionysos, Tadmor endlich ist sanskr. *Tâtamûra*, freilich ein sonst unbekanntes Wort, aber *Tâmara* heißt Wasser, und daher der Name der Stadt „Wasserstadt“. Die Frage, wie nun aber Sanskrit-Sprechende nach Tadmor, Mabug und bis nach Damask gekommen, wird nur durch Gegenfragen beantwortet, und der Unterz. muß vorläufig gestehen, noch nicht ganz überzeugt zu sein; man darf in Etymologien nicht zu weit gehen, besonders bei Städtenamen, denen oft ein ganz zufälliges, unbekanntes Ereigniß zu Grunde liegt. Sieht man sich bei dergleichen Versuchen genöthigt, noch außerdem keinesweges unbedeutende Veränderungen, wie hier, mit den Namen vorzunehmen, so muß man

seinen Vermuthungen um so mehr mißtrauen, da solche Conjecturen nur gar zu leicht schon auf ein Vorurtheil hin, das man erweisen möchte, gemacht zu werden pflegen.

Die Entzifferung der Keilschrift hat der Unterz. stets für das schwierigste Feld orientalischer Philologie gehalten, da dieselbe nicht nur in Betreff der Schriftzüge, sondern auch der ihnen zu Grunde liegenden Sprache Gelegenheit zu den größten Meinungsverschiedenheiten bieten kann, und wie die Erfahrung lehrt, auch zu allen Zeiten geboten hat. Um so erfreulicher ist es, hier von mehreren Abhandlungen berichten zu können, welche diesen wichtigen und schwierigen Gegenstand behandeln. Zunächst gibt Dr. G. F. Grotefend (S. 229—238) eine Erläuterung einiger Urkunden in babylonischer Keilschrift, welche er schon in den drei ersten Bänden von Lassen's Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes bekannt gemacht und besprochen hatte. Es sind vier Urkunden, durch ihre Unterschriften als aus der Zeit des zweiten Darius und Artaxerxes herrührend bestätigt. Die Urkunde B setzt der Wf. in das Jahr 414 v. Chr., in welchem die Athener ihren Feldzug nach Sicilien unternahmen; die Urkunde C in die Zeit, in welcher Xysander die athenische Seemacht bei Aegospotami vernichtete u. s. w. S. 233. 236. 238 finden sich genaue Umschreibungen und Uebersetzungen. — Wir erwähnen hierbei gleich eine andre Abhandlung „Ueber die zweite Art der achämenidischen Keilschrift von Prof. A. Holzmann (S. 329), eine Fortsetzung zu B. VI. S. 35 ff. derselben Zeitschrift, und von demselben Verfasser „Neue Inschriften in Keilschrift der ersten und zweiten Art.“ S. 539—547. Leh-

tere Abhandlung wurde veranlaßt durch eine kürzlich erschienene Schrift: *Lecture littéraire des Hiéroglyphes et des Cunéiformes par l'auteur de la Dactylologie*. Paris 1853, Mars. Nach der wunderlichen Ansicht dieses Franzosen sind die Keilschriften nichts Anderes als eine abgebildete Daktylologie; die Keile sind deutlich nichts als abgezeichnete Finger, senkrecht und horizontal ausgestreckte und gebogene. Ferner bezeichnet nach ihm jeder Buchstabe ein ganzes Wort, und zwar in der Ursprache des Menschengeschlechtes, welche glücklicherweise keine andre ist, als die griechische. Der gelehrte Deutsche widerlegt diese Schrift, erkennt jedoch die Echtheit der darin enthaltenen und zum ersten Male mitgetheilten Keilinschriften an und beleuchtet dieselben auf eine ganz andre, höchst scharfsinnige Weise. Der Daktyloge verdient um so mehr Tadel, da er durch seine wunderlichen, unerwiesenen Hypothesen zu den irrigsten Resultaten gelangt; es braucht z. B. nur erwähnt zu werden, daß er le *Décatalogue tel qu'il a été proclamé par Jéhovah* in einer Keilinschrift und in der prohellenischen Ursprache abgefaßt, gefunden zu haben behauptet. — Desselben Ansichten über die Hieroglyphen, welche er akrologisch erklärt, und denen er ebenfalls die prohellenische Sprache zu Grunde legt, glaubt der Unterz. S. 830—834 dieses Bandes der Zeitschrift mit überzeugenden Gründen widerlegt zu haben.

Wir kehren zu dem zweiten Hefte zurück. Hier folgen S. 239 „Bemerkungen zu Mohl's Ausgabe des Firdusi B. I v. Fr. Rückert.“ Es sind nicht allein Bemerkungen, sondern Berichtigungen, Ausstellungen, Zweifel und Verbesserungen. Leider ist diese schätzenswerthe Abhandlung noch nicht vollendet, und wir können somit

das Urtheil Rückerts über Mohl's Werk noch nicht mittheilen. Erst der nächste Band wird hoffentlich die Fortsetzung und ein Endurtheil bringen. Wir können jedoch kaum einen günstigen Ausspruch erwarten, da der Berichtigungen, Ausstellungen und abweichenden Uebersetzungen gar zu viel sind. Man glaubt Hieroglyphenentzifferungen nach verschiedenen Systemen, nicht Uebersetzungen eines persischen Dichters vor sich zu haben. Was Mohl durch »Le monde ne s'enchaînera pas à toi avec amour, et il ne te montrera pas deux fois sa face« übersezt, berichtigt Rückert S. 253 durch:

„Die Welt hält die stäte Liebe nicht,
„Und zeigt dir nie offen ihr Gesicht.“

Eine andre Stelle übersezt Mohl »Quand la raison ne se soumet pas à Dieu, elle amène la destruction sur elle même«, Rückert dagegen als Erzählung:

„Da er Scheit vor Gott erhob,
„Kam er zu Fall, und sein Reich zerstob.“

u. s. w.

Einer Abhandlung Fleischer's »Michael Meschäka's Cultur Statistik von Damaskus« (aus dem Arabischen übersezt) S. 346

374 entnehmen wir, daß diese Stadt 7 Koranschulen, 18 Traditionschulen, 123 Gelehrtenschulen, 3 medicinische Schulen, 26 Klöster und 28 Hauptmoscheen zählte, welche theils eingegangen sind, theils noch bestehen. Die Wissenschaften, welche daselbst von Gelehrten vorgetragen wurden, sind Lexilogie, Koranerklärung, Aussprüche des Propheten, Rechtskunde, Erbrecht, Lehre von Gottes Einheit, Syntax, Flexionslehre, Grundlehren der Religion, Terminologie, Metrik, Metapherlehre, Satzlehre, Elocutionslehre, Tropenlehre, Astrono-

mie, Disputirkunst, Onomatopöie, Logik, Geometrie, Algebra, Arithmetik, Musik, Sphärenkunde, Gnosis, Koranlesekunst und endlich türkische, französische, italiänische, altgriechische und persische Sprache — eine vollständige universitas litterarum.

Im dritten Hefte berichtet zunächst (S. 414—441) Prof. Pott von Sprachen aus Afrika's Innerm und Westen, anknüpfend an vier in den Jahren 1852 und 1853 von Morris, Riis und Vidal herausgegebene Werke. Es handelt sich hauptsächlich um die Börnu, Kánuri, Dschu und Yoruba Sprachen, durch deren wissenschaftliche Bearbeitung sich England in den hier angeführten und zwei neueren von Hn Koelle bearbeiteten und im 177. Stücke dieser Anzeigen (6. Nov. 1854) besprochenen Werken ein wahres Verdienst erworben hat. Eine von Herrn Koelle dem Verf. mitgetheilte Erzählung mit Interlinearübersetzung wird S. 419—421 veröffentlicht, dann die verschiedenen Dialekte dieser Sprachen selbst in ihren Bestandtheilen charakterisirt. In der darauf folgenden Abhandlung „Ueber den Zweigehörnten des Koran“ entscheidet sich Hr K. H. Graf dafür, daß der aus Sur. XVIII bekannte Ausdruck ذو القرنين gegen Hammer-Purgstall's Ansicht für Alexander den Großen zu erklären sei. Er stützt sich hauptsächlich auf die von ihm mitgetheilte Erläuterung Beidâvi's zu dieser Stelle, und auf den griechischen sogenannten Kallisthenes, welcher (in der Ausgabe von Müller, Par. 1846 S. 138) diesem Welteroberer ein Glaubensbekenntniß in den Mund legt, welches wohl Muhamed's Verfahren rechtfertigt, den Alexander unter die frommen Könige der Vorwelt aufzunehmen und neben Moses und Salomo zu stellen. In der folgenden Abhandlung „Ei-

nige Bemerkungen über die Götternamen auf den indoscythischen Münzen v. Th. Benfey“ S. 450—476 werden einige von Lassen in dessen jüngster Behandlung dieser Münzen aufgestellte unbefriedigende Deutungen und Erklärungen ausführlich besprochen und berichtigt. — Dr Roth schildert S. 467—475 mit lebendigen Farben die Todtenbestattung im indischen Alterthum durch Mittheilung eines Liedes, welches für die Bestattung eines verheiratheten Mannes diente (Rig-Veda X, 18). Die ganze Leichencereemonie zerfiel in drei Hauptabschnitte: Das Verbrennen des Leichnams, das Sammeln der Asche und die Sühne. Von großer Bedeutung ist die praktische Anwendung dieser Schilderung. Die zur Wittve gesprochenen Worte:

„Erheb' Dich nun, o Weib, zur Welt des Lebens“, also die Aufforderung, sich von dem Todten zu trennen und in die „Welt der Lebenden“ zurückzukehren, widerlegt schlagend die Berufung der Brahmanen auf ihr Gesetz zur Rechtfertigung der Wittwenverbrennung.

D. Blau, welcher von Konstantinopel aus die Gesellschaft mit reichlichen Mittheilungen unterstützt, liefert diesmal einen Beitrag „Zur Geschichte Syriens“ S. 475—499, d. h. eine Geschichte des Fürstenhauses der Benû-Ma'n und der Sihâbiden, bearbeitet nach der Uebersetzung Catafago's, welche im *Journal de Constantinople* (8. année no. 429. 430 u. 485) erschienen, gewiß nur in wenigen Exemplaren nach Deutschland gekommen, und daher dieser deutschen Bearbeitung wohl werth war. Wer für die Personalgeschichte der syrischen Fürstenhäuser Interesse hat, wird gewiß dem Uebersetzer für diese Mittheilung Dank wissen. — Diesen kleineren Abhand-

lungen folgt wieder eine etwas größere, die wir als eine Fortsetzung eines schon in früheren Jahrgängen begonnenen Werkes begrüßen. Es sind „Auszüge aus Saalebi's Buche der Stützen des sich Beziehenden und dessen worauf es sich bezieht“ von Hammer-Purgstall. Die diesmalige Gabe enthält Hauptst. XXXIII—XLV, und handelt von dem, was sich auf Thiere, näml. Schlangen, Scorpionen, Spinnen, Ameisen, Strauß, Raben, Tauben, Vögel aller Art, Eier und Fliegen, ferner was sich auf die Erde, Häuser, Gebäude, Wohnplätze, Länder und Städte bezieht. Der nächste Jahrgang verspricht den Schluß dieses für das Verständniß vieler arabischer Phrasen so schätzenswerthen und fast unentbehrlichen philologischen Werkes.

An den mit großer Sorgfalt und Genauigkeit von Dr G. Roediger bearbeiteten wissenschaftlichen Jahresbericht (S. 637—719), welcher diesmal die beiden Jahre 1851 und 1852 umfaßt, schließt sich im vierten Hefte zunächst S. 720 Graul an mit Mittheilungen über die tamulische Bibliothek der evangelisch-lutherischen Missionsanstalt in Leipzig. Schon im VII. Bande S. 558 haben diese Mittheilungen begonnen, und bestanden damals in dem Kataloge der Bibliotheca Tamulica, die er selbst in Ostindien gesammelt; diesmal gibt er eine Uebersetzung eines Manuscriptes (in dem Kataloge No 70) unter dem Titel „Widerlegung des Buddhistischen Systems vom Standpunkte des Sivaismus.“ Der tamulische Text dieser Uebersetzung soll als Beilage in einem der nächsten Hefte mitgetheilt werden; dann wird auch der Indologe in den Stand gesetzt sein, sich genauer mit dieser Sprache zu beschäftigen und Nu-

ken aus den gegebenen Mittheilungen zu ziehen. Dr. M. Haug liefert Zendstudien in einer Uebersetzung von *Sagna* K. 44 B. 9—20 mit genauen grammatikalischen und kritischen Erklärungen (S. 739—764), und Verbesserungen und Nachträge zu seinen im vergangenen Jahre über den Anfang desselben Kap. 44 geschriebenen Abhandlungen (764—771). Er erklärt dieses Lied, einen herrlichen Hymnus auf Ahura-Mazda als Schöpfer alles Guten, nicht für ein älteres Lied, sondern für eine Reihe von Liedern oder Lieder-versen, die unter sich oft in gar keinem Zusammenhange stehen.

Eine heilige Pflicht glauben wir endlich zu erfüllen, indem wir mit besonderem Nachdrucke auf die letzten Reliquien eines um die Wissenschaft des Orients hochverdienten Mannes, Grotefend's hinweisen. Es ist eine längere Abhandlung „Zur ältesten Sagenpoesie des Orients“ S. 772—816, welche der Verstorbene vierzehn Tage vor seinem Tode der Gesellschaft übersendet, worin er gleichsam die Früchte seiner letzten Studien niedergelegt hat. Niemand wird diese Arbeit des nun hinübergeschlummerten Greises ohne innige Wehmuth und Ehrfurcht betrachten.

Den Schluß bildet Freytags Bearbeitung von Behâ-êddin's Lebensgeschichte S. 817. Zwar ist der arabische Text Ibn-Challikân's, aus welchem der Hr. Verf. Vieles geschöpft, schon in einer doppelten Ausgabe erschienen, dennoch aber ist diese Bearbeitung von der höchsten Wichtigkeit wegen des innigen Verhältnisses, in dem Beha-êddin zu Saladin stand, dessen Biograph er später geworden ist. Er war 1145 zu Mosul geboren, wurde nach vielfachen und fleißigen Studien Repetent an einer Schule zu Bagdad, später

Professor an einem Gymnasium in Mosul. Im Jahre 1182 wurde er von dem Fürsten von Mosul an den Chalifen von Bagdad geschickt, um denselben um Hülfe gegen Saladin zu bitten. Hiermit beginnt seine diplomatische Laufbahn, durch welche er mit Saladin bekannt und später an dessen Hof gezogen wurde u. Er starb nach segensreichem Wirken im J. 1234. Die hauptsächlichste Schrift, durch die er sich die besondere Gunst Saladins erwarb, war die „über den heiligen Krieg“, verfaßt zu Damaskus im J. 1188; die für die Geschichte und für uns wichtigste seine „Lebensbeschreibung des Saladin“ *سيرة صلاح الدين ابن ايوب*.

Der Raum gestattet uns nicht, auch alle kleineren Abhandlungen, welche die Zeitschrift unter der Ueberschrift „Notizen, Correspondenzen und Vermischtes“ enthält, namentlich anzuführen. Wir heben nur die Namen von Romm- sen, A. Weber, Steinschneider, Zenker, Rost, Ols- hausen u. A. hervor, um zu zeigen, daß der Leser auch hier manche, wenn auch kurze, doch interessante und gelehrte Andeutungen finden wird. Auch die bibliographischen Nachrichten behandeln mit vieler Gründlichkeit und Ausführlichkeit die neusten Erscheinungen auf dem Gebiete der orientalischen Litteratur. Die Bibliothek der Gesellschaft ist auch in diesem Jahre wiederum durch viele Geschenke bereichert worden. — Hiermit beschließen wir den Bericht über diesen Band der Zeitschrift und wünschen den vor zehn Jahren begonnenen und seitdem immer mehr hervor- getretenen Bemühungen der Gesellschaft um die Verbreitung der Kunde des Morgenlandes den besten Fortgang.

M. Uhlemann.

Montreal (Canada)

Bei C. Bryson 1854. The stranger's guide to the cities and principal towns of Canada, with a glance of the most remarkable cata-racts, falls, rivers, watering places, mineral springs etc. and a geographical and statistical sketch of the province brought down to 1854. With maps and illustrations. By Robert W. Stuart Mackay. 168 S. in Octav.

Obgleich dieser Fremdenführer zunächst nur auf Touristen berechnet scheint, so hat er doch auch einen allgemeineren Werth durch die vielen und wohlgeordneten meist aus amtlichen Quellen geschöpften statistischen Mittheilungen, welche er uns über ein Land bringt, über welches wir so selten Nachrichten erhalten und welches bei uns im Vergleich mit den ihm benachbarten Vereinigten Staa-ten so außerordentlich wenig beachtet wird, obgleich dasselbe durch seine vielen Naturschönheiten, seine rasch fortschreitende Entwicklung und den großen Reichthum von natürlichen, noch lange nicht hin-reichend benutzten Hülfquellen wohl ebenso sehr unsere Aufmerksamkeit verdiente als jene. Refer. hat gesucht in seinem geographisch-statistischen Hand-buche von Nord = Amerika, von dem jetzt endlich die Schlußlieferung im Druck vollendet ist, auch Canada genauer darzustellen. Seitdem sind aber durch die Regierung in jener schönen Provinz neue sehr umfassende statistische Ermittlungen vor-genommen, und die Mittheilungen aus dieser sind es vorzüglich, welche der vorliegenden Schrift auch einen statistischen Werth geben. Außerdem bringt sie aber auch ausführliche und sorgsame Beschrei-bungen der bedeutenderen Städte der Provinz, namentlich der von Montreal und Quebeck, welche

beide nicht allein wegen ihrer Größe und Handelsbedeutung, sondern auch wegen ihrer vielen großartigen öffentlichen Gebäude und Institute selbst unter den Städten der Alten Welt einen keineswegs untergeordneten Rang einnehmen würden.— Wenig bedeutend ist dagegen in der vorliegenden Schrift das eigentlich Geographische, und beschränken wir uns deshalb in der nachfolgenden kurzen Inhalts-Uebersicht derselben, da ein Eingehen auf die Städtebeschreibungen zu viel Raum in Anspruch nehmen würde, auf die Hervorhebung einiger auch allgemeiner interessirenden statistischen Daten.

Nach einer kurzen geographisch=statistischen Uebersicht der Insel von Montreal, geht die Schrift zur Beschreibung der Stadt dieses Namens, der größten und volkreichsten Stadt des Britischen Amerika's über, die unter $45^{\circ} 31'$ N. Br. und $73^{\circ} 34'$ W. L. von Greenwich liegt und mit den Vorstädten einen Flächenraum von 1020 Acres (ungef. 1575 hann. Morgen) einnimmt. Die Stadt, welche i. J. 1642 von dem französischen Gouverneur M. de Maissonneuve auf dem Terrain eines indianischen Dorfes Hochelaga angelegt wurde und längere Zeit den Namen Bille Marie führte, weil sie der Jungfrau Maria geweiht war, liegt sehr günstig für den Handel an der oberen Grenze der Schiffbarkeit des St. Lorenz für Seeschiffe und hat sich deshalb namentlich seitdem sie in neuester Zeit durch Eisenbahnen nach verschiedenen Richtungen mit dem Innern in Verbindung gesetzt worden, sehr rasch gehoben, sowohl an Einwohnerzahl wie in ihren Handelsoperationen. Die Zahl ihrer Bewohner beträgt gegenwärtig ungefähr 65000 und im J. 1852 hatte der Handel dieses Hafens einen Werth von 2,993,338 Pfd Sterl.,

wovon 2,311,472 Pfd auf die Einfuhr und 681,866 Pfd auf die Ausfuhr kamen. Im J. 1853 betrug die Einfuhr allein schon 3,603,696 Pfd St. (S. 46). — Von Montreal führt die Schrift den Reisenden den St. Lorenz abwärts über Port St. Francis, Three Rivers, St. Leon le Grand und Batiscan nach Quebec, der gegenwärtigen Hauptstadt der Vereinten Provinzen von Ober- und Unter-Canada, welche auf dem nördlichen Ufer des St. Lorenz unter $46^{\circ} 49'$ N. Br. und $71^{\circ} 15'$ W. L. liegt. Sie wurde i. J. 1608 von Charlevoix (?) gegründet und ist jetzt mit einer Bevölkerung von 45000 Seelen die zweite Stadt des Britischen Amerikas. Ihr Handel ist ebenfalls bedeutend, indem ihre Ausfuhren i. J. 1851 den Werth von 1,593,662 und ihre Einfuhren den von 642,804 Doll. hatten. Nachdem der Führer die vielen großartigen Institute der Stadt und ihre sowohl durch Naturschönheiten wie durch historische Erinnerungen sehr interessante Umgegend ausführlicher beschrieben hat, kehrt er nach Montreal zurück, um von da den Reisenden auf der St. Lorenz- und Atlantic-Eisenbahn, die nach Boston führt, bis zur Grenze der Provinz zu begleiten, worauf noch eine Anzahl Reiserouten durch den interessantesten Theil von Ober-Canada näher beschrieben werden. Die vornehmsten Städte, die auf diesen Routen berührt werden, sind Bytown am Ottawa-Fl. und am Eingang des großartigen Rideau-Canals, der diesen Fluß mit dem Ontario-See verbindet, ein neu angelegter, durch seinen sehr großen Holzhandel und seine großen Schleusenbauten interessanter schnell aufblühender Ort, der jetzt bereits 10,000 Ew. zählt; Kingston, am Ausflusse des St. Lorenz aus dem Ontario-See unter $44^{\circ} 8'$ N. Br. und $76^{\circ} 40'$ W. L.,

eine hübsche, i. J. 1784 angelegte Stadt, die gegenwärtig ungefähr 15,000 E. hat, Toronto, an einer Bai des Ontario-Sees unter 43° 32' N. Br. und 79° 20' W. L., eine 1794 angelegte Stadt, die außerordentlich rasch sich entwickelt und gegenwärtig 40,000 Seelen zählt; Hamilton, 1813 angelegt, jetzt mit 17,000 Einw. und eine größere Anzahl erst in den letzten Decennien angelegter Städte, die fast alle ein ebenso rasches Emporblühen zeigen, wie die schnell groß gewordenen jungen Städte der benachbarten Theile der Ver. Staaten, Städte wie Chicago und Milwaukee jedoch ausgenommen; wie denn überhaupt Canada und insbesondere das erst durch die Engländer colonisirte West- oder Ober-Canada in seiner Entwicklung fast ganz gleichen Schritt gehalten hat mit den am schnellsten erblüheten Staaten der Amerikanischen Union. Zum Beweise dafür stellen wir hier noch die verschiedenen Zählungen von 1814 bis 1854 an.

	Unter-Canada.	Ober-Canada.
Zählung v. 1814	335,000 Ew.	95,000 Ew.
" " 1823	427,000 "	151,000 "
" " 1831	512,000 "	261,000 "
" " 1848	770,000 "	721,000 "
" " 1851	890,261 "	952,004 "

Die Gesamtbevölkerung von Canada, die zur Zeit der Eroberung durch die Engländer i. J. 1760 auf 70,000 Seelen geschätzt wurde, betrug demnach i. J. 1852 1,842,265, eine Zunahme der Bevölkerung, welche die in den Ver. Staaten noch bedeutend übertrifft. W.

W i e n

bei Zandler u. Comp. 1854. Handbuch des Consulatwesens mit besonderer Berücksichtigung des

österreichischen. Von Dr. Leopold Neumann, k. k. Universitäts-Prof. in Wien. 627 S. in Oct.

Der Verf. hatte zunächst das praktische Bedürfniß der Consular-Beamten und der mit diesen officiell Verkehrenden im Auge. Das Buch bietet aber auch dem Theoretiker manches Interessante dar. Nicht, als würden völkerrechtliche Streitfragen des Langen und Breiten darin erörtert: sondern weil derselbe daraus die Schwierigkeiten zu entnehmen vermag, welche mit der Realisirung mancher, in der Theorie ganz leicht durchführbar scheinenden Entwürfe in der Anwendung verbunden sind. Namentlich kann der National-Oekonom und Staatsrechtslehrer daraus die mannichfachen Ereignisse kennen lernen, welchen bei der Instruirung der Consuln vorzusehen ist und die das Auffinden von Persönlichkeiten, die zu diesem Berufe taugen, zu einer der schwersten Aufgaben machen. In Betracht dieser Schwierigkeiten sind daher die Anforderungen, welche an den Staat bezüglich der Anstellung von Consuln und der Ausrüstung derselben mit umfassenden Vollmachten füglich gestellt werden können, keineswegs hoch anzuschlagen, und es ist leicht möglich, daß eine Regierung selbst beim besten Willen sich nicht im Stande sieht, das Consulatwesen so zu fördern, wie das Handelsinteresse es erheischt.— Wer in die hiebei zu berücksichtigenden Verhältnisse Einsicht gewinnen will, der findet durch die Ausbeute, welche ihm das vorliegende Buch gewährt, für die Mühe seines Forschens sich gewiß reichlich belohnt.— Das Buch beginnt mit einer kurzgefaßten Geschichte des Consulatwesens, handelt sodann im 1. Abschnitte des ersten Theiles: von den Rechten und Pflichten der Consuln in christlichen Staaten; im 2. Abschnitte des ersten Theiles vom

Consularrecht im Orient; im 1. Abschnitt des zweiten Theiles gibt es eine Uebersicht der für das österr. Consulatswesen bestehenden Einrichtungen und Bestimmungen, und im 2. Abschn. dieses Theiles eine Uebersicht der Rechte und Pflichten der österr. Consuln in der Levante. Diesen Uebersichten schließt sich eine Reihe von sehr schätzbaren Decreten, Instructionen und Ministerialerlassen in deutscher und italiänischer Sprache an, welche den Sammelfleiß des Verfs, sowie dessen Genauigkeit in einem überaus günstigen Lichte erscheinen lassen. Sie betreffen theils die Errichtung und den Wirkungskreis der Central=Seebehörde (zu Triest), die Bestellung der österr. Consularbeamten und Consular=Cleven, deren Rang, Diäten &c.; theils beziehen sie sich auf die österr. Schiffahrtsinteressen, sowie auf die Pflichten der Capitäne und Matrosen und deren Ueberwachung durch die Consuln; auf die Unterstützung und Heimsendung verunglückter, nothleidender Nationalen, auf das Benehmen des Consuls in Schiffbruchsfällen, auf die Berichterstattungspflicht der Consuln, und endlich haben sie auch das Comptabilitätswesen der österr. Consuln zum Gegenstande.

— Alle diese Verordnungen sind systematisch geordnet und so vollständig mitgetheilt, daß sie selbst für den Amtsgebrauch kaum etwas zu wünschen übrig lassen. Die Darstellungsweise des Verfs ist schlicht und klar, seine Anschauung der Dinge eindringlich und nüchtern.

Wien.

Dr. H. J. Bidermann.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 22. Januar 1855.

B r e s l a u

In Commission bei Josef May und Comp. 1855.
Salzbrunner Skizzen. Von Joh. Friedr.
Ludw. Hausmann. Ein Scherlein zur Un-
terstützung der im Herbst 1854 in der Schlesi-
schen Obergegend Ueberschwemmten. V und 69 Sei-
ten in kl. Octav.

Das Schlesische Mittelgebirge, in welchem Salz-
brunn mit seinen vortrefflichen Heilquellen liegt,
zeichnet sich durch eine große Mannichfaltigkeit geo-
gnostischer Verhältnisse, und einen außerordentli-
chen Reichthum an fossilem Brennmaterial aus.
Dadurch wird nicht allein eine große Verschieden-
heit des landschaftlichen Charakters der Gegenden,
ein Wechsel von sanften, bebaueten Thälern, en-
gen Felsenschluchten und verschiedenartig geform-
ten, zum Theil sehr imposanten, bewaldeten Ber-
gen bewirkt, sondern auch eine nicht unbedeutende
Mannichfaltigkeit von Cultur- und industriellen
Verhältnissen hervorgerufen. Diesen Zusammen-
hang mit leichten Umrissen zu schildern, und da-

durch wo möglich ein anschauliches Bild von der Natur und den Beschäftigungen der Menschen in der Gegend von Salzbrunn zu geben, ist in obigen Skizzen versucht worden. Sie würden indessen in dieser Form nicht erschienen sein, wenn nicht der auf dem Titel bemerkte Zweck ihre Zutageförderung veranlaßt hätte. Da es bei diesem darauf ankam, wo möglich ein größeres Publicum zu gewinnen, so mußte auf ein tieferes Eingehen in die geologischen Verhältnisse der beschriebenen Gegenden verzichtet werden. Doch ist für manche Leser des Geologischen vielleicht noch zu viel in diesen Skizzen; wogegen andere wegen des zu Wenigen sich nicht befriedigt finden werden.

H.

G ö t t i n g e n

Dieterichsche Buchhandlung 1851. Corpus Paroemiographorum Graecorum. T. II. Edidit Ernestus Ludov. a Leutsch. Auch unter dem Titel: Paroemiographi Graeci. Diogenianus. Gregorius Cyprius. Macarius. Aesopus. Apostolius et Arsenius. Mantissa Proverbiorum. Edidit Dr. Ernestus Ludov. a Leutsch. XXIV u. 868 S. in Octav.

Es ist bei der Ausarbeitung dieses Buches von dem Plane, wie er in diesen Anzeigen S. 1846, St. 141 näher entwickelt, nur in Einzelnem abgewichen: trotzdem haben persönliche Verhältnisse, vor Allem die Schwierigkeit der Arbeit die Herausgabe verzögert. Schwierigkeit machte besonders die Kürze, deren der Verf., sollte das Buch nicht zu sehr anschwellen, sich befleißigen mußte: sie hat zu seinem großen Mißbehagen ihn gezwungen, die eignen Untersuchungen auf Andeutungen zu beschränken, die nur wer genauer zusieht —

und das geschieht bei Sammlungen dieser Art selten — finden wird: was sonst über die bei der Ausarbeitung befolgten Principien zu sagen wäre, wird aus der folgenden Ausführung sich ergeben.

Die erste Sammlung dieses Bandes trägt nach der Wiener Handschrift, aus der sie edirt ist, den Namen des Diogenianus, und habe ich nicht an-
gestanden, sie als einen Auszug aus dieses Gelehrten größerm Sprichwörterwerke anzusehen und zu behandeln. Andrer Ansicht ist Hr Dr Finckh in einer wohlwollenden Recension in Bergk und Cäsar Ztschr. f. Alterthumswiss. 1852, Nr. 64: er meint, DV — so habe ich diese Sammlung bezeichnet — habe mit Diogenian Nichts gemein, stehe vielmehr dem Zenobius näher und sei dem Bodleianus und Coislinianus zu vergleichen. Diese Ansicht ist jedoch schwerlich die richtige. Zuerst fragt sich, sind Spuren eines dem Diogenian fremden Einflusses in dieser Epitome? Ein solcher offenbart sich I, 96 in dem Citat aus Simeon dem Metaphrasten: es ist das, sobald man an Suidas nur denkt, so auffallend nicht. Ferner in mit *ἡγουν* eingeführten Erklärungen einzelner Worte: II, 11. 43: auch scheinen mehrere am Ende der Buchstaben stehende, sonst aus Diogenian nicht nachweisbare (vgl. II, 45. III, 94) und die überall zu beachtende alphabetische Reihenfolge eigenthümlich verkehrende Artikel fremdartig und vielleicht vom Rande der für diese Epitome benutzten Handschrift herübergenommen: so III, 13: denn die Erklärung stimmt nicht mit Diog. VI, 28 (wo freilich der Anfang verloren gegangen) und die Vergleichung mit Greg. Cypr. L II, 58 läßt auf einen Scholiasten des Gregor von Nazianz als Verfasser schließen, wonach die Anmerkung zu DV l. c. zu berichtigen. Fremdartige Einschlebsel sind also hier wie in der Regel bei

späteren Sammlungen außer Zweifel: was aber nach ihrer Entfernung übrig bleibt, ist ein nach einem ziemlich consequent festgehaltenen Principe angefertigter Auszug aus Diogenian, wie in nott. critt. ad DV I, 6 auch angedeutet. Denn immer ist auf den Titel Gewicht zu legen: mehr schon wiegt, daß unserm größern Auszug aus Diogenian eigenthümliche Fehler im DV ebenfalls sich finden: *αἰρησεις* DV I, 15: add. I, 25. 26. 47. II, 18: daß Eigenthümlichkeiten des Diogenian hervortreten, wie die Neigung Sprichwörter verwandten Inhalts zusammenzustellen: I, 8. 15. II, 4. 61. III, 3. 52. 88: die Erklärung ganz wegzulassen und durch ein *δῆλν. φανερόν* zu ersetzen: II, 32. 96. III, 68 — wenn bei Zenob. VI, 6. 20 das einmal erscheint, so liegt es lediglich an der schlechten Ueberlieferung —: wie auch das Streben, die verschiedenen Sagen und Erzählungen über die Entstehung eines Sprichworts (I, 12. 72. II, 84. III, 29) sowohl, als auch die oft sehr manichfache Art der Anwendung derselben zusammenzustellen (I, 62. 84. II, 2. 65. 83), worin allerdings Aeltere schon vorangegangen waren. Dazu kommt ferner, die bald wörtliche, bald sehr genaue Uebereinstimmung des DV mit unserm ältern Diogenian; dann der Umstand, daß grade dem Diogenian eigenthümliche Sprichwörter sich hier finden, z. B. III, 2: ganz besonders aber die Art, wie DV und der ältere Diogenian sich gegenseitig ergänzen. Es mögen dafür folgende Beispiele genügen, da ähnliche fast jede Seite liefern kann:

<p>Diog. I, 11: ἀγνότῃ- ρος πηδαλίου: ἐπι- τῶν ἀγνώως βεβιωκότων παρόσον ἐν θαλάσση ἐ- στὶν αἰεὶ τὸ πηδάλιον.</p>	<p>DV I, 10: ἀγνότερος πηδαλίου: ἐπὶ τῶν ἀγνώως βεβιωκότων κα- θὸ ἐν θαλάττῃ ὄν δια- παντὸς τὸ πηδάλιον ἀ- γνὸν εἶναι δοκεῖ.</p>
--	---

Diog. I, 84: ἀντιπε-
λαργεῖν: ἐπὶ τῶν τὰς
χάριτας ἀνταποδιδόν-
των. λέγονται γὰρ οἱ
πελαργοὶ γεγηρακότας
τοὺς γονεῖς τρέφειν.

DV I, 48: ἀντιπε-
λαργεῖν: ἐπὶ τῶν χά-
ριτας ἀποδιδόντων· οἱ
γὰρ πελαργοὶ γεγηρα-
κότας ἑαυτῶν γονεῖς
γηροτροφοῦσι τὰ
τροφεῖα ἀπονέ-
μιοντες.

Noch mag auf DV II, 15. 48. III, 73 verwie-
sen werden. Entsteht durch derartige Ergänzung
Uebereinstimmung mit Zenobius zuweilen, wie DV
I, 37, so folgt daraus nicht sofort engerer Zusam-
menhang zwischen diesem und DV, sondern es
weist auf die auch sonst bezeugte gemeinschaftliche
Grundlage beider hin. Dies Alles wird endlich
bestätigt durch die Reihenfolge der Sprichwörter
im DV: sie ist mit wenigen zum Theil unerheblich-
en Ausnahmen — I, 74. 90. II, 84. III, 4. 32.
38. 53. 55. 77 — ganz die des ältern Diogenian.
Dringt man tiefer in diesen Punkt ein, so erge-
ben sich allerdings noch Schwierigkeiten, da die
Handschriften, aus denen unsre beiden Auszüge
des Diogenian geflossen, die Sprichwörter schon
nicht mehr überall in ihrer echten Reihenfolge hat-
ten: allein grade DV unbefangen betrachtet, ge-
stattet gar Manches aufzuklären. So entspricht
DV I, 1—22 dem Diogen. Schott. I, 1—49:
aber DV I, 23—39 entspricht erst Diog. Sch. II,
3—29, so daß also über funfzig Sprichwörter hier
auf einmal übersprungen wären: da aber DV I,
40—60 denen des Diog. Sch. I, 74—II, 1, fer-
ner DV I, 61—95 dem Diog. Schott. II, 31—III,
42 entspricht, so wird klar, daß in dem vom DV
benutzten Exemplare Diog. Sch. I, 74—II, 1 auf
II, 29 gefolgt sind, wodurch nun allerdings für
einen Theil des ältern Diogenian eine bessere al-

phabetische Anordnung entsteht. Auch auf die Behandlung des Einzelnen hat dies Einfluß. Denn da die Strenge der alphabetischen Anordnung bei Diogenian hiernach sicherer hervortritt, so sind die Sprichwörter, welche gegen selbige verstoßen, genauer zu beachten: es ergeben sich dann vielfache Verbesserungen. So ist in Diog. Sch. II, 3—29 die Reihenfolge durch II, 27. 28 gestört, sonst nicht: es ist zu schreiben: "Αμμιον μετρεῖν: ἐπὶ τῶν ἀδυνάτων. "Ομοιον τό. Ἀνέμοις δικτύω θηρᾶν: s. Zenob. III, 17: grade so ist Diog. Schott. I, 21. 22 zu verfahren: zu verbinden sind ibid. II, 39. 40, V, 44 und 47. Darnach ist auch DV I, 56 als Anhang zu I, 55 zu betrachten, man mag nun das in der Handschrift ausgefallene Lemma wie ich ergänzen, oder III, 100 hierher setzen: ferner DV II, 73. 74. 75 in einen Artikel zu vereinigen, so daß zwischen den einzelnen Sätzen καὶ oder ἴσον drgl. ausgefallen. Auf andre Weise ist DV I, 50 zu verfahren, nämlich ἀντλεῖν ἀμφοτέραις umzustellen. Solchen Mitteln widersteht aber DV I, 18, was, wie die Vergleichung mit Gregorius ergibt, schon früh einen falschen Platz erhalten hat, wenn nicht vielleicht ein Sprichwort, dem es als Parallele beigegeben war, ausgefallen ist: dasselbe ist, wie Finckh gesehen, III, 81 geschehen, wo vor ἴση τῆ einzuschreiben "Υπερον κοσμεῖς, Wie in den erstern Fällen aber zu verbinden war, so ist Diog. Schott. V, 16 zu trennen: mit ἤλω τὸν ἤλον beginnt ein neues Sprichwort: cf. DV II, 88. Aber es wird durch DV die Sammlung des Diogenian auch bereichert: nämlich DV II, 45—62 sind mit Ausnahme von n. 48 im ältern Diogenian nicht vorhanden: da von ihnen aber die meisten sich als im echten Diogenian vorhanden gewesen aus andern Quellen nachweisen lassen, so werden sie alle

aus ihm stammen: und daher hat der Epitomator des DV in seinem Exemplar des Diogenian Blätter gefunden, welche in dem vom Verf. des durch Schott zuerst edirten Auszugs benutzten verschwunden waren.

Obgleich diese Ausführung, abgesehen von dem Beweise, daß Diogenian die Grundlage dieser Sylloge sei, auch die Wichtigkeit derselben in ein klares Licht gesetzt haben dürfte, so möge diese doch noch an einigen Beispielen erläutert werden, um zugleich deutlicher, als durch nackte Angabe des Resultats geschehen könnte, darzulegen, welches ein Trümmerfeld in diesen Sprichwörter-sammlungen vor uns liegt: es wird dies zugleich erklären, warum manche, auf den ersten Blick so nahe liegende Conjectur von mir abgewiesen worden. Einfacher Art ist Folgendes: Diog. Sch. III, 29: *ἀδελφὸς ἀνδρὶ παροίη: ὅτι προτιμητέον τοὺς οἰκείους*: dazu fügt DVI, 91: *ἐπὶ βοήθειαν*: daß das richtig und alt, zeigt Schol. ad Platon. p. 398 Bekk.: verwickelter aber ist die Herstellung der Erklärung des im Alterthum viel behandelten Sprichworts Diog. Sch. V, 1: *ἢ δεῖ χελώνης κρέα φαγεῖν ἢ μὴ φαγεῖν: τῆς χελώνης μὲν ὀλίγα κρέα βρωθέντα στροφούς ποιεῖ, πολλὰ δὲ, καθαίρει*: dies ist nur die Angabe der Entstehung, nicht aber die des Sinnes des Sprichworts: daß diese auch im Diogenian enthalten gewesen, ist zwar schon an und für sich klar, wird aber noch von Hesychius bewiesen, der den oben mitgetheilten, also aus Diogenian stammenden Worten hinzufügt: *ὄθεν τὴν παροιμίαν λέγεσθαι ...*: die Rede bricht also mitten im Satze ab: sie sollte fortgehen *φασὶ ἐπὶ τῶν κτλ.*: dieselbe Lücke findet sich auch bei Zenob. IV, 19, wo nach *καθαίρει* folgt: *ὄθεν ἡ παροιμία. Ἕτεροι δὲ ἐπὶ τῶν κτλ.*: die Ansicht derer, denen die *ἕτεροι δὲ*

entgegengesetzt werden, ist ausgefallen, wie sich auch aus Suidas ergibt, der nach *καθαίρει* fortfährt: *ὄθεν τὴν παροιμίαν εἰρησθαι Δῆμων. ἕτεροι δὲ κτλ.*; hier hilft nun DV II, 82: denn auf *τῆς χελώνης . . . καθαίρει* folgt: *ὄθεν ἡ παροιμία ὑποτίθειν ἢ μηδὲ ὅλως ἀπάρξασθαι πράγματι, ἢ ἀπαρξασμένου τούτου μὴ ἀτελὲς εἶναι, ἀλλὰ καὶ τέλος ἐπιτιθέναι. Εἰεροι δὲ φασιν εἰρησθαι ἐπὶ τῶν ἀποδύντων μὲν πράγματα, στραγγευσασμένων δέ. Μέννηται δὲ ταύτης Τερψίων:* er ist aber auch nicht vollständig, da, wie ich in *ann. crit. ad DV I. c.* gezeigt habe, nach *ἐπιτιθέναι* einzuschließen ist *ὡς φησι Δῆμων*: Finckh bestreitet dies *I. c. p. 508*: aber ebenso wird DV I, 62 Chrysippus, III, 29 Cuan-der citirt. Zu ähnlichen Untersuchungen gibt noch oft diese Sylloge Anlaß: vgl. DV I, 72. II, 65. 67. 84. III, 44: abgesehen also von der größeren Sicherheit, welche über die alten Sprichwörter-sammlungen durch sie verbreitet wird, gewinnen wir durch sie in den Sprichwörtern eine treffende Parallele für die Art der Ueberlieferung der alten Lexika und ähnlicher Sammelwerke.

Auf diese Epitome aus Diogenianus folgen drei Excerpte aus der Sammlung des Gregorius von Cypren: aber aus ihnen und der Vol. I, p. 349 sqq. edirten Sammlung läßt sich über den ursprünglichen Umfang wie über die Quellen dieses Werkchens noch nicht urtheilen: hervorgehoben mag werden, daß die Scholien zu Platon mehrfach in ihm benutzt sind. Ein Versehen ist S. 126 zu berichtigen: die Worte: e P III, 31—37 *suppleri ex parte potest* sind zu streichen: ich sollte gesagt haben, daß aus dem leeren Platze im Codex und aus Greg. Cyp. L II, 98 wahrscheinlich werde, daß eine Reihe Sprichwörter hier ausgefallen sei.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. 15. Stück.

Den 25. Januar 1855.

G ö t t i n g e n

Schluß der Anzeige: »Corpus Paroemiographorum Graecorum. T. II. Edidit E. L. a Leutsch.»

Auf die Sammlung des Macarius, die von allen andern verschieden viel Eigenthümliches hat, und auf ein paar Sprichwörter, die dem Misopos zugeschrieben werden, folgen Apostolius und Arsenius, welche den bei weitem größten Theil dieses Bandes einnehmen. Auch hier ist die Frage nach den Quellen nicht zu umgehen: ich habe das Resultat meiner Untersuchung kurz praef. p. XIX angegeben; ganz anderer Meinung aber ist Herr Finckh. Die Differenzpunkte sind vor Allem, daß ich glaube, dem Apostolius sei Zenobius eben so wenig zur Hand gewesen, wie Suidas, sondern ein dem Suidas ähnliches Sammelwerk liege zu Grunde. Was den Zenobius betrifft, so habe ich nicht geglaubt, daß man darin, daß der Kürze halber dieser ab und an als Quelle des Apostolius angeführt worden, einen Widerspruch mit der praef. l. c. finden werde: wo Apostolius mit Ze-

nobius wörtlich übereinstimmt, und diese Fassung sonst nirgend in unsern Quellen sich findet, habe ich Zenobius gesetzt, um anzudeuten, daß von Apostolius die Stelle nicht herrühre, glaube aber, daß sie in dem als Quelle für Apostolius angenommenem Sammelwerke gestanden, wie denn in Florilegien und ähnlichen Werken Stellen aus Zenobius sich finden: so Zenob. III, 65 in Cod. Vossian 13: s. Philol. VI, p. 577. Hätte Apostolius den Zenobius gehabt, so hätte er mehrere seiner Sprichwörter aufgenommen, ihn wie den Diogenian auch wohl namentlich angeführt, auch wahrscheinlich die Erzählungen aus Apollodor, die seinem Zwecke gewiß entsprechen, aufgenommen. Schwieriger ist über Suidas zu urtheilen. Auf den ersten Blick scheint allerdings Apostolius diesen vor sich gehabt zu haben: aber genauer betrachtet finden sich häufig Abweichungen, Zusätze, sonstige Veränderungen und zwar nicht bloß in den Erklärungen, sondern auch in den Sprichwörtern oder wie man sonst die vor den Erläuterungen stehenden Sätze nennen will: sie sind dadurch veranlaßt, daß man eine Menge Sätze, die auch nicht das Geringste mit dem Sprichwort gemein haben, durch Zusätze u. auf die oft widersinnigste Weise zu einer Art Sprichwort zu machen bemüht gewesen: es ist dieselbe Art, die man auch auf eine Reihe aus Plutarch, Helian, Stobäus, Suidas entlehnter Sätze angewandt hat und auf welche ich in nott. critt. ad Apost. XIV, 36. XVI, 23. XVIII, 12. 23 besonders hingewiesen, obgleich fast jede Seite Beispiele liefert. So ist Apost. I, 19 ein zu einem allgemeinen Satze veränderter Vers aus Aristophanes, dem als Erklärung beigegeben: ἐπὶ τῶν ψηφισμένων καὶ ὀνομαζόμενων, welche bei Suid. u. Ἀγυρῶσιος oder

Scholl. ad Arist. Eccles. 102 sich nicht findet, also später gemacht ist: es entsteht sonach die Frage, woher diese Aenderungen und Zusätze? von Apostolius? Das leugne ich: einmal, weil er davon in der Vorrede nichts sagt, ferner, weil auch Arsenius nichts Eigenes hinzugefügt: denn solche Zusätze, wie ann. critt. ad Apost. IV. 92a angegeben, sind so gut wie gar keine: endlich, weil eine sichere Spur von Eignem überhaupt in dem Sammelwerke des Apostolius sich nicht vorfindet: denn was ich nott. critt. ad III, 84. IV, 68. V, 17. 93. X, 19. XI, 4 ihm zugeschrieben, ist vielleicht richtiger als aus einem Aelteren entlehnt anzusehen: Annahmen aber, wie die von Stiehle im Philol. IV, p. 408, sind, wie meine Noten zeigen, immer falsch. Daß also Apostolius auch in jenen Fällen nur abgeschrieben, ist um so wahrscheinlicher, weil dieselbe Thätigkeit, die so eben bei ihm nachgewiesen, sich auch bei Suidas findet, bei dem man aber auf sie noch nicht näher eingegangen: v. Bernh. ad Suid. s. *Διτροφής*, s. *Λάμπων*, s. *Λυκαβητός*, s. *οἶδια*, s. *χοροῖσι*: in ihm sind nämlich, ohne Zweifel aus Aelteren, sowohl willkürlich durch Worte des Kratinus, Aristophanes und Anderer gebildete Sprichwörter zu finden, als auch Verse aus diesen, die mit Sprichwörtern nichts zu thun haben, als solche behandelt, indem ihnen Erklärungen, wie sie nur zu Sprichwörtern passen, beigegeben; und zwar Beides so, daß man sieht, wie die Urheber nicht den Aristophanes u. selbst, sondern nur ungefähr das vor Augen hatten, was wir bei Suidas als Erklärung finden. So heißt es bei Suid. s. *μάζα*: . . . *καὶ παροιμία ἐπὶ τῶν ἀλλοτριῶν πόνοις ἐγκανχωμένων*.

Μάζαν μεμαχῶς τὴν ὑπ' ἐμοῦ μεμαγμένην: die intt. ad h. l. streiten sich über das Verßmaß:

allein das angebliche Sprichwort ist aus den ersten Worten von Arist. Equitt. 55 und den letzten von vs. 57 zusammengesetzt und ihm eine den bei Suid. l. c. stehenden Versen entlehnte Erklärung beigegeben. Analog ist zu behandeln Suid. s. Ἐμπορός εἰμι σκηπτόμενος. Ἀριστοφάνης· ἐπὶ τῶν προφασιζομένων ψευδῆ διὰ δειλίαν. εἰσάγεται κτλ.: das Lemma nämlich ist aus Arist. Plut. 904: Χρ. ἀλλ' ἔμπορος: Συκ. ναί, σκήπτομαί γ', ὅταν τύχω, und aus den Scholien zu dieser Stelle die Erklärung gebildet, wie die folgenden Angaben bei Suidas zeigen: damit ist die Ansicht von Hemsterhuys und Frijsche, das Lemma sei aus einem verlorenen Stücke des Aristophanes, vollkommen widerlegt. Ähnliches findet sich bei Suid. s. ἄνευ ξύλου, s. Λιονύσια, s. τιθύμαλλος. Aber, wie gesagt, zu nicht veränderten Versen sind auch Erklärungen beigegeben, welche nur zu Sprichwörtern, gar nicht aber zu jenen Versen passen, und zwar weit häufiger, als Bernh. ad Suid. praef. p. LXXVI angenommen: Suid. s. ἀλλ' οὐκ ἔνεστι, s. ἄλσιν διασμηχθεῖς, s. γέρανοι, s. δότε μοι, s. δοῦλος ὢν, s. ἐστρατήγησε, s. ἠτιθήης, s. οἱ μὲν γὰρ, s. νῦν ταῦτ' κ. Es ist also klar, wie diese Richtung schon vor Suidas dagesewen: sie hat auch nach ihm noch fortbestanden, indem er selbst durch sie Zusätze erhalten hat: so Suid. s. παρῶν ἀποδημεῖ: ἐπὶ τῶν αἰσθησιν ἑαυτοῖς μηδεμίαν παρεχόντων: da ist ἐπὶ κτλ. mit Cod. A zu streichen: ebenso Suid. s. πατῆσαι: indem ferner nach seiner Zeit die Scholien zu Aristophanes durch sie interpolirt sind: so hat die ed. Junt. zu dem Schol. ad Arist. Plut. 328 einen Zusatz der Art: s. Suid. s. βλέπειν: ferner das Schol. ad Arist. Acharn. 194, den

aber Cod. Raven. wegläßt: s. Suid. s. *Διονύσια*: dasselbe ist nachgewiesen in nott. critt. ad Apostol. XV, 2: es ist dafür ein besonders wichtiges Zeugniß im Schol. ad Arist. Ran. 305 enthalten, welches beweist, wie dieß Treiben den Gelehrteren verhaßt war: *οἱ δὲ λέγοντες ποιήτριαν εἶναι τὸν Ἠγέλοχον Ἀθήνησι τούτῳ συνεχῶς χρωμένην τῷ ἔπει καὶ ἄλλ' ἅντα τῶν αὐτοσχεδῖως συντιθέντων οὐκ ἀνεκτὰ τερατεύονται*. Daher kann denn nicht Wunder nehmen, wenn Proben derselben Thätigkeit auch in die spätern Sprichwörterfassammlungen gekommen: so in den cod. Coislin. s. XIV, wie App. Proverb. I, 52. II, 74. III, 37 zeigen: in den Greg. Cypr. L I, 100. III, 8. 17. M IV, 77: auch DV trägt davon Spuren: II, 77. III, 40 und ist darauf II, 73 *αὕτη ἡ παροιμία* zurückzuführen, da *ἐρήμην ἀλῶναι* ebenso wie ib. 74. 75 mit Sprichwörtlichem in keiner Verbindung steht. Darnach lohnt sich aber wohl der Mühe zu fragen, was die Spätern zu solcher Arbeit veranlaßt habe. Eine besondre Triebfeder war wohl die rhetorische Schönschreiberei: da sie auch in der byzantinischen Zeit die Anwendung eines Sprichworts wie ihm verwandter Wendungen für einen Schmuck der Rede hielt, so wollte man ihr sowohl durch die Erklärungen als auch durch jene neu geformten Sätze neuen Stoff zuführen: man nahm diesen aber nicht aus den Alten selbst, sondern hielt sich an die in Lexicis und ähnlichen Werken enthaltenen Excerpte. Dieß allein mußte schon zu gar manchen Mißverständnissen führen: diese sind noch vermehrt dadurch, daß man aus Mangel an Kritik sich hat durch Lücken in den Lexicis verleiten lassen, Verse, in denen nur auf ein Sprichwort angespielt war, ohne Weiteres als ein solches an-

zunehmen: das Verfahren wird sofort deutlich, so wie man nur Suid. s. διαλλάττειν mit Schol. ad Arist. Lysistr. 630 vergleicht: die erstere Stelle lautet: διαλλάττειν.

Καὶ διαλλάττειν πρὸς ἡμᾶς ἀνδράσιν Λακωνικοῖς,

οἷσι πιστὸν οὐδέν, εἰ μὴ περ λύκῳ κεηνότι. ἡ παροιμία ἐπὶ τῶν τὰ ἀλλότρια διαρπαζόντων· ὃν γὰρ τρόπον λύκοις οὐκ ἔστι πίστις, οὐδὲ τούτοις· τὸ δὲ κεηνότι ἐπὶ τῶν μάτην χαινόντων: letztere aber: λύκῳ κεηνότι] ὥσπερ οἷδεις δύναται πιστεῦσαι λύκῳ χαινόντι. ἡ παροιμία ἐπὶ τῶν μάτην χαινόντων ἢ ἐπὶ τῶν ἀλλότρια ἀρπαζόντων. ὃν γὰρ τρόπον λύκοις οὐκ ἔστι πίστις οὐδὲ τούτοις: so ist klar, daß das, was in der ältern Quelle des Suidas auf das Sprichwort λύκος ἔχανεν sich bezog, deshalb, weil nach ἡ παροιμία, was früher wohl ἐστὶ παροιμία lautete, (ἡ und ἐστὶ sind oft verwechselt: s. Nauck im Philol. V, p. 527) dies Sprichwort ausgefallen, auf die beiden Verse des Aristophanes übertragen ist: v. Diog. VI, 21. Greg. Cyp. M. IV, 15 ibiq. annott. Dasselbe zeigt Suid. s. λήμη. wo p. 564, 4 nach παροιμία das Sprichwort: χύτραις λημῶν ἢ κολοκύνταις ausgefallen: v. ann. ad DV III, 10. Ferner haben Verseetzungen zu Fehlern geführt, wie z. B. bei Suid. s. Θάσιος οἶνος. καὶ παροιμία· Εἰ Θάσιον ἐνέχεις: da ist καὶ παροιμία aus der folgenden Glossie Θάσος ἀγαθῶν — s. DV II, 90 — irrtümlich an diese Stelle gekommen. Endlich scheinen zu manchen Mißverständnissen die Spätern auch durch die Präpositionen verführt zu sein: denn wenn ἐπὶ τινος λέγεσθαι im Sinne von αἰνίττεσθαι εἰς τινα oder παίζειν, λέγειν πρὸς τινα oder wie Schol. ad Arist. Pac. 865. Av.

1698 stand, haben sie es in dem Sinne genommen, den es in den Erklärungen der Sprichwörter hat. Daraus ist z. B. der Zusatz bei Suid. s. *μάκελλα* entstanden: *ἐπὶ τῶν βλασφημιῶν εἶρηται*, der auf die Verse des Arist. Av. 1230—32 folgt: der Scholiast hatte nur sagen wollen, daß sich diese Verse auf die *βλάσφημοι* bezögen, gegen sie gerichtet seien: ferner im Schol. ad Arist. Equitt. 1203 stand ursprünglich zu dem Verse: *τὸ μὲν νόημα τῆς θεοῦ, τὸ δὲ κλέμμι' ἐμίον* weiter nichts als: *τοῦτο πρὸς τὴν ἀλαζονείαν τῶν δημαγωγῶν*: daraus ist dann später geworden: *οὕτω γὰρ οἱ δημαγωγοὶ ἀστεϊζόμενοι ἔλεγον τὰς ἑαυτῶν ἐπινοίας τῆς θεοῦ*: v. Suid. s. *τὸ μὲν*, Apost. XVII, 10: nott. ad Greg. Cypr. P. III, 83. Recht deutlich wird dies auch aus Vergleichung von Apost. XVII, 88 *ibiq.* nott. critt. mit Suid. s. *Φιλέψιος*. So viel von dieser Interpolation. Alle diese Erscheinungen finden sich nun in bei weitem ausgedehnterem Maße als bei Suidas in dem Beilchengarten des Apostolius und Arsenius: da nach dem oben Gesagten von ihnen dies nicht ausgehen kann, so müssen sie es von Aeltern haben, und deshalb glaube ich, daß dem Apostolius eine Uebearbeitung des Suidas aus der Art der in praef. p. XIX näher bezeichneten zur Hand gewesen. Es läßt sich dafür auch noch Andres anführen: dies möge genügen, da es wohl zeigt, daß ich meine Ansicht über die Quellen des Apostolius nicht leichtsinnig ausgesprochen habe. Nur zwei Punkte will ich noch hervorheben: erstens, wie nach dieser, wenn auch in Hinsicht auf den weitschichtigen Stoff, der ihm zu Grunde liegt, nur kurzen Auseinandersetzung über manche Stelle des Suidas anders zu urtheilen sein wird, als bisher geschehen: zweitens,

daß eine Reihe Sprichwörter, die man bis jetzt für alt gehalten, jungen Ursprungs sein dürften: so Apost. X, 97. XI, 97. XVII, 80. XVIII, 15 und viele andre: ferner Formen wie *Κλεωνύμου δειλότερος* bei Suid. s. *Κλεώνυμος*, dann *ibid.* s. *Πεισοάνδρου*, Apost. XIV, 14, s. *Νεοκλείδου*, Apost. XI, 99 *κ.*

Dies die Schriftsteller, welche in diesem Buche enthalten: die Anmerkungen zu ihnen zerfallen in kritische und in solche, welche das Material für die Erklärung und Geschichte der Parömien zusammenstellen. Neben den Lesarten der Handschriften und anderer Quellen geben die kritischen Noten eigne so wie anderer Versuche zur Wiederherstellung des, wie es scheint, oft schon sehr früh verdorbenen Textes: was dabei zunächst die Sprichwörter selbst anlangt, so ist festzuhalten, daß ich nur herzustellen habe, was Diogenian, Gregorius u. s. w. gelesen und geschrieben haben: davon ist ganz zu trennen die Frage nach der ältesten und echten Form der Sprichwörter. Daher habe ich weniger, als man vielleicht erwartet, im Texte geändert: auch deshalb, weil ich das Princip, so viel als möglich die Sprichwörter auf ein bestimmtes Versmaß zurückzuführen, nicht als ein richtiges anzuerkennen vermag. Freilich wo der Ausdruck und Dialekt darauf hinweist, oder wo durch leichte Aenderung ein passendes Versmaß herzustellen, da ist das Versmaß nicht abzuweisen: so finden sich Hexameter: *Mant. Provv. I, 77* ist nach *Mauclé* im *Philol. V, p. 527* zu schreiben: *ἰσχύς καὶ τεῖχος καὶ ὄπλον σοφοῦ ἐστὶ φρόνησις*: in Berücksichtigung der Ueberlieferung hat *Bothe* in *R. und Welck. Rhein. Mus. V, p. 298* aus Athen. I gewiß richtig hergestellt: *Ἀλκείδης τ' ἰόλεώς τε γενήσομαι αὐτὸς ἐμᾶντοῦ*: fer-

ner pentametri, da Macar. VIII, 40 nach Bergk Poet. Lyr. Gr. p. 1046 zu stellen: τὸν φρουρὸν φρουρεῖν χρὴ, τὸν δ' ἐρωῶντα δ' ἐρωᾶν: dann pseudoepigraphici: Apost. V, 85 ist δασύπους κρειῶν ἐπιθυμεῖ, DV II, 62 ἐκτὸς πηλοῦ πόδας ἴσχεις nach Bergk über d. älteste Versm. d. Griech. S. 5, wo aber in Urdem viel zu kühn verfahren wird, zu schreiben: auch trimetri iambici: so hat die Wortstellung in Mant. Provv. II, 69 richtig G. Dind. ad Steph. Thes. L. Gr. T. VI, p. 1585 D verändert in: ὁ πρόεδρος οὔτε τύπτει οὐδ' ὑβρίζεται: durch Einschubung von μόλις den Vers hergestellt Lobeck. Pathol. Gr. Serm. Elem. I, p. 252 in Greg. Cypr. M. IV, 91: πολλαῖσι πλιγαῖς δοῦς μόλις δαμάζεται: durch Beachtung einer Variante im Phalaris Nauck im Philol. IV, 358 in Apost. X, 37: κώνωπος ἐλέφας Ἰνδὸς οὐκ ἐπαῖει: in Macar. III, 12 muß es heißen: γυνὴ στρατηγεῖ καὶ γυνὴ στρατεύεται, in einem Satze also: in Greg. Cypr. M. I, 77, mag, wie Nauck in einer zu vielfachem Danke mich verpflichtenden Zuschrift mir mittheilt: ἀπόλωλεν ὅς τε καὶ τάλαντον καὶ γνάθος zu schreiben sein, gewisser in Macar. IV, 99: κἂν τοῖσι λειψάνοις ἔνεσ' εὐωχία, ibid. VI, 19: ὀβολοῦ τάριχος, δὴ ὀβολῶν ἀρτύματα: Apost. III, 43a: ἅπαντα τοῖς πλουτιούσιν ἔσθ' ὑπὸ-κοα: auch trim. iamb. claudi, dimet. iamb. und trochaici, kleine daktylische Reihen, endlich tetram. trochaici, zu denen Macar. IV, 18 gehört, wo in der Note vergessen ist anzugeben, daß ἔσο in ἔσσο zu verwandeln sei: eben so ist Greg. Cypr. L. II, 37 vergessen ἐπὶ in κἂν ἐπὶ νεκροῦ κερδαίνειν in ἀπὸ zu verbessern, Apost. VIII, 9i ὄργια in ὄρκια und dergl. mag sich noch mehr finden. In diesen Fällen liegt das Metrische

nahe: oft aber ergibt es sich auch erst durch umfassendere Untersuchung: ein Beispiel mag genügen. Es steht Greg. Cypr. M. V, 4: *πεινώσαν ἀλώπεκα ὕπνος ἔρχεται* ohne weitere Erklärung: sie gibt Diogen. VII, 91: *ἐπὶ τῶν πενήτων τῶν δι' ἀπορίαν τροφῆς ὑπνοῦντων· ἀλώπεκα δὲ εἶπε, παρόσον οἱ πένητες πολλὰς τέχνας ἐπιτηδεύουσιν*: nach dieser Erklärung ist das Sprichwort richtig: aber die Erklärung bleibt doch immer mehr als auffallend: warum die *πένητες* durch *ἀλώπηξ* bezeichnet worden, ist dunkel. Daher scheint der Zusatz bei Apost. XIV, 26: *π. ἂ. ὕπ. ἐπέρχεται: ἐπὶ τῶν πανούργων· ἢ ἐπὶ τῶν π. κτλ.* alt und aus dem Diogenian, den er vor sich hatte, geflossen: aber dazu paßt das Sprichwort nicht: da dieses aber iambischen Gang verräth, Diogenian auch *ἐπέρχεται* gibt, da ferner was Macar. VII, 13 hat: *πεινῶντι δὲ ὕπνος οὐκ ἐπέρχεται* dasselbe, nur corrupt und lückenhaft zu sein scheint, so ist bei Greg. Cypr. l. c. wie bei Diog. l. c. zu schreiben: *πεινώσαν ἀλώπεχ' ὕπνος οὐκ ἐπέρχεται: ἐπὶ τῶν πανούργων*: dies nämlich scheint besser, als neben dieser Form nach Analogie von Apost. II, 17 noch eine zweite, etwa *πεινώσαν ἀλώπεχ' ὕπνος ἔρχεται καλῶς*, anzunehmen. Aus der Ausgabe habe ich dgl. in der Hoffnung weggelassen oder nur kurz angedeutet, es noch vor Vollendung des Druckes in kleinen Aufsätzen ausführen zu können, woher z. B. die jetzt zu tilgende Verweisung auf Philolog. Bd V in der Note zu Macar. VIII, 71: es wird das aber noch geschehen. Wenn also hiernach — es mag dies Gesagte zugleich ein Nachtrag zu den kritischen Noten sein — an Herstellung eines Vermaßes oft mit Fug und Recht gedacht wird, so ist auf der andern Seite nach

Analogie der Inschriften auch festzuhalten, daß die Griechen in solchen populären Sätzen oft auch mit einem Anklang an das Metrum zufrieden gewesen, daß sie ferner die bei naturgemäßer Stellung der Worte leicht von selbst durch den rhythmischen Charakter der Sprache entstehende nach dem Finger entweder ganz oder beinahe metrische Form als bei richtigem Vortrage völlig zurücktretend gar nicht beachtet haben. So schließt die Inschrift bei Xenoph. Anab. V, 3, 13, welche C. F. Hermann. de terminis eorumq. relig. p. 11 erläutert, mit den Worten: ἐὰν δὲ τις μὴ ποιῇ ταῦτα, τῆ δ'εὼ μελήσει: will man sie in einen Tetrameter umändern? Dazu kommt noch für die Sprichwörter, daß gar manches durch Abkürzung oder sonstige absichtliche Veränderung und Verdrehung eines Verses entstanden: das zeigen Greg. Cyp. M. I, 54, Apost. XII, 19 coll. nott. ad Diog. VI, 90, Apost. XIII, 6 c. Bergk. P. Lyr. Gr. p. 655 und viele andre: wie denn ja wohl sicher ist, daß Sprichwörter in prosaischer Form existirten.

Dies die Sprichwörter: andre Schwierigkeiten zeigten aber der Kritik einmal die Erklärungen: einzelne schon vor dem Drucke meines Buchs bekannt gemachte Emendationen sind mir entgangen, wie ἀπειρίαν in DV II, 18 von C. F. Hermann im Philol. III, p. 513: jetzt hat Finckh einen schönen Beitrag geliefert: es werden noch mehrere zu machen sein. Zweitens, die Schriftstellerstellen, welche von Arsenius angeführt werden: ich habe sie so kurz wie möglich abgethan, weil sie zu den Sprichwörtern meistens nicht gehören, Fehler des Arsenius jedoch zu berichtigen gesucht: Nachträge sind auch hier vorhanden:

Apost. II, 100b hat Nauck jetzt behandelt Philol. IV, p. 576, Apost. V, 41d ders. ibid. V, pag. 688, Apost. XVII, 46d ders. ibid. IV, pag. 546.

Mit besondrer Sorgfalt habe ich, so unscheinbar sie auch sind, die für die Erklärung bestimmten Anmerkungen behandelt: sie enthalten erstens Angabe der Quelle, aus der das Sprichwort entlehnt: daß hier noch Manches zu ergänzen, Manches zu verbessern, wird, da die ganze alte Literatur dafür durchforscht werden muß, keinen Verwundern: hier will ich erwähnen, daß Greg. Cypr. L. II, 62 auf Sophokles: v. Soph. fragm. 902 Dind., zurückzuführen: Greg. Cypr. M III, 61, freilich nicht ganz sicher, auf Euripides: v. Eurip. fr. 864 Wagn.: Macar. II, 68 vielleicht auf Thyraios: Bergk. P. Lyr. Gr. p. 316: Apost. II, 100d ist Eur. Iphig. Aul. 380, wonach der Text zu berichtigen: vgl. auch G. Herm. ad h. l.: Apost. IV, 23g gehört dem Hermodotus und ist aus Schneidew. Delect. poes. Gr. cett. p. 393. Meinek. Exercitt. phil. in Athen. fasc. II, p. 41. Nauck. in Schn. Philol. IV, p. 576. Bergk. P. Lyr. Gr. p. 1013 zu verbessern: Apost. VIII, 77g hat Schneidewin im Philol. IX, p. 146 schön auf Aesch. Agam. 250 bezogen: Apost. XI, 71d ist aus Euripides: Eur. fr. incert. CXI Matth.: Apost. XIII, 86c aus Sophokles: Soph. fr. 657 Dind.: Apost. XVII 86f ist aus Porphy. Epist. ad Marc. c. 14, den Nauck in Schn. Philol. VI, 323 jetzt behandelt hat: Apost. XVIII, 14 stammt, wie aus Himer. Oratt. III, 1 sich ergibt, aus einem alten Lyriker, vielleicht aus Anakreon: Wernsd. ad Him. l. c., Bergk. ad Anacr. fr. 267, ad Poet. Lyr. Gr. p.

236: die Erklärung aber verdankt ihre Entstehung wohl einem Komiker, der diese Worte benutzt hatte: Mant. Provv. I, 67 führt Nauck in Schn. Phil. IV, 360 nach Hor. Serm. II, 7, 117 auf einen Komiker zurück. — Dann habe ich zweitens die Stellen der Scholiasten, Lexikographen, Grammatiker, in welchen ein Sprichwort besprochen wird, gesammelt: hier wüßte ich am wenigsten jetzt Bedeutenderes nachzutragen: DV II, 46 ist Etym. Gudian p. 222, 41 hinzuzusetzen, wodurch die *Ἰα. βουλὴν* im Sprichwort sicherer wird: Greg. Cypr. M. V, 16 Hesychius nach der Ansicht von Meineke in Schn. Philol. III, p. 321: Macar. VII, 89 Eustathius und Anderes aus den Angaben bei Nauck in Schn. Phil. VI, p. 392. — Drittens habe ich für den Gebrauch der Sprichwörter bei den Alten Nachweisungen gegeben: Vollständigkeit ist da eben so unmöglich als unnöthig: als Aufgabe hatte ich mir gestellt, Angabe der ältesten Stelle, wo eine Parömie gebraucht; dann Proben aus den verschiedenen Zeiten: Alles bei selten vorkommenden, das Wichtigste aus oft gebrauchten. Schwer wird es sein, Stellen nachzutragen, wie zu DV I, 33 die des Gregorius von Korinth aus Walz. Rhett. Gr. VII, 2, p. 1115, sehr leicht zu DV III, 44 solche wie Eustath. Opusc. p. 352, 28, wenn schon die Stelle verdorben: und wer da Vergnügen findet zu sagen: Leutschio adde, der kann aus Spätern und Byzantinern und Kirchenvätern sein Müthchen gar leicht fühlen: besäße ich noch mein der Druckerei übergebenes Manuscript, so könnte ich Jedem, der es wünschte, schwarz auf weiß beweisen, wie Vieles der Art noch nach der letzten Uebersetzung gestrichen. Uebrigens habe ich absicht-

lich feinere Anspielungen auf Sprichwörter aus den Klassikern selten gegeben, da meistens ihre Annahme eine genauere Erklärung der Stelle hätte rechtfertigen müssen und dazu hatte ich keinen Raum: Leid thut mir aber jetzt, daß ich nicht mehr aus den Lateinern beigebracht habe; die Aeltern, wie die Komiker, dann Lucilius und Barro geben manchen schönen Beitrag: was die Augusteische Zeit anlangt, so ist für Horaz das Wichtigste beigebracht, aber die Elegiker, ferner Livius verlangen noch genauere Nachweisungen: von Spätern ist Petronius wichtig, dessen reicher Sprichwörter = Apparat den Unterschied zwischen Hellas und Rom recht zur Anschauung bringt: um einige Andeutungen zu geben: DV III, 51 entspricht Petron. c. 58: plane, qualis dominus, talis et servus: Greg. Cypr. L. III, 16 dem Petron. c. 45: vita truditur; Greg. Cyp. M I, 83 dem c. 44: domi leones, foras vulpes: id. III, 27 dem c. 74: in sinum conspuat: mehr gibt Studer in R. und Weltk. Rhein. Mus. II, pag. 82 sq. — Endlich sind auch in möglichster Kürze Erklärungen und Verweisungen für die in den Sprichwörtern erwähnten Sitten, Gebräuche, historischen Facta und dgl. gegeben.

Wer über diese so eben vorgetragene Bemerkungen etwas nachdenken will, wird finden, daß die Sprichwörter und ihre Ueberlieferung auf die mannichfachste Weise in das philologische Studium eingreifen und darnach zugeben, daß es Unrecht ist, wenn die Sprichwörter überhaupt und namentlich für die Erklärung der Klassiker so wenig wie jetzt benutzt werden: wie sehr sie letztere fördern, kann man an ganz bestimmten Fällen in Schneidewin's Ausgabe des Sophokles sehen, wo

zuerst mit Hülfe der Sprichwörter der Ton und der Eindruck gar mancher Stelle unserm Verständnisse erst völlig nahe gerückt worden. Um darin noch weiter zu kommen, wäre aber erforderlich, den ganzen Sprichwörtertschatz der Griechen zu übersehen und somit der in praef. p. XV angedeutete dritte Band dieser Sammlung nothwendig, in welchem außer Arsenius alle Sprichwörter enthalten sein sollten, welche in unsern Parömiographen sich nicht finden, sondern von Scholiasten, Lexikographen dgl., so wie auch von den Schriftstellern erhalten sind: daran müßte sich denn ein Index der hauptsächlichsten in den Sprichwörtern selbst enthaltenen Worte anschließen, da ein solcher mehr als ein nach Rubriken geordneter nützen dürfte: so würde denn für die griechische Litteratur Erasmus völlig überflüssig gemacht sein. Eben so wäre aber auch eine Handausgabe wünschenswerth: aber jetzt drängen andre und zwar vorzugsweise metrische Arbeiten: und so will ich, statt von der unbestimmten Zukunft zu reden, mich lieber einer angenehmen Pflicht entledigen, nämlich der würdigen Verlagshandlung hier öffentlich meinen innigsten Dank aussprechen für die schöne Ausstattung, welche sie auf die uneigennützigste Weise bereit gewesen diesem Buche zu geben.

G. v. L.

B e r l i n

bei W. Herz und London bei Williams und Norgate, 1854. Jashar. Fragmenta archetypa carminum hebraicorum in Masorethico Veteris Testamenti textu passim tessellata collegit, ordinavit, restituit, in unum corpus redegit, la-

tine exhibuit, commentario instruxit Joannes Guilelmus Donaldson s. theologiae doctor; collegii SS. Trinitatis apud Cantabrigienses quondam socius. XXVIII, 351 u. 39 S. in gr. Octav.

G ö t t i n g e n

in der Dieterichschen Buchhandlung. Jahrbücher der Biblischen Wissenschaft von Heinrich Ewald. Viertes bis sechstes Jahrbuch, von 1851—1854. 230, 366, u. 200 S. in gr. Octav.

Das erstgenannte ist ein etwas seltsames Buch, das wir hier nicht so sehr der reinen Wissenschaft als seiner zeitlichen gelehrten Bedeutung wegen zu berücksichtigen für der Mühe werth halten. Das Buch tritt nämlich stark in die Reihe der sich in der neuesten Zeit mehrenden Zeichen, daß die biblische Wissenschaft wie sie seit den letzten Jahrzehenden unter uns getrieben wird, auch in England allmählig viel Aufmerksamkeit, Anerkennung, auch Racheiferung und theilweise Nachahmung findet. Eine Menge von Ursachen und Antrieben wirkt jetzt dahin zusammen: und wenn die Erinnerungen und Warnungen, welche der Unterz. gelegentlich nach dieser Richtung hin nicht ganz unterdrücken mochte, dort einige Geister etwas schmerzlich berührt haben, so kann er nur wünschen, daß diese Schmerzen noch etwas tiefer gehen, um alle die stockenden ungesunden Säfte zu vertreiben, welche sich dort angehäuft haben.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 27. Januar 1855.

Berlin, London, Göttingen

Schluß der Anzeigen: »Ias har. Fragmenta archetypa carminum hebraicorum in Masorethico Veteris Testamenti textu passim tessellata collegit, ordinavit, restituit, in unum corpus redegit, latine exhibuit, commentario instruxit J. G. Donaldson.« Und: »Jahrbücher der Biblischen wissenschaft von H. Ewald. Viertes bis sechstes Jahrbuch, von 1851—54.«

Der Vf. erklärt in dem Vorworte, er habe die Erscheinung seines lange bearbeiteten Werkes in Deutschland gewünscht, damit er doch auch so- gleich geschickte Leser und Beurtheiler finde, auf die man in England für Werke dieses Faches jetzt noch zu wenig hoffen könne. Inter Germanos viget linguae Hebraicae cognitio, viget unumquodque Biblicae scientiae pabulum, viget incorruptus amor veritatis, viget denique vera illa atque impavida Fides quae invitat candi-

das ingenuasque disceptationes, nec veritatis lumen reformidat. Und damit man nicht meine solche belobende Worte (deren Wahrheit oder Unwahrheit wir in Deutschland wohl zu bedenken haben) seien etwa nur von einem der mit dem Gange der großen kirchlichen Dinge unzufriedenen Dissenter hingeschrieben, so ist es hier wohl nützlich zu bemerken, daß der Verfasser, obwohl er mit den besseren Forschern unter uns in aller guten Freiheit biblischer Wissenschaft wetteifern will, dennoch an einer andern Stelle von sich sagt: Ad theologiam quod attinet, mihi quidem qui Sacerdos sim et Doctor Anglicanus, satis esse debet quod nulla in hoc libro vel opinio vel sententia ad Articulos nostros (die bekannten 39) impugnandos, quovis pacto conferat; quod legitimam interpretandi libertatem, ab Episcopo (welchem namentlich?) concessam, ab Academia (Cambridge und Oxford) confirmatam, nusquam migravi; quod salva hac argumentatione (nämlich dem bald zu erörternden Inhalte des vorliegenden Buches) professionem meam (auf die 39 Artikel) in extenso iterare possim; imo etiam quod oppigneratum illud ordinis mei officium aliter praestare nequeo. Man ersieht hieraus so wie aus hundert andern Anzeichen wie weit der Verf. als vollkommenes wahrscheinlich auch amtlich beschäftigtes Mitglied des anglicanischen Klerus dennoch davon entfernt ist heute ein sogen. Puseyit zu sein; und wie sehr ihn die ganze Anschauung biblischer Dinge beherrsche, welche unter den deutschen Evangelischen jetzt blühet, auch durch die Finsterlinge neuesten Schlages, welche in der evangelischen Kirche unter uns aufkommen wol-

ten, sicher nicht für die Dauer erstickt werden wird.

Alles das ist also ganz so wie wir es zu wünschen haben. Nichts ist für viele wichtige Angelegenheiten und Erfordernisse unserer Zeit wünschenswerther als daß zwischen Deutschland und England wie in andern guten Dingen so in der Religion und deren Wissenschaft die höhere Berständigung und der glückselige Wettstreit wachse, deren Mangel den beiderseitigen Völkern nur Verderben bereiten kann. Allein wir müssen auch stets wohl vorsehen, ob sich wie in den richtigen Fortschritt der Wissenschaft überhaupt so in diesen Wettstreit und diese Berständigung nichts Verkehrtes einschleiche was wieder viel Störung und allerlei neue Gefährdung bereiten kann: und das vorliegende Werk erscheint heute recht wie ein Warnzeichen für uns in dieser Hinsicht auf der Hut zu sein und uns auch durch reichlich gespendetes Lob nicht täuschen zu lassen. Betrachten wir das Werk etwas näher.

Es geht aus von dem „Buche des Redlichen“ (Iashar), welches im A. T. bekanntlich nur zweimal Jos. K. 10 und 2 Sam. K. 1 genannt wird. Was über Inhalt, Alter und Namen dieses (man kann sagen) allen jehigen alttestamentlichen Büchern vorausgegangenem sich sicher denken und sagen läßt, habe ich bereits anderswo erklärt. Aus diesem alten Buche sind uns jetzt ein ganzes Lied und ein dichterisches Bruchstück erhalten: wir haben danach keinen Grund vorauszusetzen, daß es etwas Anderes als eine Sammlung sehr verschiedener Lieder enthielt. Es kann nicht wohl früher als unter Salomo's langer glücklicher Herrschaft, ist aber sicher auch wohl nicht später geschrieben.

Der Name „Buch des Redlichen“ (denn die zweimal in sehr verschiedenen jehigen Büchern vorkommenden Worte $\text{סֵפֶר הַיִּשְׁרָאֵל}$ ertragen keinen andern Sinn) scheint zwar für eine Liedersammlung nicht recht zu passen, aber enthielt es vorzüglich auch solche Lieder, welche zeigen konnten, wie ein Josua, ein Saul und andre solche Helden, wenn nicht in allen ihren Worten und Thaten, doch in ihrem Streben und Kämpfen das Muster eines redlichen Lebens gewesen seien, so erklärt sich auch dieser Name nicht zu schwer: wiewohl ein so kurzer Buchname auch auf viele andre Weisen entstehen konnte und Niemand z. B. aus dem bloßen Namen der arabischen Liedersammlung Hamása auf ihren ganzen Inhalt einen richtigen Schluß ziehen könnte. Mehr können wir über dies gewiß sehr früh verloren gegangene Buch auch bei dem tiefsten Erforschen mit den uns jetzt zugänglichen Hülfsmitteln nicht sagen. Vor etwa zwanzig Jahren verkündeten englische Zeitungen, man habe eine Handschrift dieses alten Buches im Morgenlande wiedergefunden und nach England gebracht: es war aber nur das rabbinische, welches im Mittelalter mit dem Namen des verloren gegangenen alten geschmückt war; und sollten nicht auch auf palästinischem Boden Ninevische Nachgrabungen angestellt und es dort unerwartet aus dreitausendjährigem Schutte wiedergefunden werden, so werden sicher alle unsre Hülfsmittel vergeblich sein von diesem Buche mehr zu sagen.

Allein ganz anders verfährt Hr Donaldson in dem vorliegenden Buche. Er meint den ganzen wichtigsten Inhalt, ja die wesentlichen Theile und Abschnitte dieses alten Buches aus den jehigen

alttestamentlichen Büchern wiederherstellen zu können, und bestrebt sich hier ein vollständiges Bild von ihm zu geben. Unstreitig schwebte ihm dabei das Vorbild ähnlicher Fälle auf diesem Gebiete vor: man hat in der neuesten Zeit die Spuren und Ueberbleibsel so vieler anderer uralter Bücher in den jetzt erhaltenen alttestamentlichen nachgewiesen, die Bruchstücke des wahrscheinlich Buch der Ursprünge genannten Werkes, ja vieler Werke, deren einstige Namen wir kaum noch wiederfinden können und die wir uns mit allgemeineren Namen zu belegen begnügen müssen, sind nach sichern Merkmalen wieder aufgefunden, und die ganze Geschichte des einstigen Schriftthumes des Volkes Israel eröffnet sich uns auf eine früher ganz unerwartete Weise. Warum, konnte der Verf. meinen, sollte es nicht gelingen auch die wichtigsten Bestandtheile des uns wenigstens seinem Namen nach so wohl bekannten Buches des Redlichen wiederaufzuzeigen? Schade nur, daß der Verf. dazu gänzlich verkehrte Mittel ergriffen hat und uns das Gebäude eines alten Werkes hervorzaubert, welches bei der ersten ernstlicheren Berührung sogleich wieder in Staub zerfällt.

Der Verf. hätte sich nämlich bemühen sollen, vor Allem zu beweisen, daß wir wirklich in den jetzt erhaltenen Büchern noch mehr Ueberbleibsel aus dem B. des Redlichen haben als jene zwei: diesen ersten und nothwendigsten Beweis hat er aber weder versucht noch gegeben. Wenn der Vf. der Königsbücher das Lied auf Saul's und Jonathan's Tod 2 Sam. K. 1 in ihm fand, wie er sagt, so fand er vielleicht auch die andern sehr wenigen Lieder David's in ihm, welche er gibt: doch ist sogar dies nur ein Vielleicht. Und wenn

der Lebensbeschreiber Josua's das Bruchstück Jos. 10, 12 f. in ihm fand, so fand er vielleicht noch einiges Andre in ihm aus dessen Leben: nur ist was er daraus anführt so eigenthümlich und so kurz, hat auch im jehigen B. Josua so wenig es ihm Aehnliche, daß wir dadurch kaum um einen einzigen Schritt weiter kommen. Aus diesen beiden Anführungen können wir uns unmöglich ein festes Bild von dem entwerfen was das Werk etwa von dem Inhalte der jetzt erhaltenen Bücher noch weiter in sich schließen mußte; noch weniger können wir beweisen, daß es wirklich noch Vieles davon enthielt. Während nun aber Hr Donaldson das nicht beweist was er vor Al-lem beweisen sollte, nimmt er vermuthungsweise Anderes als fest an was sogar als bloße Vermuthung keinen Grund hat. Er meint nämlich, alle die Stellen der jehigen alttestamentlichen Bücher müßten dem B. des Redlichen entlehnt sein, welche von Redlichkeit und verwandten Tugenden oder von der Schöpfung des Menschen als eines gerade geschaffenen und dessen allmähligem Verluste seiner ursprünglichen Geradheit und Unschuld handeln, oder in welchen Israel so genannt oder seine Feinde ihm gegenüber als solcher Tugend nicht theilhaftig beschrieben seien: nur müßten alle diese Stücke bereits zu Salomo's Zeit geschrieben sein, da er das Alter des B. des Redlichen ebenfalls in diese Zeit verlegt. So setzt er aus alttestamentlichen Stücken mit der größten Zuversicht sogar genau sieben Abschnitte zusammen, aus denen das B. Jashar bestanden habe. Wir wollen diese zur Aufklärung unsrer Leser hier kurz bemerken. Der erste Theil habe Gen. 1, 27 f. 6, 1—5. 8, 21. 6, 6; alsdann Gen. 2, 7—9. 15

— 18. 3, 1 — 19. 21 — 24 umfaßt; der zweite Gen. 9, 18 — 27 (wo überall Adam statt Noah zu setzen sei); dann Gen. 4, 2 — 16 (Habel sei Sem's Sohn und einerlei mit Abraham), ferner Gen. 16, 1—4. 15 f. 17, 1—8. 15, 6. 17, 9—16. 18—26. 21, 1—14. 20 f., endlich Gen. 25, 21—25. 27 — 34. 27, 1—10 und noch einiges Andre aus der Genesis bis Kap. 35; der dritte Gen. 6, 5—14. 7, 11 f. 18, 6—11. 5, 29. 8, 4. 1 Kön. 6. 8, 43. Deut. 6, 18 (nämlich die Sintfluth sei allegorisch zu fassen, die 600 Jahre des Lebens Noah's bis zum Bau der Arche seien die Jahre bis zur Erbauung des Salomonischen Tempels); der vierte die gesetzlichen Stücke Deut. 5, 1—22. 6, 1—5. Lev. 19, 18. Deut. 10, 12—21. 11, 1—5. 7—9. 8, 1—3; 6, 6—25; der fünfte die Lieder Gen. c. 49. Num. 23, 7. 10. 18—24. 24, 3—9. 15—22. Deut. 32. 33, 2—5. 26—29; der sechste die Lieder Ex. 15. Ps. 136, 1. 135, 5—11. Jos. 10, 5—11. Richt. R. 5; endlich der siebente die Lieder 1 Sam. 2, 1—10: 2 Sam. 1, 19—27. 3, 33 f. Ps. 18. 60. 2 Sam. 23, 1—7. Ps. 45 (sei Salomonis Epithalamium) 68. Auch wollen wir der Deutlichkeit wegen noch die Inschriften hersehen, welche der Verf. diesen 7 Abschnitten gibt, damit man klar sehe, wie er sie alle unter den Begriff des Redlichen bringen will: 1. *Homo factus est probus, sed per carnalem sapientiam in peccatum delapsus est*; 2. *Abrahamidae tanquam probi adoptantur in filios Dei; rejiciuntur vicinae gentes, atque ita ecclesia Iasharana novis usque limitibus definitur*; 3. *Aegypto elapsi probi Israelitae post quadraginta annos in deserto absumptos multasque alias fluctuantis fortunae vicissitu-*

dines in terra tranquillitatis sub pacifico rege Salomone Jehovae aedem consecrant; 4. leges divinae probo populo observandae; 5. benedictiones proborum et monita; 6. mirae probi populi victoriae ac liberationes; 7. varia carmina de proborum imperio et felicitate regnantibus Davide et Solomone. Man ersieht daraus, daß der Verf. so glücklich war, siebenmal sein Probus oder Iashar anbringen zu können, und vergleiche damit die oben bei jedem Abschnitte genannten Stellen.

Aber mit dieser Auszeichnung haben wir in der That die Beurtheilung des Werkes In Donaldson's für alle Fachkennner schon so gut als beendet. Man sieht, daß er rein willkürlich und wie träumend den Inhalt seines B. des Redlichen ausfüllt und sogar dessen Abschnitte bestimmt. Dabei reißt er Stücke auseinander, welche nie auch nur im Geringsten getrennt werden sollten (z. B. sogleich das erste Gen. 1, 27 f.), und verbindet andre, welche gänzlich verschieden, ja zum Theil noch dazu sicher erst nach Salomo oder gar erst nach der babylonischen Verbannung geschrieben sind. Und ist eine Erwähnung von Redlichkeit, Redlichem zc. das einzige echte Erkennungsmittel der Stücke des einstigen B. des Redlichen, so begreift man nicht, warum der Verf. nicht noch viele andre aus dem jehigen A. T. hieher zog, welche ebenso gut erklären was der Redliche sei und die auch an Alter den hier zusammengestellten nicht nachgeben. Wir müssen daher das vorliegende Werk als ein gänzlich verfehltes betrachten: und wenn man alsdann im Einzelnen überall sieht, mit welcher Willkür und Unkenntniß der Verf. seine Gegenstände behandelt, wie er bei der

Erklärung der einzelnen Worte ebensowohl wie ganzer Stücke das Wahre verfehlt und neue, aber völlig grundlose Meinungen aufstellt, so können wir uns auch nicht weiter wundern, daß er im Ganzen und Großen so Verkehrtes ausfinden mochte.

Wie angenehm müßte es uns und wie erspriesslich für die Sache selbst sein, wenn die Engländer an biblischer Wissenschaft wieder lebendiger theilnehmen wollten! Wir haben das längst gewünscht und gehofft, und möchten unsre Hoffnungen nicht gern getäuscht sehen. Wir wünschen nicht ihr menschliches Lob noch ihre Bewunderung: nur daß sie in der That (um ein dem Vf. so beliebtes Wort zu gebrauchen) redlich theilnehmen und näher in diese gewichtigen Dinge eingehen, wünschen wir. Allein bis jetzt scheint man in England noch kaum etwas allgemeiner richtig zu ahnen, was denn unsre gesammte neueste biblische Wissenschaft die viel gelobte und viel geschmähete wirklich sei, welche Ergebnisse sie bereits sicher gewonnen habe und was in ihr noch weiter zu erstreben sei, welche Triebe und Bestrebungen ihr einwohnen und mit welchen Mitteln sie ihre Ziele zu erreichen sich bemühe. Auch können wir uns nicht sehr wundern, daß in England über das Alles im Allgemeinen (denn die wenigen ehrenvollen Ausnahmen davon wollen wir hier nicht berücksichtigen) noch eine so große Unklarheit herrscht. Ist es doch bekannt genug, wie viel Unklarheit darüber in Deutschland selbst noch herrsche, wie die besten und nothwendigsten Bestrebungen hier eine für unsre Zeit nicht weiter zu entbehrende größere wissenschaftliche Sicherheit zu gründen von so vielen unter uns ver-

kannt, ja gehaßt und bitter verfolgt werden, nicht bloß außerhalb, sondern auch innerhalb der jetzigen evangelischen Kirche selbst, und nicht nur in den Enden und Winkeln Deutschlands, sondern mitten in den scheinbar erleuchtetsten und sonnigsten großen Plätzen. Auch haben ja bis jetzt manche Deutsche die löbliche Tugend geübt mit eigener Hand die Engländer über unsre wissenschaftlichen Bestrebungen in die Irre zu führen, und haben darin Vortheil und Ehre für sich gesucht. Wie können wir also erwarten, daß man im Auslande das Bessere was bei uns schon da ist von der Spreu zu sondern wisse, und nicht das Nebelhafte, Unrichtige und Verkehrte, wovon ja die deutsche Wissenschaft auch in diesem Gebiete jetzt so voll ist, sondern das Klare, Richtige und Gesunde sich zum Vorbilde nehme? Hätte Hr Donaldson auch nur eine richtige Ahnung von dem gehabt was die bessere biblische Wissenschaft jetzt in Deutschland wirklich sei, so würde er sicherlich sein ganzes Werk nicht geschrieben haben: aber er hätte dann allerdings auch eine Menge der verschiedensten Kenntnisse sich erwerben und Mühen und Arbeiten sich unterziehen müssen, von denen er bis jetzt ebenso wenig eine Ahnung hat.

Wie dem sei, wir müssen stets sorgfältig solche Bestrebungen und Unternehmungen zurückweisen, woher sie auch kommen mögen, welche dem Aufkeimen und fruchtbaren sich Entfalten dieser Wissenschaft durch eine verkehrte Freiheit schaden. Diese Wissenschaft ist uns nun einmal für unsre Zeit unentbehrlich; sie hat ihre bestimmten Aufgaben und nothwendigen Ziele; und wir dürfen nicht ermatten noch verzagen ehe diese näher er-

reicht sind: denn allerdings hat sie wie jede zunächst bloß geschichtliche Wissenschaft ihre erkennbaren Grenzen; und da ihr Gebiet nicht zu ausgedehnt ist, so können wir annähernd sehr gut schätzen, wann sie etwa ihr Hauptziel schon werde erreicht haben können, sollten nicht noch ganz unerwartete neue Hülfsmittel sich für sie aufthun. Und jene edle Freiheit, welche überall walten soll und die man in England gut kennen und schätzen sollte, darf dieser Wissenschaft um so weniger fehlen, da sie ohne Befreiung von allerlei bisher drückenden Vorurtheilen nicht einmal mit Nutzen getrieben werden kann, selbst aber dann auch dazu dienen soll uns von vielen noch bestehenden Irrthümern und schweren Verkennungen zu erlösen. Allein je mehr wir dieser guten Freiheit hier bedürfen, desto schädlicher wirkt jede verkehrte; wir haben hier wahrlich genug alte Irrthümer, und können neue nicht früh und entschieden genug zurückweisen; wenn also der Verf. sich bei seinem Werke einer Freiheit rühmt, die sogar sein Bischof und seine Akademie anerkennen müsse, so wollen wir zwar nicht behaupten, daß dieser Bischof und diese Akademie jetzt darüber klarere Begriffe habe, aber wie unersprießlich und irreführend sie sei, wird er erst erkennen können, wenn er in dieser schwierigen Wissenschaft sicherer sein wird als er bis jetzt ist.

Gewiß nämlich trägt an der bisherigen Unvollkommenheit und Unsicherheit dieser Wissenschaft auch das eine bedeutende Schuld, daß sie eine der schwierigsten unter allen ähnlichen ist und doch von so vielen, die an ihrer Förderung arbeiten wollen, für so leicht gehalten wird. Eine Menge der verschiedensten Ursachen wirkt dahin

zusammen, die biblische Wissenschaft, namentlich auch die des A. T., zu einer ganz ungemein schwierigen zu machen; und es ist nicht so ganz umsonst, daß nun schon drei bis vier Jahrhunderte unter uns ernstlicher an ihr gearbeitet wird, ja daß vor zwei- bis dreihundert Jahren ein großer Wettstreit der bedeutendsten Gelehrten aller europäischen Völker entstand ihren Aufgaben zu genügen, während im letzten Jahrhundert die Arbeit fast allein nur noch auf die Deutschen einzelner Länder fiel. Man mache sich nur diese vielseitige große Schwierigkeit recht klar, wenn man hier mit Erfolg arbeiten will: aber die Meisten werfen hier vielleicht allerlei glänzende Laugesprechensarten um sich, wie Hr. Donaldson das A. T. ein Kalifornien nennt, worin noch ganz unerwartet große Schätze (und man weiß wie leicht!) zu entdecken seien, kommen aber über das erste Antasten und Versuchen nicht hinaus, wie wir denn auch nicht finden, daß unser Verf. sein Kalifornien gehörig bearbeite, so leicht ihm die Goldklumpen hier entdeckbar scheinen. Wir sind jetzt aber wirklich so weit, daß Jedermann die wirklich hier vorliegenden Schwierigkeiten wenigstens deutlich begreifen sollte, um dann vielleicht desto nützlicher an ihrer Tilgung zu arbeiten.

Wir wollen daher nur noch an einem leichten Beispiele zeigen, wie wenig der Verf. den wahren jetzigen Zustand und die Bedürfnisse dieser Wissenschaft kenne. Er fügt hinten alle die Stellen des A. T., welche er zu seinem Iaschar rechnet, im Hebräischen bei, und meint damit nur dasselbe zu thun, was die Philologen der sogen. Klassiker in ihren bekannten vielen Fragmenten-

sammlungen bereits so glücklich geleistet hätten; auch meint er, könnten die Arbeiten dieser Philologen den Hebraïsten sehr zum Muster dienen. Letzteres mag in England wohl seine Richtigkeit haben, so lange man dort noch mit den ersten bessern Anfängen einer alttestamentlichen Philologie zu kämpfen hat; für die fortgeschrittenere wie sie bei uns möglich ist, läßt sich dasselbe kaum sagen. Ueberblicken wir die letzten vier Jahrhunderte (und von den noch frühern Zeiten kann bei einer solchen Vergleichung überhaupt nicht die Rede sein), so zeigt die Geschichte, daß die Bibel und namentlich das A. T. die höheren Aufgaben und Bemühungen aller Sprach- und Schriftwissenschaft ebenso sehr hervorgerufen und mächtig angeregt hat wie die Klassiker. Ist dies in den letzten Zeiten durch die Schuld vorzüglich der Theologen an manchen Orten und vorzüglich auch in England anders geworden, und hat indessen die klassische Philologie viele gern anzuerkennende Fortschritte gemacht, so hat eben die ganz besondere Schwierigkeit der biblischen Wissenschaft in jüngster Zeit uns in Deutschland nur desto stärker angetrieben, in ihr einen sichern Grund zu schaffen; und dieser ist so sehr aus der Erkenntniß der vorliegenden Dinge geschaffen und es mußte dabei eine solche Menge von Vorurtheilen getilgt werden, daß von einer Entlehnung aus einer andern Wissenschaft keine Rede sein kann. Was aber die Fragmentensammlung des Verf. betrifft, so ist sie ganz überflüssig, da Jedermann das A. T. selbst gebrauchen kann.

Die einzelnen sprachlichen und geschichtlichen Ansichten, welche der Verf. neu aufstellt, wollen wir, wie schon oben gesagt, hier nicht weiter be-

rücksichtigen. Er kennt das Hebräische auch als Sprache viel zu wenig, verändert manches Wort bloß weil er es nicht versteht, und nimmt sich überall auch hier eine verkehrte Freiheit, während er auch wohl ein Wort für richtig hält was sich bei näherer Ansicht als an seiner Stelle im jetzigen Wortgefüge verdorben erweist. Wir müssen uns insbesondre das häufige ganz grundlose Verbessern des Textes ernstlich verbitten, halten es jedoch bei dem jetzigen Stande dieser Wissenschaft in Deutschland nicht für nöthig, darauf hier näher einzugehen.

Wir erlauben uns indessen hier eine kurze Uebersicht des Inhaltes der drei Bände des zweiten obengenannten Werkes anzufügen, da diese Blätter seit dem dritten Bande keine solche Uebersicht brachten. Einen Haupttheil bildet in jedem Bande die Beurtheilung der in jedem Jahre erschienenen Schriften zur biblischen Wissenschaft, dieses Wort in seinem weitesten Sinne verstanden: von der eben zuvor beurtheilten Schrift Hrn Donaldson's ist jedoch auch im letzten Jahrgange noch nicht geredet. Von A. Dillmann findet man hier das (auch in besondern Abdrücken ausgegebene) christliche Adambuch des Morgenlandes, aus dem Aethiopischen mit Bemerkungen übersetzt; und von demselben eine Abhandlung über den Umfang des Bibelkanons in der abyssinischen Kirche. Von Dr Martin Haug: Erklärung Persischer Wörter des Alten Testaments. Die Erklärung der Biblischen Urgeschichte ist hier bis zur Sintfluth fortgesetzt, und wird demnächst mit zwei weitem Abhandlungen geschlossen werden. Nachträge zur Erklärung der Bücher des Alten Bundes beschäf-

tigen sich vorzüglich mit den Psalmen; und auf denselben Gegenstand bezieht sich die Abhandlung über das Suchen und Finden sogenannter Maklabbäischer Psalmen. Die umständliche Abhandlung über Ursprung und Wesen der Evangelien, welche sich schon durch die früheren Bände hindurchzog, geht hier im Wesentlichen zu Ende: es wird aber künftig noch eine geschichtliche Uebersicht und Beurtheilung aller bisherigen Versuche diese Frage zu lösen folgen. Da die Jahrbücher ihren Gegenstand stets auch nach seiner Beziehung auf die unmittelbare Gegenwart und deren Gestaltung verfolgen, so finden sich alsdann noch weitere Reden an den Fürsten von Rom; an die Deutschen; an die Evangelische Geistlichkeit Deutschlands; über Religion und Herrschaft in Deutschland; und ein zweites Sendschreiben an die Päpstlichen Bischöfe und Erzbischöfe in Deutschland.

H. G.

N ü r n b e r g

Bei J. L. Vogbeck 1854. Die Pflanzenläuse Aphiden getreu nach dem Leben abgebildet und beschrieben von G. L. Koch. Erstes Heft. Mit 6 fein ausgemalten Kupfertafeln. VIII u. 36 S. in Octav.

Der um die Entomologie, besonders um die Arachniden hochverdiente Hr Verfasser hat durch das vorliegende Werk von neuem der Naturgeschichte einen wichtigen Dienst geleistet. Ein Augenleiden hat ihm jedoch nicht gestattet, selbst das Werk zu veröffentlichen, welches nun mit

großer Umsicht von dem besonders um die wanzartigen Insecten so sehr verdienten Herrn Herrich-Schäffer geschieht, indem durch Bekanntmachung einerseits der naturgetreuen Abbildungen, welche, bei der Unmöglichkeit die natürlichen Exemplare zu conserviren, zum Studium dieser Familie unentbehrlich sind, andererseits der stets mit Notizen über die Lebensweise und die verschiedenen Formen der Arten begleiteten Beschreibungen, ein großer Schritt vorwärts im Studium dieser Thiere gemacht ist. Bis jetzt liegen 50 Tafeln bereit; das ganze Werk, welches eine Fortsetzung des nun beendigten größern Werkes von Hahn und Herrich-Schäffer über die wanzartigen Insecten bildet, wird mit 60 Tafeln in 10 Hefen binnen einigen Jahren beendet und geschlossen sein. Nach der Uebersicht enthalten die Pflanzenläuse 40 Gattungen, von denen 33 den Saftläusen oder Aphidinen, 7 aber den Schildläusen oder Coccinen angehören. In dem vorliegenden Hefte sind die Gattungen Chaitophorus, Hyalopterus und Rhopalosiphum abgehandelt und die 24 Arten derselben beschrieben, nach ihrer Lebensart geschildert und in 45 Figuren abgebildet.

Sicherlich wird dieses mit großem Fleiße und vieler Umsicht ausgearbeitete Werk zur Aufhellung eines der verhältnißmäßig noch wenig bearbeiteten, aber sehr wichtigen Zweiges der Entomologie wesentlich beitragen, weshalb wir demselben einen raschen und ununterbrochenen Fortgang wünschen.

Berthold.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 29. Januar 1855.

D r f o r d

b. J. H. Parker. The Tragedies of Sophocles, with notes critical and explanatory, adapted to the use of schools and universities by T. Mitchel. Vol. I. VI u. 324 S. Vol. II. 311 S. in Octav.

Hr Mitchell will durch diese Bearbeitung des Sophokles der studirenden Jugend das Verständniß dieses Dichters erleichtern: es ist deshalb sein Hauptaugenmerk auf die Erklärung gerichtet und hat er in den unter dem Texte stehenden Noten der Kritik so wenig Raum gestattet, daß nicht einmal alle in dem Texte, der nach W. Dindorf's Drforder Ausgabe abgedruckt, befindlichen Conjecturen als solche bezeichnet werden, wie z. B. Antig. 117 geschehen, wo Bothe's Conjectur *φονόσταισι* im Texte steht. Für die Erklärung aber sind nicht allein die Ausgaben des Tragikers, das Lexikon Ellendt's, die Uebersetzungen von Thudichum und Donner benützt, sondern auch die Arbeiten von Böckh, Lobeck, K. D. Müller und An-

dern, so daß man sagen muß, Hr M. hat sich in der deutschen Litteratur fleißig umgesehen. Freilich bei näherer Betrachtung stellt sich doch heraus, daß die Ansichten und Methoden dieser Gelehrten nur zu häufig von Hn M. unbeachtet geblieben: wie er denn die poetische Sprache des Sophokles eben so gut aus alten Hellenen als aus Müllners Schuld, aus Jesaias und andern Schriften des alten Testaments glaubt erklären zu können und eine Menge echt griechischer Worte und Wendungen als phönizische und chaldäische und hebräische ansieht. So soll *Ἰσμήνης κίρα* (ad Antig. 1. 185) ein Chaldäismus sein, *ἀραξ* (ad Oed. Tyr. 80) ein semitisches Wort: ganz besonders aber ist dieses auf die Mythologie angewandt: Apollon z. B. ist der phönizische Esmun: ad Oed. Tyr. 20: doch für unsre deutschen Leser wird zur Charakteristik der Ansichten Hn M's die Bemerkung genügen, daß Sickler der ist, dem in diesen Dingen Hr M. mit besondrer Vorliebe folgt. Darnach steht denn Hr M. auch nicht an, zu Oed. Tyr. 922 darauf aufmerksam zu machen, wie Vieles bei Pindar dadurch seine Erklärung erhalte, daß phönizisches Blut in des Dichters Adern fließe: ferner staatliche Zustände in Hellas mit denen des Orient zu vergleichen, wie Teiresias und seine Stellung durch Samuel erklärt wird: Proben genug, um zu beweisen, wie ein tieferes Eindringen in das Wesen des hellenischen Alterthums hier vermißt wird.

Daß Hr M. gar Manches, was vor ihm für Sophokles geleistet war, übersehen, ist kein Vorwurf: doch ist dadurch manche Lücke in der Erklärung geblieben. Es zeigt sich das Soph. Elect. 737, wo in der Beschreibung des Wettrennens des Drestes zu Delphi es heißt:

ὁ δ' ὡς ὄρα μόνον νιν ἔλλειμμένον,
ὄξυν δι' ὄτων κέλαδον ἐνσεΐσας θοαῖς
πώλοις, διώκει:

wie da aber δι' ὄτων κτλ. zu verstehen, sagt Hr M. ebenso wenig, wie die übrigen Erklärer. Und doch hat schon K. D. Müller Archäol. S. 424, 1 das Richtige angedeutet: es ist hier an die Sitte zu denken, die Pferde vermittelst eines graden Stabes, an dessen Ende Blechstücke, Klingeln u. dergl. befestigt waren und den der Wagenlenker für den Nothfall bei sich im Wagen hatte, zu der größten Anstrengung zu treiben: es war das letzte Mittel und das ist hier genannt, um anzudeuten, wie Drest jetzt Alles, um zu siegen anbietet, während er früher (Vs 720) bequem erscheint und die Pferde schonet. Müller beweist dies trefflich aus einer attischen Vase bei Millingen Uned. Monum. t. II, pl. 1—3, auch in Denkmäl. f. alte Kunst tab. XVII, n. 91: Ref. glaubt dasselbe Instrument, das fälschlich mit dem καλαῦροσ verglichen wird, auch auf einer syrakusischen Münze zu finden: s. Denkmäl. tab. XLII, p. 197. Daraus nun erklärt sich δι' ὄτων: grade vor die Ohren wird den Pferden der κέλαδος gebracht: ferner ἐνσεΐσας: denn das scheint ein Kunstausdruck hiersür gewesen: Hesych. s. κωδωνοφορεῖν: οἱ περιπολάρααι . . κώδωνα διέσειον. Diese Einrichtung stimmt aber ganz mit andern Mitteln zur Ermunterung und Antreibung der Pferde bei den Griechen: so wurden an die Gebisse Klingeln gehängt: Poll. X, 56: auch an andere Geschirrsstücke: Scholl. ad Arist. Ran. 994: vgl. Vater. ad Eur. Rhes. 296: aus Magius de tintinnabulis. 12. Amstel. 1664 oder aus dem Discourse on the Use of Bells, among the Easterns, the Grecians, and the Romans im Classical Journ.

Decemb. 1810, p. 809 sqq. läßt sich für diese Frage gar nichts entnehmen, wenn nicht vielleicht für einen Gläubigen der Beweis, daß auch diese Sitte aus dem Orient zu den Griechen gelangt sei. Uebrigens zieht D. Müller irrthümlich Philod. in Anth. Palat. VI, 246, 5 hierher:

τήν τ' ἐπὶ νότιων

μάστιγα, ροίζου μητέρα θαρσαλέην:

denn da ist, wie die Worte schon zeigen, lediglich an die Peitsche zu denken: dabei hat dem Dichter Hom. II. O, 352 vorgeschwebt:

ὡς εἰπὼν μάστιγι κατωμαδὸν ἤλασεν ἵππους,
wo Eustath. zu vergleichen: add. Hom. II. Ψ, 500 ibiq. Scholl. Ven.

In demselben Stücke, Elect. 893, gibt Chrysothemis an, welches Ereigniß an Agamemnon's Grabe sie zu der Annahme, Drestes sei zurückgekehrt, veranlasse:

*ἐπεὶ γὰρ ἦλθον πατρὸς ἀρχαῖον τάφον,
ὄρω κολώνης ἐξ ἄκρας νεορρόντους
πηγὰς γάλακτος καὶ περιστεφῆ κύκλω
πάντων ὅσ' ἐστὶν ἀνθρώπων θήκην πατρὸς·
ἰδοῦσα δ' ἔσχον κτλ.:*

es erklärt Hr M. nach Bothe zwar nicht ganz unrichtig *πατρὸς τάφον* für family-vault, läßt sich aber auf die aus dieser Erklärung entstehenden Schwierigkeiten nicht näher ein. Ref. hat im Philol. I, p. 129 sq. die Stelle kurz besprochen: hier Genaueres. Fest steht, daß *ἀρχαῖον τάφον* nur von einem Erbbegräbniß der Atriden verstanden werden kann, wie auch Bamberger im Philol. VII, p. 155 ausführt: aber irrig ist von Ref. dafür ein gewöhnlicher Hügel angenommen, da Welcker Kl. Schrift. III, p. 368 sqq. überzeugend dargethan, daß man an einen kunstvollen Bau im Hügel, an einen sog. *θησαυρὸς* zu denken habe:

daß diese Vorstellung den Athenern ganz geläufig gewesen, zeigt namentlich des Sophokles Antigone. Nur darin fehlt Welcker, daß er Elect. 379 hierher zieht und das daselbst erwähnte Gefängniß mit diesem Begräbnisse identificirt: denn während das Grab nicht weit von der Stadt liegt, Vs 51. 404, ist das Gefängniß weit von ihr entfernt, *χθονὸς τιςδ' ἐκτός*, hat also mit dem Grabe nichts zu thun. Von diesem *τάφος ἀρχαῖος* oder *πατρῶος* wird aber im Folgenden *θήκη πατρῶς* unterschieden: denn wäre *τάφος* mit *θήκη* hier gleichbedeutend, so wäre zu *θήκη* nicht nöthig gewesen, *πατρῶς* hinzuzusetzen: darnach ist klar, daß, wie schon der Todtencult verlangt, auf dem Hügel, also über der Erde, ein dem Agamemnon besonders geweihter erhöhter Platz war, den *θήκη* hier bezeichnet: s. Vs 51: auch dies ist dem Gebrauche in Sophokles Zeit ganz entsprechend. Nun ist die weitere Erzählung der Chrysothemis auch klar: als sie von weitem den *τάφος* und auf seiner Spitze die geschmückte *θήκη* erblickt, steht sie still: als sie aber *πάντα τόπον*, d. h. den ganzen Bau und dessen Umgebung von Menschen leer, also sich unbeobachtet sieht, geht sie zur *θήκη*, die hier mit *τύμβος* und *πυρά* bezeichnet wird: denn *πυρά* schlechthin für Grab steht auch Eur. Hecub. 386. 437 und sonst. Damit der Wechsel mit Synonymen nicht auffalle, ist zu beachten, wie in Erzählungen die Tragiker lieben, in Bezeichnung des Hauptbegriffs mit verwandten Worten zu wechseln: grade wie hier ist dies in Eur. Hecub. 517 geschehen, mit dem *κῆρυξ* in Soph. Oed. Tyr. 800, dem *πέπλος* in Soph. Trach. 757. Ähnliche Schwierigkeiten haben *ταφαί* und *θήκαι* in Thucyd. II, 52, 3 gemacht: *νόμοι τε πάντες ξυνεταράχθησαν οἷς ἐχρῶντο πρότε-*

ρον περι τὰς ταφάς, ἔθαπτον δὲ ὡς ἔκαοτος ἐδύνατο. καὶ πολλοὶ ἐς ἀναισχύντους θήκας ἐτρέποντο σπάνει τῶν ἐπιτηδείων διὰ τὸ συχνοὺς ἤδη προτεθνάναι σφισίν· ἐπὶ πυρὰς γὰρ ἀλλοτρίας φθάσαντες τοὺς νήσαντας οἱ μὲν ἐπιθέντες τὸν ἑαυτῶν νεκρὸν ὑφῆπτον, οἱ δὲ καιόμενου ἄλλου ἄνωθεν ἐπιβαλόντες ὄν φέροισιν ἀπήεσαν: da ist θήκη weder die Art der Bestattung, was gegen den constanten Gebrauch des Wortes bei Thukydides sein würde: s. Krueg. ad Thucyd. I, 8, 1: noch steht es in besonderm und etymologischem Verhältnisse zu ἐπιθέντες, wodurch eine dem historischen Style fremde Spielerei entstände: sondern der Historiker sagt: die Einen legten ihre Todten auf fremde Scheiterhaufen, steckten diese schnell und heimlich an und gingen natürlich sofort — sie wären ja sonst ohne Zweifel in unangenehme Berührungen mit den Besitzern gekommen — weg: die Andern warfen ihre Todten auf brennende Scheiterhaufen Anderer und gingen, so wie sie dies gethan, auch fort: Beide kommen also darin überein, daß sie nicht selbst bestatten und begraben, sondern die Sorge für die Bestattung Andern zuschieben: denn die Ueberbleibsel, so hofften und wußten sie, wurden von den Andern, wo auch nicht förmlich beigesezt, doch mit Erde wenigstens (Paus. I, 32, 4) bedeckt. So entstanden denn θήκαι, Gräber, ἀναισχύντοι, auf ganz unverschämte Weise: indem bei ihnen weder die gebührende Rücksicht auf die Todten — vergl. Soph. Electr. 1139:

. . . οὐτε παμφλέκτου πυρὸς

ἀνειλόμην ὡς εἰκὸς ἄθλιον βάρος —

noch auf die Lebenden (v. Theoph. Charact. IX) genommen war.

Ohne anzustoßen erklärt Hr M. die schwierigen

Berfe in Soph. Aiac. 961—973, welche er nach den codd. antiq. alle der Tekmessa gibt. Und doch hatte schon Triflinios hierin einen Berstoß gegen die antistrophische Anordnung erkannt und daher die drei leßten Berfe dem Chore gegeben, so daß 961—970 den Bss 915—924 entsprachen. Freilich haben wegen des Sinnes seit Etienne und Canter die Neuern mit Recht sich gegen Triflinios erklärt: und auch als Ad. Schöll Soph. Aias übers. S. 161 die Responfion, wenn auch auf zu fühne Weise, geltend zu machen fuchte, hat man fie nicht recht anerkennen wollen: Philol. IV, p. 472. Piderit, Scenische Analyse des Soph. Aias S. 88: aber, wenn irgendwo, fo ift fie hier ficher, wie einmal die Composition des κόμμος zeigt, dann das Bß 915 ebenso wie Bß 961 hervortretende Anfchließen der Rede der Tekmessa an die des Chors. Darnach muß also hier eine Corruptel fein. Diese verschwindet, fo wie die Bß 966—968: *ἐμοὶ μικρὸς τέθνηκεν κτλ.* entfernt werden: denn fie stören den Zusammenhang: *γλυκὺς* ift im Borigen nicht klar motivirt: ebenso wenig stimmt *μικρὸς* zu Bß 972: *ἀλλ' ἐμοὶ κτλ.*, und *ὦν γὰρ . . ἤθελεν* mit Bß 970: *θεοῖς τέθνηκεν*: endlich ift die Rede auch ohne diese Berfe im engsten Zusammenhange, was bei Sophokles wohl zu beachten, ja die Kraft der Worte: *τί δῆτα* — fo ift nämlich statt *πῶς δῆτα* nach Mahnung Ellendt's Lex. Soph. II, p. 687 jeßt richtig mit Laur. geschrieben — *τοῦδ' ἐπεγγελάων ἂν κατα* fühlt man erst nach Entfernung jener Berfe recht, indem nun die Beziehung des *ἐπεγγελάων* auf *γελώντων* klarer wird. In Tekmessa tritt in dieser Rede wieder das liebende Weib hervor: fie deckt der Feinde Thorheit auf: aber fo wie das genügend geschehen, vertheidigt fie ihren

lieben Todten und spricht ihre Liebe aus. Aber was nun mit den ausgeworfenen Versen anfangen? Vergleicht man ihren Inhalt mit der eben hergestellten Rede der Teukressa, so ist klar, daß sie ein den Ansichten der Teukressa verwandtes, rechtfertigendes Urtheil über des Aias Tod enthalten: „wie dir Aias ἀνίας καὶ γόουε zurückließ, so mir πικρίαν (cf. vs. 900), wie Du, sage auch ich, er starb den Feinden angenehm, aber sich selbst zur Freude“: das kann kein Andern als der Chor sprechen, welcher wie auch sonst — Aiac. 263. Elect. 251 — mit Versen, die nicht mehr zum κόμμος gehören, die Klagen beschließt. Dafür hat sich in einem Theile der codd. auch ein äußeres Anzeichen noch erhalten, indem Paris. A und andre Handschriften vor Vs 969 das Zeichen des Chors haben: es ist das, wie Vs 966 sqq., verschoben und vor 966 nun zu setzen. Es wollte aber Teukressa diesen Stoff, wie der Chor aus ihren Bewegungen sah, noch nicht verlassen: daher, da Teukros Ruf in diesem Moment vernommen wird, sagt er σιγῆσον. So möchte also diese Stelle geheilt sein: da die Scholl. Laur. aber diese Verse eben so wie die Handschriften ordnen, so sieht man, wie alt die Corruptel hier ist.

Dies Stellen aus Jamben: die schwierigsten Partien sind und bleiben aber die Chorgesänge: um auch an ihnen zu zeigen, wie viel Hr M. zu thun noch übrig gelassen, behandelt Ref. in Kürze Trachin. 205 sqq. Daß dieser Gesang ein ganz eigenthümlicher sei, hat, obschon der Schol. ad vs 216 es angegeben, Hr M. nicht beachtet und somit die eigentliche Grundlage für die Erklärung verloren.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. 19. Stück.

Den 1. Februar 1855.

D y f o r d

Schluß der Anzeige: »The Tragedies of Sophocles, with notes critical and explanatory, adapted to the use of schools and universities by T. Mitchell. Vol. I. et II.«

Es gehört das Lied zur tragischen *ὑπόκρισις* und stellt leidenschaftlich die durch eine so eben bei Deianira eingegangene freudige Nachricht veranlaßte Freude dar: es schließt sich also an eine einzelne Handlung, an ein bestimmtes Factum an und gehört somit zum Speisodion, weshalb Deianira auch während desselben nach Vs 225 auf der Bühne bleibt, wo sie eine zum Chorgesänge passende Stellung einzunehmen hatte. Deianira fordert aber aus Dankbarkeit ihre weibliche Umgebung zum Lobe der Götter auf: im ersten freudigen Aufwallen denkt sie eben nur an die ihr nächste: der Chor aber, der dieser Aufforderung Folge leisten will, hält sich nicht allein an die *γυναικῆς*. sondern verlangt auch von den Jünglingen im Hause der Deianira Mitwirkung zum

Paian: denn die, welche zu singen haben, wissen am besten, welche Stimmen nöthig sind. Der Chor fordert nun in Vs 205—215 zum Gesange auf: er beginnt mit einem allgemeinen Aufrufe: „es juble laut die Jugend im Hause“: denn die von Elmsley und W. Dindorf hergestellte Lesart ist: ἀνολολυξάτω — nicht ἀνολολυξέτω, wie bei Hr M. — δόμος ἐφροστίοις ἀλαλαγαῖς | ὁ μελλόννυμφος: Herr M. erklärt sonach an G. Hermann sich anschließend diese Worte falsch mit that female portion of the family, which is nearly ripe for marriage cell.: denn δόμος ὁ μελλόννυμφος kann nicht die Mädchen im Hause allein bezeichnen, sondern umfaßt alle Heirathsfähigen im Hause: es ist also ein heiterer, neckischer Ausdruck für die Jugend, der als Ausruf zu fassen, so daß hinter μελλόννυμφος ein Kolon zu setzen. Dabei ist auch das von Hr M. gar nicht berührte ἀλαλαγαῖς zu beachten: es bereitet gut den Paian vor, da ἀλαλαγμός und verwandte Worte grade vom Paian gern gebraucht wurden: Etym. M. 657, 17. Hesych. s. παίων. Auf diese allgemeine Aufforderung folgt specielle Angabe der Theilnehmer: nach προστάταν ist nur ein Komma zu machen, so daß zuerst die Jünglinge aufgefordert werden: dann ist κοινὸς κλαγγά nicht nach Ellendt Lex. Soph. I, 973 ein cantus mixtus virorum et mulierum, sondern ein gemeinschaftlicher, ein Chorgesang der Jünglinge: vgl. Soph. Oed. Col. 1500: ferner hängt Ἀπόλλωνα nicht, wie gegen das Wesen solcher Aufrufe Wund. ad h. l. mit Andern will, von ἀνολολυξάτω ab, sondern von ἴτω κλαγγά, wodurch diese Anrede erst der folgenden an die Jungfrauen gerichteten conform wird. Nun folgt die Aufforderung an die παρθένοι, so daß ἐν δὲ — ὁμοῦ δὲ hier die

Stelle von *ῥμοῦ μὲν* — *ῥμοῦ δὲ* vertritt: diese Jungfrauen sind aber nicht, wie alle Erklärer annehmen, die des Chors, sondern die im Hause, welche mit den ebendasselbst befindlichen Jünglingen singen sollen und hier klärlich ebenso gut wie die Jünglinge aufgefordert werden müssen. Somit sagt also der Chor: „es juble die Jugend des Hauses: zugleich sollen den Apoll die Jünglinge, zugleich die Jungfrauen Artemis mit ihren Nymphen besingen.“ Dieser Aufforderung muß nun Folge geleistet werden: wo geschieht das? Nun hier: man hört jetzt die *παιωνίζοντες*, welche aber hinter der Bühne singen: und zwar nicht ein Lied, sondern den Refrain des Paian, ähnlich wie in Arist. Vesp. 874 *ἦϊε Παιάν*, wo der Scholiast sagt: *ὡς ἐπὶ κακῶν λ' ἔξει τὸν παιᾶνα ὕμνον ᾄδουσιν*: add. Scholl. ad Soph. Antig. 1136: also haben wir ein *παραχορήγημα* hier. Ohne Zweifel hat man aber nach diesem Paian noch eine Flötenmelodie vernommen, wie Aristoph. Av. 223, so daß mit jenem Refrain zugleich auch eine *παραπιγραφή* aus den codd. verschwunden. Alles dies wird durch das Folgende bestätigt: denn gerade dieses Flötenstück, was von der Begleitung bis zu dieser Stelle sich wesentlich unterschieden, bringt den Chor in eine noch größere Begeisterung, bringt ihn in bakchische Ekstase: daher *ἄειρομ' οὐδ' ἀπώσομαι κτλ.*, Worte, welche jetzt gar keine Schwierigkeit mehr machen: wie so oft im Drama beschreibt der Chor jetzt seine Bewegungen: er nimmt seinen Epheufranz ab und ihn haltend schreibt er ihm seine Begeisterung zu, so daß *ὑποστρέφων βακχίαν ἄμιλλαν* ganz einfach zu nehmen: „der diesen Wettstreit hier umdreht, die Drehungen der hier Tanzenden veranlaßt“: *ὑποστρέφειν, στρέφειν* dgl. sind vorzugs-

weise Tanzworte, was der Scholiast ad n. l. nicht beachtet hat und daher zu einer ganz verkehrten Erklärung gekommen ist. Darauf wiederholt der Chor dieser seiner Stimmung gemäß den Paian und indem er sich mehr noch gegen die Bühne wendet, macht er in Jubel die Deianira auf den sich nahenden Freudesboten Lichas aufmerksam: diese Verse singt — und das verräth am deutlichsten seine freudige Stimmung — der ganze Chor, wie die Antwort der Deianira Vs 222 so wie der Umstand verlangt, daß Gesang einzelner Choreuten in den Chorgesängen des Sophokles sich nicht nachweisen läßt.

Zur Begründung dieser Auslegung muß noch ein Wort über den Tanz und die Gattung dieses Liedes gesagt werden. Die Bemerkung des Schol. ad vs 216: τὸ γὰρ μελιδάριον οὐκ ἔστι στασιμιον, ἀλλ' ὑπὸ τῆς ἡδονῆς ὀρχοῦνται, ist dahin zu bestimmen, daß das Lied eine tragische ὑπόρχησις ist: denn dies scheint der Name für die dem lyrischen Hyporchem nachgebildeten tragischen Tanzlieder, da Hyporchematismos, dessen sich Ref. im Grundr. d. Met. p. 242 bedient, nur auf der zweifelhaften Angabe in Näge und W. Rh. Mus. IV, p. 405 beruht, wo nach Cram. Anecd. Oxon. III, p. 346, 5 die Handschrift ὑπορχηματικόν gibt, ein Ausdruck, zu dem den Zeheß der Vers wohl veranlaßt hat, wenn er ihn auch im Scholion Rhein. Mus. l. c. p. 406 fin. angewandt und er im cod. Schellersh. bei Kreuzer in Wien. Jahrb. Bd 61, p. 190 wieder erscheint. Aber Cram. l. c. p. 346, 23 ist ὑπόρχησις aus Eufleides angeführt und ebenso schreibt Schol. ad Arist. Ran. 924, wonach auch im Schol. ad Soph. Aiac. 693 statt: διὸ καὶ τὴν ὀρχησιν ποιοῦνται zu verbessern διὸ κ. τ. ὑπόρχησιν ποι-

οὐνται. Die Beschreibung der *ὑπόρχησις* selbst bei Tzetz. I. c. ist zu allgemein, um das Wesen dieser Vieder zu erkennen: daher ist zunächst trotz der so dürftigen Nachrichten das lyrische Hyporchem als die Grundlage des Tragischen zu schildern. Das Hyporchem der chorischen — nicht dorischen — Lyrik ward nach den Grammatikern, deren Aussagen namentlich durch Arist. Thesm. 953 und Callim. h. in Dian. 240 bestätigt werden, von einem *κύκλιος χορός* aufgeführt: so auch Simon. fr. 43 Schn., *καμπύλιον μέλος*, was sich nicht auf die Mannichfaltigkeit des Metrum, sondern auf die Stellung des Chors bezieht: er tanzte, als er dies sang, im Kreise. In ihm war, wie das Wort *ὑπόρχημα* selbst und Hom. II. Σ, 604 (v. Fritsch. ad Arist. Ran. 849) zeigen, der Chorführer besonders thätig: ihm folgten die übrigen Choreuten stets: daher Simon. I. c.: *ἀγωνίη . ποδὶ μίμειο*, und Arist. Thesmoph. 956: *ἑνθμὸν χορείας ὑπαγε πᾶσα*: nach seinen Angaben mußte der Chor sich richten als denen des Worttänczers: Aehnliches zeigt sich in Arion's Dithyrambos. Das Lied des Chors hatte einen leidenschaftlichen Charakter, der sich von der ruhigen Erhabenheit der Hymnen weit entfernte: dabei war der Stoff, der sich zur Zeit der vollendeten Lyrik nicht auf Artemis und Apollon beschränkte, sehr mannichfaltig, die Stimmung sehr verschieden, wie man aus Pind. Hyp. fr. I. II verglichen mit fr. IV abnehmen darf: und wieder ganz anders ist Pratinas. Dabei haben die Vieder aber ein Gemeinschaftliches: nicht bloß im Wechsel der Gedanken, der stürmischen Eile — *ποικιλόπτερον μέλος* sagt Pratin. fr. I, 8 —, den Anreden, sondern besonders das nahe Herangehen der Schilderung an die Wirklichkeit, die ge-

naue, detaillirte Beschreibung der Empfindung, die damit zusammenhängende Neigung zu Aufzählungen, überhaupt das Eingehen in das Einzelste bewirkt den hyporchematischen Charakter; der Unterschied zwischen Hyporchem und Dithyramb ist hiernach schon klar: der Dithyrambos ist viel idealer. Hiermit stimmte der Tanz: seine Aufgabe war, so genau wie möglich an die Worte sich anzuschließen und diese darzustellen: daher *μίμεο* Simon. l. c., Athen. I, p. 15 D: *καὶ ἔστιν ἡ τοιαύτη ὄρχησις μίμησις τῶν ὑπὸ τῆς λέξεως ἐρμηνευομένων πραγμάτων*, XIV, 628 D: Grundr. d. Met. p. 381: daher überhaupt die leidenschaftliche Art des Tanzes und die Beschreibung desselben im Gedichte, so daß wie die Kunst des Gesanges und des Tanzes sich gegenseitig ergänzten, hier recht hervorgehoben ward: Simon. fr. 45: *ὄρχημ' οἶδα ποδῶν μίμνυμεν*: den raschen Tanz ersieht man aus Simon fr. 45: *ἐλαφρόν ὄρχημα*, fr. 43: *ἐλελιζόμενος . . μέλος διώκων*, fr. 44: *πέταται*, Pratin. fr. 1, 6: *σύμενον*, Pind. Hyporch. fr. IV, 4: *ἔσσυμένα*, fr. inc. 224 B., 192 Bergk.: *μανίαις τ' ἀλαλαῖς*, denn dies Bruchstück ist zu den Hyporchemen zu setzen. Dies das Allgemeine: die Bewegungen werden aber noch specieller beschrieben, also die *σχήματα* selbst: sie waren natürlich auch heftig: so gehört, wie aus Eustathios zu zeigen, die *θερμιαυστοῖς* hierher: s. Grundr. d. Met. p. 380: auf sie bezieht sich *ποδὸς διαρρήγᾶ*, wie G. Dind. ad Steph. Thes. L. Gr. II, p. 1302 D hergestellt hat, bei Pratin. fr. I, 6: ferner der *στροβίλος*: den Simon. fr. 44 hat: *τὰν δ' ὑπ' ἀνέμῳ στρέφουσιν σφέτερον κᾶρα*: s. Grundr. d. M. p. 393: endlich der *μορφασμός* in Simon. fr. 43. 44: es zeigt sich hierin die Verschiedenheit des

Simonides und Pindar: denn Letzterer hat auf diese Malerei sehr wenig (fr. inc. 224) Rücksicht genommen: seine strenge Erhabenheit tritt auch hier hervor.

Diese Gattung also haben die Tragiker in ihre Poesie herübergenommen, wie ebenfalls mit Paianen, Ehrenen, bacchischen Liedern geschehen, um sowohl die musikalische Mannichfaltigkeit als auch die Wahrheit in der Darstellung des menschlichen Lebens zu erhöhen: jedoch nicht ohne das lyrische Lied nach dem Wesen der Tragödie zu verändern, woraus für die Zuschauer Vergleichen und Anspielungen, ein eigenthümlicher Reiz, erwachsen. Es zeigt dies am deutlichsten der Tanz: denn während die chorische Lyrik den χορός κύκλιος beibehalten, bildete in der Tragödie der Chor ein in ζυγά und στοιχοι geordnetes Viereck, was für die σχήματα eine ganz neue Anwendung und Anordnung erforderte. Aenderungen veranlasste aber auch der Inhalt. Während das lyrische Hyporchem, an Festen des Staats oder Einzelner aufgeführt, an den Cult sich anschloß, geschah in der Tragödie das nie: in ihr entsteht das Lied aus einem zufälligen Ereigniß, das in keinen Zusammenhang mit dem Cult gebracht wird: die Gedanken haben also eine andre Grundlage: sie können sich ferner nicht so bequem über ihren Stoff verbreiten, weil das tragische Hyporchem wegen der Dekonomie des Stückes nicht den Umfang des lyrischen erhalten konnte. Daher ist eine tragische ὑπόχορος immer nur eine freie, eigenthümliche Nachbildung des Hyporchems. Näher ergibt sich dies aus Soph. Trach. 205. Aiac. 693. Antig. 1115. Oedip. Tyr. 1086. Eur. Electr. 858: nur diese Lieder aus den uns erhaltenen Tragödien lassen sich hierher ziehen: man sieht, sie ge-

hören, wie die Alten auch schon (s. Grundr. d. N. p. 366) angedeutet, recht zu den Eigenthümlichkeiten des Sophokles. Diese Lieder sind aber nicht alle gleich behandelt, sondern wie in der Lyrik zeigt sich auch in ihnen große Mannichfaltigkeit und ein ungemeiner Reichthum an Formen: das lebendigste, begeistertste ist das Lied in den Trach., dem am nächsten Aiac. und Antig. II. cc. stehen: am ruhigsten ist Oed. Tyr. I. c., an welches Eur. I. c. zwar der Form, aber nicht dem Inhalte nach sich anschließt, wie auch sonst Inhalt und Form bei Euripides nicht in gehöriger Uebereinstimmung mit einander sind: von Einfluß zeigen sich dabei immer die Personen, welche den Chor bilden. Dagegen findet sich in allen auch ein Gemeinsames: einmal sind sie stets voll vom Affecte der Freude: dann gehören alle zu den Episodien, schließen sich also eng an ein so eben vollendetes Factum an, verweilen bei diesem allein und ergehen sich nicht in Betrachtungen: daher pflegt auch die Hauptperson auf der Bühne zu bleiben, und wo das nicht der Fall, wie Aiac., Antig. II. cc., ist es ganz besonders motivirt. Daher ist die Anrede für diese Lieder charakteristisch und gut von Tzetz. bei Cram. I. c. 346, 26 hervorgehoben: wo die Hauptperson abwesend, wendet sich der Chor an einen Gott; wie denn der Chor hier überhaupt gern Götter anruft, meist mehre, wodurch ein Anklang an ἑμμοι καλλιμοι entsteht: die Götter aber, die er an- und herbeiruft, sind immer heitre und tanzlustige. So zeigt sich ein durchgreifender Unterschied vom σιᾶσιμον: noch deutlicher tritt er hervor, beachtet man die Form näher. Für sie ist zunächst der Umfang der Strophen von Wichtigkeit: bei Sophokles sind sie mit Ausnahme von Trach. I. c., klein, wo-

durch die Beweglichkeit, Lebendigkeit größer, geringer die Erhabenheit wird, da der *rhythmus primarius* wegbleibt: diese Strophen werden vom ganzen Chore gesungen, wie sich aus Oed. Tyr. 1094 ergibt und der häufigen Erwähnung des *χορεύειν*: vom Vortrage Einzelner ist keine Spur vorhanden. Die Strophen wurden, wie der Affect schon verlangte, sehr laut gesungen: daher *σοῶ* Soph. Trach. 204, *εὐαζόντων* Antig. 1134, und immer von der Flöte begleitet: Trach. 217, Eur. Elect. 879: ein Instrument, was Sophokles sehr liebte und das wesentlich dazu beitrug, daß der Vortrag an das Bakchische heranging: daher *μαίεσθαι* Antig. 1153: vgl. Pind. fr. inc. 224. Diese Richtung auf das Enthusiastische tritt noch deutlicher im Tanze hervor, der überhaupt erst recht den *τρόπος ὑπορχηματικός* hervorbrachte: auch hier schließt er sich auf das Engste an die Worte an und ist von ihm selbst viel die Rede. Ihn tanzt der ganze Chor, wie *χορεύεσθαι*, *χοροποιός* dgl. beweist: Pind. fr. inc. 57 B., 133 Bergk.: ferner die *Κνώσια*, *Νύσια ὀρχήματα* Aiac. 699 ibiq. Lobeck., Grundr. d. Met. p. 388: endlich eben daselbst *ὀρχήματα*: .. *ἰάωης*: s. Wunder Recens. üb. Soph. Ajax v. Lob. p. 79: er tanzt ihn rasch, in heftiger Bewegung, weshalb *μολεῖν*, *στείχειν* Antig. 1130. 1144, *πήδημα* Eur. Elect. 861, *ἀνεπτόμαν* Aiac. 693, *ἄμιλλα* Trach. 220: dabei ganz besonders dem Chorführer folgend, der die Bewegungen angab: daher wird Antig. 1147 als solcher Dionysos angerufen, ingleichen Aiac. 699 Pan, der als solcher grade vortrefflich war: Lucian. Dial. Deor. 22, 4. Noch deutlicher zeigen das Verhältniß dieser *ὑπόρχοις* zum Iyrischen Hyporchema die *σχήματα*, indem das Mimische durch sie hervor-

tritt: so *ἀείρομαι* Trach. 216, was mit *ἀνεπιόμαν* im Aiac. l. c., *οὐράνιον πῆδημα* in Eur. Elect. l. c. zu vergleichen: dies wie Trach. 220: *βακχίαν ὑποστρέφων ἄμιλλαν* ist auf die *θερμαῦστροίς* zu beziehen: Sprünge also mit Wendungen und Umdrehungen sind zu denken. Zugleich war hiermit die *χειρονομία* verbunden: wie *ἰδοῦ* in Trach. 217, womit *ἦν ἰδοῦ* bei Pratin. fr. I, 18 zusammenzustellen, zeigt, wies der Chor auf seinen Epheukranz — s. oben p. 171 hin oder faßte ihn an: jedenfalls hob er die Arme in die Höhe, so daß das *σχῆμα* der *ἐκατερίδης* hier Statt fand: Poll. On. IV, 102: *ἐκατερίδες δὲ καὶ θερμαστροίδες, ἔντονα ὀρχήματα, τὸ μὲν χειρῶν κίνησιν ἀσκοῦν, ἡ δὲ θερμαστροίς πηδητικόν*: es können also hier Stellungen vorgekommen sein, die an die Karyatiden (v. Meinek. Anal. Alexand. p. 362) erinnerten. Auf ganz andre Bewegungen, die einer Ronde, weist *ὀρχήματα ἰάψης* Aiac. 700: also auch hier Reichthum. In den Trach. 221 aber hat der Chor durch seine *στροφαί* eine Richtung auf die Bühne bekommen und da er auf ihr den Lichas mit seiner Begleitung erblickt, geht er heiter, wobei *ἴδε* und die Anrede nicht zu übersehen, zu einem andern *σχῆμα*, dem *ἀγγελικόν*, über: Poll. On. IV, 103: *τὸ δὲ ἀγγελικόν ἐμιμείτο σχήματα ἀγγέλων*, Worte, die nicht auf die Schauspieler, sondern auf den Chor zu beziehen, wogegen das Epigramm in Anthol. Planud. IV, 289 nur auf Schauspieler geht und daher hier nicht benutzt werden darf. Daher tritt also in Trach. l. c. grade am Schlusse das Hyporchematische recht hervor: denn hier wird durch den Tanz der Sinn auf das Anschaulichste dargestellt: Athen. XIV, 628 D: *καὶ ἐχρῶντο τοῖς σχήμασι ση-*

μειοις μόνον τῶν ἄδομένων. So gelangt der Zuschauer durch derartige Lieder aus der frühern trüben, traurigen Stimmung in eine total andre: es ist nun wohl klar, wie sehr in der Tragödie sie hervortreten und wie es ganz natürlich, daß sie in der Komödie besonders gern und oft parodirt wurden.

Alle diese Fragen mußten, wie bei allen, so auch bei diesem Liede aus den Trachinierinnen gelöst sein, bevor das Metrum bestimmt werden kann; denn dies hängt enger, als man jetzt gewöhnlich meint, mit dem Inhalte und Charakter der Gedichte zusammen. Fragt man hierbei zuvörderst wieder nach der Lyrik, so läßt sich im Allgemeinen deshalb wenig sagen, weil grade im Metrum die Eigenthümlichkeit jedes einzelnen Dichters bestimmter und schärfer als sonst wo hervortritt: daher stimmen die oben herangezogenen auch nur in dem Allgemeinsten zusammen, nämlich einmal in dem Zurückdrängen des Kretikos, der früher das ausschließliche Maas im Hyporchem gewesen: dann in dem Streben nach Leichtigkeit, welche aber von Pindar, wie Hyporch. fr. IV recht deutlich zeigt, ganz anders als bei Simonides und Pratinas aufgefaßt ist. Da aber mit Pindar die Tragiker gar nicht, dagegen mit Simonides vielfach in Zusammenhang stehen, so genüge hier mit Rücksicht auf Simonides und Pratinas zu bemerken, daß sie die Leichtigkeit hervorbringen und das Enthusiastische durch häufigern Gebrauch der Anapäste und anapästischen Logäöden, durch Hervorheben der Reihen und leichten Verse des *γένος διπλῆσιον*, dabei Auflösungen: lassen sie Daktylen zu, so werden diese durch Vorschläge, durch beigegebene Reihen geschwächt, treten auch nie massenweise auf: in den zusammen-

gesetzten Versen, von denen bei weitem die meisten zweitheilig, sind die Commissuren leicht und weich, und scheint man in ihnen Zusammensetzung aus sich gleichen katalektischen Reihen geliebt zu haben, wodurch eine an die *σοστίματα ἐξ ὁμοίων* nahe herangehende Form entsteht. Aber wenn auch Einzelnes hiervon die Tragödie zugelassen, im Ganzen ist in ihr die Behandlung eine durchaus verschiedene: die Reihen sind kurz in den zusammengesetzten Versen, die Commissuren in ihnen antispastisch, Basen und Ekbasen werden gesucht, doppelte wie einfache: die einfachen Verse, die Auflösungen lieben, herrschen vor: darnach erscheint hier und namentlich im Tanze eine viel größere Heftigkeit. Doch statt des Allgemeinen ist, wie jetzt die Sachen liegen, genaue Analyse des Liedes in Trach. l. c. instructiver. Die Strophe großen Umfangs zerfällt in drei Theile: die Einleitung, Vs 1 — 4, weist schon auf Vorherrschen des *γερὸς διαλάοις* hin: nämlich ganz falsch ist bisher Vs 1 dochmisch gemessen: in schiefen Dochmien jubelt man nicht: auch ist sonst im ganzen Liede von Dochmien keine Spur: vielmehr besteht er, wie seine Wiederholung in Vs 5 beweist, aus dipod. troch. catal. cum iambo. tripod. troch. catal. und dipod. troch. catal., wonach die letzte Reihe die erste mit Weglassung des Jambus wiederholt, ein Vers, für den die Strophe von Pind. Olymp. II Analogien gibt. Der antispastische Charakter der ersten Reihe, das wenn auch durch Pausen gemilderte Zusammenschlagen der Arsen in der Commissur der Reihen, die Auflösungen in den kurzen Reihen schildern die leidenschaftliche Erregtheit des Chors: da solche überraschenden Wechsel des Maasses verlangt, wird die kürzeste Reihe des ersten Verses, der Jambus,

zunächst in einem langen, den Trochäen entgegenstehenden Verse, der hexapodia iamb. acatal. ausgeführt, so daß auf einen zerhackten Vers ein rasch und ohne Anstoß dahin fließender folgt. Diesen zwei heftigen Versen wird nun ein Schluß angehängt: Vs 3 ithyphall. c. basi et anacr., durch welchen Vorschlag von den Jamben zum Trochäus der Uebergang gemacht wird, Vs 4 trip. troch. catal. c. iambo, beide verwandte Verse, die aus der Verbindung der zweiten Reihe des ersten Verses mit dessen Vorschlag hervorgehen: also Vs 2 — 4 sind weitere Ausführungen von Theilen des ersten Verses, die sich diesem unterordnen und ihn abschließen. Aber mit Vs 5, dem wenig veränderten Vs 1 — die größte Heftigkeit liegt hier am Ende, während in Vs 1 sie im Anfange war —, beginnt, wie immer bei Sophokles, wo ein bedeutender Vers wiederkehrt, ein neuer Theil: es wird also das Thema wieder aufgenommen, was zur Heftigkeit paßt: hierdurch wird die Lesart *παῖαυα παῖαν' ἀνάγει* ὧ bestätigt: die enthusiastische Wiederholung desselben Werts paßt hier vortrefflich. Zugleich entsteht aber Spannung: man ist neugierig, wie das schon vernommene Thema nun werde ausgeführt werden: es folgt tetrap. iamb. acatal., also eine Verkürzung von Vs 2 und Fortsetzung der Wiederholung und daher erwartet man Schluß: allein, wie der *τρόπος ὑποοχηματικὸς* verlangt, die Erwartung wird getäuscht und es steigt, wie die Jungfrauen ihre Artemis erwähnen, der Rhythmos zu einem hexam. dactyl. catal. in syll. auf; denn die Textesänderungen, welche G. Dind. metri c. vornehmen will, sind, wie so oft bei ihm, überflüssig und verfehlt. In diesem erhabenen Rhyth-

mos aber länger zu verweilen, gestattet die Erregtheit des Chors nicht: trotzdem tritt plötzlich und überraschend der ithyphall. als Clausel ein, der Vs 3 auch als Schluß, aber etwas modificirt, gedient hatte: an ihn schließt sich, wie oben gezeigt, Gesang und namentlich Flötenmusik an, wodurch der Schluß des Haupttheils, den Vs 5—8 also bilden, stark markirt wird. Da der Affect des Chors nun steigt, indem er jetzt erst recht eigentlich von sich selbst zu sprechen anfängt, so beginnt der dritte Theil, die Clausel, mit Wiederholung zweier früherer, sehr leichter und hier eine Steigerung bewirkender Verse: Vs 9 ist dem Vs 6, Vs 10 dem Vs 2 gleich und machen sie, wie schon Vs 5. 6 und Vs 7. 8 eine Spodos aus, so daß sie in der Composition dem Haupttheile folgen: so machen sie den Uebergang und die Einleitung zu Vs 11—14, wo Vs 11 die erste Reihe von Vs 1 — die Clausel steht mit der Einleitung immer in engster Beziehung — und Vs 13 auch eine Spodos bilden, die aber wegen des nach Vs 8 gehörten Paian durch Refrains getrennt und abgeschlossen ist: Vs 12 muß *εὔοι, εὔοι*, Vs 14 *ὠ Παιάν* geschrieben und als antispastische Form genommen werden, so daß sie mit keinem Verse zu verbinden, sondern für sich bestehen. Darauf folgt der Schluß, so daß, wie in erregten Liedern öfter, diese Clausel dreitheilig ist: er besteht aus derselben durch *μεταβολή* von Vs 1 genommenen dreimal wiederholten tetrap. iamb. catal., da Vs 15 *ἴδ' ὦ φίλα γυναικῶν* zu schreiben: diese Wiederholung gibt einen ebenso kräftigen als eigenthümlichen Schluß: cf. Soph. Aiac. 197 sqq. Darnach ist das metrische Schema des so künstlich gegliederten Ganzen folgendes:

◦ ◦ ◦ — ◦ — ◦ ◦ — ◦ — ◦ — ◦ ◦ —
 ◦ — ◦ — ◦ — ◦ — ◦ — ◦ —
 ◦ — — — ◦ — ◦ — ◦ —
 ◦ — — — ◦ — ◦ —
 ◦ — ◦ — — — ◦ ◦ — ◦ — ◦ —
 ◦ — ◦ — ◦ — ◦ —
 — ◦ ◦ — ◦ ◦ — ◦ ◦ — ◦ ◦ — ◦ ◦ —
 — ◦ — ◦ — — —
 ◦ — ◦ — ◦ — ◦ —
 ◦ — ◦ — ◦ — ◦ — ◦ — ◦ —
 ◦ — ◦ ◦ — ◦ — — —
 — — — — —
 ◦ — ◦ — ◦ — ◦ — ◦ — ◦ — ◦ —
 ◦ — — — — —
 ◦ — ◦ — ◦ — — —
 ◦ — ◦ — ◦ — — —
 ◦ — ◦ — ◦ — — —
 ◦ — ◦ — ◦ — — —

Auf dieselbe Weise sind die übrigen hierher gehörigen Gesänge zu behandeln, wobei denn Einzelnes des hier Gesagten näher begründet und anschaulicher gemacht werden kann. E. v. L.

B e r l i n

Ferd. Dümmler's Verlagbuchhandlung 1854.
 Vergleichendes Accentuationssystem
 nebst einer gedrängten Darstellung der grammatisc-
 tischen Uebereinstimmungen des Sanskrit und
 Griechischen von Franz Bopp. VII u. 304
 S. in Octav.

Die vergleichende Grammatik des Sanskrit's und
 vieler mit diesem Stamme verwandten Sprachen,

von welcher der würdige und viel verdiente Verf. 1833 den ersten Theil herausgab, ward endlich vor einiger Zeit glücklich vollendet: in der Länge der inzwischen verfließenden Frist dehnte sich das Werk selbst an innerem Gehalte und Werthe wie an äußerem Umfange immer weiter aus, und wenn man jenen ersten Theil desselben (welchen der Unterz. in diesen G. A. 1833 S. 1745 ff. näher beurtheilte, wo nur durch ein kleines Versehen *βαδύς* für *παχύς* gesetzt ward) mit seinem letzten vergleicht, so kann man den Fortschritt der Wissenschaft nicht verkennen, welcher in diese Frist fällt. Zwar sind es gewisse theilweise schon von unserer damaligen Beurtheilung bemerkte Mängel, welche sich auch in den letzten Theilen dieses so ausgezeichneten und nützlichen Werkes ebenso wie in der hier erscheinenden Fortsetzung desselben noch nicht verloren haben. Wir meinen damit weniger einzelne Mängel oder Versehen oder irrthümliche Ansichten, wie das Fehlen des Armenischen, den untreffenden Namen „Specialtempora“ für das Präsens mit den von ihm abhängigen Bildungen, die Ansicht daß das *α-* des *Augmentes* das verneinende sei (s. auch hier noch S. 73) und Anderes der Art, als vielmehr solche Mängel, welche noch das Ganze betreffen. Will man nämlich die Spracherscheinungen überhaupt einer näheren Betrachtung und Erklärung unterwerfen (und das war von Anfang an auch ein wichtiger Zweck dieses Werkes, sowie ja die Vergleichung verschiedener Sprachen von selbst dazu so mächtig auffordert), so muß man dies im Großen und Ganzen thun, damit die Frucht der Arbeit für uns wirklich so ergiebig und so brauchbar als möglich werde.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 3. Februar 1855.

B e r l i n

Schluß der Anzeige: „Vergleichendes Accentuations-system nebst einer gedrängten Darstellung der grammatischen Uebereinstimmungen des Sanskrit und Griechischen von Franz Bopp.“

Man muß also dann über die einzelnen Sprachen zunächst desselben Stammes, und wären sie noch so viele und weite, sich wirklich hinaus bis zu der Höhe erheben, wo man näher begreift, wie der Zustand dieses Zweiges menschlicher Sprache war als er sich alsdann allmählig in viele einzelne trennte. Und weil dieser einzelne Sprachstamm schon zu der Zeit wo er sich noch nicht so gespalten hatte, doch wiederum nur ein Glied der damaligen ihm näher oder entfernter stehenden menschlichen Sprache überhaupt war, so kommt es dann weiter darauf an, auch die Sprachstämme selbst richtig unter einander zu vergleichen und wechselseitig zu erkennen, um so von Stufe zu Stufe in diesem Ganzen von fast unabsehbaren Theilen alles bis zu seinen letzten Gründen, An-

fängen, Entwicklungen und Grenzen zu verfolgen. Man kommt dann zuletzt vielleicht nur auf sehr wenige große Wahrheiten und Einsichten, aber diese führen uns dann eben zu den Grundtrieben und ersten Nothwendigkeiten aller Sprache selbst, welche, weil von vorne an dagewesen, auch geschichtlich durch alles Unendliche sich hindurchgezogen haben und stärker oder schwächer noch heute wirken. Da darf man freilich vor keinem Stoffe, auch wenn er noch so dunkel, und keinem Rathsel, auch wenn es noch so schwer scheint, z. B. auch vor einer richtigen Erkenntniß der Bildung und Bedeutung der Wurzeln, nicht zurückbeben. Und gelingt es auch so nicht, sogleich alles Einzelne was geschichtlich in seiner breiten Ausbildung vorliegt, richtig zu verstehen, so wird wenigstens damit ein richtiger Anfang gemacht, alles Einzelne endlich richtig verstehen und ordnen zu können; und eine Menge von Vorurtheilen und Irrthümern, welche noch immer so viel stören und verwirren, schwinden alsbald. Der Unterz. hat Sprachliches sowohl mündlich als auch (so weit seine Zeit reichte) schriftlich nie anders als auf diese Weise sowohl erkennen als lehren können: und der Erfolg hat ihn nie in dieser Behandlungsart getäuscht.

Der verehrte Verf. gibt nun hier wie einen Nachtrag zu jenem größern Werke. Als die ersten Theile dieses erschienen, hatte man den Accent im Sanskrit noch gar nicht beachtet, vorzüglich weil damals die Beda=Lieder noch zu wenig bekannt waren. Sobald aber einiger Stoff zum Nachdenken über diesen für so vieles Sprachliche wichtigen Gegenstand gegeben war, stellte der Unterz. in der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes 1844, S. 437 ff. eine wissen-

schaftliche Ansicht über die Accente im Sanskrit auf, woran hier nur deswegen erinnert wird, weil wir hier zu ergänzen wünschen, was dort in der Kürze nicht weiter berührt werden konnte.

Wollte der Verf. mit den Sanskrit=Accenten die anderer alten Sprachen desselben Stammes vergleichen, so bot sich ihm zu dem Behufe nur noch das Griechische dar, weil bloß dieses ebenso wie das Sanskrit von sorgfältigen alten Grammatikern auch nach dieser feinsten und zartesten Seite hin genau beschrieben ist. Auf die Vergleichung dieser beiderseitigen Accente und die Erklärung ihrer Art und Weise beschränkt sich daher das neue Werk, obgleich es auch auf andre Spracherscheinungen Rücksicht nimmt und manche Ergänzungen oder auch Verbesserungen zu dem größeren einschaltet. Vergleicht man nun den Accent (denn daß es ursprünglich nur einen Wortaccent gibt, lehrt das Sanskrit noch weit deutlicher als das Griechische) wie er in sanskritischen und wie er in griechischen Wörtern sich zeigt zunächst nur im Großen, so wird man auf der einen Seite von einer höchst denkwürdigen Gleichheit überrascht, welche zwischen den beiden Sprachen auch nach dieser so zarten und gleichsam ätherischen Seite hin herrscht. Man sieht auch daraus, daß der Accent nie zu irgend einer Zeit in menschlicher Sprache fehlen konnte, ein so feines und kaum durch Zeichen hinreichend zu verdeutlichendes Ding er übrigens ist; daß er ursprünglich etwas für jede Sprache sehr Wesentliches sein muß, und daß er innerhalb der Wörter dieses Sprachstammes bereits auf eine schwer zu verändernde Weise sich ausgebildet hatte, ehe noch Griechisch und Sanskrit sich von einander trennten. Etwas tief sich Einprägendes und so schwer Haftendes muß also

dieser feine Zulaut (Accent) sein, der jedem Worte in einer bestimmten lebenden Sprache erst wie sein Leben und seinen Athem einhaucht. Von der andern Seite aber sehen wir den Accent in den beiden Sprachen wie sie sind doch auch schon nach manchen Einzelheiten hin sehr verschieden geworden, und werden also bald von allen Seiten her desto unweigerlicher aufgefördert über die Möglichkeit so großer Ähnlichkeit und zugleich Unähnlichkeit nachzudenken und jene höheren Gesetze aufzusuchen, woraus sich Beides zugleich erklären läßt.

Ein „Princip der sanskritischen und griechischen Accentuation“ sucht nun auch der Verf. S. 16 ff., und wir müssen es dankbar anerkennen, daß er den Gegenstand so wirklich nach seinen Schwierigkeiten zu erschöpfen sehr ernstlich bemühet ist. Er meint, die weiteste Zurückziehung des Tones nach vorne hin gelte sowohl im Sanskrit als im Griechischen für „die würdigste und kraftvollste Accentuation.“ Demnach erklärt er oft, je weiter ein Wort den Accent nach hinten hin habe, desto mehr habe es von der ursprünglichen Aussprache und Lebendigkeit des Tones eingebüßt, desto entarteter oder desto leibloser zeige es sich. Eine „Urform“ sei z. B. *stárnômi* = *στόρνυμι*, herabgesunken von da sei schon die sanskritische erste Person in einem ähnlichen Verbum *tanômi*, am tiefsten entartet sei das sanskritische *strnumás* gegen das griechische *στόρνυμες*, S. 106. Der Verf. führt dies alsdann durch alles Einzelne weiter aus: allein wir können beim besten Willen darin keine Wahrheit sehen. Daß der Accent je weiter in einem sanskritischen Worte auf das Wortende gekommen, desto mehr schwach oder gar entartet sei, ist eine reine Vermuthung und Voraus-

setzung, welche sich durch nichts beweisen läßt, von der vielmehr das Gegentheil (so lange man auf dem bloßen Felde von Vermuthungen bleiben will) weit größere Wahrscheinlichkeit für sich hat. Denn waltete im Sanskrit irgend eine Neigung den Accent auf das Wortende hin zu ziehen, wie wir dies etwa im Französischen sehen, so müßten sich die Wirkungen davon ganz anders zeigen. Das Sanskrit hat vielmehr den Accent auf jeder denkbaren Silbe eines noch so langen Wortes, bald vorne, bald in der Mitte, bald am Ende desselben: wir sehen nirgends, daß es eine Vorneigung für die eine oder die andre Betonung habe, und am wenigsten läßt sich ernstlich denken oder beweisen, daß die Lebendigkeit und Ursprünglichkeit der Sanskritwörter gerade in den Fällen gelitten habe, wo sie den Ton in der Mitte oder am Ende haben. Wir stehen hier also noch immer vor dem dunkeln Räthsel selbst. Aber in der That kommt es ja auch in dieser ganzen Sache nicht darauf an, bloß einen einzelnen Satz aufzustellen, aus dem sich Alles im Einzelnen schon erklären lasse. Es walten, näher betrachtet, hier vielmehr mehrere an sich sehr verschiedene Sprachtriebe und Kräfte, die wir nun in der Kürze hier richtig zu bestimmen und so anzuwenden suchen wollen, daß ihre weitere Anwendung nicht mehr so schwer sein kann.

1. Vor Allem sollte man doch sicher einsehen, daß der Accent auch für die Wortbildung und Wortbedeutung eine hohe Bedeutung haben kann, ja daß dieses die nächste Kraft ist, welche ihm einwohnt und die er nirgends völlig verliert. Dient der Sprachthätigkeit jeder mögliche Laut und jede Farbe und Mischung oder Stellung desselben ihre Zwecke zu erreichen, so sieht man nicht,

warum sie nicht auch den Ton als den letzten Anhauch und das feinste Leben des Wortes benutzt haben sollte durch seine mögliche Verschiedenheit ihren Sinn zu erklären, oder wie es irgend eine Sprache jemals geben konnte, in welcher er diesen ersten Zweck nicht auf die eine oder andre Weise erfüllte. Und achtet man genauer auf, so kann man wohl wahrnehmen, wie er schon im einfachsten und kleinsten Worte auch im Sanskrit und im Griechischen diesem Zwecke dienen konnte ja wie die Sprachen der verschiedensten Stämme in gewissen Aeußerungen und Anwendungen dieser seiner Urkraft übereinstimmten. Ich habe z. B. längst gezeigt wie im Semitischen der Unterschied zwischen Verbum und Nomen sich so deutlich auch durch den Ton ausbilde: nicht als ob jede Sprache ihn nur durch den Ton ausdrücken könne, denn manche Sprachen können auch noch stärkere Mittel zu dem Zwecke gebrauchen, wie das Türkische den Endlaut einer Wurzel zischend ausspricht, um das Nomen vom Verbum zu unterscheiden, wie كوز göz Auge neben كور gör sehen, ايش oder اش ish Werk neben اتمك itmek thun. Aber das Semitische ist so fein gebildet, daß der bloße Wortton ihm mannichfach dazu dienen muß. Vorzüglich drückt es das Nomen in seinem geradesten Unterschiede vom Verbum, d. i. als Standwort (Substantiv) durch ein Zurückziehen des Tones nach vorne hin aus, als malten die Laute mélek (König), gódel (Größe) im Gegensatz zu malák gadól den Begriff recht anschaulich nicht als in Bewegung im Handeln und Thun, sondern als in seiner Ruhe und Zurückgezogenheit zu denken. Wie deutlich kehrt nun dieselbe Unterscheidung im Sanskrit und Griechischen wieder,

da die Namenwörter, je mehr sie bloße Begriffe hinsetzen, desto mehr den Ton nach vorne zurückziehen, wie *jóga*, *mánas*, *nájanam*, *φόβος*, *τόχος*, *μένος*, *δρέπανον*, bis sie sogar auch wohl ganz kurz von hinten werden wie *ἄρα rex*; auch der Unterschied des Accentus in Fällen wie *ψευδος* und *ψευδής* erklärt sich daraus. Und so erkenne man die Bedeutung des Accentus in allen aus dieser wenn nicht ersten doch stärksten Quelle fließenden Fällen im Einzelnen stets richtig. In den ältesten und am feinsten ausgebildeten Sprachen kann der Ton von einer ungemeinen Lebendigkeit, Beweglichkeit und Bedeutsamkeit sein, wie keine Sprache für uns so deutlich beweist als das Sanskrit.

2. Eine ganz andre Frage ist wie sich der Wortaccent gestalte, wenn das Wort selbst schon zusammengesetzt ist; blickt man aber richtig auf die Wortbildung, so sieht man klar ein, daß auch schon alle die irgend stärkeren oder leiblicheren Laute, welche zu der Wurzel hinzutreten, ursprünglich Wörter für sich waren, welche in der Urzeit der Sprachen zur Bildung von Nebenbegriffen angewandt, allmählig sich immer stärker verkürzten, bis sie endlich mit der Wurzel immer untrennbarer verschmolzen. Dies ist freilich leicht einer der dunkelsten Theile der Sprachwissenschaft, über welchen auch das vorliegende Werk nichts Genügendes aufstellt: allein wie man auch die einzelnen Zusätze betrachten oder ableiten mag, man sollte wenigstens im Allgemeinen ihren richtigen Ursprung nicht verkennen. Sind nun diese Zusätze, welche nach dem eigenthümlichen Baue der mit dem Sanskrit verwandten Sprachen fast sämmtlich von hinten sich an die Wurzel fügen, ursprünglich Wörter für sich, und kann das Wort, sobald zwei

Glieder zu seiner Bildung zusammentreten, seine Einheit nur durch einen Accent bezeichnen, so versteht sich, daß ein solcher Zusatz am Ende ursprünglich immer den Wortton haben konnte: es war eigentlich ein bedeutsames Wort gewesen, woran sich als an die Hälfte eines neuen Ganzen das erste anlehnte, da die erste Hälfte sich von selbst gern an die folgende anlehnt. Der geschichtliche Fortgang ist nun zwar der, daß solche Anhänge allmählig, je häufiger sie in jedem Worte wiederkehren können, desto mehr abgeschwächt, verkürzt und verflüchtigt werden, wie sich dies durch die vielfachsten Stufen hindurch wahrnehmen läßt; und je mehr sie verflüchtigt werden, desto weiter kann der Wortton nach vorne zurückweichen. Allein wo sie im Sanskrit und Griechischen noch irgend den Wortton tragen, wie die Endungen von Participien und Adjectiven *-tá, -ná, -rá, -tós, -vós, -pós*, oder die Plural- und Dualendungen der Verbalpersonen in vielen Fällen des Sanskrits, oder die mit Recht so zu nennenden schwereren Casusendungen in vielen Fällen des Griechischen und des Sanskrits, wie *πατρός, γυναικός*, da haben wir gar kein Recht, mit dem Verf. das ursprüngliche Dagewesensein des Accentos eben in der Endsyllbe des Wortes zu leugnen, vielmehr erklärt sich der Accent an dieser Stelle nur auf die so eben angedeutete Weise. Und da solche Nachsätze mehrere und von sehr verschiedener Art sein können, so ist in der langen geschichtlichen Entwicklung, welche das Sanskrit wie jede andre Sprache schon in ihrem uns bekannten ältesten Zustande durchlaufen hatte, die ungemeine Mannichfaltigkeit und Verschiedenheit der Stelle des Accentos entstanden, welche wir jetzt immer zunächst sehen und die uns leicht ganz zufällig oder

auch unerklärlich scheinen muß, wenn wir Alles was hieher gehört, nicht sorgfältig untersuchen und das hinter der jetzigen Gestaltung verborgene Ursprüngliche wieder zu entdecken suchen. Daß dies aber möglich sei, zweifeln wir nicht, da die Erfahrung uns darüber sogar schon jetzt belehrt haben kann.

3. Diese beiden Grundursachen des Accentus wirken nun in der Sprachbildung immer zusammen, so verschieden sie sind: und ist die zweite eine, als durch das Zusammentreffen und Verschmelzen von Wortgliedern veranlaßt, mehr bloß leibliche, so ist die erste desto freier und geistiger wirkend. Man muß nur erst beide ihrem Wesen und ihrer großen Verschiedenheit nach verstehen, um desto leichter zu begreifen wie die erste in die zweite eingreifen und Vieles durch diese bestimmte frei umgestalten und erneuen kann. Gerade darin zeigt das Sanskrit noch so viele ursprüngliche Lebendigkeit und Beweglichkeit. Tritt z. B. das Wort in den Vocativ oder in die Desiderativbildung oder empfängt das Verbum das Augment, so tritt der Wortton im Sanskrit auf ganz ungewöhnliche Weise auf die vorderste Sylbe, was sich in jedem besondern Falle leicht erklärt und wozu so ganz verschiedene Sprachstämme wie der semitische ganz entsprechende Fälle darbieten, was sich aber nur noch im Sanskrit, nicht mehr im Griechischen deutlich und folgerichtig genug erhalten hat. Tritt dann die große Wortzusammensetzung oder richtiger Wortverfettung mit ihren ganz neuen Erfordernissen und Kräften hinzu, so zeigt das Sanskrit, wie auch da der Accent, weil er in so weitem Gebiete auf jede Sylbe kommen kann, Kraft und Lebendigkeit genug besitzt, den Sinn jeder besondern Zusammensetzung näher zu be-

stimmen: wovon das Griechische ebenfalls nur noch Trümmer bewahrt.

Denn allerdings kann in den Sprachen endlich noch ein ganz anderer Trieb eingreifen die Stelle des Wortaccentes zu bestimmen. Ist es ursprünglich theils die geschichtliche Ausbildung und Gestaltung des Wortes nach seinen Urtheilen, theils noch mehr in allen Fällen, wo sie eingreifen kann, die freie Sinnbildung, welche den Wortaccent bestimmt, so kann endlich in einer bestimmten Sprache das einmal gebildete und längst bestehende Wort bloß im Allgemeinen nach dem Gewichte seiner Laute festgehalten und danach auch sein Accent eingerichtet werden. Den Accent bald vorne, bald hinten, bald in der Mitte zu sprechen, ist bunter und beschwerlicher als ihn stets nur an einem Hauptorte des Wortes, wo die Laute sich alle schärfer zusammendrängen können, festzuhalten: und wie in neueren Sprachen die ursprüngliche Freiheit und Mannichfaltigkeit leicht dem neuen Gesetze einer größern Einfachheit und Einerleiheit weicht, so hat sich in vielen, ja wir können sagen in den meisten auch der Wortaccent diesem neuen Gesetze mehr oder weniger unterwerfen müssen. Sprachen, welche grundsätzlich nicht viele langgedehnte und doch in allen ihren Gliedern engverschmolzene Worte bilden, wie die semitischen, neigen sich leicht von selbst zu dieser größern Einfachheit des Wortaccentes: im Aramäischen und beinahe ebenso auch im Hebräischen kann der Ton nur auf der Endsyllbe ruhen. Die dem Sanskrit verwandten konnten diesem zuletzt eindringenden Triebe zu neuer Einfachheit länger widerstehen: das Sanskrit selbst hat ihm weder in der vedischen, noch in der nicht vedischen Mundart nachgegeben, und ist in der Sprachgeschichte eben auch

dadurch so lehrreich. Das Deutsche hat, wenn auch in ganz andrer Weise als das Sanskrit, ebenfalls noch etwas größere Freiheit. Aber das Griechische hat schon dem Gesetze sich unterworfen den Wortaccent nicht weiter als höchstens um zwei Sylben vor dem Wortende zurück festzuhalten, und hat nur, sofern es dies in solchen Grenzen vermochte, die dem Sanskrit entsprechende Betonung der ersten Wortsyblen beibehalten; ja das Lautgesetz ist im Griechischen noch etwas beschränkter, sofern die zwei Endsyblen, welche nach dem Wortaccente gestaltet werden, einfache, d. i. mit kurzem Vokale sein müssen, oder höchstens die vorletzte einen langen Vokal haben darf (wobei sich von selbst versteht, daß der Circumflex als zwei Sylben begreifend verstanden wird), da dann die letzte als ganz schwach bloß nachschleift. Der Vf. bestreitet zwar für das Griechische dieses Gesetz S. 98: allein richtig verstanden ist es völlig entsprechend. Das Polnische betont nur die vorletzte Sylbe; und das Französische hat den Ton noch mehr auf das Ende des Wortes hingedrängt. Wir können dieses den gebundenen Wortaccent nennen: und er führt leicht neue wichtige Folgen mit sich, wie das Wesen des Gegentones, wovon das Hebräische nach der masorethischen Bearbeitung ein so deutliches Beispiel gibt.

Leider fehlt es uns hier an Raum, das Einzelne, namentlich in Bezug auf das Sanskrit, weiter auszuführen: wir sind aber überzeugt, daß das Einzelne sich nach diesen allgemein richtigen Erkenntnissen leicht wird erkennen und ordnen lassen. Dann verschwinden auch bei den einzelnen Erscheinungen eine Menge von Erklärungsgründen, die mehr gesucht und kleinlich als von selbst klar und allgemein anwendbar sind. Wo von den letz-

ten und nothwendigen Trieben aus die geschichtliche Mannichfaltigkeit eingreift, da läßt sich zwar nicht alles Einzelne vorausbestimmen, wohl aber kann man der geschichtlichen Entwicklung überall folgen und begreifen, daß sie von jenen aus so erfolgen mußte wie sie erfolgt ist. Aber weil der Accent an sich nichts ist, sondern alles erst durch die Bildung und Geschichte der Wörter in einer bestimmten Sprache wird, kann man überhaupt von ihm, wo es auf Einzelnes ankommt, nur bei den einzelnen Wortarten und deren Entstehung oder Fortbildung im Zusammenhange ebenso deutlich als kurz reden. Doch wollen wir zum Schlusse noch ein kleines Beispiel in den ganz verschiedenen Accenten der drei Präsenßbildungen *dádâmi*, *dadmâs*; *strnô'mi*, *strnumâs*; *bô'dhami* *bô'dhamas* hersehen. Nichts scheint auf den ersten Blick sonderbarer als dieser Wechsel. Allein wir sahen schon, daß hier die ursprünglichste Bildung blieb, wo der Accent auf der letzten Sylbe noch erscheint; trat er vor schwachen Endungen vor, so konnte er sofort auf die erste zweier Sylben springen, wie in *dádâmi*, wo dagegen ein Zwischenlaut zwischen Wurzel und Personendung (ursprünglich ein Wort für sich) sich festsetzte, da wagte er auch dann diesen nicht sogleich zu überspringen; und erst wo durch eine neue letzte Umbildung mit diesem zugleich Guna als ein flüchtiger aber geistiger Rest von ihm in die Wurzel selbst eindrang, ließ er sich von diesem stets zu ihr selbst ziehen und haftete nun ganz fest an ihr. H. G.

B r ü s s e l

chez Hayez, impr. de l'académie royale 1854.
Méthode pour la résolution générale des équations

tions par leur décomposition successive en facteurs, par Eg. Hanegraeff. 24 Seiten in Quart.

In dem kurzen Vorworte bemerkt der Verf. selbst: daß die in seiner Abhandlung besprochene Auflösungsmethode der algebr. (numerischen) Gleichungen von Wronski herrührt, und daß er dieselbe nur in einer natürlicheren Ordnung und den üblichen Zeichen darzustellen gesucht hat; denn bekanntlich ist die Wronskische Zeichen- und Wortsprache eine babylonische.

Die allgemeine Gleichung des nten Grades:

$$x^n - Ax^{n-1} + \dots \pm M = 0$$

bringt der Verf. zunächst auf die Form:

$$F(x) = x^n - p_1 x^{n-1} + \dots \pm p_{n-1} x \pm 1 = 0, \quad (1)$$

$$= \left(1 - \frac{x}{x_1}\right) \left(1 - \frac{x}{x_2}\right) \dots \left(1 - \frac{x}{x_n}\right),$$

indem er nöthigenfalls $x \sqrt[m]{M}$ für x setzt, bildet dann auch die reciproke Gleichung:

$$f(x) = x^n - p_{n-1} x^{n-1} + \dots \mp p, x \pm 1 = 0, \quad (2)$$

$$= \left(1 - \frac{x}{x_1 x}\right) \left(1 - \frac{x}{x_2 x}\right) \dots \left(1 - \frac{x}{x_n x}\right)$$

und entwickelt endlich die Potenzreihen:

$$\frac{1}{f(x)} = a_0 + a_1 x + a_2 x^2 + \dots, \quad (3)$$

$$\frac{1}{F(x)} = b_0 + b_1 x + b_2 x^2 + \dots, \quad (4)$$

Sind nun die Zahlenwerthe der Wurzeln $x_1, x_2, x_3, \dots, x_n$ der Gleichung (1) alle kleiner als 1, so convergirt die Reihe (3) für $x = 1$ — und wenn sie alle größer als 1 sind, so convergirt die Reihe (4) für $x = 1$. — Hat aber die Gleichung (1) nur eine Wurzel $x_1 > 1$, so wird dieselbe dadurch eliminirt, daß (3) mit $1 - \frac{x}{x_1}$ multiplicirt wird, wodurch sich die Reihe:

$$a_0 + (a_1 - a_0 x_1) x + (a_2 - a_1 x_1) x^2 + (a_3 - a_2 x_1) x^3 + \dots$$

ergibt, welche convergirt, weil die Zahlenwerthe der Wurzeln der Gleichung:

$$\frac{f(x)}{1 - x_1 x} = 0$$

alle < 1 sind — und folglich hat man für ein hinreichend großes r :

$$a_r - a_{r-1} x_1 = 0, \quad a_{r+1} - a_r x_1 = 0, \text{ u.}$$

$$\text{also auch: } \frac{a_r}{a_{r-1}} = \frac{a_{r+1}}{a_r} = \dots = x_1. \quad (5)$$

Hätte die Gleichung nur eine Wurzel $x_1 < 1$, so ergibt sich auf ähnliche Weise aus (4):

$$\frac{b_{r-1}}{b_r} = \frac{b_r}{b_{r+1}} = \dots = x_1. \quad (6)$$

Die Gleichung des $(n-1)$ ten Grades ergibt sich aus der gegebenen durch Division mit $x - x_1$.

Hat die Gleichung zwei Wurzeln, welche größer, oder kleiner als 1 sind, so wird wieder mit dem Producte der entsprechenden Factoren des ersten Grades multiplicirt, um eine für $x = 1$ convergente Reihe zu erhalten, aus welcher sich die Coefficienten des diesen beiden Wurzeln entsprechenden Factors des zweiten Grades ergeben;

u. s. f. bis zu einem Factor des $\frac{n}{2}$ ten, oder $\frac{n-1}{2}$ ten

Grades, je nachdem n eine gerade oder ungerade Zahl ist.

Aus dem Obigen sieht jeder Sachkundige, daß die in Rede stehende Methode weit davon entfernt ist, eine praktisch brauchbare zu sein. — In Bezug auf imaginäre Wurzeln wird kein Wort

gesagt. — Schon die Umkehrung des x in $x \sqrt[n]{M}$,

um das ganz bekannte Glied der Gleichung $= \pm 1$ zu machen, ist eine sehr unpraktische — und wenn man durch Anwendung dieser Methode die gegebene Gleichung auch in zwei andere, die eine vom r ten und die andere vom $(n-r)$ ten Grade zerlegt hat, so sind diese (gewöhnlich mit langen Zahlencoefficienten) immer noch aufzulösen! —

Dr. Schnuse.

Nachtrag zu der Anzeige von: *Histoire de la vie de Hiouen-Tshang traduite du Chinois par Stanislas Julien, membre de l'Institut etc* Stück 1—4, S. 1—28.

In Bezug auf die oben genannte Anzeige ist Hr Stan. Julien so freundlich gewesen, Unterzeichnetem eine Notiz zuzusenden, welcher er um so freudiger eine größere Verbreitung zu geben eilt, als sie einerseits die entschiedne Hoffnung gewährt, daß so lange ersehnte Originalwerk des berühmten chinesischen Reisenden Hiouen-Tshang bald unsrer Benutzung zugänglich gemacht zu sehn, andererseits aber ganz dazu angethan ist, unsre schon so hoch gespannten Erwartungen von demselben zu einem noch viel höheren Grad zu steigern.

Hr Stan. Julien hat mit seiner bekannten außerordentlichen Thätigkeit schon die Uebersetzung der ersten Hälfte von Hiouen-Tshang's Werk vollendet. Diese wird einen Octavband von 600 Seiten bilden und ist schon der kaiserlichen Druckerei übergeben. Die andre Hälfte wird ohne Verzug nachfolgen. Dieses Originalwerk nun — und das ist es, wodurch das Interesse für dasselbe, insbesondre für alle Indianisten, so sehr gesteigert wird — ist weniger ein persönlicher Be-

richt des Reisenden, als eine Reihe von Abhandlungen (mémoires) über die verschiedenen während siebenzehn Jahre von ihm durchreisten Königreiche, welche er, in Kraft eines kaiserlichen Decrets aus dem Sanskrit nach Texten übersetzt hat, die von ihm aus Indien mitgebracht waren, und sich ohne Zweifel heut zu Tage weder in China, noch in den Ländern, aus denen sie stammten, mehr vorfinden. Der wörtliche Sinn des Titels des Originalwerkes ist:

Abhandlungen (Mémoires) über die westlichen Länder, übersetzt aus dem Sanskrit, in Kraft eines kaiserlichen Decrets, von Hiouen-Tsang, Priester (religieux), vertraut mit der Kenntniß der drei Sammlungen, und redigirt von Pien-tsi, Samaneer des Klosters Ta-tsong-tchi."

Die Uebersetzung und Bearbeitung der chinesischen Reise-Berichte, welche mit dem Werke, zu dessen Anzeige wir diesen Nachtrag geben, von Hr. Stan Julien begonnen ist, ist auf vier Bände berechnet, deren zweiten und dritten das eben erwähnte Werk von Hiouen-Tsang bildet.

Vielen wird es von Interesse sein, zu erfahren, daß Hr. St. Julien zugleich zwei andre für Industrie und Chemie wichtige Werke vorbereitet, nämlich: Die Geschichte und Fabrication des chinesischen Porzellan, und ferner: Uebersetzung aller industriellen Verfahrungsweisen der Chinesen, welche mit Chemie in Verbindung stehen.

Theodor Benseny.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 5. Februar 1855.

H a n n o v e r

Hahnsche Hofbuchhandlung 1853. Hannover's Staatshaushalt. Dargestellt von W. Lehzen, früherem Vorstande des Finanz- und Handels-Ministeriums. Erster Theil. Die Einnahmen. 473 S. in Octav.

Von diesem wichtigen Werke ist bereits die erste Hälfte des zweiten Theiles, welcher von den Ausgaben handelt, im Laufe des Jahres 1854 erschienen. Wir wollen die folgende Anzeige auf den ersten Theil beschränken und später, nachdem das ganze Werk vollendet worden, den zweiten Theil für sich betrachten.

Der Verf. hat als vieljähriges Ständemitglied und als Staatsbeamter in verschiedenen Stellungen, besonders als Schatzrath und zuletzt als Finanz- und Handels-Minister durch seine Sachkunde und aufopfernde erspriessliche Thätigkeit einen so wohlbegründeten Ruf sich erworben, daß die vorliegende litterarische Arbeit von vorne herein den Glauben an eine vorzügliche Leistung er-

wecken mußte, welcher auch in der That nicht getäuscht worden ist. Lehzen konnte in seiner gegenwärtigen Muße kein größeres Verdienst um seinen Staat und seine Mitbürger sich erwerben, als dadurch, daß er über die Finanzverhältnisse des Königreiches Hannover eine so vollständige Belehrung ertheilte, welche zu erlangen Allen, die für die öffentlichen Angelegenheiten ihres Vaterlandes reges Interesse fühlen und besonders denen, welche als Beamte oder Ständemitglieder zur Mitwirkung an denselben berufen sind, ein wahres Bedürfniß gewesen ist.

An der Darstellungsweise ist zu rühmen, daß sie nicht an einem Ueberflusse von Raisonnements laborirt, durch welchen statistische Werke oft fast ungenießbar werden; in klarer Fassung reiht der Verf. Thatsachen an Thatsachen, indem er nur die zum Verständnisse derselben nöthigen Erläuterungen hinzufügt.

So kann das Werk dem Referenten weniger zu kritischen Erörterungen, als zur Berichterstattung über den wesentlichen Inhalt und zur Hervorhebung der wichtigsten Partien Veranlassung geben.

Lehzen knüpft an das bekannte Werk von Ubbelohde an: „Ueber die Finanzen des Königreiches Hannover und deren Verwaltung. Hann. 1834.“

Er will dieses Werk nicht entbehrlich machen, sondern bloß fortsetzen, wo Ubbelohde abbricht, und geht deshalb nur selten auf die Zeit vor 1834 zurück: seltener als diejenigen Leser, welche das Ubbelohde'sche Werk nicht zur Hand haben, namentlich in Betreff solcher Maaßregeln wünschen werden, welche zwar vor 1834 getroffen worden sind, aber noch praktische Gültigkeit haben *).

*) So z. B. wird S. 55 hinsichtlich der noch gelten-

Eine solche Fortsetzung — wie der Verf. in seiner anspruchlosen Weise seine Arbeit bezeichnet — war schon durch die in den letztverflossenen 20 Jahren eingetretene fast gänzliche Umgestaltung des hannoverschen Staatshaushaltes nothwendig geworden. So wie der Verf. hiezu die hauptsächlichste Anregung von Ständemitgliedern erhielt, so hat er auch vorzugsweise die Rücksicht fest gehalten, sein Werk für den ständischen Gebrauch nutzbar zu machen. Hiemit hängt nicht bloß die häufige Anführung ständischer Actenstücke, sondern die Form der Behandlung überhaupt zusammen, indem das Budget nach dem Gegensatz der Einnahmen und Ausgaben gewissermaßen den Text bildet, zu welchem die für alle einzelnen Positionen erforderlichen Aufklärungen gegeben werden.

Dieses Verfahren entspricht ohne Zweifel dem beabsichtigten praktischen Zwecke am besten, erschwert jedoch zuweilen die rein statistische Auffassung eines Gegenstandes, wenn nämlich durch die budgetmäßige Behandlung desselben das sachlich Zusammengehörende getrennt wird. So führt das Budget mitten unter seinen Netto-Positionen die Brutto-Einnahme der Chausséebauverwaltung auf, weil sie rechnungsmäßig als Netto-Einnahme sich verhält, indem die gesammten Chaussée- und Brückengel-der in die Generalkasse fließen, ohne Vorabzug für Chaussée-Unterhaltungs-, Hebung- oder sonstige Kosten, welche direct aus der Generalkasse bestritten werden. In Uebereinstimmung hiemit behandelt der Verf. im ersten Theile S. 308 ff.

den Verpachtungsnormen der Domainenkammer auf Ab-
belohde verwiesen; bei Behandlung der Grundsteuer S.
340 ff. würde eine Uebersicht der allerdings auch in Ab-
belohde's Werk zu findenden Catastrirungs-Principien will-
kommen gewesen sein.

bloß die Brutto-Einnahme der Chausseebau-Verwaltung, welche z. B. pro 1850—51 zu 185000 Thlr veranschlagt war und nach der Rechnung dieses Jahres über 202000 Thlr betragen hatte; nur gelegentlich gibt er hiebei den Betrag der Hebungs-kosten an (jetzt etwa 30000 Thlr). Ueber die Unterhaltungskosten, welche pro 1850—51 auf 332500 Thlr veranschlagt waren, also die Einnahme weit übersteigen, (Actenstücke XI, 1. p. 1214), erfahren wir im ersten Theil nichts und erlangen somit ein Bild von dem finanziellen Abschlusse des Chausseewesens erst nachdem wir auch im zweiten Theile die Erläuterung der betreffenden Position des Ausgabe-Budgets gelesen haben.

Inzwischen hat der Verf. das Budget für statistische Zwecke dadurch um Vieles brauchbarer gemacht, daß er in einer Uebersicht (Anlage 6) die sämtlichen Einnahme-Positionen nach ihrem Bruttobetrag verrechnet und daneben die zur Er-langung der Einnahmen aufgewendeten Erzeugungs- und Verwaltungskosten angibt, welche weder im Einnahme-, noch im Ausgabebudget zur Erschei-nung kommen; im Einnahmehudget nicht, weil dasselbe (mit unbedeutenden Ausnahmen) nur die Rein-Einnahmen enthält, indem die Brutto-Ein-nahmen und die davon zu bestreitenden Erzeu-gungs- und Verwaltungskosten in besonderen Spe-cial-Budgets nachgewiesen werden; und im Aus-gabebudget nicht, weil die gedachten Ausgaben von den Einnahmen vor deren Ablieferung an die Generalkasse bestritten werden. Mit Einrechnung dieser Ausgaben stellt sich das Budget um 4—5 Mill. Thlr höher, als es erscheint. Der Verf. vertheidigt übrigens die bisherige, oft auffallend gesunde und getadelte Einrichtung des hanno-verschen Budgets aus praktisch wichtigen Grün-

den: „Das Budget nämlich enthält genau dieselben Rubriken, wie die Generalkasse-Rechnungen und das ist durchaus nothwendig, wenn nicht die Rechnungsprüfung außerordentlich erschwert werden soll. Dieser zumal auf ständischem Standpunkte sehr große Vortheil wiegt den formellen Mangel reichlich auf, daß unser Budget weder alle Einnahmen, noch alle Ausgaben in einer einzigen Zusammenstellung vor Augen bringt“ (S. 39).

Es ist nicht zu leugnen, daß eine Uebereinstimmung der Rubriken des Budgets mit den Rubriken der Generalkasse-Rechnungen für die ständische Prüfung ein fast unentbehrliches Requisite ist *). Da nun zugleich die fragliche Umgestaltung der Generalkasse-Rechnungen zu Brutto-Rubriken, unausführbar ist, weil sie durch Aufnahme aller Einnahme- und Ausgabe-Pöste, welche jetzt lediglich durch die Unterklassen verrechnet werden, zu einem ungeheuren, nicht mehr zu übersehenden und zu bewältigenden Umfange anschwellen würden, so bleibt nur der Wunsch übrig, daß alle Regierungen, welche ihre Budgets ähnlich wie die hannoversche aufstellen, solche Uebersichten, wie der Verf. sie privatim angefertigt hat, officiell neben ihren Budgets publiciren. Denn so lange die

*) In Preußen hat man die Form des Budgets seit mehreren Jahren dahin geändert, daß, wenn auch nur sehr summarisch, Brutto-Einnahmen, Productions- und Verwaltungskosten und Netto-Einnahmen und die von letzteren zu bestreitenden allgemeinen Ausgaben zur Erscheinung kommen. Allein in Preußen haben nicht die Stände die General-Staatscasse-Rechnungen zu prüfen, sondern die Oberrechnungskammer, und das den Ständen vorgelegte Budget kann daher eine ganz andere Form haben, als die Rechnungen.

Budgets einiger Staaten bloß Netto=Positionen, die anderer Staaten theils Netto=, theils Brutto=Positionen, die noch anderer Staaten bloß Brutto=Positionen haben, sind zutreffende Vergleiche über die wirklichen Einnahmen und Ausgaben und das Verhältniß derselben zu einander, über die Höhe der Steuern in den verschiedenen Ländern auf den Grund der publicirten Budgets nicht auszuführen, und den Publicisten fehlt gewöhnlich die genaue Kunde von dem Finanz=Rechnungswesen der einzelnen Staaten, weshalb die comparativen statistischen Privatarbeiten bisher auch keinen hohen Grad von Brauchbarkeit erlangt haben.

Die Einleitung skizzirt auf 40 Seiten die hanoversche Finanzgeschichte der letzten Jahrzehnte.

In diese Zeit fällt die Vereinigung der königlichen Generalkasse und der General=Steuerkasse zufolge des Staatsgrundgesetzes von 1833, die wieder eingeführte Trennung dieser Kassen nach der Aufhebung des Staatsgrundgesetzes und die abermalige Wiedervereinigung der beiden Kassen in Gemäßheit des Verfassungsgesetzes vom 5. September 1848.

Begreiflicher Weise hat die durch das Patent vom 1. Nov. 1837 erstrebte und durch das Landesverfassungsgesetz von 1840 zu Stande gebrachte Kassen=Trennung Wirrwar und Verwickelungen aller Art für die Finanzverwaltung herbeiführen müssen; für die Krone selber hat der Verfassungsbruch auch in dieser Beziehung nur die empfindlichsten Nachtheile herbeigeführt.

„Weit entfernt — äußert sich der Verf. S. 11 — die vermeintlichen oder wirklichen Mängel des Staatsgrundgesetzes zu heilen und eine kräftige Regierung zu gründen wie es gesollt hatte, schuf

das Verfassungsgesetz vom 6. Aug. 1840 vielmehr einen völlig unhaltbaren Zustand, der, wenn nicht noch eben zur äußersten Zeit Hülfe geschafft wäre, sicher zum Verderben geführt hätte. Insbesondere schwächte es die Regierung dergestalt, daß sie immer mehr von den Ständen abhängig werden mußte, und beachtenswerther Weise führten hiezu am meisten gerade diejenigen Einrichtungen und Bestimmungen des Verfassungsgesetzes, welche an die Stelle der am heftigsten angegriffenen Vorschriften des Staatsgrundgesetzes getreten und von der Regierung am entschiedensten als diejenigen gepriesen waren, durch welche das wahre Wohl der Krone und der Unterthanen bedingt sei. Dabin gehört, was den Staatshaushalt betrifft, vor Allem die Cassen-Trennung mit ihren Folgen, namentlich der Ausgaben-Vertheilung und dem Schatz-Collegium. Fast alle Schranken des ständischen Bewilligungsrechtes, die das Staatsgrundgesetz gezogen hatte, waren wegen der Cassen-Trennung wieder weggeräumt, und wie unvermeidlich und unbedenklich dies auch sein mag, wenn Regierung und Stände nur Ein Interesse haben, so gefährlich mußte es werden, wenn sie, einander gegenübergestellt, verschiedene Interessen geltend zu machen angewiesen waren.“

Es bestätigt sich dieses Urtheil durch die S. 12 ff. gegebene Schilderung der Kämpfe, welche die Regierung mit den keineswegs gefügigen Ständen und dem seiner unabhängigen Stellung sich bewußten Schatz-Collegium in den 40er Jahren zu bestehen hatte. Der König selber hatte 1848 die Ueberzeugung gewonnen und theilte sie mit den Ständen und der öffentlichen Meinung, daß die Cassenvereinigung zum Wohle des Landes wie

des königlichen Hauses gleich nothwendig und auf die Dauer unvermeidlich sei. —

Zu welchen Abnormitäten der Gegensatz der Cassen führte, ist u. A. daraus zu ersehen, daß die Regierung nicht zu bewegen war, mit ihren bedeutenden Domanalablösungsfonds erheblich, wie die Stände es dringend gewünscht hatten, bei dem Eisenbahnbau sich zu betheiligen; sie zog es vor, ihre Bestände weit unvortheilhafter unterzubringen, während die Eisenbahnkasse 1846 nur mit großen Opfern die nöthigen Capitalien anschaffen konnte (S. 27).

Materiell ist übrigens der Zustand der hannoverschen Finanzen während der 20jährigen Periode im Ganzen genommen ein recht günstiger gewesen, was vorzugsweise dem gesteigerten Ertrage der indirecten Steuern zuzuschreiben ist*). Wiederholt in dieser Zeit hat das gefürchtete Deficit in einen Ueberschuß sich verwandelt und obwohl bedeutende Summen für außerordentliche Ausgaben, wie für die Kriegsrüstungen und die Militair-Augmentation von 1840, für Chaussée- und Eisenbahnbauten, für den Schloß- und Theaterbau in Hannover u. s. w. verwendet wurden, so hat doch daneben eine nicht unbeträchtliche Verminderung der Schulden bewerkstelligt werden können.

*) Für die Periode der Cassen-Trennung gibt die bloße Zusammenstellung beider Rechnungen kein richtiges Bild der Finanzlage, weil beide Cassen mit vielen und zum Theil bedeutenden Zahlungen aus der einen Cassen in die andere belastet waren. Der Verf. hat deshalb in einer besonderen Uebersicht die Einnahmen und Ausgaben beider Cassen nach Abzug ihrer gegenseitigen Leistungen für die Zeit von 1841 bis 1849 zusammengestellt. (Anlage 4).

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. 23. Stück.

Den 8. Februar 1855.

H a n n o v e r

Fortsetzung der Anzeige: „Hannovers Staats-
haushalt. Dargest. von W. Lehzen. Erster Th.“

Abgesehen von den Eisenbahn-Anleihen, welche
einen rein productiven Charakter haben und durch
den Ertrag reichlich sich verzinsen, betrug die
Schulden beider Cassen:

am 1. Juli 1834	21,373000 Thlr
am 1. Oct. 1847	15,263000 Thlr

waren also vermindert um 6,110000 Thlr,
wozu noch c. $2\frac{1}{2}$ Mill. Thlr kommen, welche zur
Tilgung bereit lagen und statt derselben zu Dar-
lehen an die Eisenbahn=Casse bestimmt wurden.
Von 1848 — 1851 dagegen sind die Schulden
(ohne die neuen Eisenbahn=Schulden) um fast 3
Mill. Thlr vermehrt worden (Krieg mit Däne-
mark u.).

Bei Erörterung der Einnahme hält sich der
Verf. in der Regel an das Rechnungsjahr 1850
— 51 (von Juli zu Juli), da das Budget für
dieses Jahr als die Grundlage des Staatshaus-

haltes in der mit der Wiedervereinigung der Casen beginnenden neuen Periode anzusehen ist.

Der Anschlag pro 1850—51 lautete (nach seinen fast durchgängigen Netto = Positionen) auf 7,345,745 Thlr Einnahmen und 7,754,755 Thlr Ausgaben, wonach ein Deficit von 409010 Thlr erwartet wurde; die Rechnung selber ergab 8,058,477 Thlr Einnahmen und 7,695,046 Thlr Ausgaben, mithin einen Ueberschuß von 363,431 Thlr. Aus der erwähnten Anlage 6 sieht man, daß die Brutto = Einnahme dieses Jahres 12,878,391 Thlr betragen hat. Das Budget befaßt indessen nur die ordentlichen laufenden Einnahmen und Ausgaben, indem die außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben in den Capitalien = Fonds der Generalcasse zur Verrechnung kommen, welcher jetzt vier Abtheilungen hat:

- 1) Den vorzugsweise sogen. Capitalien = Fond;
- 2) Den Bau = Fond der Süd = und Westbahn;
- 3) Den Fond von verkauften Domanial = Gebäuden und Inventarien; (unbedeutend).
- 4) Den Commerz = Capitalien = Fond (gleichfalls unerheblich).

Daneben existiren noch der Domanial = Ablösungs = und Veräußerungsfond (am 1. Juli 1851 fast 19 Mill. Thlr) und als Anhang zu demselben der Holzgeldfond (von außerordentlichen Holzverkäufen), welche beide in den Verhandlungen zwischen Regierung und Ständen abgesondert gehalten werden, weil die Mittel derselben — wenigstens die des ersteren und hauptsächlich — im Wesentlichen erhalten werden müssen und daher nur als ein Vermögensstamm zu betrachten sind. (S. 34).

Ob sich nicht in Betreff der übrigen Fonds eine Vereinfachung des Rechnungswesens durch

Einverleibung in das eigentliche Budget erreichen läßt, müssen wir dahin gestellt sein lassen. Den Bestand und die Einnahmen und Ausgaben sämtlicher 6 Fonds ersieht man aus der Anlage 6 (S. 441 ff.).

Außerhalb aller dieser Summen liegt die Klosterdomainen=Casse, welche erst im zweiten Theile bei den Ausgaben des Ministerium der geistlichen und Unterrichts=Angelegenheiten zum Vorschein kommen wird.

Der Verf. erörtert nun von S. 41 an die Staats=Einnahmen in folgenden, den Positionen des Budgets möglichst entsprechenden Abtheilungen: 1) die Domainen. 2) Die Bergwerke und Salinen. 3) Die Wasserzoll= und Schiffahrtsgefälle. 4) Die Posten. 5) Die Eisenbahnen. 6) Chaussee= und Brückengelder. 7) Die Lotterien. 8) Die Sporteln der Oberbehörden. 9) Die Zinsen von Activcapitalien. 10) Uebrige unmittelbare Einnahmen der Generalcasse. 11) Die Steuern. Beigefügt sind 20 Anlagen S. 402—473.

Zu wünschen wäre, daß die Zahlen des Werkes und die der Anlagen immer denselben Jahrgängen entsprächen. Wer das Werk gründlicher zu studiren beabsichtigt, wird zunächst die Anlage 6 als den Text, den das Werk commentirt, zur Hand nehmen. Während diese Anlage auf das Budget, resp. die Rechnung von 1850—51 sich bezieht, bleibt die Erläuterung nicht selten bei 1849—50, auch wohl bei 1848—49 stehen; und das zusammengehörige Detail bezieht sich dann nicht immer auf dasselbe Jahr, z. B. S. 63: Flächeninhalt der Forsten von 1850; S. 68: wie viel davon mit und ohne Servituten 1848—49; S. 68 ff.: Material= und Geldertrag der Forsten 1848—49; S. 87: die Besoldungsausgaben

für das Forstwesen 1850—51, S. 88: Die Ausgaben für die Forstculturen und Forstwege 1849—50. Indessen werden dem Verf. die nöthigen Detail-Angaben für 1850—51 noch nicht durchweg zu Gebote gestanden haben und würde die Herbeischaffung derselben die Herausgabe des Werkes wahrscheinlich zu lange verzögert haben.—

Es gestattet uns der Raum hier nur, aus den wichtigsten Abtheilungen die hervorragendsten Thatfachen und Zahlen zu berühren.

Erste Abtheilung. Die Domainen S. 43—96. Unter Domanium ist hier nach der Geschäftssprache der Behörden und Stände nur derjenige Theil des Krongutes verstanden, welcher von der Domainen-Kammer verwaltet wird und dessen Netto-Einnahme in den „Ueberschüssen von den Amtskassen“ (Rubr. 1 des Budgets) aufgeführt ist. Die hauptsächlichsten Domanialeinnahmen bestehen in den Gefällen, den Pachtgeldern und den Intraden aus den Landforsten (im Gegensatz zu den Harzforsten). Die den Ablösungsgesetzen unterworfenen Domanialgefälle betragen:

1832: 1,315,000 Thlr

1852: 920,000 "

und repräsentirten ein Ablösungscapital von c. 33 Mill. Thlr im Jahre 1832 und 23 Mill. Thlr im Jahre 1852 (S. 51. 52). Die langsame Ablösung dieser Gefälle mag sich daraus erklären, daß sie, soweit sie in Geld bestehen (Erbenzins, Dienstgelder 2c.), den Pflichtigen nicht lästiger fallen, als die Zahlung eines Ablösungscapitals oder die Verzinsung und Tilgung desselben; die Krongefälle sind durch die Ablösung sehr vermindert worden, die Zehnten fast verschwunden. Die Pachtgelder von Zehnten betragen 1834—35 fast 230000 Thlr, 1849—50 kaum noch 30000 Thlr und sind

seitdem noch vermindert worden. Von 1832 bis 1850 sind gegen 700000 Morgen pflichtiger Ländereien vom Domonialzehnten durch Ablösung befreit worden. Von den Domonialländereien gehören c. 150,000 Morgen zu den geschlossenen Gütern, den sogen. Haushaltspachtungen oder Hauptpachtungen. Die Zahl der letzteren beträgt 213, so daß auf jedes Gut durchschnittlich c. 700 Morgen kommen. Dieser, für norddeutsche Wirthschaftsverhältnisse mäßige Durchschnitt zeigt, daß große Wirthschafts-Complexe im hannoverschen Domanium nicht vorherrschen, zumal ein Pachtgut nicht selten außer dem Haupthofe noch Vorwerke befaßt. Im Einzelnen aber findet die stärkste Verschiedenheit Statt, indem die größte Domonialpacht fast 15000 Thlr, die kleinste unter 100 Thlr liefert; von den 213 geschlossenen Gütern fallen 85 auf die ostfriesischen Bauerhöfe und Polder. Die Hauptpachtungen bringen jetzt 350,000 Thlr Brutto ein, im Durchschnitte also $2\frac{1}{3}$ Thlr per Morgen.

Fast dieselbe Summe (gegen 340,000 Thlr) werfen die einzeln verpachteten Ländereien ab: c. 316,000 Morgen, wovon aber die Hälfte auf Torfmoore fällt, mit Einschluß einiger Gräberei für öffentliche Rechnung. Diese Einnahme aus den Höfen und einzelnen Ländereien von zusammen c. 687000 Thlr, betrug 20 Jahre früher nur $\frac{1}{2}$ Mill. Thlr; die Steigerung ist theils den Pächterhöhungen, theils dem Zukaufen von Grundstücken, wozu ein Theil der Ablösungs-Capitalien verwendet wurde, zuzuschreiben.

Die öffentliche meistbietende Verpachtung bildet bei den einzelnen Ländereien die Regel, bei den Höfen die Ausnahme. So oft jetzt ein Gut pachtlos wird, tritt zuvörderst eine Untersuchung ein, ob die Verpachtung im Ganzen oder im Einzel-

nen zweckmäßig ist, wobei sowohl das Interesse der Finanzen als das der Unterthanen in Betracht gezogen werden soll.

Die Domanal-Mühlen werden ihrer kostspieligen Unterhaltung wegen allmählig veräußert, sobald sich dazu eine vortheilhafte Gelegenheit darbietet*).

Die Domanalforsten oder Landforsten (im Gegensatz zu den unter der Bergbauverwaltung stehenden Harzforsten und ohne die Forsten des Klostersgutes) faßten mit (Einschluß der Räumden**) und Blößen, aber ohne das zur Holzcultur unfähige Areal (c. 50000 M.):

1830	c. 1,003100	Morgen
1850	nur 704500	„ ***)

*) Vielleicht ist die Zeit nicht mehr ferne, wo man auch auf die Veräußerung der Domanalhöfe Bedacht nehmen wird. Die Nettopachteinnahme derselben nach Abzug der Bau- und Unterhaltungskosten und anderer Ausgaben steht in gar keinem Verhältnisse zu den Zinsen der zu erlangenden Kaufsummen; die großen Privatgüter machen in Hannover nur $\frac{1}{20}$ des Culturareals aus und sind meistens in festen Händen, so daß es an Gelegenheit zum Ankaufen fehlt und die Capitalien sammt der landwirthschaftlichen Intelligenz auswärts Unterkommen suchen müssen. Der Staats-Credit ist in unserer Zeit vom Domanalgute unabhängig; die Kaufsummen können theils zu rascherer Tilgung der Staatsschulden, theils zur Erwerbung besserer Activa der Staatskasse, namentlich zur Vermehrung der Staatsforsten verwendet werden; zu einzelnen zweckmäßigen Veräußerungen von Dominalgütern gegen Acquisition von Forsten gibt schon § 79 des Landesverfassungsgesetzes die Handhabe; jedenfalls läßt sich der Ertrag des Krongutes auch nach der Veräußerung der Domanalhöfe durch Substitutionsen völlig sicher stellen.

**) Darunter sind solche Flächen verstanden, welche weniger als $\frac{1}{4}$ des normalen Bestandes halten und meist durch die Viehweide und Laubnutzung so herunter gekommen sind.

***) Cf S. 63 nach Drechsler (die Forsten des K. Hannover 1851) und Ministerialacten; S. 68 ist die Fläche

sind also um fast 300,000 Morgen vermindert worden, obgleich weit mehr Forstgrund in dieser Zeit angekauft als verkauft worden ist. Die starke Verminderung erklärt sich aus der Abfindung von Servitutberechtigten und sogenannten Interessenten, welche indessen der Forstproduction nur zum Vortheile gereicht hat. Denn ungeachtet dieser Verminderung ist das Hauquantum von Holz aller Art von 176000 Klafter auf 180000 Klafter gestiegen und es befindet sich unter der ganzen Masse ein weit größeres Quantum von Bau- und Nutzholz, als früher; aus diesem Grunde und wegen der höheren Preise des Bau- und Nutzholzes hat sich auch die Forsteinnahme um c. 180000 Thlr Brutto gehoben. Der Materialertrag wird in Zukunft noch bedeutend steigen, da die Räumden und Blößen durch die Culturen sehr vermindert worden sind; sie machen jetzt nur noch resp. 4 und 9 Procent der angegebenen Fläche aus. Aber leider ist die größere Hälfte der Domonialforsten noch immer mit Servituten belastet oder der Interessentschaft unterworfen.

Die Brutto-Einnahmen für Holz und Nebenutzungen (ohne die Forst- und Jagdstrafgelder) betrug im Jahre 1848—49 rund 560000 Thlr d. i. gegen 18 ggr. oder, nach Abzug der Culturblößen 21 ggr. per Morgen (S. 72). Hierbei ist aber zu berücksichtigen: 1) daß von dem Holze kaum die Hälfte zum wahren Preise ausgebracht und das Uebrige an Berechtigte und Unberechtigte zu geringeren Preisen oder auch unentgelt-

größer angegeben nach den Regierungsangaben in den ständischen Actenstücken XI, 2, S. 718. 19; die Differenz beruht eingezogenen Erkundigungen zufolge wahrscheinlich auf Blößen-Flächen im Hoyaschen, deren Eigenschaft als Forstgrund zweifelhaft ist.

lich verabsolgt wird, wodurch ein Ausfall von c. 180000 Thlr entsteht (S. 71); 2) daß die Nebennutzungen, welche aus den Domaniälförsten gezogen werden und dem Domanium nicht zu Gute kommen (für Peseholz, Waldstreu, Weide u.), auf mehr als 272000 Thlr nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung zu veranschlagen sind (S. 69).

Unter diesen Umständen kann man sich nicht wundern, daß ungeachtet der Anstrengungen der sehr tüchtigen und intelligenten hannoverschen Forstbeamten die Brutto-Geldeinnahme aus den Försten nicht höher ist und ein unverhältnißmäßiger Theil derselben durch die Ausgaben verschlungen wird. Nach Abzug der Ausgaben des Forstwesens bleibt ein Netto-Ertrag von c. 200,000 Thlr übrig *), d. i. noch nicht 7 ggr. per Morgen von der ganzen cultivirten und culturbaren oder 10 ggr. von der bestandenen Fläche. (Vor etwa 20 Jahren trotz der viel größern Fläche nur resp. 4 ggr. und 8 ggr). Würde das Domanium aber das gefällte Holz sämmtlich nach den wirklichen Preisen verwerthen können und den Materialwerth der Nebennutzungen selber ziehen, so würde der Reinertrag mindestens 200 Procent größer sein oder das Dreifache des jetzigen betragen.

Zu den bisher erwähnten Domaniäl-Einnahmen kommen noch gewisse Hoheits-Einnahmen, Sporteln und Accidentien und einige außerordentliche Einnahmepöste, so daß die ganze Einnahme des

*) Nach des Bfs moderatem Anschlage S. 91. Der Ertrag der Försten ist indessen schon in den letzten Jahren bedeutend höher gewesen, was wesentlich der selbstständigeren Stellung der Forstinspectionschefs nach Aufhebung der Oberforstämter zugeschrieben wird. Die Brutto-Einnahme des Forstwesens betrug 1850—51 schon 662000 Thlr, während der Budget-Anschlag nur auf 567000 Thlr lautete.

Domanium, wie sie in die Amtscassen geflossen ist, 1850—51 circa 2,509000 Thlr Brutto und nach Abzug der hierauf ruhenden Ausgaben der Amtscassen c. 1,683,000 Thlr Netto betragen hat.

Es ist indessen aus diesen Zahlen kein bestimmtes Bild von dem wirklichen Ertrage des Domanium und dem Verhältnisse des Kostenaufwandes zu demselben zu gewinnen. Denn einerseits sind hierin die bedeutenden Generalverwaltungskosten des Domanium, welche unmittelbar aus der Generalkasse bestritten werden, nicht einbegriffen *) und eben so wenig die aus dem Holzgelderfond abgehaltenen Ausgaben für außerordentliche Forstculturen. Andererseits werden aus den Amtscassen von den Domonial=Einnahmen vor deren Ablieferung an die Generalcasse namhafte Ausgaben für andere Zweige der Verwaltung mit abgehalten. Dies gilt besonders von dem Domonialbau=Stat, auf dessen Kosten eine Menge von Staatsbauten beschafft werden, wie Amthäuser, Gefängnisse, Obergerichtslocale, auch Kirchen, Pfarr= und Schulhäuser &c.; demnächst auch von der Unterhaltung der Rentämter, welche nicht bloß die Domonial=Einnahmen zu heben haben, sondern auch die Ausgabecassen für die ganze untere Instanz der Justiz= und Regiminalverwaltung, für das Wasserbauwesen, für einen großen Theil des Straßenbaus &c. bilden und in dieser Beziehung mehr beschäftigt sind, als für das Domanium.

Ueber die rücksichtslose Wahrnehmung der wirklichen oder vermeintlichen Domonial=Interessen während der Zeit der wiedereingeführten Cassen=

*) Die Domainenkammer kostet an Besoldungen, Bureaukosten &c. c. 65000—70000 Thl. jährlich, wozu die Gehalte der Consulanten, Producenten und Kammerökonomiebeamten und einige andere Pöste kommen.

sen-Trennung fällt der Verf. S. 45 ff. unter Bezugnahme auf ständische Verhandlungen ein strenges, in einzelnen Punkten vielleicht zu strenges Urtheil. Jedenfalls wird die Schuld mehr in den Verhältnissen selber, als in der Willkür oder Selbstbestimmung der leitenden Behörde und ihrer Organe gelegen haben.

Zweite Abtheilung. Die Bergwerke und Salinen S. 97 — 208. Diese Abtheilung befaßt folgende Positionen des Budgets: 1) Den Oberharzischen Bergwerks- und Forsthaushalt, welcher zwei Hauptcassen hat, die Zehntcasse und die Forstcasse; 2) den Communion-Unterharzischen Bergwerkshausalt; 3) die Kohlenbergwerke, 4) die Salinen; 5) den Kalkberg bei Lüneburg.

Dem Bergbau und Forstwesen des Oberharzes widmet der Verf. unter sorgfältiger Benützung der Litteratur und unterstützt durch die Mittheilungen des Oberberggraths Jugler eine ebenso ausführliche als interessante statistische Darstellung auf 77 Seiten. Dieser ganze Bezirk von $11\frac{1}{2}$ Q. M. mit 35000 Einwohnern ist auf den Bergbau und die damit zusammenhängenden Betriebszweige hingewiesen; $\frac{2}{3}$ des Bodens sind Forstgrund; Ackerbau kann nur sehr beschränkt betrieben werden, auch die Viehzucht ist wegen Mangels an Wiesen und Weiden keiner erheblichen Ausdehnung fähig. Am Rande des Gebirges (Osterode, Herzberg, Lauterberg zc.) hat sich eine erhebliche Industrie entwickelt (Hagelgießerei, Bleiweißfabrikation, Gewehrfabrikation, Verfertigung von Zündhölzern zc.); auf dem Harze selber hängt die Privatindustrie ganz von dem Willen der Regierung ab, da die Unternehmer nur von der Bergbau-Verwaltung die Benützung der Wasserkraft, das Brennholz und zum Theile auch die zu verarbeitenden Rohstoffe

erlangen können. Die Regierung aber ist und zwar nicht ohne Grund bedenklich die Gründung neuer Fabriken auf dem Harze zu befördern. Diese werden vorzugsweise solche sein, die gleich den schon bestehenden einen starken Consum von Brennholz und Nußholz hervorrufen; das Holz aber, namentlich Brennholz und Kohlen, reicht schon jetzt nicht mehr vollständig für die Bedürfnisse der Bergwerks- und Hüttenverwaltung aus, wobei in Betracht kommt, daß fast alle Harzbesohner Brennholz, theilweise selbst Nußholz in unbeschränkter Menge gegen eine unbedeutende Kostenvergütung für den eigenen Bedarf beziehen: eine Begünstigung, die auch mehr oder weniger auf die älteren gewerblichen Anwendungen ausgedehnt worden ist. Auch würden Stockungen des Fabrikbetriebes auf dem Harze besonders nachtheilig wirken, weil erwerblose Arbeiter hier schwerer als anderswo und fast nie in größerer Zahl anderweitige Beschäftigung finden und nach dem ganzen Systeme der Harzverwaltung im Grunde nur der Versorgung durch die Regierung zur Last fallen würden. Schon seit einer Reihe von Jahren werden jährlich bedeutende Summen zur Beförderung der Auswanderung von Harzarbeitern nach Australien aus der Staatscasse verwendet; früher hat man durch ausgedehnte Wege-Bauten in allen Richtungen des Harzes zu helfen gesucht.

Die obere Harz-Verwaltung ist durch Verordnung vom 9. Aug. 1850 mit ständischer Bewilligung neu organisirt worden, um die Regiminal-Sachen von den Haushalts-Sachen zu trennen.

Der Bergwerkshauhalt zerfällt in den Silberbergwerkshauhalt und den Eisenhüttenbetrieb.

Ersterer liefert in runden Summen eine Production von 45000 Mark Silber, 87000 St. Blei

und Glätte und 1200 St. Kupfer = c. 1 Mill. Thlr, wovon allein die Grubenbetriebskosten 839000 Thlr absorbiren; von letzterer Summe fällt etwa $\frac{1}{4}$ auf die Löhnungen des bei dieser Abtheilung des Bergbaus beschäftigten Personals (1849 = 198 Aufseher und 2692 Arbeiter). So viel als möglich sucht man die Production auf einem gleichmäßigen Stande zu erhalten, obwohl im Einzelnen fortwährend mancherlei Aenderungen dadurch eintreten, daß einige Gruben eingestellt, andere nachgelassen werden, andere im Ertrage steigen oder neu aufgenommen werden.

Interessant ist die Vertheilung der Production und Kosten des Silberbergwerkshaushaltes auf die herrschaftlichen und gewerkschaftlichen Gruben, welche Lehzen S. 118 gibt. Es kommen auf

	d. herrsch. Gr.	d. gewerksch. Gr.
Arbeiter u. Aufseher	62 Proc.	38 Proc.
Silber	40 "	60 "
Blei u. Glätte	47 "	53 "
Kupfer	80 "	20 "
Preissumme der Metalle	44 "	56 "
Betriebskosten	55 "	45 "

Der Staat hat also die Minorität der Production und Einnahme und die Majorität der Kosten, was nicht etwa in einer Verschiedenheit der technischen Leitung (die bekanntlich in ganz gleichmäßiger Weise von den Staatsbergbau-Beamten auch für die gewerkschaftlichen Gruben besorgt wird), sondern lediglich darin seinen Grund hat, daß die Regierung den Betrieb der von den Gewerkschaften aufgegebenen, nicht mehr rentirenden Gruben aus volkswirtschaftlichen Rücksichten und besonders aus Sorge für die einmal vorhandenen Bergarbeiter mit Schaden fortsetzt. Der fiskalische Bergbau des Harzes liefert somit auch einen Be-

leg, wie viel richtiger es gewesen sein würde, wenn der Staat von vorne herein den ganzen Bergbau in Folge der Regalität desselben in die Hand genommen hätte und nicht erst nach vorgängiger Ausfaugung durch die Privatspeculation hinzuge treten wäre.

Obgleich der oberharzische Silberbergbau jetzt in einer etwas besseren pecuniären Lage sich befindet, als vor 35—40 Jahren, so wird er doch immer schwieriger und mislicher, je mehr man in die Tiefe gehen muß. Von 1814—1848 sind im Ganzen fast 900,000 Thlr für Versuchsbau verwendet worden (S. 122).

Der Aufbereitungshaushalt umfaßt 93 Anstalten (Scheidhäuser, Erzwäschen, Walzwerke, Pochwerke zc.), von welchen nur einige den gewerkschaftlichen Gruben gehören; das Personal bestand 1849 aus 5 Ober-Pochsteigern, 86 Aufsehern und 1556 Arbeitern, worunter viele Knaben und invalide Bergleute. (Gesamtsumme der Löhnungen = c. 80,000 Thlr). Die Silberhütten (4: zu Clausthal, Altenau, Lauterthal und Andreasberg) sind schon seit langer Zeit sämmtlich in das Eigenthum der Landesherrschaft übergegangen; sie beschäftigten 1849 außer den Hüttenmeistern, deren Gehülfen und Schreibern 20 Aufseher und 399 Arbeiter. (Gesamtsumme der Löhnungen 225,000—230,000 Thlr). Die Production der gewerkschaftlichen Gruben wird zufolge des landesherrlichen Vorkaufsrechtes gegen festgesetzte, nöthigenfalls vom Finanzministerium periodisch umgeänderte Preise der k. Zehnt=Casse überlassen. Das Silber wird durch die Münzstätte in Hannover verwerthet, das Blei und Kupfer durch die k. Berghandlung in Hannover vertrieben. Das Rechnungswesen der Zehnt=Casse und der Berg=

handlung, welches früher die Uebersicht der finanziellen Lage des Haushaltes sehr erschwerte, ist 1850 vereinfacht worden (S. 141 ff.).

Was die zweite Abtheilung des harzischen Bergbauwesens, den Eisenhüttenhaushalt betrifft, so wird der Bergbau selber ausschließlich von einzelnen Privatpersonen (sogen. Eigenlöhnern) unter Leitung und Aufsicht der Behörden betrieben, während die Hüttenwerke, an welche die Eisensteine abzuliefern sind, der Landesherrschaft gehören. Eisen ist reichlich vorhanden, aber die Production ist durch die Kostspieligkeit des Brennmaterials begrenzt. Die Production hat 1849 betragen: 39000 Stner Gußwaare, 77000 St. Roheisen, 48000 St. Stabeisen, 15000 St. Zinneisen, 1100 St. Drath und einige hundert St. Stahl (S. 152). — Die Eisenhütten=Cassen lieferten 1850 einen Ueberschuß von 51000 Thlr an die Zehntcasse ab.

Da die auf der Zehntcasse ruhenden allgemeinen Kosten der Harzverwaltung 73000 Thlr betragen und der Silberbergwerkshaushalt zur Zeit keinen oder nur einen geringen Ueberschuß liefert, so reicht der Ueberschuß der Eisenhütten=Cassen nicht aus, um jene allgemeinen Ausgaben zu decken, welcher also die Generalcasse unmittelbar (wie sie dieselben für die übrigen Provinzen trägt) oder durch einen Zuschuß an die Zehntcasse ganz oder theilweise zu übernehmen haben wird. Nach einer solchen Entlastung kann die Zehntcasse einen Rechnungs=Ueberschuß haben, womit freilich die Rentabilität des oberharzischen Bergbaus für die Staatscasse noch nicht erwiesen ist, weil von einer Verzinsung der successiven großen Capitalverwendungen abgesehen wird und die Harzforsten dem Bergbau tributair sind. Daß übrigens, wie die Sachlage einmal ist, der Staat aus volkswirthschaftli-

chen Gründen vom Bergbau, auch wenn derselbe sich nicht rentirt oder gar zuweilen moderate Zuschüsse erfordert, zieht sich nicht zurückziehen kann, ist uns nicht zweifelhaft.

Der Forsthaushalt des Harzes, welcher 1850 gleichfalls neu organisirt worden ist, lieferte in diesem Jahre einen Ueberschuß von 64000 Thlr, welche Summe indessen bei den Verpflichtungen der Forsten gegen den Bergbau und die Bewohner des Harzes den wirklichen Reinertrag der Forsten bei weitem nicht darstellt. Es ist wiederholt zur Frage gekommen, die dem Bergbau- und Hüttenhaushalte zufließenden Forstproducte ihrem wahren Werthe nach in Anrechnung zu bringen, man hat indessen wegen der Mißlichkeit und Schwierigkeit und des geringen praktischen Nutzens und auch wohl, weil man fürchtete, damit ein Odium auf den Bergbau- und Hüttenhaushalt zu werfen, welches die Existenz desselben sogar gefährden könnte, immer wieder von einer solchen Maaßregel abgesehen.

Der Haushalt des Communion-Unterharzes ($\frac{4}{7}$ Hannover, $\frac{3}{7}$ Braunschweig) umfaßt den Rammeisberger Bergbau sammt Zubehör (Ueberschuß für Hannover 1850 = 25000 Thlr), die Gittel der Eisenhütten mit sehr schwankender Production und unerheblichem Ueberschusse und die Okerschen Fabriken, die in einer Reihe von Jahren, während welcher bedeutende Anlagen ausgeführt wurden, keinen Ueberschuß lieferten. (Lehzen S. 174 — 180). Es würde hier wohl Manches anders sein, wenn nicht das Communionverhältniß selber lähmend einwirkte.

Die Kohlenbergwerke des Krongutes — meistens Steinkohlenwerke, die bis auf eins im Galembergischen liegen — werden unmittelbar unter dem

Finanzministerium von 3 Bergmeistern verwaltet; sie ergaben 1850 eine Brutto-Einnahme von c. 129,000 Thlr, wovon nach Bestreitung von c. 90000 Thlr Ausgaben, c. 39000 Thlr Ueberschuß blieben (S. 181—196).

Der Lüneburger Kalkberg, bis 1837 verpachtet und seitdem für Rechnung der Generalcasse administrirt, rentirt mit 16000—17000 Thlr (S. 197 bis 198).

Von den Salinen des Königreiches sind die zu Sülbeck, Sülze und Rothenfelde landesherrlich, wozu noch der Antheil des Krongutes an der gewerkschaftlichen Saline zu Lüneburg kommt; die reine Einnahme der Generalkasse, welche im Durchschnitte von 1814—1823 noch 70000 Thlr betrug, war 1850 auf 39000 Thlr gesunken und wird wahrscheinlich in Folge der stärkeren Concurrenz der Privatsalinen und der von einigen derselben ausgegangenen starken Preisherabsetzung noch weiter abnehmen (S. 198—208)*).

Dritte Abtheilung. Wasserzoll- und Schiffsfahrts-Gefälle. S. 209—240. Unter dieser Bezeichnung werden jetzt noch die Elbzölle (nämlich der Stader oder Brunshäuser Zoll und die oberelbischen Flußzölle), die Weserzölle, der Tegelzoll und das ostfriesische Lastengeld berechnet.

*) Ueber die Salzproduction, die Salzpreise und den Salzhandel im K. Hannover enthält ein, später als das Lehzensche Werk erschienener Aufsatz des Oberberggraths Jugler genaue und interessante Data: „Die Besteuerung des Salzes im Steuerverein“, im Archiv d. pol. Def. N. F. Bd X. S. 275 ff.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 10. Februar 1855.

H a n n o v e r

Schluß der Anzeige: „Hannover's Staatshaushalt. Dargestellt von W. Lehzen. Erster Theil.“

Der Emszoll wird jetzt nicht gehoben, kann aber unter Umständen wieder eintreten. Nur die Elbzölle sind von pecuniärer Bedeutung. Der Ertrag dieser Position (1850 = c. 398000 Thlr Brutto-Einnahme, c. 64000 Thlr Kosten, mithin c. 334,000 Thlr Netto-Einnahme) ist aber gegen früher sehr verringert, hauptsächlich in Folge der Ermäßigung der Elbzölle und der Abnahme der Fluß-Schiff-fahrt durch die Eisenbahntransporte.

Die Ueberschüsse der Elb- und Weserzölle erreichten 1841 (1841—42) die Höhe von 631,000 Thlr und betragen jetzt nur noch die Hälfte dieser Summe. Sehr hoch erscheinen die Kosten des Stader Zolles: 1849—50 = 40000 Thlr von 221000 Thlr Brutto; weniger Ausgaben verursachen die oberelbischen Zölle: 1849—50 = 15000 Thlr von 190000 Thlr Brutto.

Vierte Abtheilung. Die Posten. S. 241—258.

1851—52: Brutto = 730,000 Thlr; Kosten = 601,000 Thlr *), Netto = 129,000 Thlr. Die Taxermäßigungen für die inländischen Postversendungen und der Anschluß an den deutsch-österreichischen Postverein neben manchen Mehrverwendungen für das Postwesen (Verbesserung des Dienst-einkommens von Postbeamten, Errichtung der sogen. ambulanten Eisenbahn-Postbüreau's etc.) haben keinen so großen Ausfall, als 1850 veranschlagt wurde, zur Folge gehabt, und der ursprüngliche Ausfall wird durch die zunehmende Correspondenz noch weiter vermindert werden. In dem günstigsten Jahre vor der Postreform 1845—46 haben die Postüberschüsse 169,000 Thlr betragen. Es ist jedoch zu bemerken, daß das Postwesen einerseits die Behörden = Correspondenz unentgeltlich besorgt, andererseits die Eisenbahnen und Chaussees unentgeltlich benützt, so daß der wahre Reinertrag der Posten in den Ueberschüssen nicht genau sich herausstellt. Nach dem Stat von 1850 hat das Königreich 26 Postämter mit eben so vielen Postmeistern, 105 Postsecrétaires nebst 26 Comtoirgehülfen und 200 Postspediteure. Die von den Ständen wiederholt angeregte, ohne Zweifel zweckmäßige Umgestaltung des General-Post-Directoriums und Verbindung der Postverwaltung mit der Eisenbahnverwaltung ist bis jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen, in welcher Hinsicht Lehzen auf die formelle Schwierigkeit aufmerksam macht, daß die Postverwaltung unter dem Finanzministerium, die Eisenbahnverwaltung unter dem Ministerium des Innern steht und die gedachte Aenderung ohne eine Reihe wichtiger Aenderungen

*) Mit Einschluß der Ausgaben für das Generalpostdirectorium.

in den Competenzverhältnissen der beiden Ministerien nicht gut ausgeführt werden kann.

Fünfte Abtheilung. Die Eisenbahnen (Bau und Betrieb S. 259 — 307). Die Regierung war anfangs dem Bau und Betriebe auf Staatskosten durchaus abgeneigt und auch bei den Ständen gewann die Ansicht für den Staatsbau und Staatsbetrieb erst allmählig die Majorität. Noch beim Expropriationsgesetze vom 8 Septbr. 1840 hatte man vorzugsweise den Bau durch Actiengesellschaften im Auge, weshalb die Stände die Entschädigungsgrundsätze zum Besten der Abtretenden verschärft hatten. Erst durch Schreiben vom 24. Januar 1842 sprachen die Stände sich dahin aus, daß auch nach ihrer Ansicht in Hannover „die Anlegung von Eisenbahnen nicht nur nicht mehr vermieden werden könne, wenn von dem Lande der durch die Eisenbahnunternehmungen des Auslandes drohende Nachtheil für den Verkehr abgewendet werden solle, sondern daß auch so rasch als möglich die Hand ans Werk gelegt werden müsse“ (S. 265). Stände genehmigten dabei, daß die Strecke von Hannover auf Braunschweig sofort in Angriff genommen werde. Es ist bekannt, daß in den folgenden Jahren der Bau der sogen. älteren Landeseisenbahnen (der Routen nach Braunschweig, Bremen, Cölln, Harburg), welche mit Recht der Süd- und Westbahn der Zeit nach vorangestellt wurden, möglichst rasch (auch während der ungünstigen Geldconjuncturen von 1846) gefördert wurde, obgleich große Schwierigkeiten, wie sie die Lage Hannovers zu den Nachbarstaaten darbot, erst mühsam durch nicht immer leicht zu Stande gebrachte Verträge mit den Nachbarstaaten zu überwinden waren. Der Verkehr selber hat sich auf eine überraschend schnelle Weise

auf den hannoverschen Eisenbahnen entwickelt. Das Nähere über den Bau und Betrieb ist aus den jährlich von der Eisenbahndirection veröffentlichten Nachweisungen zu ersehen. Schon 1850—51 lieferten die hannoverschen Eisenbahnen über 6 Proc. Reinertrag, wenn die Leistungen derselben für die Post mit zu Gelde angeschlagen werden, ohne diese aber über $5\frac{1}{2}$ Proc., wornach sich ein Ueberschuß über die Zinsen des Anlage=Capitals für den Tilgungsfond ergibt, durch welchen die ganze Anlage in nicht ferner Zukunft als unschätzbares Activum der Staatskasse (werthvoller und nothwendiger als alle Domanialhöfe) aus sich selber sich frei gearbeitet haben wird: also auch in finanzieller Beziehung ein Glück, daß Regierung und Stände von Hannover nicht mit Actiengesellschaften sich eingelassen haben.

Die sechste Abtheilung — Chauffee= und Brückengelder S. 308—313 — wollen wir bis zur Anzeige des zweiten Theiles, welcher über die Bau= und Unterhaltungskosten die nöthigen Aufschlüsse geben wird, aussetzen.

Siebente Abtheilung. Die Lotterien. S. 314. 315. Die Brutto=Einnahme der beiden Klassen=Lotterien zu Hannover und Osnabrück, erzielt durch das Plus der Einsatzsummen über die auszahlenden Gewinne, würde bei planmäßiger zweimaliger Abspielung jeder Lotterie 124,000 Th. betragen; diese Einnahme wird aber nicht vollständig erreicht, da nicht alle Loose abgesetzt werden. Die Ueberschüsse haben pro maximo 82000 Th. (1843—44), pro minimo 25900 Th. (1836—37) betragen.

Wir überspringen die folgenden 3 Abtheilungen des Werkes: Von den Sporteln der Oberbehörden, den Zinsen der Activ=Capitalien und diversen

kleinen Einnahmen der Generalkasse (zusammen S. 316—329), welche von geringerem statistischen Interesse sind, um den für uns hier noch disponiblen Raum auf die wichtige elfte und letzte Abtheilung: Von den Steuern (S. 330—400) zu verwenden.

Nach Anlage 20 betragen die Steuern des Königreiches (ohne die größtentheils vom Auslande getragenen Wasserzölle) in runder Summe 5 Mill. Thlr oder c. 2 $\frac{7}{8}$ Thlr per Kopf der Bevölkerung. Diese Summe vertheilt sich (nach den Zahlen von 1850—51) ungefähr zu gleichen Hälften auf die directen und indirecten Steuern. Von den directen Steuern bringen die Realsteuern etwas über die Hälfte, die persönlichen Steuern etwas unter der Hälfte der gesammten directen Steuern auf.

Die Grundsteuer (veranlagt 1822—1826, mit fünfjähriger Reclamationsfrist bis 1831) beträgt, die Besteuerung der Domainen eingeschlossen, ca. 1,300,000 Thlr Br., d. i. nominell 10—11 Proc. vom Steuer-Capital (taxirten Reinertrage) der Ländereien, factisch aber theils wegen der moderaten Abschätzung, theils in Folge fortgeschrittener Cultur im Durchschnitte des ganzen Landes kaum 7—8 Proc., auf vielen Feldmarken nur 4—5 Proc. des durchschnittlichen Reinertrages; sie ist also im Vergleiche mit den meisten andern Ländern keineswegs hoch. Die Häusersteuer, nach sehr mangelhaften Gesetzen vom 20. Dec. 1822 und 3. Juli 1826 veranlagt, die durch nachträgliche Verfügungen noch verworrener geworden sind, bringt nur c. 169000 Thlr ein. (Vor Heranziehung der Vicentstädte und später der kirchlichen Gebäude zc. nur 122,000 Thlr). Dadurch, daß in den früher licentpflichtigen Städten die Häusersteuer und die volle, bis dahin nur zum halben Betrage ge-

hobene Grundsteuer an die Stelle der Mahl- und Schlachtsteuer trat, hat die Staatscasse über 53,000 Thlr verloren.

Als persönliche directe Steuern bezeichnet und umfaßt das geltende Gesetz vom 21. Oct. 1834 die Personensteuer, Gewerbesteuer, Besoldungssteuer und Einkommensteuer. Die Personensteuer, welche die ganze steuerfähige Bevölkerung trifft, ist die wichtigste; sie bringt über 800,000 Thlr ein und wird in 12 Klassen nach Steuerfähigen von 1 Thlr bis 56 Thlr erhoben.

Die Resultate dieser Steuer bestätigen den Erfahrungssatz, daß die Unbemittelteren, weil sie die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, eine Steuer-Einnahme zur Staatscasse liefern, welche auch durch die schärfste Besteuerung, selbst durch Vermögens-Beraubung der Wohlhabenderen neben Steuerbefreiung der Ersteren nicht zu ersetzen sein würde. 1845—46 lieferten zu der ganzen Summe von 813000 Thlr die drei höchsten Klassen mit den Steuerfähigen von 24 bis 56 Thlr nur 13,338 Thlr von 424 Contribuenten, die drei untersten Klassen dahingegen mit den Steuerfähigen von 1 Thlr bis 3 Thlr 4 qgr. die Summe von 559,693 Thlr von 437,560 Contribuenten, welche beide Ziffern ganz überwiegend auf die allerletzte Klasse fallen (328,128 Thlr und 346,923 Contribuenten). Außerdem gehören der letzten Klasse oder den letzten Klassen noch über 100,000 Steuerpflichtige an, welche zwar zur Steuer angesetzt, aber als sogenannte Non-Valenten von derselben befreiet werden: ein Beweis, wie schwierig es ist, von der arbeitenden Bevölkerung directe Beiträge zu der Staatscasse zu erlangen.

Neben dieser Personalsteuer erscheinen die drei Specialsteuern des Gesetzes von 1834 von unter-

geordneter finanzieller Bedeutung: die Gewerbesteuer mit c. 143,500 Thlr., die Besoldungssteuer mit c. 78,600 Thlr., die Einkommensteuer mit c. 33,700 Thlr (1850—51). Es muß auf den ersten Blick auffallen, daß sämtliche Gewerbe des Königreiches (Handel und Schifffahrt, Fabrikwesen, Handwerke, landwirthschaftliche Pachtungen und mancherlei Dienstgewerbe) noch nicht das Doppelte der Summe aufbringen, welche die geistlichen und weltlichen Beamten und die ihnen in Steuersachen gleichgestellten Aerzte, Advocaten, Privatlehrer zc. contribuiren; so wie daß die Einkommensteuer nicht einmal die Hälfte der Besoldungssteuer abwirft. Nach den Zahlen von 1845—46 (Lehzen S. 355) erlegten 85428 Gewerbetreibende (außer welchen noch 2470 zahlungsunfähige Gewerbetreibende vorhanden waren) 124769 Thlr Gewerbesteuer, also durchschnittlich noch nicht $1\frac{1}{2}$ Thlr auf den Kopf (den einzelnen Betrieb), während 16609 Besoldete und ihnen gleichgestellte Contribuenten 71193 Thlr = c. $4\frac{1}{2}$ Thlr per Kopf zahlten*). Offenbar sind die höheren Gewerbetreibenden in Hannover, obgleich seit 1834 stärker herangezogen, immer noch zu sehr geschont und im Vergleiche mit ihnen die Besoldeten prägravirt.

Bei dem ausgedehntesten, mit eigenem Vermögen betriebenen Geschäfte zahlen z. B. die Bankiers höchstens 150 Thlr Gewerbesteuer und 56 Thlr Personalsteuer = 206 Thlr, Fabrikanten höchstens 100 Thlr Gewerbesteuer und 28 Thlr Personalsteuer = 128 Thlr (— man vergleiche damit die Besteuerung solcher Gewerbetreibenden in Preußen durch die Gewerbesteuer und die classificirte Einkommensteuer —); der Minister dahin-

*) Befreit von der Besoldungssteuer sind nur die, welche weniger als 100 Thl. Einkommen haben.

gegen hat bei einer für diese Stellung und den Wohnort Hannover knappen Besoldung von 4000 Thlr schon 120 Thlr Besoldungssteuer und 56 Thlr Personalsteuer = 176 Thlr zu erlegen.

Die Einkommensteuer trifft in Hannover die von ausstehenden Capitalien, von Actien, Kuxen, Pfandbriefen, Staatsobligationen, gutherrlichen Berechtigungen zc. erlangten Renten oder rentenähnlichen Einkünften mit $2\frac{1}{2}$ Proc. unter Befreiung des Einkommens von 150 Thlr oder weniger *). Der geringe Ertrag dieser Steuer läßt nicht etwa auf Capital-Armuth des Landes schließen, sondern erklärt sich einfach aus den ungenügenden und uncontrolirten Declarationen. 1845 — 46 zahlten diese Steuer

Angestellte	mit	9450 Thlr
Gewerbetreibende	"	3060 "
Grundbesitzer	"	1914 "
andere Pflichtige	"	14923 "
<hr/>		
3354 Personen	=	29347 Thlr.

Die Angestellten allein (mit Einschluß von Ärzten, Advocaten, Lehrern) trugen also ungesähr den dritten Theil zu der Summe bei. Sollte wirklich der dritte Theil des zu dieser Steuer pflichtigen Einkommens in ihren Händen sich befinden oder muß man vermuthen, daß diese Klasse der Bevölkerung gewissenhafter declarirt, als die übrigen Klassen?

Die indirecten Steuern lieferten 1850—51:

*) Diese 150 Thlr werden auch bei höherem Einkommen in Abzug gebracht, so daß z. B. bei 950 Thl. Einkommen nur für 800 Thl. contribuiert wird. Seltsamer Weise sind bis 1852 die Brauereien und Brennereien der Einkommensteuer statt der Gewerbesteuer unterworfen gewesen.

Einfuhrzölle .	1571039	Thlr
Durchfuhrzölle	111629	"
Ausfuhrzölle .	29748	"
Branntweinsteuer .	561779	"
Biersteuer	39914	"
	<hr/>	
	2314109	Thlr
U: Antheliszahlungen für fremde Enclaven zc.	118789	"
	<hr/>	
	2195320	Thlr
Dazu Stempelsteuer	169410	"
— Salzsteuer	119065	"
	<hr/>	
	2483795	Thlr.

Lehzen schildert S. 357 ff. die allmähliche Entwicklung des hannoverschen Zollwesens, welches sich erst seit 1817 schwerfällig und langsam aus den mittelalterlichen Landzöllen herausgearbeitet hat. Epoche macht hiebei, nachdem der zu Cassel 1828 abgeschlossene sogen. mitteldeutsche Handelsverein von vorne herein verunglückt war, die Stiftung des Steuervereins durch Vertrag von 1835 mit Braunschweig, 1836 mit Oldenburg, 1838 mit Schaumburg-Lippe; Braunschweig trat 1841 wieder aus dem Verbande.

Der Ertrag der Einfuhrzölle stieg im Steuervereine fast von Jahr zu Jahr und wurde selbst durch die dem Zollvereine so nachtheiligen Jahre 1848 und 1849 nicht erschüttert. Denn es betrug derselbe im Durchschnitt der drei Kalenderjahre 1847. 48. 49 = 1,824000 Thlr, wovon auf den hannoverschen Antheil 1,565,000 Thlr fielen = $27\frac{1}{4}$ Sgr. auf den Kopf der zu 1,719,000 Einw. angenommenen Bevölkerung, während gleichzeitig im Zollvereine die Einfuhrzölle mit der Rübenzuckersteuer $24\frac{1}{2}$ Sgr. per Kopf brachten. Wie nun nach dem erfolgten Anschluß des Steuerver-

eins an den Zollverein diese wichtige Einnahme-Position (Durchgangs- und Ausgangszölle sind im Zollvereine von keiner Bedeutung mehr), sich stellen wird, muß sich erst zeigen. Trotz der neu-lichen Erhöhung der dem Einfuhrzolle hinzuzu-rechnenden Rübenzuckersteuer wird die Einnahme des Zollvereines wahrscheinlich noch mehr abneh-men, theils weil mit zunehmender Industrie das Bedürfniß der Einfuhr fremder Fabricate abnimmt, theils weil der Anschluß des Steuervereins durch beträchtliche Heruntersetzung der Zölle auf Colo-nialwaaren und Wein erkauft worden ist, welche auf eine Reihe von Jahren ungeachtet zunehmen-den Consums einen Ausfall in der Einnahme be-wirken wird, endlich auch weil die bisher zollpflich-tige Einfuhr des Zollvereins aus dem Steuerver-eine keine Einnahme mehr abwirft. Da aber Han-nover ein Präcipuum von 75 Proc. erhält, so wird die Brutto-Einnahme per Kopf wahrscheinlich eine höhere, als die bisherige des Steuervereins werden, hinsichtlich dessen von der Verzollung des letzten Jahres wegen der beschafften vorgängigen Ver-proviantirung mit fremden Waaren abgesehen wer-den muß. Sänke die Einnahme aus dem Einfuhrzolle auch z. B. auf 18 Sgr. per Kopf, so würde Han-nover immer noch über 1 Thlr per Kopf (ohne Aus- und Durchgangszölle) erhalten; und da Han-nover von der Gesammtheit der Importartikel überhaupt und von den, für die Zolleinnahme den Ausschlag gebenden Hauptcolonialwaaren nicht das volle Plus von 75 Proc. consumirt, so ist durch dieses Präcipuum jedenfalls die Garantie gegeben, daß, wie auch die Verzollung sich stellen möge, doch das was hannoversche Unterthanen an die Zollvereinscasse erlegen, auch vollständig wieder in die hannoversche Staatscasse zurückfließt.

Der Zollanschluß hat allerdings kostspielige Zoll-etablissements an mehreren Grenzpunkten erforderlich gemacht und also für das erste Jahr die Ausgaben vergrößert. Inzwischen wird durch die relative Verminderung der Controlkosten das Verhältniß der Netto-Einnahme zur Brutto-Einnahme ein günstigeres.

In Hannover betragen die Kosten der indirecten Steuern seither 19 Proc. (Lehzen S. 397). Ließen sich die Kosten des Zollwesens speciell ausscheiden, so würden, da die übrigen indirecten Steuern nicht so kostspielig sind, jedenfalls mehr als 19 Proc., vielleicht 25 Proc. zu berechnen sein, was den Kostensatz des Zollvereines (die gemeinschaftlichen und die von jedem Staate für sich abzuhaltenden Ausgaben zusammengerechnet) weit übersteigt.

Die Brannteweinsteuer, welche schon 1837—38 über 518,000 Thlr einbrachte, sank 1843—44 auf 376,000 Thlr, 1846—47 auf 263,500 Thlr, hauptsächlich in Folge der technischen Fortschritte der Fabrication, welche die Steuersätze überholte, deren nothwendige Erhöhung an dem Widerspruche der Stände, besonders der ersten Kammer scheiterte. Erst 1848 war die ständische Genehmigung hiefür zu erlangen, worauf auch die Einnahme wiederum auf den früheren Stand sich hob; 1849—50 = 586,000 Thlr; 1850—51 = 562,000 Thlr. Wahrscheinlich würde mit der weiter fortschreitenden Industrie der Brennereien diese Einnahme bald wieder vermindert worden sein, wenn nicht Hannover in Folge des Septembervertrages die höheren preussischen Sätze mit dem 1. Januar 1854 angenommen hätte.

Die Biersteuer bringt bei ihrem niedrigen Satze so wenig ein, daß ihre gänzliche Abschaffung wie-

derholt in Erwägung gezogen ist, da man eine Erhöhung nicht für rathsam hält; sie belästigt durch die nöthige Controle; auch benachtheiligt sie durch die Form ihrer Hebung die Production leichterer Biere.

Die Salzsteuer beträgt nur 8 ggr. per Ctnr*). Schon von 1818—1852 war der Preis des Salzes in Hannover (mit Einschluß der Steuer) ungefähr auf die Hälfte gesunken; seitdem ist noch ein weiteres Sinken eingetreten, so daß jetzt z. B. in Göttingen das calenbergische Salz zu 20 ggr. per Centner mit Einschluß der Steuer verkauft wird. Bei einer Verdoppelung der Steuer würden die Consumenten noch nicht die bis vor wenigen Jahren gewohnten, auch schon niedrigen Preise zahlen und die Finanzen eine Mehr-Einnahme von über 100,000 Thlr gewinnen, die zur Ermäßigung der zum Theil gar nicht beizutreibenden directen Steuern der Armeren zweckmäßig verwendet werden könnten. Wir würden sogar, trotz der gewöhnlichen Einwendungen gegen die Besteuerung des Salzes eine noch weiter gehende Steuererhöhung für ganz unbedenklich, ja für sehr nützlich halten, wenn sie mit einer weiteren Entlastung der unteren Volksklassen von directen Steuern in Verbindung gebracht würde und diese Entlastung nicht auf anderem Wege zu ermöglichen ist.

*) In Preußen ist in dem Regie-Preis von 3 Thlr per Ctnr etwa 2 Thlr Steuer enthalten; desungeachtet ist der menschliche Salzconsum, auf welchen andere Umstände mehr einzuwirken scheinen, als die Höhe der Preise, in Hannover gar nicht oder unbedeutend stärker, als in Preußen. Das zu landwirthschaftlichen und gewerblichen Zwecken bestimmte Salz wird in Preußen zu niedrigeren Preisen abgelassen und ist in Hannover seit 1850 von der Steuer ganz befreiet.

Endlich ist hier noch die Stempelsteuer zu erwähnen, welche durch das Hauptgesetz vom 4ten Sept. 1844 normirt und 1851 in Folge des neuen Gerichtsverfahrens in wesentlichen Theilen umgestaltet worden ist; den überwiegendsten Theil der Einnahme bringt das Stempelpapier ein (1850—51 = 137,000 Thlr); demnächst der Spielkartenstempel (24000 Thlr); die Einnahme aus dem Kalenderstempel und Zeitungstempel ist ganz unerheblich.

Die gesammte Brutto = Einnahme an directen und indirecten Steuern von reichlich 5 Mill. Th. verursachte 1850—51 einen Aufwand von 61900 Thlr (mit Einschluß der Kosten des Ober-Steuer-Collegiums) = c. 12 Proc. der Brutto-Einnahme.

Der Verf. beschließt den ersten Band mit einer Darstellung der Organisation der Steuerverwaltung S. 387 ff. Der Anschluß Hannovers an den Zollverein hat in dieser Beziehung mancherlei Umänderungen erforderlich gemacht.

Die wichtigeren (im Verhältnisse zu der Menge von Zahlenangaben nicht erheblichen) Druck- und Schreibfehler des ersten Bandes hat der Verf. in der Vorrede zur ersten Hälfte des zweiten Bandes berichtigt und daselbst auch einige Zusätze geliefert.

Indem wir vorläufig von dem Verf. Abschied nehmen, können wir nur wünschen, daß derselbe unbehindert sein Werk bald zu vollenden im Stande sein möge, und dürfen schließlich das Verdienst nicht unerwähnt lassen, welches die Leser des Werkes für die stattliche Ausgabe desselben der Hahn'schen Verlagsbuchhandlung schulden.

G. Hanßen.

D r f o r d

bei Fr. Macpherson 1852. *Epistola critica de quibusdam Aeschyli Sophoclis Euripidis fragmentis ad virum admodum reverendum Th. Gaisford, S. T. P. auctore Joanne Conington, M. A., collegii universitatis socio.* 16 S. in Octav.

Längst würde ich die Aufmerksamkeit deutscher Forscher auf diese kleine Schrift eines strebenden englischen Philologen durch eine kurze Anzeige hingelenkt haben, wäre sie mir nicht erst neulich gekommen. Kritische Arbeiten erhalten wir aus England jetzt selten, der Gebrauch der klassischen Sprache gehört gleichfalls zu den Ausnahmen, — und auch Hrn Coningtons Schriftchen zeigt, daß man sich ziemlich dem Lateinschreiben entfremdet hat: — ganz außergewöhnlich aber ist der bei uns im weitesten Umfange übliche Gebrauch, in kleinern, meist Gelegenheitschriften, Bemerkungen zu den alten Schriftstellern niederzulegen. Darum heißen wir diesen *libellus criticus* schon als seltenen Gast willkommen, in welchem Hr C. eine Reihe von Verbesserungsvorschlägen zu den Bruchstücken der drei Tragiker mittheilt. Unter diesen scheinen uns mehrere sicher oder doch sehr ansprechend. Um deutsche Gelehrte, welche sich mit den griechischen Tragikern ernstlicher beschäftigen, auf diese schätzbaren Versuche aufmerksam zu machen, will ich einige der gelungenern Emendationen herausheben, ohne mich auf eine Widerlegung der verfehlten einzulassen: denn auch an denen fehlt es nicht.

Aus den Karern oder der Europa des Aeschylus hat Stobäus Floril. 51, 26 die Sentenz erhalten:

ἀλλ' Ἄρης φιλεῖ

ἀεὶ τὰ λῶστα πάντα τὰν θρώπων στρατοῦ,
 oder mit dem üblichen Compendium *τανων*. Die
 Vorschläge Balckenaers (ἀμιᾶν), Erfurdt's (παν-
 τὸς ἀναίρειων) und Andrer genügen aus ver-
 schiednen Gründen nicht, selbst Hermann fr. 104
 weiß keinen Rath; Wagner fr. 96 bringt etwas
 Besseres vor, wenn er τὰνδρῶν ἐν στρατῷ
 empfiehlt. Sehr schön Hr Conington:

ἀλλ' Ἄρης φιλεῖ

ἀεὶ τὰ λῶστα πάντ' ἀπανθίζειν στρατοῦ.
 Er vergleicht den Vers aus den Phrygern des
 Sophokles, welchen die Neuern nach einem home-
 rischen Scholion schreiben:

Ἄρης γὰρ οὐδὲν τῶν κακῶν ληίζεται,
 während man früher mit Stobäus λογίζεται las.
 Beides genügt nicht: gegen ληίζεται macht Herr
 Conington namentlich geltend, daß es gegen den
 attischen Sprachgebrauch verstoße, welcher λήσο-
 μαι verlangt. Daher schreibt er sinnreich

Ἄρης γὰρ οὐδὲν τῶν κακῶν λωτίζεται
 und stellt damit dem Dichter eine auch von Ae-
 schylos gebrauchte Metapher her.

Σ. 9 wird in dem bekannten längern Bruch-
 stücke (fr. 306 Herm.) vom ἔπος, welches Ari-
 stoteles aufbewahrt hat, der vorletzte Vers, wel-
 cher stark corrumpt überliefert ist, dem Sinne
 nach vortrefflich, den Zügen nicht allzu fern, so
 restituirt:

ἀεὶ δὲ μίσει τῶνδ' ἀπαλλαγεῖς τόπων
 δρυμούς ἐρήμους ἢ πάγους ἀποικιεῖ.

Besonders aber gelungen ist die Herstellung von
 Sophokles' fr. 155 aus den Σύνδειπνοι, welches
 in den Scholien zum Ilias so geschrieben steht:

ὡ πάντα πρῶσσαν, ὡς ὁ Σίσυφος πολὺς
 ἐνδηλος ἐν σοὶ πανταχοῦ, μητρὸς πατῆρ.

Statt des widersinnigen *πατήρ* wagte Brunck schlechtweg *φθορεὺς* zu setzen, um den Gedanken wenigstens zu berichtigen. Neuere haben mit D. Schneider *βατήρ* oder *βάτης* conjiicirt. Das Richtige erkannte Hr Conington:

ὃ πάντα πράσων, ὡς ὁ Σίουρος πολὺν

ἰνδηλος ἐν σοὶ πάντα, χῶ μηρὸς πατήρ.

In dem verschmigten Schalk Odysseus erkennt der Sprechende die Ingredienzien nicht allein des angeblichen Verführers seiner Mutter, des Schlaufkopfs von Korinth, sondern auch seines mütterlichen Großvaters, des Autolykos, wieder.

Diese Proben reichen für unsern Zweck aus. Man könnte sehr zufrieden sein, wenn eine jede kritische Schrift von so geringem Umfange so erfreuliche Resultate abtrüge. Bemerket mag aber noch werden, daß Hr Conington kürzlich Berichtigungen und Nachträge in seinen *Remarks on some of the Greek Tragic Fragments* bekannt gemacht hat. Diese finden sich in der neuen Zeitschrift, welche in Cambridge seit dem vorigen Jahre unter dem Titel erscheint:

The Journal of classical and sacred philology.

Die uns bis jetzt vorliegenden zwei ersten Hefte — jedes Jahr sollen vier erscheinen und einen Band bilden — zeichnen sich durch werthvolle Arbeiten und reiche Mannichfaltigkeit des Inhalts aus. Indem wir daher dem neuen Unternehmen das beste Gedeihen wünschen, wollen wir nicht unterlassen, dasselbe bei dieser Gelegenheit der Aufmerksamkeit auch unsrer Landsleute bestens zu empfehlen.

F. W. S.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 12. Februar 1855.

L o n d o n

Church Missionary house, Salisbury Square, 1854. Polyglotta Africana; or a comparative vocabulary of nearly three hundred words and phrases in more than one hundred distinct African languages. By the Rev. S. W. Koelle, missionary of the Church Missionary Society. VI, 23 und 188 S. in Folio.

G e n d a s e l b s t

African native literature, or proverbs, tales, fables and historical fragments in the Kanuri or Bornu language. To which are added a translation of the above and a Kanuri-English vocabulary. By Rev. S. W. Koelle, Church missionary. XIV u. 434 S. in Octav.

Welche große Verdienste um die nähere Erforschung und Erkenntniß des ungeheuern afrikanischen Sprachengebietes der Verfasser sich erworben habe, berichteten wir schon neulich in St. 177 ff. des vorigen Jahrganges bei der Beurtheilung sei-

ner zwei früheren Werke über die Bei- und die Bornu-Sprache. Die hier folgenden zwei Werke, welche allen übrigen von dem Verf. in Afrika unter tausend schweren Mühen und Arbeiten gesammelten Stoff wohl geordnet und erläutert mittheilen, übertreffen an Wichtigkeit noch die früheren, und bieten der Wissenschaft solche Hülfsmittel, wie sie ihr wenigstens auf dem für uns bis jetzt so dürre gebliebenen afrikanischen Sprachengebiete in dieser Art noch nie zu Theil wurden.

In dem englischen Anbaue bei Sierra Leone, wo so vielerlei Schwarze aus den verschiedensten Strecken Afrika's zusammentreffen und dauernd wohnen, benutzte der Verf. die günstige Gelegenheit aus dem lebendigen Verkehre mit vielen hundert von ihnen so viel von ihren Sprachen und Mundarten zu erlernen als möglich; und seine sonstigen Arbeiten und Reisen auf jenen todeschwangeren Küsten kamen ihm dabei noch weiter zu Hülfe. Die Afrikanische Polyglotte, ein Werk wie es noch nie unter diesem Namen erschien, noch bis jetzt erscheinen konnte, gibt uns nun die Früchte dieser beschwerlichen Arbeit, nicht bloß verhältnißmäßig in großem Reichthume (wenn gleich immer nur erst einen kleinen Theil von dem ungeheuer üppigen afrikanischen Sprachengewirre bietend), sondern auch in guter Uebersicht und leichter Ordnung. Es sind gerade 200 Sprachen, aus welchen der Verf. hier sein Werk zusammensetzt: manche von diesen unterscheiden sich freilich nur mundartig von einander, daher der Verf. in der Aufschrift seines Werkes auch nur von mehr als hundert Sprachen zu reden vorgezogen hat; die meisten von ihnen waren aber bis jetzt unter uns kaum dem Namen nach bekannt. Die Anlage des Werkes ist aber diese, daß es gegen

300 englische Wörter oder kurze Sätze sind, welche gleichmäßig nach allen diesen Sprachen wiedergegeben werden: nach diesem Verzeichnisse, welches von den Zahlwörtern an die nächsten und wichtigsten menschlichen Begriffe enthält, hatte der Vf. seine vielen hunderte von Negern verhört und alle Sorgfalt angewandt, zuverlässige Wörter aus ihrem Munde niederzuschreiben. Es gelang ihm zwar nicht, alle diese Plätze bei jeder der 200 Sprachen auszufüllen, theils weil einzelnen Sprachen auch einige dieser einfachsten Begriffe fehlen, wie es einige (aber sehr wenige) afrikanische Sprachen gibt, welche im buchstäblichen Sinne nicht über 5 zählen können, theils weil manche seiner Schwarzen nach vieljähriger Abwesenheit von ihrem Vaterlande sich nicht mehr so genau auf alle Wörter besinnen konnten: doch sind diese Lücken nicht sehr zahlreich. Auch versteht sich, daß Herr Koelle nur einige, bei weitem aber nicht alle diese Sprachen ganz vollkommen und vollständig erlernte, wozu schon seine Zeit nicht ausreichte: er ist daher auch bescheiden genug, gewisse Unvollkommenheiten seiner Wortverzeichnisse zuzugeben, da es immer bedenklich ist, aus einer nicht völlig verstandenen Sprache einzelne Worte sich zumal von nichtsprachgelehrten Menschen herauszuholen zu lassen. Allein gegen viele hier mögliche Mißverständnisse schützte ihn schon der sorgfältige Eifer, die so verschiedenen Sprachen zugleich stets auch nach ihren Ähnlichkeiten und Verwandtschaften zu erkennen und zu beschreiben. Die 300 Wörter und Sätze sind aber so gewählt, daß man an ihnen die verwandten oder nicht verwandten Sprachen sehr wohl erkennen kann.

Der Verf. gibt daher in der Vorbemerkung einen sehr dankbar aufzunehmenden Versuch so viele

Sprachen nach ihren Verwandtschaften bestimmter zu ordnen. Auch nennt er bei jeder einzelnen Sprache seine Gewährsmänner und theilt bei der Gelegenheit über die Abstammung die Schicksale und die volklichen Eigenthümlichkeiten so vieler verschiedener Schwarzen sehr unterrichtende Erkundigungen mit. Wirklich sind diese Nachrichten aus dem Munde der mannichfaltigsten Schwarzen selbst in vieler Hinsicht weit wichtiger als die Bemerkungen flüchtiger europäischer Reisender durch solche Gegenden. Aus den Erzählungen solcher Schwarzen erhellt z. B., daß, wenn auch die meisten an den Seeküsten zu verkaufenden Slaven ihre Freiheit nur durch Menschen-Diebstahl, Krieg, Haushaß und andre der schlimmsten Laster verloren haben, nicht wenige doch auch bloß als in ihrem Vaterlande schwerer Verbrechen Ueberführte verkauft werden. Besonders wichtig sind noch die vielen Bemerkungen über die örtlichen Verhältnisse jener uns ganz unbekanntem Länder, die Lage und Wohnung der Völker, die Reisewege und Entfernungen, welche der Verf. aus dem Munde der Hunderte von Eingebornen so vorsichtig und reichhaltig als möglich einsammelte. Auch hat danach so wie nach anderen neueren Erforschungen der rühmlich bekannte Geograph Aug. Petermann eine große Charte vom westlicheren Afrika und großen Theilen des südlichen entworfen, welche eine sehr dankenswerthe Zugabe des Werkes bildet.

Von nicht minderer Wichtigkeit ist das zweite Werk. Es war gewiß ein glücklicher Gedanke, die Erinnerungen und Erzählungen eines Schwarzen aus uns noch ganz unbekanntem Lande nach seiner eignen Sprache und in der möglich größten Nähe seines Vaterlandes niederzuschreiben und sicher erklärt den Europäern vorzulegen. Dies

bringt zunächst der Sprachenkunde den besten Nutzen. Wir sahen in der vorigen Anzeige, wie geschickt und wie erschöpfend der Verf. die Kanuri- oder Bornu-Sprache beschrieb, welche als am Tschadesee fast mitten in der nördlichen Hälfte Afrika's von einem offenbar einst sehr mächtigen und nicht ungebildeten Volke geredet uns bis dahin gänzlich unbekannt war. Er gibt nun hier die beste Fortsetzung dieses Werkes in einer Menge von größeren und kleineren Stücken lebendiger Rede in Kanuri-Sprache, wie er sie in langem Umgange mit einem nach Sierra Leone verschlagenen und doch noch mit einer Menge ebendahin kommender Landsleute verkehrenden Gliede dieses Volkes aus seinem Munde mit unverdrossener Treue niederschrieb. Ohne solche größere Lehrstücke bleibt jede Beschreibung einer Sprache sehr unvollkommen.

Aber auch abgesehen von der sprachlichen Seite sind diese Zeugnisse afrikanischer Rede für unsre Erkenntniß afrikanischer Dinge äußerst lehrreich. Nachdem wir auf diesem Boden so viele der besten Europäer ihren Drang nach Erkenntniß des größten und schmerzlichsten Länder- und Völker-räthsels mit dem Tode haben büßen sehen und so eben erst wieder die sichere Kunde vom Tode unseres ausgezeichneten Landsmannes Dr Barth vernommen haben, könnte es gar scheinen, als ob sich der über jene Länder gedeckte schwarze Schleier nur durch solche zuverlässige Mittheilungen von Eingebornen für uns lüften lasse, und als sei es den Europäern für ewig versagt auch in jenen Gegenden zu reisen und zu siedeln. Wir möchten diese Furcht und diese Entmuthigung zwar nicht theilen: es ist gewiß nicht bloß die Himmelsgegend und die Luft, welche den Europäern dort so tödlich ist, und deren Verderben doch nur auf

einzelne ungünstig gelegene Strecken des ungeheuern Flächeninhaltes einwirken könnte; es ist am meisten die menschliche Verwüstung und Verwilderung, welche in neuern Zeiten theils durch den blutdürstigen Islam, theils durch europäische üble Gelüste immer rascher entwickelt jene weiten Länder verödet und vergiftet hat, während die Geschichte ewig lehrt, daß die Gesundheit und Bewohnbarkeit eines Landes mit der Güte der Bewohner selbst wächst. Aber wie jetzt die Zustände sind, werden die glaubwürdigen Berichte von Eingebornen für uns immer die nächste und reichste Quelle von Kenntniß jener Länder und Völker bleiben; und auch die hier mitgetheilten haben für uns nach mancher Seite hin einen hohen Werth.

Wir sehen noch zu Anfange dieses Jahrhunderts westlich von jenem Tschade=See in weiten fruchtbaren Strecken das Bornu=Reich sich ausbreiten, mit den altererbten Sitten und Gebräuchen eines einst blühenden mächtigen Königthumes, mit ruhig ansässigen Einwohnern, Ackerbau und Künsten aller Art. Der König hatte eine Menge Vasallen; und nicht nur der ungarische, auch dieser Bornu=König schwang am Tage seiner Einweihung unter freiem Himmel sein Schwert nach jeder Himmelsgegend, zum Zeichen daß hier ein nach allen Seiten hin wohlgeschütztes, stets kriegsfertiges starkes Reich bestehe. Doch zog er nach alter Sitte nicht gern selbst in den Krieg: sein Kriegsheer bestand seit alter Zeit aus 12 Reiter-schaaren, jede mit einer besondern Fahne; den Oberbefehl vertrauete der König für jeden Kriegszug einem Unterthanen an, dem er am meisten Vertrauen schenkte (vergl. die Bemerkung in dem überhaupt an weiteren Erörterungen sehr reichen Wörterbuche S. 259 f.). Vom Christenthume scheint dieses Reich nie berührt gewesen zu sein, anders

als sein östlicherer Nachbar in dem alten Aethiopien: da brach gegen den Anfang dieses Jahrhunderts die ganze Eroberungs- und Zerstörungslust des Islam's durch einen Mann aus dem Volke der Phula's über es herein, dessen Einbildung sich von Muhammed selbst dazu aufgefordert fühlte; und nichts hat seitdem das innere Afrika so verheert und den europäischen Slavenhändlern an der Küste in die Hände gearbeitet als die neue Macht der Phula's. Der Islam mit seinem Korane ist nun hier überall eingedrungen und macht stets noch mächtige Fortschritte, aber Alles ist dadurch nur noch schlimmer geworden. Nichts ist so zerstörend als eine menschliche Einbildung, welche trotz ihrer Verkehrtheit in ihrem völligsten Rechte zu sein meinen darf: aber diese selbe Einbildung hat ja Persien, Kleinasien und wie viele andre uns wohl bekannte Länder seit so vielen Jahrhunderten bis in unsre Zeit immer unheilbarer zerstört, und bedrohet auch uns stets mit ganz derselben Verwüstung, wenn wir ihr nicht auf die rechte Art zuvorkommen.

Daneben enthalten diese Mittheilungen auch für den Naturforscher manches Wichtige, wie die Berichte über die verschiedenen Arten von Schlangen, Heuschrecken und andern Naturgegenständen jener so unbekanntem Gegenden beweisen. Und endlich dürfen wir den bedeutenden Nutzen nicht übersehen, den sie uns zur richtigen Beurtheilung des größten Gegenstandes auch der Naturforschung, des Menschen, mit einer Sicherheit darreichen, welche wir sonst leicht vermissen. Daß noch immer mitten unter uns, sogar unter gebildeten und wissenschaftlichen Männern, die schwersten Vorurtheile gegen die Schwarzen ihrem geistigen Wesen und Werthe nach herrschen, ward auch in diesen G. N. erst noch im vorigen Jahrgange S. 681 ff.

bei Gelegenheit des Gobineau'schen Werkes des *races humaines* besprochen. Eine sehr gute Widerlegung solcher Verkennung des Besten im Menschengeschlechte gibt uns nun dieses Werk in seinen reichen und zuverlässigen Mittheilungen über den geistigen Zustand der Schwarzen selbst. Diese Erzählungen und Erinnerungen, diese aus dem tiefsten Volksleben geschöpften Betrachtungen, Urtheile und Erkenntnisse, Sprichwörter und Thierfabeln, lassen uns nicht entfernt an ein Volk denken, welches geistig hinter uns selbst zurückstehend geschaffen sei, und ewig auf dieser seiner jetzigen Stufe stehen bleiben müßte, auf welche es nur durch die Schuld der Zeit herabgedrückt ist, eine Schuld, an welcher seine europäischen Ankläger mit den Clavenhändlern selbst keinen kleinen Theil tragen. Auch mehrten sich in der neuesten Zeit von andern ganz davon unabhängigen Seiten aus die Beweise für dieselbe Wahrheit. Es ist schwer jetzt ein afrikanisches Volk von Schwarzen zu finden, welches noch gar nicht durch die Berührung sei es mit dem Islam oder mit den Clavenhändlern an der Küste gelitten hat. Neulich ist aber ein solches südlich vom Aequator in den Dwamp'o's wirklich entdeckt, wie sein erster Besucher und Beschreiber Francis Galton in dem Reiserwerke über das südliche Afrika gezeigt hat. Dies Volk erregte durch seinen Sinn für Ordnung und Frieden, seine Klugheit, Arbeitsamkeit und Unverdorbenheit nicht wenig die Bewunderung seines Entdeckers, der sich in ihm ebenso von der einen Seite sicher und geschützt von der andern (weil er unter ihm den europäischen Stolz und die Eigenmacht ablegen mußte) gedrückt und beengt fühlte wie wenn ein Schwarzer unter uns reis't. Wir dürfen also hoffen, daß solche Vorurtheile, welche auf die seltsamste Art gerade in unserer neuesten Zeit doppelt verstärkt wiederkehren wollen, endlich ganz verschwinden. Und schon das Bestehen und Wirken solcher Gesellschaften unter uns wie die, deren Dienste unser Vf. seine Kräfte widmet und für deren letzte Zwecke auch alle solche sprachliche Werke dienen, würde völlig sinnlos sein, wenn diese neu belebten Vorurtheile einen sichern Grund hätten und wirklich von verständigen Christen getheilt werden könnten.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. 27. Stück.

Den 15. Februar 1855.

Stuttgart und Tübingen

J. G. Cotta'scher Verlag 1854. Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten. Herausgegeben von A. Kestner, k. hanov. Legationsrath, Minister-Residenten bei dem päpstl. Stuhl in Rom. VIII u. 305 S. in Octav.

Welche Stelle der Roman „Werther's Leiden“ in der Romanenlitteratur überhaupt und in der Deutschlands insbesondre einnimmt, darüber sind die zuständigen Beurtheiler einig. Man wird jedoch jüngere Personen unter den jetzt Lebenden daran erinnern dürfen, daß wenige deutsche Werke durch ihren Stoff eine hinreißendere, durch ihr künstlerisches Ganzes eine bildendere Wirkung hervorgebracht haben. Thatsache und Grundvorstellung genau kennen zu lernen, aus denen ein solches Meisterwerk der Kunst entsprungen sei, kann nun immer nicht anders als höchlich anziehen und belehren. Goethe selbst hat in den Mittheilungen aus seinem Leben die Entstehung dieses Romans, sowohl dem Stoffe nach, als mit einem

Blick auf die überwältigende Unfreiwilligkeit des darin ausgeprägten Gemüthszustandes, andeutend zu erläutern gesucht. Allein es fehlte bisher noch viel zur vollständigen Erklärung. Wir müssen daher ein Buch willkommen heißen, das diesen Mangel ergänzt. Es gehört keineswegs zu der verwässernden oder zu der conjecturirenden Goethe-Litteratur, nicht zu denjenigen Schriften, in welchen die Verfasser, neben kleinlich fleißiger Wörter- und Bezugs-„Ausdeutung“ ad modum Minellii, auch die ganze Vorgeschichte des Stoffes aus griechischen Mythen, oder andern Quellen, und deren spätern Zudichtungen, in breiter Ueberladung, — dann ferner die Auseinandersetzung der vermeintlichen Intention des Dichters, — endlich auch noch mit gespreizter Belesenheit alles gelegentlich Einfallende und dazu wiederum Herbeigezogene aufstischen; woraus denn schließlich ein dichter Filz von Ungenießbarkeiten sich zusammenleimt, von welchem die echte Philologie und Kritik sich längst losgemacht hat. — Wir wünschen den Schöpfer eines ausgezeichneten Kunstwerkes, die Erregung seines Genius, seine Weise zu schaffen und zu vollenden, seine Studien, sein Gemüth, seinen Charakter und seinen Tact, d. i. seine beherrschende Mäßigung, kennen zu lernen, Die Aesthetik, deren Sätze von einem großen Künstler berichtet und erweitert werden, will ihm ablauschen, was sie nur von einem Meister lernen kann. Daher müssen Mittheilungen über Goethe, wie sie sein Briefwechsel mit Schiller, mit Zelter, mit Merck, seine Briefe an Frau von Stein, seine Gespräche mit Eckermann und ähnliche Sammlungen, welche den Stempel der Treue an sich tragen, in reichem Maße darbieten, zu erfreulichster Belehrung dienen.

In der Reihe der zuverlässigen Aufklärungen dieser Art nimmt nun das vorliegende Buch einen der vornehmsten Plätze ein, wenn nicht den ersten. Denn dasselbe bestätigt bis zur unmittelbaren Anschaulichkeit, daß Werther's Leiden das gesunde Natur-Erzeugniß jenes bewunderten und bewunderungswürdigen Geistes war; und zwar dasjenige, durch welches sich Goethe's Eigenthümlichkeit zuerst vollständig offenbarte. Diese besteht nämlich in der Darstellung eben so natürlicher, als tief ergründeter Wahrheit, welche, aus dem concreten, wirklichen Leben erzeugt, zugleich die Schönheit selbst ist. Die ernste Treue und Tiefe zeichnet unsern Dichter vor allen andern unsrer Nation aus. Er ist überall abhold jener Philisterei, Phantasterei und dem Dienste präoccupirender Theorien, die statt des Tageslichts nur ein Mondscheinbild geben.

Darum darf die anzuzeigende Brieffsammlung, deren Mittheilung wir der Familie des, leider, kurz vor dem Erscheinen des Buches verstorbenen Legationsrathes Kestner zu Rom, des eigentlichen Herausgebers, verdanken, einen sehr hohen Werth in Anspruch nehmen. Vom Augenblicke der Empfängniß, dann die Zeit des Gedeihens hindurch bis zur Gelurt, erblicken wir das Erzeugniß des Genius vor uns, wie es allmählig sich gestaltet. Seine Werkstatt ist vor uns geöffnet. Auch gewahren wir hier im Keime schon Alles, was Goethe funfzig Jahr später seinem Freunde Zelter so ausdrückt: man dürfe, um echter Künstler zu werden, nicht stecken — „in dem seichten Dilettantismus der Zeit, der in Alterthümelei und Vaterländerei einen falschen Grund, in Frömmerei ein schwächendes Element hegt, eine Atmosphäre, worin sich vornehme Weiber, halbkennende Gönner

und unvermögende Versuchler so gerne begegnen; — wo eine hohle Phrasensprache, die man sich gebildet, so süßlich klingt, ein Maximengewand, das man sich auf den kümmerlichen Leib zugeschnitten hat, so nobel kleidet; wo man, täglich von der Auszehrung genagt, an Unsicherheit kränfelt, und, um nur zu leben und fortzuwebeln, sich aufs schmählichste selbst belügen muß.“

Das Buch enthält 142, mit löblicher diplomatischer Genauigkeit in meist seltsamer Orthographie und Interpunction abgedruckte, Stücke, größtentheils Briefe und kleine Zuschriften von Goethe an Kestner, den Vater des Herausgebers, den Verehrer, darauf Verlobten, dann Gatten von Charlotte Buff; dazu kommen Brief=Entwürfe und Briefe von Lekterem an seine Freunde, Notizen aus seinem Tagebuche, seine an Goethe (der damals schon von Wehlar nach Frankfurt zurückgekehrt war) geschickten Nachrichten über Jerusalems Tod; ferner Goethe's Briefe an Lotte, an deren Bruder und an deren Schwester; endlich einige Schreiben von Goethe's Schwester und von seiner Mutter. Die Sammlung umfaßt die Hauptperiode vom August 1772 bis Ende Decembers 1773, dann mit Unterbrechungen die Zeit bis zum Julius 1798. Beigegeben sind Lottens Brustbild, Goethe's Silhouette, zwei Facsimile von ihm und eine Nachzeichnung des Billets, durch das Jerusalem sich die Pistolen von Kestner erbeten.

Das Bedeutendste in dem Buche wird für den Aesthetiker die unmittelbare Anschauung sein, die dasselbe von der Erzeugung des Romans aus concreten Lebensverhältnissen darbietet. Sie sind mit der vollen Kraft jugendlichen Gefühls aufgefaßt, aber nicht minder mit dem Lichte tief eindringender Betrachtung erforscht, und unabsichtlich mit

jenem Zauber ausgesprochen, der nur denen natürlich ist, die ihre Kunstschöpfung in gewissem Sinne selbst durchlebt haben. Diese vorzüglich bei den Griechen, und in andrer Weise bei Shakespeare, bemerkliche Verbindung einer vollen Wahrnehmung, der nichts entgeht, und der tiefsten Erwägung, die Alles durchforscht, bleibt die Vorbedingung der höchsten Poesie. So richtig ist es, daß beim Künstler vor allen Dingen Wahrheitsliebe erforderlich ist, Wahrheitsliebe in der Auffassung, Wahrheitsliebe in der Reinigung und Abspiegelung. Aller künstliche Ersatz dieser Treue bleibt ohnmächtig. Nicht Speculation, Abstraction oder theoretischer Kunstbau kann sie ersetzen; nur wenn diese Hülfen, mit der unmittelbaren Auffassung des Concreten sich zu verbinden, Bescheidenheit und mindestens Ahndung der Wahrheit haben, können sie etwas Beachtungswerthes erzielen. Aber die Impotenz der dichtenwollenden Mühseligen, mögen sie in Tönen, Farben oder Worten etwas Eigenes halbverzweifelnd zu haschen suchen, offenbart sich sogleich, wenn man sie mit denen vergleicht, welche nicht mit Rechenpfennigen zählen. In dieser Beziehung ließen sich noch viele Betrachtungen an die Lehren anknüpfen, welche uns diese Brieffammlung mittels unverfälschten Beispiels vor Augen stellt.

Neben dem Ergebnis für die Poetik gewährt sie uns eine vollständige Aufklärung über das schöne und reine Verhältniß zwischen Goethe und dem höchstachtbaren Verlobten Lotzens. Es mag ein innigeres Band der Freundschaft und der Treue unter zwei jungen Männern kaum zu erdenken sein, die, wie groß man die Verschiedenheit unter ihnen auch befindet, einander richtig erkennen und würdigen. Gegen den wirklichen Kestner steht, wie

dieser auch erinnert, Albert im Roman weit ungünstiger; aber in poetischer Rücksicht gewiß mit Recht. Der feine künstlerische Tact Goethe's duldet neben Lotte und Werther nicht noch eine Person in solcher Hervorhebung, daß die Einheit des Werks sich dadurch gestört fände. Ja, wir glauben im Roman eine besondre Erhöhung Lottens darin erblicken zu müssen, daß sie in ihrer fleckenlosen Treue gegen Albert nicht schwankt und die zuverlässigen Tugenden desselben fürs Leben dem bestechenden Glanze Werthers vorziehet. — Welchen Mangel Napoleon in der bekannten Unterredung mit Goethe an dem Romane gerügt, darüber enthält natürlicher Weise auch die gegenwärtige Mittheilung kein helleres Licht.

Dagegen liefert sie uns ein treffendes Bild des Geistes und des Charakters unsers Dichters aus jener Jugendzeit. Seine begeisterte Liebe zur Natur und Natürlichkeit, sein offenes, leicht gerührtes Gemüth, die Energie seines Willens, seine Unbefangenheit und gründliche Redlichkeit im Benehmen, sein kindlich-zarter Sinn neben der überaus mächtigen, doch unverschrobenen und unübertriebenen Sentimentalität, sein tüchtiger Fleiß in den Arbeiten für Beruf und Kunst, sein billiges, rücksichtsvolles Verfahren gegen Andre, — das Alles tritt uns deutlich vor Augen, und zwar vereint mit der sittlichen Kraft seines Entschlusses. Von der Geliebten reißt er sich schmerzlichst los, wohl erkennend, daß ihm die Flamme der, eben wegen ihrer Reinheit noch gewaltigern, Leidenschaft für dieses sein Ideal weiblicher Liebenswürdigkeit über den Kopf wachsen werde und müsse, wenn er nicht fliehe; und unangekündigt führt er den Entschluß zur Flucht aus, um jedem Hindernisse in ihm und außer ihm vorzubeugen. Seine Achtung vor

dem durchaus innigen und edeln Verhältnisse zwischen Kestner und Lotte ist unverkennbar ausgeprägt. Als nun die Katastrophe Jerusalems eintritt, erkennt Goethe den Abgrund, der vor seinen Füßen gelegen, — und in dem Augenblick ist der Roman entsprungen, aus dem Concretesten eigener und fremder Erlebnisse mit Bewußtsein empfangen und mit dem Geiste praktischer Psychologie befruchtet. Daher denn jene ungesuchte, wahrhaft originale Weise des Ausdrucks, gleichsam kürzesten Weges aus Herzblut und Geistesblitz durch die Feder aufs Papier.

Keser. versagt sich, aus der großen Zahl merkwürdiger Züge der vorliegenden Mittheilung mehrere hervorzuheben. In ihnen ist schon der ganze künftige Goethe zu ahnden, wie er sich in seinen Werken von 1772 bis 1832 zeigt. Wenn aber, nach der Aeußerung eines öffentlichen Blattes, manche Beurtheiler der Meinung zu sein scheinen, es sei zu bedauern, daß Goethe nachher Staatsdienste angenommen, für diese sich ebenfalls gebildet, Naturwissenschaften getrieben und Manches versucht habe, was seinem in den siebenziger Jahren gezeigten Dichterberufe fern gelegen, ja daß er wegen seines Hoflebens den Musen minder treu geblieben, wenigstens außer Stande gewesen sei, solche naïv-einfache und (scheinbar) excentrisch-originale Werke zu schaffen, wie der Götz und der Werther sind: so möchten wir einer ähnlichen Einseitigkeit nicht beistimmen, welcher wohl zu entgehen scheint, daß jedes der Goethe'schen Hauptwerke aus allen Perioden seiner Dichtung bis einschließ-lich zum Divan und zweiten Theile des Faust, — so verschieden ihr Verdienst auch ist, — einen Reichtum originaler Schönheit und tiefster Lebenskunde enthalten, welchen wir, außer den Grie-

chen und Shakspeare, bei keinem Dichter finden und welchen nur ein so mannichfach ausgestatteter Kreis thätigsten Lebens sammeln lassen konnte. Der reife Goethe, der Greis, der Seher am Rande des Grabes, blieb immer seiner ersten Lorbeerkränze würdig.

Außer der vollständigen Befriedigung, welche dieser Beitrag zur Goethe-Litteratur über das Verhältniß zwischen Lotte, ihren Gatten und Goethe gewährt, macht das Buch uns aber auch in der Einleitung mit dem Herausgeber, einem Sohne Lottens bekannt, der in diesem Vorworte mit einsichtigster Beurtheilung des Goethe'schen Genius, mit einer Piätät und einer geschichtlichen Genauigkeit von den drei wichtigsten Personen dieser Briefsammlung geredet hat, wie man es nur von einem mit dem Würdigsten vertrauten, gleichgestimmten Kenner ästhetischer und moralischer Schönheit erwarten kann. Daß dem Sohne daran lag, den ganzen reinen Adel jenes Freundschaftsbundes der beiden verbrüdereten Männer und Lottens, unter Nachweisung der Belege, auf das deutlichste darzustellen, macht uns auch von dieser Seite den trefflichen Herausgeber werth. Ihm und seiner verehrten Familie, die uns den Schatz dieser Sammlung nicht hat länger vorenthalten wollen, spricht der Referent, außer dem Danke vieler, deren Aeußerungen über die willkommene Erscheinung er vernommen, auch den seinigen um so mehr aus, als er nicht hoffen konnte, nach der vor achtzehn Jahren in diesen Blättern geschriebenen Anzeige von Eckermann's Gesprächen, aus der letzten Lebenszeit des Dichters, auch noch den Genuß zu haben, die Belege zu einem Werke seiner Morgenröthe anzuzeigen.

B e r l i n

Polybii Historiarum Excerpta Gnomica in palimpsesto Vaticano LXXIII Aug. Maii curis resignato retractavit Theodorus Heyse. VI und 96 S. in gr. Quart.

Als J. Bekker das uns von des Polybius Geschichtswerke Erhaltene bearbeitete, erschien ihm eine neue Vergleichung des palimps. Vatic. 73 nothwendig, der von des Constantinus VI. Encyclopädie den Titel *περὶ γνῶσιων* enthaltend, eine Reihe von A. Mai zuerst edirter Fragmente aus Polybius geliefert hatte. Er wandte sich deshalb an Hrn Th. Heyse. Dieser, damals von Rom abwesend, konnte den Wunsch Bekker's nicht erfüllen: doch einmal aufmerksam gemacht, unternahm er nach seiner Rückkehr eine genaue Vergleichung jenes Palimpsests und das Resultat derselben liegt in dem oben angezeigten Buche vor.

Während man in Deutschland wohl allgemein glaubte, A. Mai sei bei der Entzifferung des allerdings ungemein schwer zu lesenden Codex nicht mit der gehörigen Umsicht und Sorgfalt zu Werke gegangen, vermag Hr H. die Genauigkeit und das Geschick desselben kaum genug zu loben. Man könnte daher erwarten, Herrn H. Revision habe keine bedeutenden Resultate geliefert: allein obgleich durch die von A. Mai angewandten chemischen Mittel das Entziffern des cod. rescr. um sehr viel schwerer geworden, hat Hr H. in einer Menge von Stellen die Worte genauer gegeben, hat durchgängig den Raum der Lücken zuerst genau bestimmt, ferner den Druck so einrichten lassen, daß jede Seite und Zeile des Drucks denen der Handschrift entspricht, wodurch die Kritik erst eine sichere Grundlage erhalten, endlich auch die

aus den ersten fünf Büchern im Codex enthaltenen Fragmente zuerst mitgetheilt, wodurch man in den Stand gesetzt wird, das Verfahren des Epitomator im Excerptiren zu beurtheilen.

Dies die eine Seite von Hrn H. Arbeit. Da die Handschrift aber ungemein verdorben, so hat Hr H. gesucht, die Fehler derselben zu verbessern. Es sind von ihm auch sehr dankenswerthe Beiträge geliefert: er würde noch mehr geleistet haben, hätte er die Arbeiten von Geel, Lucht, Drelli und vor Allem von Spengel nicht bloß aus dem Didotschen Polybius, sondern vollständig gekannt. So ist nun viel Fehlerhaftes stehen geblieben: auch die von Hrn H. in Bergk u. Cäsar's Zeitsch. f. Alterthumswiss. 1847 Nr. 41 nachträglich gegebenen Berichtigungen schaffen bei weitem nicht alle Fehler weg. Denn falsch ist p. 58, 17, XV, 25, a κατὰ τὴν βασιλείαν, da nicht von einer Königin, sondern von einem Königreiche die Rede ist: βασιλείαν muß es also heißen: falsch ist p. 73, 24, XXIX, 1, f: τὰ δὲ χιλία καὶ πεντακόσια πέμψειν φέροντας ἔφη (Perseus) τοὺς περὶ Ἡολεμοκράτην εἰς Σαμοθράκην καὶ κεί μεσιτεύεσθαι: denn weder das Präsens, noch das Passivum kann hier stehen: was hier aber gestanden habe, läßt sich aus dem von den Herausgebern übersetzten Appian. de reb. Macedon. IX, 1, p. 532 Schweigh. entnehmen: τὰ δὲ τῆς διαλύσεως οὐ προδώσειν, ἀλλ' ἐν Σαμοθράκῃ καταθήσειν μέχρι γένοιτο ἢ διάλυσις: nach καὶ κεί ist eine Lücke: καταθήσειν scheint ausgefallen und aus dem von Appian. l. c. erhaltenen Nebensatze, in dem wahrscheinlich μεσιτεύειν τὴν διάλυσιν (cf. Polyb. XI, 34, 3) gebraucht war, nur das corrupte μεσιτεύεσθαι übrig geblieben: zugleich aber mag be-

merkt werden, wie nach Appian. l. c. auch die Zahlangaben in Polyb. l. c., wie so oft der Fall, verdorben scheinen. Besser wäre ferner p. 35, 31 καὶ οὐ τετρακισχιλίου gestellt: schwieriger aber ist p. 48, 28, XII, 26, 6: ὥστε μὴ καταλιπεῖν ὑπερβολὴν τοῖς μειρακίοις τοῖς ἐν ταῖς διατριβαῖς καὶ τοῖς πότοις πρὸς τὰς παραδόξους ἐπιχειρήσεις, ὅταν ἢ Θερσίτου λέγειν ἐγκώμιον ἢ Πηνελόπης προθῶνται ψόγον: so Hr. H. nach einer Conjectur Drelli's: der cod. hat aber καὶ τοῖς τόποις: in dieser Corruptel muß ein Particip wie παρορρωμένοις, ἀσκουμένοις, τροπομένοις stecken: s. Polyb. III, 15, 6. IV, 5. XII, 26, c, 1: auch XII, 26, p. 47, 25 H. kann verglichen werden. Diese so stark hervortretende Corruptel stammt aber nicht zuerst von dem Schreiber unseres Palimpsestes, also nicht aus saec. X, sondern schon das diesem vorliegende Exemplar war in sehr schlechtem Zustande: denn einmal waren in ihm viele einzelne Worte ausgefallen, wie schon allein Polyb. I, 3, 3 verglichen mit p. 1, 27 Heys. zeigt: dann fehlten Blätter in ihm, wie p. 54 — die Stelle ist erst von J. Bekker p. 771, 29 richtig geschrieben — der Schreiber selbst klagt: dieselbe Klage kehrt im cod. Valles. wieder: s. Bekk. ad Polyb. XIV, 12: so daß schon s. X in Constantinopel kein vollständiger und correcter Coder des Polybius existirte. Steht dies Factum in dieser Zeit auch nicht allein: bei Athenäus (cf. Schweighaeus. ad Athen. T. I, praef. p. XXI sq.) erscheint es schon wieder: so ist es für Polybius doch wichtig, weil es Licht auf die Handschriften der ersten fünf Bücher wirft. Diese zeigen nämlich denselben Zustand, den wir in unserm Palimpsest finden: sie haben Lücken, sind in Eigennamen, Zahlworten und sonst viel-

fach verdorben, in der Wortstellung oft schwankend: darnach muß die Verderbniß eine allgemeine gewesen sein, da, wie aus Vergleichung des Vaticanus mit dem Bavaricus folgt, die codd. sich nicht auf eine gemeinschaftliche Quelle — anders freilich Kampe im Philol. II, p. 338 — zurückführen lassen. Zu näherer Begründung dieser Ansicht bietet Athenäus Stoff: denn aus den vielfachen Anführungen aus Polybius muß sich die Beschaffenheit des vom Athenäus benutzten Codex ergeben. Freilich ist dies eine mißliche Sache: die Fragen, rührt ein Fehler von den Abschreibern der Handschrift des Polybius, oder von denen des Athenäus oder gar vom Athenäus selbst her, sind oft sehr schwer mit Sicherheit zu entscheiden: doch ist der Versuch zu wagen. In Polyb. XX, 6, p. 902, 32 Bekk. hat cod. Peiresc. *διπλα*, aber bei Athen. X, 418 B findet sich als einzig alte Lesart *δειγνῶ*: woher das Zusammentreffen in der Corruptel? Ref. meint, schon der von Athenäus benutzte Codex war hier verdorben. Dieser allerdings aus einem schwachen Indicium gemachte Schluß wird aber gekräftigt durch dieselben Erscheinungen in andern von Athenäus aus Polybius angeführten Stellen: cf. Meineke Exerc. Philol. in Athen. Spec. II, p. 33: aber besonders durch Vergleichung von Polyb. IV, 20, p. 319 Bekk. mit Athen. XIV, 626 B: allerdings gibt Athenäus nur ein Excerpt; aber da die Grundsätze, nach denen er excerptirt, klar vorliegen — er verändert die Worte nur in den Uebergängen, läßt was Betrachtung ist und ohne historisches Interesse weg, behält dagegen in dem was er mittheilt, die Worte des Schriftstellers bei, ein Verfahren, was auch oft in Stellen des Polybius bei Suidas erscheint — so sind die Worte auch

in unvollständigen Perioden doch immer die des Polybius. Darnach ist der Text bei Athenäus weit besser als in den Handschriften des Polybius: denn einmal füllt Athenäus Lücken aus: p. 319, 14. 27 — eben so XII, 3, wo p. 726, aus Athen. IX, 400 F *ὁ δὲ κύνικλος καλούμενος* zu schreiben: cf. IV, 43, p. 343, 15. 21. 344, 6 —, zweitens bietet er bessere Lesarten, die von den Herausgebern noch nicht gehörig gewürdigt sind: so ist p. 319, 20 *κατὰ νόμον* zu schreiben, d. h. kunstgemäß, so daß die Knaben, um mit Pratinas zu reden, keine *παραμελορηθμβάται* werden: ferner p. 320, 21 *φύσεως*, 321, 1 *δίοδον*, 320, 5 *οἱ παλαιοὶ*, 321, 5 *ἀπάσης*; endlich ist die Wortstellung zu berichtigen, wie es p. 321, 1 *ἄς ποτε πόλεις* heißen, 321, 3 *καὶ μετὰ τὴν* geschrieben und *καὶ* vor *καθαριὸν* gestrichen werden muß. Aber trotzdem zeigen sich auch Stellen, deren Fassung sich nur aus Fehlern der von Athenäus benutzten Handschrift des Polybius erklären läßt: so steht 321, 3 im Athenäus *καθαριὸν τῆς πόλεως*, was nur aus einer Versetzung der letzten Worte entstanden: 321, 1 *εἰς ἄς τε πόλεις Ἀρκαδικάς*, wo *ποτέ* vor *πόλεις* erst irrtümlich gestellt und dann in *τε* verkürzt ist: eben so 319, 15 *ἐν παισιν*, wo das richtige *παισὶν οὖσιν* erst in *οὖσιν παισὶν*, dann in *ἐν παισὶν* verschlechtert worden: daß dies Alles keine in den codd. des Athen. erst entstandene Fehler sind, ergibt sich besonders aus p. 319, 28, wo Athen. hat *ἀκροαμάτων ὡς διὰ τῶν*, dieselbe Lücke sich aber nach Schweighäusers ausdrücklicher Versicherung auch in Polyb. cod. C findet: AB haben *ὡς δι' αὐτῶν* richtig: dadurch scheint dann Athenäus zu Conjecturen veranlaßt zu sein, wie 319, 30 er *τὸ ἄδειν* statt *τὴν γε μὴν ᾧδὴν*,

ibid. εἰδέναι statt γινώσκειν gibt: durch Alles dies wird Schweighäuser's Emendation p. 319, 27 διαγωγῆς für ἀγωγῆς der codd. nur noch sicherer. Vergleicht man dies mit unsern Handschriften des Polybius, so stellt sich bei aller Verschiedenheit eine auffallende Uebereinstimmung zwischen diesem und dem cod. Polyb. des Athenäus heraus: grade das, was für die besten Handschriften des Polybius das Charakteristischste ist, kleine Lücken, Schwanken in der Wortstellung, das tritt auch bei jenem hervor. Hiergegen darf man nicht einwenden, daß Athenäus darnach hingeschrieben, was er nicht verstanden: denn abgesehen davon, daß das alle Compiler thun und Athenäus kein Kritiker ist, kehrt dieselbe Erscheinung, die hier erörtert worden, aus demselben Grunde bei Stellen aus Pindar, Pratinas, Hermesianax u. A. wieder. So hatten also schon saec. III die Handschriften des Polybius sehr gelitten: der Zustand derselben saec. X ist nur eine Fortsetzung des schon saec. III vorhandenen: will man aber noch weiter hinauf die Beschaffenheit der codd. des Polyb. verfolgen, so wird der Stoff, der schon für saec. III so dürftig, noch dürftiger und unsicherer: denn den einzigen Anhalt gibt hier Livius. Will man ihn aber hier benutzen, so ist die schwierige Frage nach dem Verhältniß dieses Historikers zu Polybius von neuem aufzunehmen: es wird dabei nach des Ref. Ansicht die von Niebuhr so oft ausgesprochene Meinung, Livius übersehe den Polybius, als falsch erscheinen, da der Römer durchweg mehrere Schriftsteller für jede einzelne Partie benutzt; ebenso wird auch eine Masse einzelner Stellen anders als bisher beurtheilt werden müssen. Um Letzteres in der Kürze mit einem Beispiele zu belegen, Polyb. XXII, 26, Liv. XXXVIII,

38 geben den 566 a. u. zwischen Rom und Antiochus abgeschlossenen Vertrag: in ihm steht jetzt noch p. 948, 25 Bekk.: καὶ τοὺς ἐλέφαντας τοὺς ἐν Ἀπαμείᾳ πάντας καὶ μηκέτι ἄλλους ἔχεται: aber nach Schweighäuser's ausdrücklicher Angabe haben die codd.: καὶ τοὺτους ἐκπλεύσαντας τοὺς ἐν Ἀπαμείᾳ κτλ., so daß die jetzige Fassung wohl von Urfinus aus Livius gemacht ist; ferner entstehen, wie schon Drakenb. ad Liv. l. c. §. 8 bemerkt, in dieser Verbindung durch Apameia Schwierigkeiten, von denen bei Liv. l. c. keine Spur ist: daher sind vor πάντας — denn dies und das Folgende ist nach Livius sicher auf Elephanten zu beziehen — wie auch bei τούτους Worte ausgefallen, in welchen eine Kategorie solcher erwähnt war, die Antiochos ausliefern sollte: ἐν Ἀπαμείᾳ ist dann „bei Apameia“: daß bei Livius davon keine Rede, kommt daher, daß er diesen Punkt ganz kurz am Ende des Vertrags § 18 berührt hat. Außerdem liegt eine eben solche Lücke p. 948, 30 nach ἀκρωτηρίου vor, Sarpedon, wie Liv. l. c. § 9 zeigt, fehlt; ferner p. 948, 9 nach χώρας: cf. Liv. l. c. § 4. Hier liegt die Verschlechterung nach der Zeit des Livius: es kommen aber auch Stellen zum Vorschein, wo sie vor diesem liegt. Es ist darauf schon ab und an aufmerksam gemacht: v. Schweighaeus. ad Polyb. XI, 20, l. XXVIII, 8, 11. Lachmann. de fontib. Liv. diss. II, p. 82 sq.: übersehen hat man außer andern auch Liv. XLV, 25, Polyb. XXX, 5. Nämlich in den Worten: τὴν δὲ προειρημένην ἀπόκρισιν οἱ μὲν περὶ τὸν Φιλοκράτην λαβόντες ἐξ αὐτῆς ὤρμησαν, οἱ δὲ περὶ τὸν Ἀστυμίδην αὐτόθι μένοντες παρήδρευον κτλ., kann der Name des Philokrates nicht richtig sein. Polybius erzählt die Be-

mühungen der Rhodier um Rom's Freundschaft nach dem Kriege mit Perseus: sie schickten deshalb zuerst Philokrates nach Rom, dann den Philophron und Astymedes, nach deren Ankunft aber Philokrates zurückgekehrt sein muß, da die folgende genaue Erzählung von der Thätigkeit der Gesandten c. 4 nur die beiden letztgenannten erwähnt: sie bitten die Consuln, sie besuchen die römischen Großen, sie halten im Senate die Reden. Daher muß c. 5 in der angeführten Stelle Philokrates auffallen, zumal da, wenn er hier genannt wäre, der Deutlichkeit wegen im Folgenden nicht Astymedes allein, sondern dieser nebst Philophron genannt werden mußte: es ist also *Φιλοκράτην* aus *Φιλόφρονα* verdorben. Aber dem steht nun Liv. l. c. 4 entgegen: *Philocrates et Astymedes principes legationis erant: partem cum Philocrate renuntiare Rhodum legationem placuit, partem cum Astymede Romae subsistere cett.*: allein aus diesen Worten ergibt sich, daß in der uns verlorenen Einleitung zu der eben mitgetheilten Rede der Name des Redners nicht genannt, sondern sie *Rhodiurum legatis* beigelegt war: ferner ist festzuhalten, wie jene Rede nicht aus Polybius stammt, der sie nicht aufgenommen, sondern nur beurtheilt hatte: Livius, der sie für wichtig hielt, hat für sie außer der Rede des Cato de *Rhodiensibus* die von Astymedes selbst später herausgegebene Rede — Polyb. l. c. 4, 11 — benutzt und nach seiner Weise zusammengezogen.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 17. Februar 1855.

B e r l i n

Schluß der Anzeige: »Polybii Historiarum Excerpta Gnomica in palimpsesto Vaticano LXXIII Aug. Maii curis resignato retractavit Th. Heyse.«

Daß ihm nämlich ein griechisches Original bei ihr vorgelegen, zeigen außer Anderm die Worte benefactorum cumulus c. 24, 7: Astymedes hatte nach der Sitte der Spätern ein Sprichwort angewandt, ἀγαθῶν σωρός: Macar. I, 10 ibiq. annot.: die Anwendung von Thucyd. I, 70 in c. 23, 15, welche bei Astymedes ganz natürlich, bei Livius auffallend wäre: daß einmal gesetzte alii c. 22, 8 v. intt. ad Liv. III, 37, 8, wo freilich viel Falsches, Schaef. ad Bos. Ellips. p. 753. Da Livius nun nach Vollendung der Rede den Polybius wieder zur Hand nahm, fand er in seinem Exemplar den Polykrates und Astymedes genannt: da ihm die Namen gleichgültig, hat er über selbige nicht weiter geforscht, die falsche Lesart nicht entdeckt und so einer Ungenauigkeit sich schuldig gemacht: Ähnliches findet sich auch sonst

bei Livius: s. Schorn Gesch. Griechenl. 2c. p. 300 not. Verfolgt man diesen Gegenstand weiter, so wird mehr als wahrscheinlich, daß schon zu Livius Zeiten die Handschriften des Polybius sich in einem sehr bedenklichen Zustande befanden: ein Umstand, der, wenn er auch bei andern Schriftstellern vorkam — cf. Philem. in Villois. Anecd. II, p. 136, Cobet Orat. de arte interpret. cett. p. 53 sqq. —, doch hier um so gefährlicher war, weil er sich auf alle Handschriften erstreckte: sie sind also ein Beispiel der schnellen Verschlechterung der Texte, sobald Revisionen von Sachkundigen unterblieben. Sie unterblieben, weil Polybius nicht zu den allgemein gelesenen Schriftstellern gehörte: der Inhalt war nur für Forscher berechnet; sie sind zu allen Zeiten selten: die Form war vernachlässigt: daher waren die Rhetoren und Grammatiker gegen ihn gleichgültig. Die allgemeine Abneigung der Rhetoren gegen ihn spricht daher Dion. Halic. de compos. verbb. 4, p. 30 R. aus: *τοιγάροισι τοιαύτας συντάξεις κατέλιπον, οίας οὐδεὶς ὑπομένει μέτροι κορωνίδος διελθεῖν, Φύλαρχον λέγω καὶ Δοῦριον καὶ Πολύβιον κτλ.*: daher liegt sie und ähnliche Urtheile der vielbesprochenen Aeußerung des Liv. XXX, 45, 5 zu Grunde: *hunc regem in triumpho ductum Polybius, haudquaquam spernendus auctor, tradit, wonach Nieb. R. G. I, 592 etwas anders zu fassen ist: auch Cicero dürfte, Offic. III, 32, 113, wenn gleich sich das nicht beweisen läßt, durch die allgemeine Stimmung zu seinem Ausdrucke gekommen sein.*

Grade diese Schwäche in der Darstellung tritt bei der Lectüre der von H. H. edirten Excerpte recht deutlich hervor: es drängt sich unabweislich bei Polybius das Entferntsein der Auffassung der

Erscheinung von allem Idealen und von Erhabenheit auf: nur darauf ist er bedacht, das leidenschaftliche Treiben kleiner Menschen der gemeinen Wirklichkeit gemäß bis in das Einzelste zu schildern, woraus schon klar ist, wie der Geist der Historiker der klassischen griechischen Zeit ihm fremd: während bei den Alten die Polemik mit Ethos verbunden und die eigne Persönlichkeit, das liebe Ich, bei ihnen nur selten und wo es erscheint dem Ethos dient, so ist die Polemik bei Polybius nicht nur viel, viel häufiger, sondern sie ist auch beißend, verlegend, rücksichtslos, ja gegen Einzelne, wie gegen Timaios, ungerecht, erbittert daher und verstimmt den Leser: wird auch noch so viel Gelehrsamkeit entwickelt und noch so viel Staatsklugheit — beide besaß Polybius in seltnem Maaße —, sie treten immer in einer unangenehmen Begleitung auf, die reinen Genuß verhindert, erscheinen auch nur zu oft absichtlich und gesucht, auch ohne den nothwendigen Zusammenhang mit dem historischen Stoffe, so daß dieser die Lehren nicht beweist und sie nur stören: weshalb auch kein Schriftsteller so zum Excerptiren auffordert, wie grade Polybius. Dies zeigt, wie Polybius alles Sinnes für das Schöne, aller Phantasie ledig ist: daher sein unschöner Styl: denn abgesehen davon, daß die Regeln für die Wortwahl nicht beachtet worden, sondern poetische Worte und Wendungen neben prosaischen, erhabene neben gemeinen stehen, daß die Verbindung zweier Synonymen zur Hervorhebung eines Begriffs und andre Angewohnheiten zu oft wiederkehren, tritt in der steten Gleichheit der Perioden, namentlich der längern, ein fühlbarer Mangel an Periodenformen und somit an Productivität hervor: immer bestehen die Perioden aus einem

Hauptverbum und ein paar Participialsätzen, immer kehren dieselben Arten der Verknüpfung, *μὲν — δὲ, ἔτι δὲ, τοσοῦτον — ὥστε* u. wieder, gar zu oft sind die einzelnen Satzglieder in keinem innern Zusammenhange noch motivirt, sondern lose und äußerlich an einander gereiht. Daher ist der Tadel des Dionysius völlig gerecht. Doch muß man bekennen, daß Polybius nach einigem Zierath für seinen Styl gestrebt hat: das zeigt z. B. die Anwendung der Sprichwörter. Es ward von den Rhetoren (Aristot. Rhet. II, 21) gelehrt, daß Sprichwörter in die Rede verwebt, Anmuth derselben bewirkten: obgleich die ältern Historiker diese Vorschrift entweder nicht gekannt, oder verworfen, jedenfalls aber bei Zulassung der Sprichwörter große Vorsicht angewandt haben — eine Probe gibt Thucyd. I, 20, 2: *δράσαντις τι καὶ κινδυνεύσαι*: v. ann. ad App. Proverb. II, 12 —, so hat Polybius doch die Vorschrift der Spätern ohne Weiteres befolgt und nicht bloß zur Polemik (p. 34, 21 H., XII, 4 a), sondern auch zum Schmucke Parömien angewandt: p. 14, 25 H., III, 32: p. 81, 11, XXXIII, 17: p. 95, 12, XL, 5: allein wie sonst, so verräth sich auch hier Mangel an Geschmack, indem er nicht auf sie anspielt oder sie hübsch in die Rede verwebt und sie derselben homogen macht, sondern er benutzt sie so zu sagen in ihrem Naturzustande: daher werden sie so häufig mit *ὡς ἡ παροιμία φησί, αὕτη ἡ παροιμία, τὸ λεγόμενον, τὸ περιφερόμενον* dgl. eingeführt, ja sogar die Erklärungen aus den Sprichwörter-sammlungen unverändert mit aufgenommen — p. 38, 21 H., XII, 12, b: p. 58, 14, XV, 25, a: p. 64, 27, XXIV, 8 — oder doch berücksichtigt, wie p. 77, 21, XXIX, 7, a, wozu annot. ad Greg. Cypr.

Leid. III, 30 zu vergleichen sind. Ist dies auch zu tadeln, so hat es für uns doch das Interessante, im Polybius den für uns ältesten Benutzer der Sprichwörterfassungen des Aristoteles und Anderer kennen zu lernen und aus ihm mit Sicherheit zu entnehmen, daß diese alten Sammlungen viel reichhaltiger gewesen, als unsere Ueberbleibsel auch nur errathen lassen: denn bei weitem die meisten von Polybius benutzten Parömien stehen in unsern Sammlungen gar nicht. Daher ist denn auf die Sprichwörter bei Polybius sorgfältiger als bisher zu achten, zumal da man sie noch nicht einmal alle erkannt hat: als Beleg dafür diene p. 41, 18 H., XII, 25, d, wo Polybius, nachdem er von den Ärzten, welche nur aus Büchern ihre Weisheit haben, gesprochen, mit den Worten fortfährt: *εἰσὶ γὰρ ἀληθῶς ὅμοιοι τοῖς ἐκ βιβλίου κυβερνῶσιν· ἀλλ' ὅμως οὗτοι κτλ.*: der Sinn ist klar: daß aber ein Sprichwort hier vorliege, zeigt Galen. *περὶ τῶν ἰδίων βιβλίων* c. 5, T. XIX, p. 33 Kuehn.: *ἀλλ' οἱ μὴ μαθόντες παρὰ διδασκάλους, εἰκότες δὲ κατὰ τὴν παροιμίαν τοῖς ἐκ βιβλίου κυβερνήταις, τοιαῦτα ζητοῦσιν κτλ.*: es ist darnach bei Polyb. l. c. auch wohl *βιβλίου* zu schreiben, da er auch sonst diese Form zuläßt: p. 50, 30 H., XII, 27. Dasselbe Sprichwort benutzt und erweitert aber auch Sallust. Jugurth. 85, 13: *comparate nunc, Quirites, cum illorum superbia me hominem novum: quae illi audire et legere solent, eorum partim vidi, alia egomet gessi, quae illi literis, ea ego militando didici*: wonach nun ganz sicher, daß diese Stelle mit Sall. Catil. 7, 4 in gar keiner Verbindung steht. Das Sprichwort aber ist alt: sein Gedanke liegt schon Aristoph. Ran. 1114 zu Grunde: nachdem näm-

lich Aristophanes die kämpfenden Dichter ermahnt hat, in dem gegenwärtigen Kampfe alle ihre Kräfte aufzubieten, sagt er, daß grade die Feinheit der hier zu verhandelnden Fragen dem Publicum gefiele, da es in einem andern Zustande sei als früher: Scholl. ad vs. 1143: *ὡς τῶν Ἀθηναίων οὐχ ὁμοίως πρότερον γεγυμνασμένων ἐν τοῖς ποιητικοῖς σοφισμασιν*: und nun folgt ein Lob der Athener, was aber begreiflicherweise nur ein komisches sein kann: vs. 1113:

ἑστρατευμένοι γάρ εἰσι,

*βιβλίον τ' ἔχων ἕκαστος μανθάνει τὰ δεξιὰ
καὶ φύσεις τ' ἄλλως κράτισται,*

νῦν δὲ καὶ παρηκόνηται:

denn sie sind ja gediente Leute — d. h. sie haben eben die Schlacht bei den Arginusen mitgemacht und wissen daher prächtig Militairisches, worauf Aischylos solchen Werth legt, zu beurtheilen — und lernen aus Büchern jegliche Weisheit, d. h. sie lernen aus Büchern die Spitzfindigkeiten der Sophisten, sind gebildet für und aus Euripides und verstehen *λεπτῶν τε κανόνων εἰςβολὰς ἐπῶν τε γωνιασμούςς κτλ.*, vs. 956; daher Schol. ad vs. 1145 = 1114 ganz richtig: *ἐν εἰρωνείᾳ δεξιὰ*, was Fritsch. ad h. l. ganz falsch behandelt: der Vortrag war so, daß man, namentlich nach dem bisher im Stücke Ausgeführten, leicht merkte, wie sehr gezweifelt werden könne, ob sie als Kriegserfahrene zu loben und ob sie ihr Lesen zur echten Weisheit geführt: Bücher verderben, wie Aristoph. Tagen. fr. III ap. Scholl. ad Arist. Nub. 360 sagt: so daß also hier der Gedanke des Sprichworts erscheint, den auch Xenoph. Memor. IV, 2. Plat. Alcib. I, p. 118 C auf ihre Weise verarbeiten. So viel genüge, um zu zeigen, wie die von H. H. edirten Excerpte zu philologischen

Betrachtungen der mannichfachsten Art gar reichlichen Stoff bieten. G. v. L.

L e i p z i g

Verlag von S. Hirzel 1854. Pilgrim von Passau und das Erzbisthum Lorch von Dr. G. L. Dümmler. VIII u. 196 S. in Octav.

Als Hr Dr Dümmler sich vor einigen Jahren durch seine Schrift über Arnulf zuerst unter den Historikern einführte, hat er gleich die günstigsten Erwartungen erweckt: wie hier hat er später in einer Reihe von Arbeiten eine Schärfe und Sauerberkeit der Forschung gezeigt, die entschieden für sich einnehmen mußten. Dabei ist es von besonderem Interesse, daß er seine Untersuchungen alle auf verwandte Gegenstände gerichtet und von verschiedenen Gesichtspunkten aus doch wesentlich immer dasselbe Gebiet genau durchforscht und in vieler Beziehung aufgeklärt hat, die Verhältnisse des südöstlichen Deutschlands bis zum 10ten Jahrhundert hin, und speciell die Beziehungen zu den benachbarten Stämmen und Herrschaften, den Avaren, Slaven und Ungarn. Eben die Arbeit über Arnulf, der von Kärnten ausging, in dessen Geschichte die Beziehungen zu dem mährischen Reich eine so bedeutende Rolle spielen, unter dem die Ungarn zuerst auftreten, scheint dazu den nächsten Anlaß gegeben zu haben. Der Verf. ging auf die vorhergehenden Zeiten zurück in der wichtigen Abhandlung: Ueber die südöstlichen Marken des fränkischen Reichs unter den Karolingern (besonders abgedruckt aus dem X. Band des Archivs für Kunde österreichischer Geschichtsquellen); er gab zu der auch hier schon berührten in älterer und neuerer Zeit so viel behandelten und besonders

durch Wattenbachs Untersuchungen wesentlich geförderten Frage nach der Christianisirung des alten Pannoniens und Mährens einen erheblichen Beitrag in der Ausgabe und Erläuterung der pannonischen Legende vom heiligen Methodius (ebenda im XIII. Band), er verbreitete sich dann über die Verhältnisse Böhmens unter den Karolingern in seiner unlängst erschienenen Habilitationsschrift, und geht endlich in dem obengenannten Buche auf eine Reihe von Untersuchungen ein, die für die Kirchen- und politische Geschichte der Donauländer die größte Bedeutung haben. Diese Arbeiten zeigen aufs neue, welcher speciellen Forschung die Geschichte der einzelnen Stämme und Gebiete Deutschlands noch bedarf, wenn sie auf wahrhaft solide Grundlage zurückgeführt werden soll, und wie wenig mit den bisherigen Provinzialgeschichten im gewöhnlichen Styl erreicht und gethan worden ist; selbst ein so gelehrtes und sorgfältiges Buch wie das Palackys über Böhmen hat die Feuerprobe der Kritik nur mäßig bestanden, dies allerdings vorzüglich deshalb, weil der Verfasser sich von einer starken patriotischen Befangenheit nirgends hat frei zu halten gewußt.

Die Untersuchungen, welche von Hn Dümmler angestellt worden sind, haben keineswegs, wie man wohl manchmal der modernen Kritik vorwirft, nur negative Resultate erzielt; in der Abhandlung über die Marken tritt uns vielmehr eine wahre Fülle neuer bisher wenig beachteter Thatsachen entgegen, welche geeignet sind, die Verhältnisse des südöstlichen Deutschlands im 9ten Jahrhundert in ein viel helleres Licht zu setzen; die Schrift über Methodius macht uns eine neue Quelle zugänglich, eine russische Uebersetzung einer ohne Zweifel altslavischen Biographie dieses für die Kirchenges-

schichte der Slaven und am Ende auch Deutschlands so wichtigen Mannes, und wenn wir in Deutschland schon immer gewohnt sind, aus den geschichtlichen Denkmälern fast aller andern Völker wesentliche Aufklärungen für unsere heimische Geschichte zu erhalten, so tritt nun auch Rußland noch in anderer Weise als bisher in diese Reihe ein. Dagegen ist dann die Schrift über Pilgrim, auf welche sich diese Anzeige zunächst bezieht, allerdings wesentlich der Art und des Inhalts, daß sie ein Gewebe von Irrthümern und Erdichtungen aufdeckt und zerreißt, welches lange für wahre Geschichte gehalten worden ist.

Die Bischöfe von Passau behaupteten im 10ten Jahrhundert, daß ihr Bisthum von dem benachbarten Vorch in jene Stadt übertragen, daß es dort von uralter Gründung sei, dort auch erzbischöfliche Rechte ausgeübt habe: sie suchten darauf gestützt sich der Metropolitangewalt Salzburgs zu entziehen, jetzt wirklich eine erzbischöfliche Stellung einzunehmen und ihre Gewalt über das eben damals neu bekehrte Ungarn zu verbreiten. Es kam darüber zu lebhaften Streitigkeiten mit Salzburg, welche sich durch das 10te Jahrhundert hindurchzogen und deren Acten in einer Reihe von Urkunden vorliegen. Ich erinnere mich sehr wohl, wie diese bei früheren Arbeiten mich beschäftigt haben: sie flößten ein gewisses Mißtrauen ein, ohne daß es so ohne Weiteres und auf dem Wege anderer Untersuchungen möglich war, über ihren Werth und ihre Bedeutung ins Reine zu kommen. Auch Andern ist es nicht gelungen; Giesebrecht in den Jahrbüchern des Deutschen Reichs (II, 1, S. 42) weist schon erhobene Zweifel zurück; Rettberg in seiner Kirchengeschichte verkennt nicht, mit welchen Unsicherheiten die Geschichte es

hier zu thun hat und ruft aus (I, S. 150): „die Kritik wird wachen müssen, daß hier nicht etwa Fälschungen unterlaufen“; aber so strenge er sonst zu sein pflegt, später nimmt er doch Zweifelhaftes für wahr an und durchschaut keineswegs den ganzen Zusammenhang der Sache. Es ist hier geschehen, was manchmal geschieht, und die Leute herubigt: man hat zeitig (namentlich Hansiz in der *Germania sacra*) die besonders groben und anstößigen Behauptungen entfernt und dann gemeint, daß das was allenfalls wahr sein könnte nun auch Anspruch habe wirklich dafür zu gelten, während die wahre Kritik anerkennt, daß ein solches Abhandeln bei Sage und Erdichtung meist gerade am allerwenigsten zur historischen Gewißheit führt.

Hr Dümmler zeigt nun, daß in *Lauriacum* (Lorch) wohl in römischer Zeit ein Bisthum erwähnt wird, daß dasselbe aber in den folgenden Jahrhunderten gänzlich untergegangen ist, daß das neue Bisthum, welches im 8ten Jahrhundert zu Passau entstand, mit demselben in gar keinem Zusammenhang stand, daß erst im 10ten die Behauptung aufkam, daß eine Uebertragung von Lorch nach Passau Statt gefunden habe, daß am wenigsten von einem alten Erzbisthum Lorch die Rede sein könne. Die Urkunden, welche als Beleg hierfür später aufgestellt worden sind, weist er als erdichtet nach, und zwar nicht bloß die, welche dem Papst Symmachus im 5—6ten, sondern auch die, welche dem Eugen im 9ten, dem Leo VII. und Agapet II. im 10ten Jahrhundert beigelegt werden. Erst um die Mitte des 10ten Jahrhunderts tritt ihm in gleichzeitigen unzweifelhaften Zeugnissen der Name *Lauriacensis* auch für den Passauer Bischof entgegen; in der 2ten Hälfte

desselben ist es dann Pilgrim, der mit dem Anspruch hervorkommt, daß Lorch der alte Sitz seines Stifts gewesen sei und erzbischöfliche Rechte in Pannonien gehabt habe; ein Schreiben von ihm an den Papst Benedict ist unzweifelhaft echt, aber die Erklärung des Papstes darauf nach dem Vf. wenigstens insoweit unecht, daß sie höchstens als von jenem vorgelegter Entwurf angesehen werden kann.

Diese Frage hat nun aber deshalb ein größeres historisches Interesse, weil sie in unmittelbarem Zusammenhang steht mit der Christianisirung Ungarns und der Absicht Pilgrims, dieses Land unter seine kirchliche Oberhoheit zu bringen. Er stützte sich dabei auf die Erweiterung, welche die Passauische Diözese nach der Unterwerfung der Avaren durch Karl den Großen in Pannonien empfangen hatte, die bei dem Einbruch der Magyaren verloren ging, und die nun nicht bloß wiederhergestellt, sondern noch weiter ausgedehnt werden sollte. Er erstreckte seinen Anspruch dann auch auf Mähren, in Erinnerung daran, daß dieses Land im 9ten Jahrhundert eine kurze Zeit dem Passauer Bischof untergeben gewesen war. Wenn Heri Dümmler daher in seinen frühern Schriften sowohl die Anfänge der magyarischen Geschichte als auch die Kirchengeschichte Mährens im 9ten Jahrhundert genauer beleuchtet hat, so findet er hier nun den besten Anlaß, daran anknüpfend diese Verhältnisse weiter zu verfolgen.

Namentlich die Geschichte der Einführung des Christenthums bei den Ungarn, dann aber überhaupt die der damit eng zusammenhängenden Beziehungen zwischen Deutschen und Ungarn im 10ten Jahrhundert hat hier eine Reihe schätzenswerther Bemerkungen veranlaßt, welche hie und

da auch die Ausführungen in den Jahrbüchern des Deutschen Reiches ergänzen oder berichtigen. Daran schließen sich wieder Untersuchungen über die Wiederherstellung der Marken in diesen Gegenden, d. h. zunächst über die Anfänge der Mark Oesterreich, welche sich an das anlehnen, was in der frühern Abhandlung über die Marken der Karolingischen Zeit mitgetheilt war.

Dabei habe ich nur zu erinnern, daß ich bei dem Verf. einen festen staatsrechtlichen Begriff der Mark vermisse und allerdings zu bemerken glaube, daß dieser Mangel der Schärfe und Genauigkeit seiner Resultate Abbruch thut. Unter einer Mark im eigentlichen Sinn kann nämlich nach meiner Ansicht in Deutschland nur ein nicht ursprünglich zum Reich gehöriger, sondern nur ein erobertes, den feindlichen Nachbarn abgenommener, eigenthümlich militärisch eingerichteter District verstanden werden. Altdeutsche Gaue gehören deshalb nicht zu einer Mark, und wenn der Verf. in der Abhandlung über die Marken sagt (S. 13), daß der Traun- und Uffgau zur Ostmark gehörten, folge aus dem Umstande, daß während des ganzen Karolingischen Zeitalters dieselben Grafen über den Traungau wie über das Land unter der Enns geboten, so muß ich dem entschieden widersprechen; daraus folgt das durchaus nicht, da nichts gewöhnlicher war, als daß ein Markgraf zugleich die an der Grenze liegenden Gaue erhielt, ohne daß man sie deshalb zur Mark ziehen darf, während es dann allerdings später häufig der Grund geworden ist, daß man bei minder genauer Unterscheidung der Verhältnisse diese zu seiner Mark mitrechnete: aber ursprünglich muß Beides offenbar auseinander gehalten werden, wie ich mich denn auch schon frü-

her bemüht habe durch den Gebrauch der beiden Worte Grenzgraf und Markgraf den welcher nur einen deutschen an der Grenze liegenden Gau (oder auch mehrere) unter sich hat von dem Inhaber einer eigentlichen Mark zu unterscheiden; wobei ich freilich nicht behaupten will, daß die Bezeichnung *marchio*, *marchicomus* nicht auch von einem Grenzgrafen in jenem Sinn gebraucht worden ist; aber eine Mark war dann nicht vorhanden, die Gaue, die ein solcher unter sich hatte, werden von guten Schriftstellern nicht so genannt*). Pannonien aber und früher auch Kärnten waren Gebiete, welche, als undeutscher Bevölkerung, ganz wie Marken behandelt werden konnten.

Unter Otto I. gab es offenbar noch keine Ostmark wieder hier im Süden; d. h. die deutsche Herrschaft reichte nicht über die Enns hinaus. Wenn der Baiernherzog auch *marchio* heißt, so bezieht sich das auf die damals mit Baiern verbundene Mark Friaul oder Verona; s. Jahrbücher I, 3, S. 15. *Ratherii Opera* ed. Ballerin. S. XCIII.

Daß eine früher von mir geäußerte Vermuthung, der erste Markgraf, welcher in diesen Gegenden wieder genannt wird, Burchard, sei ein Sohn des von Thietmar und sonst erwähnten Markgrafen Berthold gewesen, aufgegeben werden müsse, lasse ich mich gern vom Verf. belehren.

Von besonderem Interesse ist mir dann gewesen, was er in einem besondern Abschnitt über den aus der Poesie in die Geschichte übergegangenen Markgrafen Rüdiger von Pechlarn und auf der andern Seite über die Ausnahme Pilgrims unter

*) Die Anwendung dieser Ansicht auf die sogenannte Mark des Nordgaus bedarf noch einer weitern Untersuchung, ist aber, glaube ich, gerade geeignet, um hier noch bestehende Verwirrungen zu beseitigen.

die Helden der Nibelungen gesagt hat und was im Ganzen das bestätigt und weiter ausführt was ich in den Jahrbüchern des Deutschen Reichs I, 1, S. 170 vorgelegt habe. Nur darin geht er weiter, daß er vier von Lazius angeführte Verse in der Nibelungenstrophe nicht für das Bruchstück eines wirklich vorhandenen älteren Gedichtes hält, sondern für eine Erfindung jenes allerdings wenig zuverlässigen Schriftstellers, und ebenso die Nachricht des Bruschius von einem Gedicht über die Kämpfe mit den Ungarn, welches Pilgrim veranlaßt haben soll, nur für eine unrichtige Bezeichnung der Nibelungen und Klage, während er auf die Aussage dieser, daß Pilgrim durch den Meister Konrad die Erzählung in lateinischen Buchstaben schreiben ließ, einen bedeutenden Werth legt. Es greift diese Frage ein in die nach der Entstehung der Nibelungen, die durch Holzmanns Buch neu angeregt worden ist und über die allerdings wohl kaum gestattet ist so beiher ein Urtheil auszusprechen. Aber wenn Hr D., in Einigem, z. B. in der Behauptung, daß die lateinischen Buchstaben, von denen die Klage spricht, nicht auf einen lateinischen Text hinwiesen, sondern auch wohl von einem deutschen Gedicht gebraucht werden könnten, Holzmann bestreitend, in anderem ihm beipflichtet, so wird es wohl auch mir vergönnt sein, die Bemerkung hier niederzulegen, daß das Buch jenes Schriftstellers in den Theilen, wo ich mir ein Urtheil beilegen darf, so ungeheuerliche und wahrhaft unmögliche Dinge behauptet oder vermuthet, daß ich auch von den übrigen Abschnitten mir wenigstens keine unbefangene und wahrhaft kritische Prüfung der schwierigen Fragen versprechen kann *); und auch der Beifall, den es mancher

*) Seitdem diese Zeilen geschrieben sind, ist das neue

Orten gefunden hat, scheint mir meist nicht eben schwer zu wiegen: er hängt mit einer Richtung zusammen, welche sich für den Augenblick wieder laut macht auf dem Markte der Litteratur und welche glaubt, daß mit dem Verneinen aller Resultate einer scharfen und eindringenden, wenn auch im Einzelnen wohl irrenden oder zu weit gehenden Kritik die Wissenschaft gefördert werden könne, daß sie so restaurirt werden müsse. Nach dem was in dieser Art auf dem Gebiet der Geschichte und der Litteratur in letzter Zeit zum Vorschein gekommen ist, ist es doppelt erfreulich, bei einem jüngeren Mann wie dem Verf. der hier besprochenen Schrift die Grundsätze wahrer Kritik zugleich entschieden und besonnen gehandhabt zu sehen.

Er selbst äußert die Furcht, sich eine bedenkliche wenig dankbare Aufgabe gestellt zu haben. „Von meiner Beweisführung nicht überzeugt, werden die einen fort und fort die bekämpften Urkunden als echte Documente benutzen und jeden einzelnen Punkt

Buch des Hrn Holzmann: Kelten und Germanen, erschienen, welches freilich weit Alles überbietet, was jenes frühere bringt und bei dem es mir fast als mildes Urtheil erscheint, wenn man sagt, daß es mit frivoler Leichtfertigkeit die schwierigsten Fragen der Geschichte und Alterthumswissenschaft behandelt. Und dies Buch wagt der Mann J. Grimm zu widmen! Wie weit stehen die von einander ab! Wenn Grimm uns beweisen will, daß die Geten Deutsche sind — eine Ansicht, von deren Richtigkeit ich mich nimmermehr überzeugen kann — so schreibt er ein Werk voll der eindringendsten Untersuchungen, lichtverbreitend oder anregend nach allen Seiten hin, wenn Hr Holzmann darthun will, daß die Kelten Deutsche sind — das ist der langen Rede kurzer Sinn — so hält er es für passend, der deutschen Wissenschaft die Parteischrift eines Advocaten zu bieten, baar von Scharffinn oder Phantasie, wie sie wenigstens in Hermann Müllers Büchern anzogen, baar selbst von allem ordentlichen Wissen.

der Untersuchung anfechten, indem sie ihren Blick nicht auf den Zusammenhang des Ganzen richten. Aus Ehrfurcht vor jedem Ueberlieferten erkennen diese jenes kritische Gefühl nicht an, welches derjenige sich wohl zutrauen mag, der mit unbefangenen Sinn nach Wahrheit forscht und die ächte Ueberlieferung herzustellen sucht.“ Aber daß es ihm an Zustimmung wenigstens nicht ganz fehlen wird, darf er überzeugt sein, und dies ihm darzuthun, war auch der Zweck dieser Anzeige.

In einem besondern Abschnitt unterwirft der Verf. zuletzt die Quellen der Passauer Geschichte einer zusammenhängenden Betrachtung und zeigt wie die falsche Auffassung allmählig eingedrungen und weiter verbreitet worden ist. Dabei ist auch auf manche ungedruckte Werke Rücksicht genommen, auch aus ihnen schon vorher Einzelnes abgedruckt. Unbekannt blieb dem Verf. ein Katalog der Passauer Bischöfe aus dem 13ten Jahrhundert in einer früher Altaicher Handschrift, jetzt Cod. Bosianus in Quart N. I in Genua; s. Archiv der Gesellschaft XI, S. 509. Was er gibt, verdankt er theilweise den Mittheilungen Wattenbachs, der durch seine treffliche Bearbeitung der österreichischen Annalen und neuerdings der Salzburger Bisthumsgeschichten in den Monumenten, sowie durch mehrere besondere Abhandlungen den Weg zu einer gründlichen und quellenmäßigen Bearbeitung der österreichischen und überhaupt der süddeutschen Geschichte wesentlich geebnet hat, und der dann auch die freundliche Widmung dieses Buches als eine wohlverdiente Anerkennung seiner Bestrebungen hinnehmen mag. Beiden Schriftstellern hat die deutsche, insbesondere die österreichische Geschichtsforschung ihren Dank für die empfangenen Aufklärungen zu zollen.

G. Waiz.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 19. Februar 1855.

L o n d o n

Longman, Brown, Green, and Longmans 1854.
Christianity and Mankind, their beginnings and prospects. By Christian Charles Josias Bunsen, D. D., D. C. L., D. Ph. In seven Volumes. Die einzelnen drei Abtheilungen auch mit den besondern Aufschriften:

Historical Section. Hippolytus and his age or, the beginnings and prospects of Christianity. Vol. I. Hippolytus and the teachers of the Apostolical age. Vol. II. The life of the Christians of the Apostolical age.

Philosophical Section. Outlines of the philosophy of Universal History, applied to Language and Religion. In two Volumes. 521 und 488 S. in Octav.

Philological Section. Analecta Ante-Nicaena, collegit recensuit illustravit C. C. J. Bunsen. Vol. I Reliquiae literariae (Die christologischen Stellen aus dem N. T., Dicta Christi ἄγραφα, Petri Ap. ep. I restit., und ausgewählte Schrif-

ten der Kirchenväter). — Vol. II. Reliquiae canonicae (die apostolischen Constitutionen, in mehrfacher Gestalt). — Vol. III. Reliquiae liturgicae: cum appendicibus ad tria Analectorum volumina.

In allen den Menschen vorzüglich als geistiges Wesen betreffenden Wissenschaften, als Geschichte, Sprachwissenschaft, Religion, ist das genaue Sammeln Erforschen und Verstehen der fast unendlichen Einzelheiten jetzt das größte Bedürfniß, weil uns seit schon zu langen Zeiten die schmerzlichsten Erfahrungen gelehrt haben können, welches schwere Verderben für uns Spätern in dem oberflächlichen, zerstreuten und verkehrten Verstehen sowohl als Anwenden derselben liegt. Gilt es jetzt in der Welt die Natur nach allen ihren unabsehbaren Beziehungen zu erforschen, und freuen wir uns der guten Erfolge dieser Arbeit: doch im Menschen, so klein und schwach der einzelne sein mag, liegt ein scheinbar noch Geringeres, welches dennoch nicht richtig erkannt und geleitet auch alle unsre glänzendsten Naturwissenschaften wieder zerstören und auch unsern gebildetsten Ländern das Schicksal der vielen asiatisch=afrikanischen bereiten kann, welche einst die lebendigsten Werkstätten aller Wissenschaften, Künste und Bildung, jetzt kaum noch mehr sind als todte Zeugnisse früherer Herrlichkeit. Keine der geringsten Ursachen ihrer anfangenden, dann rasch fortschreitenden Auflösung und Zerstörung war, daß diese Länder nach Zeiten eines freieren Aufschwunges edler geistiger Bestrebungen, sich endlich dem glänzend oberflächlichen vor der rechten Arbeit zurückbehenden wissenschaftlichen Wesen hingaben, welches auch uns und in neuester Zeit nicht am wenigsten von so vielen Seiten her bedrohet, und dessen beste Gegenwaffe eben die Richtung auf das genaueste

und sorgfältigste Erkennen aller der schwer übersehbaren, ja schon schwer richtig findbaren Einzelheiten jeder Wissenschaft ist.

Indessen sind Werke, welche über solche Einzelheiten hinaus zu einem allgemeineren Verständnisse ganzer wissenschaftlicher Fächer hinführen und den rechten Eifer dafür in weiteren Kreisen zu erregen fähig sind, nicht weniger wünschenswerth. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts erschienen Herder's Ideen als ein solches fruchtbringendes Werk allgemeinerer Beziehung: aber seitdem sind wir allerdings nach sehr vielen Richtungen hin durch eine Menge neuer Entdeckungen und richtigerer Erkenntnisse weiter gefördert; und es liegt in dem Wesen solcher Werke selbst, daß sie an unmittelbarem Nutzen verlieren, je weiter in einer bestimmten Zeit die erfolgreiche Erkenntniß der tausend wichtigen Einzelheiten fortschreitet.

Für unsre Zeit ist nun das obengenannte große Werk Bunsen's in vieler Hinsicht ein ähnliches; und diese seine allgemeinere Bedeutung leidet auch dadurch nicht im geringsten, daß es anfangs von einer ganz einzelnen Entdeckung ausging, von dieser aus so viele Einzelheiten in weitem Rahmen zu umspannen sich bemühet, und selbst auch eine große Menge von Urkunden und Beweismiteln auf rein gelehrtem Wege einführt. Desto deutlicher spricht sich in ihm nur das rechte Zusammenfassen des doppelten Bedürfnisses aus, welches wir in unserer Zeit zu befriedigen haben, der sorgfältigen Einzelforschung und der darüber zu richtigen allgemeineren Wahrheiten hinaus strebenden höheren Erkenntniß.

Es war der fast unleserliche griechische Druck eines wiedergefundenen kirchenväterlichen Werkes,

in dessen ungenanntem Verfasser Bunsen sofort den Hippolytus erkannte und an dessen Inhalt er aus der Fülle, Tiefe und Klarheit seiner längst gewonnenen Erkenntnisse leicht ein solches eignes Werk viel weiterer Bedeutung anknüpfen konnte. Ein solches aus dem Nebel der Zeiten neu auftauchendes Werk eines Kirchenvaters aus dem 2ten oder 3ten Jahrhundert hat für uns noch die ganz besondere Wichtigkeit, daß es uns den Urzeiten des Christenthumes wieder näher führen und eine Menge der für unsre Zeit gewichtigsten Fragen aufs neue kräftig berühren kann. Was war das Christenthum seinem ganzen Wesen und Leben in der Welt nach damals als es von seinem lebendigen Ursprunge und seiner schöpferischen Urzeit noch nicht so weit entfernt stand? Das Andenken und das sichere Bild davon ist in den folgenden so viel sich verändernden Jahrhunderten immer blasser und verzerrter geworden: aber nur, wenn wir es nach allen uns zugänglichen Hülfsmitteln so klar und so sicher als möglich wiederherstellen, können wir in dem heutigen Streite über Wesen und Zukunft des Christenthumes, sowie aller seiner jetzigen Kirchen zu den festesten Grundlagen segensreicher Erkenntniß und erspriesslichen Handelns gelangen. Vor jenen Anfängen sind alle jetzigen Kirchen gleich, da diese alle unweigerlich auf sie zurückblicken müssen: was sind also, mit ihnen verglichen, die jetzigen Anglikaner, die Evangelischen in Deutschland, die heute auf eine neue Art rühmigen Glieder der römischen Kirche? Und hoffen wir, daß das Christenthum genug innere Wahrheit hat, um endlich alle Völker der Erde zu umfassen und seiner letzten Bestimmung näher entgegen zu gehen: was ist, genau gefragt, seine innere Wahrheit? ist es an sich

möglich, daß alle Völker vor ihm gleich sein, ja durch es umschlossen und vor bisherigem Verderben bewahrt werden können?

Eine Menge solcher tief in unsre Zeit einschneidender Fragen knüpfte sich dem Verf. recht leicht an den neuen Hippolytus: und wir müssen ihm sehr dankbar sein, daß er vor ihrer Beantwortung sich nicht zurückzog, und daß gerade er in unserer Zeit sich der Mühe sie ernstlich aufzuwerfen unterzog. Unsre Zeit leidet besonders auch in Deutschland, bei allem Fleiße den wenigstens Manche noch auf die erschöpfende Erkenntniß der einzelnen geistigen oder menschlich-göttlichen Dinge verwenden, an einer so schweren Scheu vor allgemeinerem Verständnisse und richtiger Anwendung der höheren Wahrheiten, daß man jede tiefere Mühe, welche hierauf verwandt wird, nicht hoch genug schätzen kann. Und am meisten scheinen in Deutschland wiederum die Männer vor solchen Mühen zurückzubeugen, welche nach ihrer stärkern Einwirkung auf die Gegenwart in ihnen am einflussvollsten und festesten sein sollten, die Leiter des Volkes in Kirche und Staat. Es ist kein erfreulicher Anblick zu sehen, wie lange nun schon so viele unsrer Staatsmänner die gewichtigsten und schwierigsten Fragen dieser Art entweder selbst nach eigener oberflächlicher Ansicht behandeln, oder sich dabei auf gänzlich verkehrte Theologen Juristen Historiker und andre Gelehrte stützen, welche den Fehlern und Schwächen dieser Zeit zu schmeicheln verstehen. Welche Freiheit von diesen Schwächen und Fehlern hat sich dagegen Bunsen bewahrt, und welchen bei heutigen Staatsmännern seltenen Reichthum der mannichfaltigsten und tiefsten Erkenntnisse bringt er zur Beantwortung der schwierigsten Fragen! Sind aber seine neuern großen

Werke in England entstanden und nehmen zugleich auf englische Ansichten und Verhältnisse viele Rücksicht, so sind sie doch sowohl in ihrem Geiste als nach ihren steten Beziehungen auf die neuesten Bestrebungen und Zustände der Wissenschaft unter uns zugleich echt deutsch; und reichen so eine desto lehrreichere Vermittelung zwischen der deutschen und englischen Wissenschaft.

Das vor zwei Jahren erschienene englische Werk gab schon in seiner ersten bald vergriffenen Auflage von jenem Hippolytus aus eine Fülle der bedeutsamsten Abhandlungen, Bemerkungen und Andeutungen über den unerschöpflichen Gegenstand, welcher nun als Aufschrift der neuen Bearbeitung „Christenthum und Menschheit“ erscheint. Diese neue Bearbeitung in sieben Bänden umfaßt aber einen noch weit größern Reichthum sowohl an Abhandlungen als an Urkunden. Dürfen wir nun hoffen, daß über den Inhalt der ersten und der dritten Abtheilung dieses großen Werkes, wie er oben nur der Uebersicht wegen mitbemerkt wurde, bald eine geeignetere Hand in diesen Blättern näher eingehend berichte, so wählen wir hier aus der mittlern einen Gegenstand zum Beurtheilen aus, welcher den größten Raum der beiden Bände füllt und der zugleich in dieser Ausgabe ganz neu hinzugekommen ist. Dies ist die Abhandlung über das Wesen und den Zusammenhang aller menschlichen Sprache.

Um über diesen großen Gegenstand richtiger urtheilen zu können, häufen sich allerdings in unsern jüngsten Zeiten die Hülfsmittel und die Erkenntnisse immer mehr: obgleich schon der hier zu bewältigende ungeheure Stoff nach vielen Seiten hin noch immer theils so dunkel und ununtersucht, theils sogar so wenig hinreichend bekannt

ist, daß alle jehigen Versuche, ihn zu erschöpfen, so weit sie auch schon die Arbeiten von Adelung und Vater an Umfang und die Ansichten Herder's an Sicherheit übertreffen mögen, nur den Vorarbeiten zu einem künftig aufzuführenden Prachtbaue gleichen. Durch seine genaue Kenntniß des Aegyptischen und so vieler anderer alten, mittlern und neuern Schriftthümer, ebenso wie durch seine rege und scharfsinnige Theilnahme an allen neuern Bestrebungen und den schwierigsten Aufgaben auf diesem weiten Arbeitsfelde war Bunsen vor vielen Andern geeignet, den schwierigen Gegenstand geschickt und erfolgreich zu behandeln, so wie es unsre Zeit fordert und erträgt. Wie es aber schon früher stets zu seiner preiswürdigen Art gehörte, die Arbeiten jüngerer Fachgelehrten zu fördern und auf höhere Zwecke hinzurichten, so hat er dießmal bei dem fast unermesslichen Gebiete der Sprachen aller Länder und aller Zeiten auch die Arbeiten einiger jüngerer Sprachgelehrten mit den seinigen näher verbunden. Dadurch wurde es möglich, über das Wesen, die Bildung und die Geschichte so vieler einzelnen Sprachen und nächstdem über die gegenseitigen Verhältnisse und Zusammenhänge aller eine Menge von treffenden Ansichten und neuen Ergebnissen aufzustellen. Manche weite Strecken, wie die der amerikanischen und der afrikanischen Sprachen, sind hier zwar kaum berührt, theilweise, weil wir ihre Steppen wie ihre Wälder und Fruchttäcker noch kaum auch nur von ferne überblicken können: was hier aber zusammengestellt und beurtheilt wird, beruhet im Ganzen auf den sichersten und umsichtigsten Erkenntnissen der neuesten Zeit, und führt nach mancher Richtung hin um einige gute Schritte weiter. Wir wollen Einiges davon hier etwas näher besprechen.

Eine Hauptsache, welche hier gegen bekannte neuere Zweifel vertheidigt wird, ist die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes als auch aus den Sprachen und den Urgeschichten aller alten und neuen Völker beweisbar. Mit diesem Satze stimmt der Unterz. um so lieber überein, da er ihn wie sonst so noch zu Anfange des vorigen Jahres in diesen Blättern (1854 S. 681 ff.) auf Veranlassung des Gobineau'schen Werkes behauptet hat. Ebenso konnten alle tieferen Sprachkennner längst einsehen, daß die von den Physiologen früher angenommenen Hauptstämme des Menschengeschlechtes zu den von den Sprachen gelehrten Unterschieden der Völker nicht stimmen. Auch wird unsre ganze neuere Wissenschaft sicher am besten verfahren, wenn sie die drei Rücksichten, worauf es bei dieser ganzen Frage über ursprüngliche Einheit oder Verschiedenheit des Menschengeschlechtes ankommt, die auf die leibliche Beschaffenheit, die auf die Sprachen und die damit eng verflochtenen Urgeschichten, und die auf die Seelenkräfte, vorläufig völlig auseinander hält, um von keiner Seite einem Vorurtheile dienstbar zu werden und das letzte Ergebnis endlich zur rechten Zeit desto sicherer zu finden. Es ist wahr, wir können in den Sprachen bis jetzt Manches noch nicht klar genug übersehen; das amerikanische und noch mehr das afrikanische Sprachgewirre ist uns bis jetzt, so manches Einzelne davon wir schon sicher erkennen können, im Ganzen noch unentwirrbar: indessen ist doch die Hoffnung gegeben, hierin, sowie in einigen andern noch schwer übersehbaren Strecken durch ebenmäßige Fortschritte auf der jetzt geöffneten Bahn zum Ziele zu gelangen.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. 31. Stück.

Den 23. Februar 1855.

L o n d o n

Fortsetzung der Anzeige: »Christianity and Mankind, their beginnings and prospects. By Christian Charles Josias Bunsen etc.«

Möchte hier nur die Wissenschaft nicht wieder durch allerlei scheinbar treffende und doch, näher besehen, unpassende und irre führende Vorstellungen sich so täuschen lassen wie das früher so oft geschehen ist. Denn Bilder und Vergleichen, Schulworte und Schlagworte des Tages drängen sich überall leicht ein: ein Urding aber und etwas so völlig Eigenthümliches wie die menschliche Sprache, läßt sich nach allen solchen Bildern und Schlag- oder Schulwörtern nicht verstehen, verlangt vielmehr überall die seinem eigenen Wesen entsprechendste Erkenntniß und Beschreibung. So ist hier eine Hauptwahrheit, daß die am vollkommensten ausgebildeten Sprachen zwar wesentlich alle die Stufen durchlaufen haben, auf welchen die weniger ausgebildeten stehen geblieben sind, daß aber, so verschieden danach die besondre Aus-

bildung jeder einzelnen Sprache sein mag, dennoch der Möglichkeit und Nothwendigkeit des Ausdruckes der Gedanken gegenüber alle Sprachen sich wiederum gleich sind. Ueber diesen Doppelsatz denke man nach allen Seiten hin tiefer nach, versuche, ob er wahr sei, und ziehe daraus, wenn er sich überall in seiner wesentlichen Richtigkeit bewährt, die wichtigen Folgerungen. Was wir Vollkommenheit einer Sprache nennen, bezieht sich nur auf den Bau und die Ausbildung des Wortes und demnächst des Satzes: ist jedes Wort einer Sprache so ausgebildet, daß es mit den geringsten Mitteln, d. i. Lauten, doch den genauesten Ausdruck eines vollen oder eines halben Gedankens gibt, so können wir sie eine vollkommene nennen, und begreifen leicht, welchen Vortheil dies nach hundert Richtungen hin gewähren könne. Nehmen wir nun das Sanskrit als ein Muster davon (obwohl es solcher schon in hoher Stufe vollkommenerer Sprachen auch außerhalb des ganzen mit dem Sanskrit verwandten Sprachstammes viele gibt, und das darüber unter uns herrschende Vorurtheil verschwinden sollte), und leiten wir (wie wir dazu befugt sind) diese Vollkommenheit davon ab, daß es die bei menschlicher Sprache in ruhigster Ausbildung möglichen Stufen eben alle durchlaufen habe: so erhellet, daß man aus dem Sinesischen als seinem geradesten Gegensatze keineswegs das Sanskrit, wohl aber aus diesem vielleicht durch viele Stufen abwärts hindurch jenes seinem Baue nach verstehen kann: Würde aber dieser Unterschied, so groß und so folgenreich er sein mag, irgend etwas Anderes als eben nur den Bau und die Bildung des Wortes und des Satzes betreffen, würden also nicht alle Sprachen, so verschieden gestaltet ihre Mittel sein mögen, den

Gedanken dennoch völlig ebenso genau erklären können: dann müßte man an einen wesentlichen Unterschied, also an eine Ungleichheit und Uneinheit des Ursprunges der menschlichen Sprachen wie der Menschen selbst denken. Aber die Sprach-erkenntniß zeigt, daß insofern vielmehr alle Sprachen sich wieder gleich stehen*): und dies ist eben der erste und der allein ganz ausreichende Grund der ursprünglichen Einheit aller menschlichen Sprache. Alle Unterschiede in ihr sind also bloß geschichtliche, gewordene und möglicherweise vergängliche, auch stets veränderliche und wandelbare: und hier erst tritt der Beweis aus der nähern oder entferntern Verwandtschaft aller Sprachstämme, sowie aus den ältesten geschichtlichen Erinnerungen ergänzend ein, ein Beweis, der für sich allein

*) Wir wissen wohl, was man dagegen vorbringen könnte, halten es aber für nicht beweisend, und wollen statt aller übrigen Fälle nur folgendes Beispiel anführen. Einer der kühnsten und glücklichsten afrikanischen Reisenden, Hr Francis Galton, hat sich neulich sehr über die Armuth und Unklarheit der Sprache gewisser südafrikanischer Volksstämme beklagt; eine solche Sprache habe nicht einmal einen Comparativ, und wenn man die Leute nach dem längeren oder kürzeren Wege fragen wolle, komme man schwer oder nie zu der gewünschten Antwort. Die Sprache solcher auch durch die Schuld der andern Völker viel gejagter und zerschlagener tief gesunkener Völkerschaften würde indeß schon an sich hier nichts beweisen können: wir sehen auch sonst überall, wie gewaltig die Erhebung oder das immer tiefere Sinken eines Volkes auch auf seine Sprache einwirkt. Und im raschen Reisen und Vorüberreifen thut sich Niemandem der tiefere Grund und die ganze Fähigkeit einer Sprache auf. Aber auch solche Völker können, wenn auch vielleicht sehr umständlich, doch jeden Gedanken in ihrer Sprache ausdrücken: die gegebenen Mittel dazu sind hier also nur nicht so ganz gefügig und leicht anwendbar ausgebildet, fehlen aber keineswegs.

nach allem was wir bis jetzt einsehen können, immer noch nicht hinreichen würde, die ursprüngliche Einheit aller Sprache und daher auch des Menschengeschlechtes gegen alle Zweifel zu sichern. Und man mag weiter das Räthsel geschichtlich zu ergründen suchen, wie so manche Sprachen auf niederen Stufen stehen blieben: es würde sich wohl ergeben, daß z. B. das Sinesische vorzüglich auch deshalb auf einer solchen Stufe einseitig verharrte, weil in seinem Volke so ungemein früh ein höher ausgebildetes volksthümliches Reich entstand, also die Verstandesthätigkeit in ihm so früh vorherrschend wurde; so daß was von der einen Seite ein Mangel, von der andern ein Vorzug war, welcher so früh wenigen Völkern zu Theil ward. Ist dies aber, so scheint es unpassend, solche Begriffe wie unorganisch und organisch auf die verschiedenen Sprachen zu übertragen: keine Sprache als menschlich = geistiges Wesen kann unorganisch sein, da wir bis jetzt nicht einmal wissen, ob in der Natur selbst ohne neue Schöpfung ein Uebergang vom Leblosen zum Belebten möglich ist. Auch die Unterschiede von Haus, umherstreifendes Volk und ausgebildeter Staat lassen sich hier nicht anwenden: wenn man das Sinesische eine Sprache des bloßen Hauses, das Tatarische seinem Baue nach eine Sprache der Nomaden nennt, so schillern da zwar allerlei bekannte Ueberlieferungen hinein und man scheint damit recht geistreich zu reden, in der That aber ist damit nicht viel Treffendes ausgesagt. Es ist allerdings sehr schwer, die einzelnen Sprachen alle unter wenige Haupt- und Nebenarten zu bringen, da sie ihrer Ausbildung nach unter sich fast ebenso endlos verschieden und mannichfach sind wie in der Natur die Arten der Thiere; woraus man nur sieht,

welche fast unabsehbar lange Geschichte die Sprache und mit ihnen das Menschengeschlecht bereits durchlaufen haben muß: geht aber aller Unterschied zwischen ihnen nur von der Art der Bildung des Wortes und demnächst des Satzes aus, so erhellet, daß man sie auch nur nach dieser Stufenfolge richtig eintheilen kann. Das Wort aber bleibt entweder als Wurzel scheinbar unveränderlich, oder es durchläuft von dieser aus durch Zusammensetzung und innere Umbildung drei Stufen, in denen seine Urtheilchen fortschreitend enger und feiner mit einander verschmelzen und der vollkommenste Wort- und Satzbau entstehen kann. Sondern wir in dieser Wortbildung zwei Hauptarten der Ausbildung und Verschmelzung, so haben wir drei Hauptarten aller Sprachen, bei denen sich wieder eine Menge Nebenarten unterscheiden lassen.

Was wir hier eben ausführten oder vielmehr des Raumes wegen kaum andeuten konnten, ist, hoffen wir, nicht gegen den Sinn und Zweck des vorliegenden vortrefflichen Werkes, wenn es auch in Einzelheiten zu noch genaueren Erkenntnissen führen sollte. Es wäre nun weiter von hoher Wichtigkeit, wenn die Sprachen der Erde auch hinsichtlich ihrer gegenseitigen Verwandtschaften sich nach diesen drei möglichen Hauptarten in bestimmtere Gruppen sondern ließen: was wir so allerdings schon aus näherer Erkenntniß vieler Sprachen, doch mehr nach seiner inneren Möglichkeit erkannt hätten, würde dann auch im Großen durch den geschichtlichen Fortgang der urältesten Entwicklung des Menschengeschlechtes bestätigt. Wirklich unterscheidet unser Werk vier Hauptstämme aller geschichtlichen Sprachen, welche unter passende Namen zu bringen zum Theil etwas schwer

ist: den sinesischen, turanischen, semitisch = ägyptischen, und den indo-europäischen; die amerikansichen Sprachen würden sich, ebenso wie die südindischen an den zweiten, die übrigen afrikanischen an den dritten dieser großen Hauptstämme anschließen; und wir könnten hinzufügen, daß der dritte selbst nur wie im Uebergange zum vierten sich zeige. Als eine tiefere Ahnung des ganzen großen Zusammenhanges und als einen anregenden ersten Versuch zur Bewältigung des ungeheuern Stoffes halten wir diese Eintheilung aller Aufmerksamkeit werth, so sehr wir übrigens ebenso klar ahnen, daß sich künftig im Einzelnen Vieles noch näher bestimmen werde.

Der neue Name turanische Sprachen für alle die der nördlichen Theile Asiens und Europa's, welche man deshalb auch sehr wohl unter der Bezeichnung eines nordischen Sprachstammes zusammenfassen könnte, geht auf die bekannte Sage im Shāhnāme zurück, wonach Feridun die Erde unter seine drei Söhne Freg, Selm und Tur zertheilt, den Tur nach dem Norden, den Selm (oder Silim) nach dem Westen entläßt, so daß man versucht wird, unter Selm nur einen andern Namen für den biblischen Sem zu vermuthen. Auch Tur ist wohl nur eine Verkürzung des Namens der Türken. Es ist nun in unsern Zeiten die Vermuthung angeregt, ob nicht die südindischen Sprachen, welche nicht zum Sanskrit und Prākrit gehören, nur versprengte Glieder desselben weit ausgedehnten nordischen Sprachstammes seien; auch über das Baslische in Europa ist dieselbe Vermuthung geäußert. Dieser Sprachstamm würde dann in Asien wie in Europa einst vor der Ausbreitung der beiden höher ausgebildeten den weitesten Raum eingenommen haben; und eine der

gewichtigsten Wahrheiten der ganzen Sprachengeschichte seit den ältesten bis auf unsere Zeiten wäre gewonnen, wenn diese an sich jedem weiterblickenden sprachwissenschaftlichen Auge leicht so nahe vorliegende Vermuthung zur völligsten Gewißheit erhoben werden könnte. Wir billigen es daher ganz und freuen uns zugleich im Namen vieler Leser sehr, daß diese ebenso anziehende als schwierige Frage in einer sehr umständlichen Erörterung des jetzt in Oxford angestellten Deutschen Dr Max Müller I, S. 263 — 487 abgehandelt wird; und von den 76 Sprachen, deren Fürwörter, und den 97, deren Zahlwörter in sehr lehrreicher vergleichender Uebersicht I, S. 494 — 521 vorgeführt werden, fallen die bei weitem meisten auf diesen Sprachstamm. Zwar werden die meisten gerade dieser Sprachen, auch solche, welche ein reiches und theilweise altes Schriftthum haben, von den Gelehrten in Europa und namentlich auch in Deutschland bis jetzt sehr wenig gekannt oder gar wissenschaftlich untersucht; und es kann schon bei dem ungeheuer weiten Umfange dieses Gebietes nicht auffallen, daß, nachdem die Vermuthung über einen nähern Zusammenhang aller dieser Sprachen kaum etwas ernstlicher aufgestellt ist, sogleich auch von solchen, die eine oder einige dieser Sprachen sehr genau kennen, manche Zweifel dagegen erhoben werden. Einige solcher Zweifel sind von einem der dekhanischen Sprachen sehr kundigen deutschen Gelehrten, Herrn Weigle, neulich vom Dekhan selbst aus in der Ztsch. der DMG. 1853 S. 409 f. aufgeworfen, welche, so viel wir sehen, in der vorliegenden Abhandlung noch nicht berücksichtigt werden. Und gewiß war es auch nicht die Absicht der Abhandlung Max Müller's, diese neueste der schwereren Fragen aller

unsrer Sprachwissenschaft jetzt sogleich nach jeder Seite hin abzuschließen. Ihr großes Verdienst ist, sie in so weitem Umfange und mit so vielem Eifer jetzt überhaupt zur rechten Zeit angeregt zu haben. Auch gibt sie über viele bis heute unter uns fast ganz unbekannte dieser Sprachen, namentlich die mit dem Sanskrit nicht verwandten im nördlichen Indien in der Halbinsel jenseits des Ganges und weiter nördlich, höchst werthvolle Mittheilungen aus neuern Werken, welche in Europa noch sehr wenig verbreitet sind.

Ist indessen einmal diese schwere Frage im Gange, so ist zu wünschen, daß sie so richtig als möglich gestellt, also auch das Eigenthümlichste was gerade diesen Sprachstamm von andern unterscheidet soll, so bestimmt als möglich ausgesprochen werde. Es würde also zumal bei Sprachen, welche bis jetzt fast sämmtlich so sehr wenig unter uns bekannt und verstanden sind, zunächst eine vorzüglich auszuwählen sein, welche man vorläufig als eine Art Mustersprache dieses Gebietes hinstellen könnte, um an ihr das Uebrige zu messen. Eine solche Sprache brauchte gar nicht die nach jeder Seite hin ausgebildete dieses weiten Kreises zu sein: ist sie nur eine seiner anerkannt bedeutendsten und wie im Mittelorte von ihm liegend. Aehnlich ist das Sanskrit nicht die nach jeder Seite vollkommenste Sprache seines Gebietes, eignet sich aber zu einer Mustersprache desselben weit mehr als das Armenische oder auch das heutige Deutsche. Nehmen wir nun hier das Türkische (Tatarische) als ein solches Muster, wozu wir durch so viele Gründe befugt sind: so sind es streng genommen nur zwei Alles durchdringende und bedingende Eigenthümlichkeiten seines Baues, welche es von allen übrigen sowohl tiefer als hö-

her stehenden Sprachen oder Sprachstämmen hinreichend unterscheiden, und die unter sich selbst wieder mitten in ihrem Gegensatze dennoch wie zwei nothwendig zu einander gehörende und sich gegenseitig ergänzende Kräfte aufs engste zusammenhängen. Von diesen zwei Kräften wird die eine die Trägerin und Bildnerin des Wortes mit seinen Gliedern, die ihr gerade entgegenwirkende die des Satzes und seiner Glieder, so daß alle lebendige Thätigkeit dieser Sprache nur in dem beständigen Zusammen- und Entgegenwirken dieser zwei Kräfte besteht. Es ist als ob diese Sprache es recht darauf anlegte, die schwer zu beherrschenden Einzelheiten, welche in die Rede und den Satz sich drängen wollen, desto fester zu ordnen und zu einigen, und als hätte sie dazu nur zwei, aber diese auch als völlig ausreichende Kräfte gefunden und aufs bestimmteste anzuwenden gelernt. Und so waltet hier ein höchstes Doppelgesetz, ganz so einfach und mächtig, aber auch so hart und schwer wie die nordische Natur selbst. Alles was in die Einheit des Wortes gehen kann und soll, wird nämlich streng von vorne so gereiht und gelenkt, daß die Wurzel eines That- oder eines Namenwortes wie der feste Grund vorne bleibt und Alles was zur nähern Bezeichnung seiner Beziehungen auf die Art, die Zeit, die Zahl, die Person und die Lage nothwendig ist, ihm in gleich strenger Reihe untergeordnet wird, als hingen sich an ein zuerst gegebenes festes Glied oder Gewicht rasch, aber klar zu unterscheiden eine Menge an Bedeutung und leicht auch an Gewicht kleinerer in stets gleicher fester Reihe an, so viele jedesmal zum Sinne nothwendig sind. Ist dies der beständige Bau des Wortes, welches demnach von der ein- oder höchstens zweifylbigen Wurzel

aus schon eine ziemliche Zahl von Sylben umfassen kann, so versteht sich auch wie sein ganzer Starflaut (Ton) so vorherrschend von der ersten Sylbe ausgehen und nach deren Lautfarbe alle folgenden mehr oder weniger sich richten müssen: eine durchgreifende Eigenthümlichkeit der Laute in dieser Sprache, welche sich auf diese Weise leicht erklärt. Es ist wahr, daß durch diesen strengen und durchaus gleichmäßigen Wortbau auch die einzelnen Glieder ihrer gegenseitigen Lage und Schwere nach leichter durchsichtig sind und schwerer in einander verschmelzen als in den meisten mittelländischen (mit dem Sanskrit verwandten, indo-europäischen) oder gar den semitischen Wörtern, wo vorne und hinten sich um eine Wurzel die verschiedensten Nebenglieder so ansammeln, daß das Herz derselben von beiden Seiten schärfer bedrängt wird und Mühe hat sich zu behaupten, was freilich im Deutschen weit weniger fühlbar ist als in den ihm verwandten alten Sprachen: allein das Türkische deshalb zu den sog. agglutinirenden und nicht zu den synthetischen Sprachen zu rechnen, geht nicht an, wie überhaupt die sprachwissenschaftlichen Kunstausdrücke bis jetzt noch nicht richtig genug gewählt sind; vielmehr sind manche seiner Wortglieder, da sie ursprünglich gewiß (wie in jeder Sprache) besondere Wörter waren, schon bis zu reinen Vocalen oder gar bis zu Umlauten verkürzt, wie sich z. B. der Unterschied von That= und Namenwort oft nur noch durch den schließenden Umlaut in der Wurzel ausdrückt, گوز göz Auge und گور gör sehen, ایش oder اش ish That und ات it thun, ایش Itsch das Innere und گبر گبر hineingehen. Das Eigenthümliche ist also hier nur, daß die das Wort

bildende und tragende Kraft nur von diesem einen strengen Gesetze der Anreihung der Glieder ausgegangen und statt mehrere Möglichkeiten, welche hier offen standen, zu vereinigen und zu erschöpfen nur diese eine festgehalten hat. Während nun aber diese erste Kraft so von vorne an alle Glieder des Wortes an sein erstes scharf bindend waltet, tritt ihr die den Satz schaffende und leitende mit der gerade entgegengesetzten Richtung und Thätigkeit gegenüber, alle Wörter, welche in ihn zusammengehen und sich ihm fügen sollen, vom Ende aus so zusammenfassend und schließend, daß das Thatwort als das vollste und gewichtigste streng das letzte ist und alle übrigen je nach ihrem zunehmenden Gewichte sich demgemäß vor ihm in Reihe und Glied setzen. Und da ein Thatwort sich durch eine Verähnlichung mit dem Namenworte dem andern unterordnen läßt, so kann dadurch zugleich stets eine beliebige Menge von Untersätzen dem Haupt- und Schlusssatz vorangehen. Ja da die Sprache eben nur diese einzigen beiden höchsten Kräfte zum Wort- und Satzbaue anwenden kann, so muß weiter noch alles was die erste Kraft nicht umspannen kann dieser zweiten als der noch mächtigeren sich unterwerfen; das Beschreibungswort, der Beziehungssatz muß seinem Selbstworte sich voranstellen; sowie endlich in letzter Folge sich hieraus auch die gewöhnlichste türkische Genitivbildung erklärt. Es ist denkwürdig, daß das Deutsche in dieser einfach großartigen, aber wie nordisches Eisen und harter Stein schweren zähe unabänderlichen Satzbildung dem Türkischen ähnlicher ist als die meisten andern Sprachen: allein so strenge zwingend wie im Türkischen herrscht dies Gesetz im Deutschen bei wei-

tem nicht*). Aber der tiefste Geist dieser Sprache beruhet so sehr auf dem steten Zusammenwirken dieser zwei entgegengesetzten Kräfte, daß alle die gewaltigsten Einflüsse, welche das Osmanische vom Persischen und Arabischen erlitten hat, dennoch in diesem seinem eigenthümlichsten Wesen nicht das Geringste zu ändern vermochten**).

Wir werden also sicher das Wesen und das wunderbare Zusammenwirken gerade dieser Kräfte für die höchste Eigenthümlichkeit dieser Hauptsprache halten, und dann zusehen, wie sie sich in andern

*) Die Abweichungen, welche sich bei gewissen türkischen Schriftstellern von diesem Grundgesetze des türkischen Satzbaues finden, sind unbedeutend, wenn auch nicht ganz zu übersehen.

**) Hat aber das Neupersische durch den gewaltigen Einfluß des Semitischen sein *Idhâfet* oder seine Art von semitischer Wortkette zum Ausdruck des Genitives angenommen und eben damit den alten Genitiv verloren? So meint es wirklich Max Müller in seiner oben erwähnten größeren Abhandlung. Und freilich ist das Aufhören des alten Genitivs im Neupersischen und die Umschreibung dieses Verhältnisses durch die gezwungene Wortkette vermitteltst eines zwischen beide Wörter tretenden *î* ein wahrer Verlust, den diese Sprache an der alten Freiheit und Leichtigkeit erlitten hat. Eine niedere Sprache, einmal in ihren Grundbildungen zum Stillstande gekommen, kann in solchen Grunddingen auf keine höhere Stufe kommen, wohl aber eine höhere Vieles von ihrer ersten schöpferischen Fülle und Kraft verlieren und auf eine niedere Stufe zurücksinken: dies zeigt das Altpersische, verglichen mit dem Neupersischen, vorzüglich in dem *Idhâfet*. Aber schon vor dem Neupersischen zeigt sich im *Pârî* (*Pazend*) dieselbe Erscheinung; und auch das Französische kann ja keinen freien Genitiv mehr bilden. Wir können hier also keinen Einfluß des Semitischen wahrnehmen, und müssen annehmen, daß aller Eindrang fremder Wörter eine Sprache noch nicht in ihrem tiefsten Leben erschüttern kann, wie außer dem Englischen das Türkische so deutlich zeigt.

wiederfinde. Solche tiefe, ja fast unvertilgbare Eigenthümlichkeiten bilden, weil sie mit den in den Sprachen thätigen geistigen Kräften und Richtungen selbst unzertrennlich zusammenhängen, einen geschichtlichen Grund der über aller bekannten Geschichte hinausliegt und dennoch sicher uns in alle jene geschichtlichen Entwicklungen des Menschengeschlechtes zurückführt, wo jedes Volk nur erst seine Sprache selbst als das erste und nothwendigste Gut geistiger Gemeinschaft ausbilden mußte, und dann in dieser Hinsicht gerade auf der Stufe fest stehen blieb, welche ihm hierin zu genügen schien, als es sei es aus äußerem Zwange oder aus Lust zu ganz andern Bestrebungen überging. Aber jede einseitige Richtung und Ausbildung einer der Sprachkräfte ward ihm dann zur Hinderung für eine noch höhere, sobald es die höchste noch nicht erreicht hatte: wie der semitische Sprachstamm sich durchaus nicht zur Wortzusammensetzung im Sinne unserer Sprache leicht erheben konnte, weil er sich bereits zu fest gewöhnt hatte durch die Bildung von Wortketten (gewöhnlich *status constructus* genannt) den Genitivbegriff zu schaffen, diese einseitige Bildung aber sich mit der freieren Wortzusammensetzung nicht verträgt. Als die türkische Sprache mit der Thätigkeit aber auch der Alleinwirksamkeit jener oben mit Absicht so ausführlich erklärten beiden großen Kräfte zum Stillstande ihrer schöpferischen Bildung kam, stand die ganze menschliche Sprachentwicklung wohl noch auf keiner höhern Stufe: danach werden uns auch ihre übrigen geringeren Eigenthümlichkeiten nicht weiter auffallend, der Mangel an Unterscheidung des Geschlechts in den Wörtern, das Fehlen einer Nominativbildung u. A.*). Genauere viel-

*) Auch die Frage, ob das Türkische nicht zuletzt einige

seitigere und möglichst erschöpfende Erkenntniß aller Sprachen der Erde wird uns so noch Thatfachen der ältesten Geschichte aller Völker aufschließen, ohne welche wir auch die spätere Geschichte nicht hinreichend verstehen und von vielen der noch heute herrschenden schädlichsten Vorurtheile und Irrthümer uns nicht befreien können. Nur ist dazu ein erstes Erforderniß, daß wir in der Erkenntniß aller kleinen und großen Spracherscheinungen immer genauer werden, uns vor jedem der hier überall so nahe lauernden Irrthümer hüten, und mit dem für jetzt noch unabsehbar wachsenden Stoffe desto reiner die Aufmerksamkeit schärfen.

Während nun die sehr umfassende Abhandlung Max Müller's über diese für uns fast noch unmeßbar weiten Sprachgebiete mehr wie eine erste fleißige, aber Manches kaum oder sehr leicht anstreifende Berichterstattung über ferne Länder zu schätzen ist, geben seine kürzern Berichte über den Stand unserer jetzigen Erkenntnisse des Indischen und Persischen I, S. 110—142, besonders was den ältesten Inhalt und den hohen Werth des Beda betrifft, eine Fülle eigner Erforschung und treffendster Anschauung. Ebenso schätzbar und lehrreich sind die Ergebnisse neuester genauer Erforschung über die celtischen Sprachen und Urge-

Wörter und Bildungen von der Urzeit her mit dem Mittelländischen gemein habe, wird erst auf dieser Stufe der Erkenntniß wichtig und erfolgreich. Einiges der Art, meine ich, lasse sich allerdings finden, wie die Endung *-di* als Zeichen der vollendeten oder vergangenen Handlung, vgl. *-ta* für das Part. Perf. Pass., eine der ältesten Bildungen im Mittelländischen; die Endung *لو-* für Adjectiva vgl. *τυφλός*; die Wurzel *دوغرمف* vergl. *τινω*, *قايمف* vgl. *capere* u. a.

schichten, welche Bunsen I, S. 143 — 171 mit Hülfe des Dr Carl Meyer, und über die verschiedenen alten deutschen und italischen Sprachen auch mit Rücksicht auf das Griechische, welche er I, S. 65—109 mit Hülfe des Dr Aufrecht mittheilt. Auch manches sehr beachtenswerthe Neue findet man hier. So will Aufrecht S. 78 das scheinbar so wunderliche griechische Wort *ἀνθρωπος* von einem bloß vorausgesetzten *ἀνθρω* = *άνω* ableiten als hätten die Griechen unter einem Menschen am liebsten den aufwärts blickenden (im Gegensatz zu *κατωπός* mit anderem Accente) sich denken mögen. Man wird in dieser Vermuthung viel Ansprechendes finden, aber auch bedauern, daß wir das einstige Dasein eines solchen *ἀνθρω* als = *άνω* doch bis jetzt weder aus dem Griechischen, noch sonst woher beweisen können; und wenn man bedenkt, wie leicht die Griechen auch ein *ἀνδράποδον* in der bekannten schlimmen Bedeutung bildeten, so scheint *ἀνθρωπος* doch nur ein solches zusammengesetztes Wort wie unser „Frauenzimmer“, um Mannes-(oder Menschen-)gesichte, d. i. Personen anzuzeigen. Daß das *θ* mundartig durch bloßen Einfluß des folgenden *ο* entstanden sein könne, würde auch Dr Aufrecht schon nach dem Beispiele *μέληθρον* zugeben, da dieses von der Bildung *θέατρον* bloß mundartig verschieden ist.

Wir machen noch besonders auf die von Bunsen selbst ebenso scharfsinnig als unterrichtend abgefaßten Berichte über die semitischen Sprachen und Schriften nach fast allen ihren Arten, die ägyptischen und die neuesten assyrisch-babylonischen Entdeckungen aufmerksam. Ein Steindruck gibt eine Uebersicht der zum Theil erst neuestens entdeckten alten semitischen Alphabete; ein anderer

II, S. 361 eine so eben durch Rawlinson zu Abushadr am Zusammenflusse des Euphrat's und Tigris gefundene Inschrift, deren Züge mit der babylonischen Schrift viel Aehnliches haben. Wie sich auch der Sinn ihrer Worte nach weiteren Erforschungen und Entdeckungen auf diesem für uns noch ganz neuen Boden schließlich feststellen mag, man muß die zuverlässige Veröffentlichung dieser in ihrer Art ersten Inschrift sehr dankbar aufnehmen. Dagegen scheint uns der II, S. 345—359 anhangsweise beigefügte Aufsatz D. Paul Bötticher's „über die Eintheilung der Semitischen Wurzeln“ von weniger richtigen Voraussetzungen auszugehen und Unvereinbares zu vermischen.

Bei der Beschränktheit unsres Raumes erlauben wir uns nur noch folgende Bemerkungen. Bd I, S. 190 wird angenommen, Cham sei nach der biblischen Vorstellung der älteste der drei Brüder Noah's, Sem der zweite. Es ist vielleicht bei der großen Wichtigkeit, welche die biblischen Erinnerungen der Urgeschichte in unsern neuesten Zeiten mit Recht wieder gewinnen, der Mühe werth diese auch sonst von neuern Schriftstellern gehegte Annahme etwas weiter zu erörtern. Sie stützt sich allein auf die Worte Gen. 10, 21, wo Sem der ältere Bruder Japhet's genannt wird. Nimmt man diese Bezeichnung aus ihrem lebendigen Zusammenhange, so könnte sie allerdings wohl andeuten, Sem sei zwar Japhet's, nicht aber Cham's älterer Bruder, dieser also sei älter als er.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 24. Februar 1855.

L o n d o n

Schluß der Anzeige: »Christianity and Mankind, their beginnings and prospects. By Ch. Ch. J. Bunsen.«

Allein nothwendig wäre doch dieser Sinn auch an sich nicht, da der Schriftsteller hier eine besondere Ursache haben konnte, bloß darauf ein Gewicht zu legen, daß Sem Japhet's älterer Bruder sei, ohne damit leugnen zu wollen, daß er auch Cham's älterer Bruder sei. Und wirklich bestätigt sich dies durch den ganzen Zusammenhang aller biblischen Erinnerungen und Erzählungen, ohne daß auch diese einzelne Stelle ihnen widerspräche. Nach feststehender alter Vorstellung und Erinnerung galt in Israel Cham stets zwar nicht als der dritte, aber als der zweite Sohn Noah's: wie hätte dies auch nach der uralten volksgeschichtlichen Erinnerung Israel's anders sein können? Sowohl in den uralten Geschlechtsverzeichnissen Gen. c. 5, 1 Chr. c. 1 als in ausführlicheren Erzählungen wie Gen. c. 6—10 er-

scheint beständig Sem als der älteste, Cham als der zweite Sohn; was allerdings auch so viel in sich schließt, daß dies Volk in der Urzeit weit mehr mit Cham (den südlichen) als mit Saphet (den nördlichen Völkern) in engerer Verbindung stand und jene höher achtete als diese, wie ja dies auch die sonstigen Erinnerungen der Urgeschichte bezeugen. Erst zur Zeit des fünften Erzählers der Urgeschichten, d. i. im achten Jahrh. v. Chr. kamen die nördlichen Völker in Israel zu höherem Ansehen, und dieser Erzähler ist es, welcher Gen. 9, 18—27 Sem und Saphet in eine engere Beziehung setzt, ja mit wahrhaft prophetischem Blicke die ganze Nothwendigkeit der später sich immer deutlicher offenbarenden größern Würdigkeit und Herrlichkeit der nördlichen Völker ahnet. Derselbe Erzähler ist es nun endlich auch, welcher Gen. 10, 21, da in dem von ihm wiederholten langen Verzeichnisse aller Nachkommen Noah's die Rede endlich auf Sem kommt, von sich selbst aus wie mit besonderer Theilnahme hinzufügt, Sem sei Saphet's (wie sich von selbst versteht) älterer Bruder, wie er gerade diese beiden Brüder schon zuvor Gen. 9, 27 in eine solche nähere Verbindung gebracht hatte. Dazu nennt er übrigens auch bestimmt Cham den jüngeren (nämlich nicht gerade den jüngsten) Sohn Gen. 9, 24. So zeigt sich auch hier wie nothwendig und wie ungemein nützlich es ist, die verschiedenen Erzähler genau zu unterscheiden, da uns ohnedies auch diese Erzählungen stets zu unklar bleiben würden. — Bei der I, S. 222 aufgeworfenen Frage über die Richtung der neuentdeckten himjarischen Schrift ist nicht zu übersehen, daß diese Schrift unstreitig auch viele Zeilen nach einander von der linken zur rechten richten kann,

wie die 56te Inschrift Fresnel's am deutlichsten lehrt. Ja nach der äthiopischen Schrift, welche herrschend oder gar allein von der linken zur rechten geht, erwartet man an sich von der ihr ganz verwandten himjarischen Aehnliches, so daß bei ihr als das überraschend Neue nun vielmehr sich das auswies, daß sie auch von der rechten ausgehen kann. Hieraus erklärt sich auch die Fassung der Worte des Unterz. in der kleinen Abhandlung darüber vom J. 1846. — Auch zu S. 226 bemerken wir, daß die altarabischen Geschichtschreiber bei den Himjaren und andern Urarabern von einer Zeitrechnung *Irem*, d. i. إرم reden, welche schon diesem ihrem Namen nach auf die entfernteste Urzeit zurückweist, und insofern bei den Himjaren mit der Zeitrechnung *Loqmân's* einerlei sein kann, daß aber die spätere himjarische Zeitrechnung des Bruches des Dammes العرم *al'arim* davon schon ihrem Namen nach ganz verschieden ist. Freilich ist *Irem* beinahe ein über aller Geschichte hinausliegender sagenhafter, aber doch ein echt arabischer Name, und die auf ihn zurückgeführte Zeitrechnung soll desto gewisser eine sehr alte sein. — Die S. 236 f. ausgesprochene Vermuthung einer Einerleiheit des durch die neuesten Reisenden so bekannt gewordenen Berges *Serbâl* nicht weit vom Sinai mit dem biblischen Namen des Gebirges *Se'ir*, als sei die erste Sylbe in jenem Namen *Serbâl* aus diesem Worte verkürzt, würde sich leichter empfehlen, wenn das idumäische Gebirge *Se'ir* nicht viel weiter nach Norden läge: denn sicher fiel dieses Gebirge mit dem um das später sogenannte *Petra* zusammen, und ist auch seinem Zuge und seiner Wasserscheide nach ein von dem südlichen Gebirge dieser bei

uns jetzt gewöhnlich nach dem Sinai genannten Halbinsel verschieden.

Einen der wichtigsten und unterrichtendsten Anhänge dieses Werkes bilden von II, S. 375 an die Urkunden über die unter Bunsen's Vorſitz zu London im Januar 1854 gehaltenen Verhandlungen über die Einführung eines Universalalphabetes. An diesen Verhandlungen nahmen außer einigen deutschen Gelehrten von Engländern nicht nur die der indischen und übrigen fremden Sprachen Kundigsten, sondern auch so ausgezeichnete Naturforscher wie Sir John Herschel und Professor Owen Theil; und auch abgesehen von dem löblichen Zwecke war es sicher ein herrliches Zeichen der Zeit, daß noch mitten unter dem nahen Drohen des jetzt ausgebrochenen schweren Krieges im Hause einer deutschen Gesandtschaft unter lebhafter Theilnahme der verschiedensten wissenschaftlichen Männer ein so ernster Versuch gemacht wurde, die Völker der Erde durch ein dër Mittel zu einigen und zu belehren, welche tausendmal wirksamer zu einem echten Frieden hinführen als der rohe Krieg. Auch haben diese Verhandlungen als Anhang zu dem vorliegenden Werke eine recht passende Stelle gefunden: wo hunderterlei verschiedene Sprachen und Schriftarten betrachtet und diese sprechendsten Zeugnisse der seit den Urzeiten bis jetzt fortgeschrittenen und noch so wenig gehobenen oder gemilderten Trennung der Völker auch das ganze in dem Uebermaße dieser liegende Verderben uns lebendig genug veranschaulichen, da liegt die Frage ebenso nahe, ob es kein leicht anzuwendendes Mittel gebe, die Völker, zumal die jetzt tiefer gesunkenen oder noch ganz schriftlosen, durch eine gleichmäßige leichte und so viel als möglich auch an sich tauglichste

Schriftart wieder enger an einander zu binden und die Ausbreitung nützlicher Kenntnisse oder auch der höchsten menschlichen Erkenntnisse unter ihnen zu erleichtern. Bunsen als den Vorsitz damals bei diesen denkwürdigen und wir hoffen auf die Dauer nicht erfolglosen Verhandlungen führend, theilt hier nun die in vieler Hinsicht sehr lesenswerthen Berichte über die Sitzungen zugleich mit den zwei vornehmsten Entwürfen eines solchen Alphabetes mit, welche Lepsius und der Dyforder Deutsche Max Müller der zusammentretenden Rathsversammlung vorlegten. Da inzwischen Lepsius' Entwurf und Denkschrift alsbald auch in Deutschland herausgegeben ward, so hat der Unterz., ohne von den erst hier veröffentlichten vollen Verhandlungen etwas zu wissen, bereits im vorigen Jahrgange dieser Blätter S. 1441 ff. auf Veranlassung der Schrift des Hn Prof. Lepsius' seine Ansichten über den Gegenstand ausgesprochen.

Indem wir schließlich den Wunsch wiederholen, daß diese Anzeige durch eine Beurtheilung desjenigen Theiles des Inhaltes dieser zwei Bände, welcher hier nicht näher berücksichtigt ist, zugleich mit allen übrigen Bänden des großen Werkes recht bald in unsern Blättern ihre Ergänzung erhalte, fügen wir nur noch den ebenso aufrichtigen Wunsch bei, daß es auch in einer deutschen Bearbeitung bald unter uns allgemeiner zugänglich werden möge. Namentlich wünschen wir dem in diesen zwei Bänden vorliegenden auch in sich selbst abgeschlossenen Werke eine deutsche Uebersetzung. Zwar gibt es Einiges, was auch der vor zwei Jahren erschienene deutsche Hippolytus enthält: aber der größte Theil seines Inhaltes, der hier näher beurtheilte sprachliche ist ganz neu und reicht des Belehrenden so viel, greift auch so kräf-

tig in unsre ganze deutsche Art von Sprachforschung und Sprachwissenschaft ein, daß eine deutsche Uebersetzung von ihm sehr nützlich wäre. Würde das Werk noch um einige Abhandlungen über gewisse Sprachgebiete vermehrt, so ließe es sich auch leicht zu einem Kosmos der Sprachwissenschaft erweitern, um hier ein in den neuesten Zeiten so berühmt und beliebt gewordenes Wort zu gebrauchen. H. G.

P a r i s

A. Durand 1854. *Formules Wisigothiques inédites publiées d'après un manuscrit de la bibliothèque de Madrid par M. Eugène de Rozière.* XXVIII und 32 S. in Octav.

Die Studien der Rechtsgeschichte haben in den letzten Jahren auch in Frankreich eifrige Pflege gefunden; die Anregung, welche hier Pardessus gegeben, ist nicht ohne Wirkung geblieben, wie die Arbeiten von Klimrath, Giraud, Laboulaye, Laferrrière und Anderen zeigen. Und besonders erfreulich ist, daß man auch den Quellen des Rechts eine größere Aufmerksamkeit zugewandt hat, und wie die späteren Coutumes und Statuten, so auch die Denkmäler der älteren Rechtsentwicklung vollständiger und besser zu veröffentlichen bemüht ist. Unter denen, welche hier eine verdienstliche Thätigkeit entwickeln, nimmt Hr. v. Rozière einen ehrenvollen Platz ein. Ein naher Verwandter, Enkel wenn ich nicht irre, von Pardessus, hat er zuerst bei der von diesem gelieferten Ausgabe der verschiedenen Texte der Lex Salica durch Collation von Handschriften hülfreiche Hand geleistet, später aber vorzüglich den Formelsammlungen seinen Fleiß gewidmet, von denen schon vor genau-

mer Zeit eine durch ihn besorgte neue Ausgabe angekündigt worden ist, während einzelne ungedruckte Stücke in der Bibliothèque de l'école des chartes mitgetheilt wurden und nun die oben genannte Publication besonders erscheint.

Sie betrifft eine Reihe von Formeln, welche innerhalb des westgothischen Reiches entstanden sind und bisher ungedruckt waren. Aber freilich nicht unbekannt. Denn das Verdienst sie wenigstens für die jetzige Wissenschaft entdeckt und hervorgezogen zu haben, gebührt unserm zu früh der Wissenschaft entrissenen Dr Knust, der bei seiner Anwesenheit in Madrid schon im J. 1840 auf die Handschrift aufmerksam wurde, und die Formeln für die Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde abschrieb. Davon ist im Archiv der Gesellschaft Bd VIII, S. 175 aus den Briefen von Knust an Perz auch nähere Nachricht gegeben, und wenn ich auch nicht behaupten will, daß Hr Rozière erst hierdurch auf die Sache aufmerksam geworden ist, so hätte es sich doch jedenfalls gebührt, dieses seines Vorgängers zu gedenken, dessen Verdienst ihm kaum unbekannt geblieben sein kann, oder wenigstens nicht unbekannt geblieben sein sollte, da er an einer Stelle seines Buchs, freilich in sehr ungenauer Weise, jenen Band des Archivs anführt und von der Benutzung der Madrider Lex Langobardorum für die Monumenta spricht. Die Franzosen haben aus den Berichten in jener Zeitschrift gar häufig erst erfahren, was die Bibliotheken und Sammlungen ihres eigenen Landes oder die der Nachbarlande über ihre Geschichte enthalten, und es wäre wohl billig, daß sie das Verdienst, welches die Deutsche Gesellschaft sich sowohl dadurch wie durch die Ausgabe vieler, auch für Frankreich wichtiger Werke um die

Geschichte ihres Landes erworben hat, auch noch in anderer Weise anerkannt als durch Nachdrücke der Ausgaben, wie sie neuerdings in Paris erschienen sind. Weniger kann man sich beklagen, wenn die gegebenen Nachweisungen benutzt werden, um nun manchmal früher zu Tage fördern was bei uns freilich zum Druck bereit liegt, aber bei der übergroßen Fülle des Materials noch nicht an die Reihe gelangen konnte. Und so wird man an sich auch diese Publication gerne willkommen heißen.

Herr Rozière verbreitet sich in der Einleitung über den Ursprung der Sammlung. Ein altes Manuscript ist nicht mehr vorhanden, sondern nur eine Abschrift des 16ten Jahrhunderts aus einem Codex der Kathedrale zu Oviedo, der selbst schon vor längerer Zeit spurlos verschwunden ist. Derselbe ist bekannt unter dem Namen Codex des Pelagius und enthielt eine Sammlung von Werken zur Geschichte der westgothischen Herrschaft in Spanien, Chroniken, einige Briefe und Urkunden, und diese Formeln, die jener Bischof am Anfang des 12ten Jahrhunderts hat zusammenschreiben lassen und theilweise allerdings auch mit Zusätzen und Interpolationen versah. Zu diesen war bei den Formeln am wenigsten Anlaß, und ich glaube, man kann dem Herausgeber beipflichten, daß Pelagius diese weder selbst verfaßt, d. h. auch nur in dem Sinn verfaßt, daß er wirkliche Urkunden als Formeln zurecht machte und zusammenstellte, noch auch irgendwie verändert habe. Sie tragen in der That nicht das Gepräge des 12ten, sondern des 7ten Jahrhunderts an sich. Es ist, wie schon Knust hervorhob, besonders die Erwähnung des Königs Sisebut, dann auch der Stadt Cordova als Ort der Vornahme eines Rechtsgeschäfts, welche hier in Betracht kommen; Hr Rozière macht

außerdem darauf aufmerksam, wie es wahrscheinlich sei, daß mehrere Formeln, welche ausdrücklich auf Quellen oder Grundsätze des römischen Rechtes Bezug nehmen, entstanden seien, ehe die Könige Chindaswind und Receswind die Anwendung des römischen Rechtes als solchen in ihrem Reiche verboten. Die Quellen des gothischen Rechtes werden unter den allgemeinen Bezeichnungen *legum instituta*, *legum decreta* angeführt (35. 40); einmal (40) heißt es: *sententias legis libri illius . . . legem illam qui est sub titulo illo, era illa.*

Der Formeln sind im Ganzen 46, aber mehrere nur unvollständig erhalten: sie betreffen dieselben Rechtsgeschäfte, welche sonst meist in solchen Sammlungen berücksichtigt werden, Freilassungen, Schenkungen an Kirchen, Verkäufe, Tausche, Bestellung von Mitgift, Testamente, Precarien, dann auch einzelne gerichtliche Handlungen, Eidesablegung und Urtheile.

Der Ertrag für die Kenntniß der öffentlichen Verhältnisse und des germanischen Rechtslebens überhaupt, den diese Sammlung gewährt, ist eben kein bedeutender. Der König wird an mehreren Stellen erwähnt, doch nur eine Formel (9) betrifft eine von ihm ausgehende Urkunde, und hier mag die Bezeichnung hervorgehoben werden: *dum nos evidentius constet pro nostram et pro Gotorum salutem talibus Deo placere voluisse muneribus*, wie es auch vorher heißt: *sic Deus Gotorum gentem et regnum usque in finem seculi conservare dignetur*. Zu beachten ist die eidliche Versicherung bei Gott und dem König (5): *Quod etiam juratione confirmamus per divini nominis majestatem et regnum gloriosissimi domini nostri illius regis*, wie ohne Zwei-

fel auch in dem defecten Anfang von 7 ergänzt werden muß: [juratione confirmamus per Patrem et Filium et Spiritum Sanctum, qui est trinitas inseparabilis] et unitas indivisa, et regnum gloriosissimi domini mei illius regi gentique suae salutem; vgl. 34: hanc roboro et concedo per Patrem et Filium et Spiritum Sanctum, qui est trinitas inseparabilis et una majestas. Ich weiß nicht, ob man in den Worten unitas indivisa vielleicht noch eine Andeutung des Arianischen Bekenntnisses der Westgothen finden darf? Eine Schenkung des Königs an Land wird mit demselben Ausdruck bezeichnet, der in den fränkischen Urkunden gewöhnlich ist (5): quod nobis ex munificencia gloriosi domini nostri illius in jure obvenit. Als Beamter erscheint der vicem agens comitis (39), sonst ist nur von arbitri und judices die Rede (40. 41); auch jenes Wort bezeichnet die Mitglieder eines Gerichts. Zeugen werden genannt bene nati viri (7. 41), einmal nobiles et bene nati viri. — N. 25 enthält eine Verhandlung vor der curia zu Corduba, wie ähnliche aus dem fränkischen Reich bekannt genug sind; sie nennt principales, einen curator, und magistratus; auffallend ist das Wort patricia, welches so viel wie curia selbst zu bedeuten scheint und, wie der Herausgeber bemerkt, im Ducange fehlt. — Land wird bezeichnet: ad modios tot (36. 37); es wird als precarium gegeben gegen einen Zehnten, und nach der einen Formel (36) mit einer allgemeinen starken Verpflichtung des Empfängers: in omnibus pro utilitatibus vestris adsurgere et responsum ad defendendum me promito afferre, was sich wohl nicht bloß auf eine Vertretung des Landes selbst beziehen kann; die Leistungen werden denen von Colonen vergli-

den: *ut colonis est consuetudo*. — Als eigenthümliche Modification des römischen Rechts hebt schon der Herausgeber eine Mancipation hervor, in welcher der Vater nur den Empfang von 5 *nummi distractionis atque mancipationes causa* bezeugt und im Uebrigen einfach durch diese Urkunde den Sohn entläßt. Unter der wohl entstellten Ueberschrift *cartula objurgationis* (statt *obnoxiationis*?) erscheint (33) ein Fall freiwilliger Entäußerung der Freiheit: *ideoque propriae mecum deliberavi ut statum meum venundandum preposui*; einfach für eine Summe Geld ohne weitere besondere Motivirung wie sie doch in den fränkischen Beispielen, *Marculf II, 28. App. 16*, gewöhnlich ist. — Eins der merkwürdigsten Stücke ist jedenfalls die Nr. 20; sie enthält die Beziehung auf den König *Sisebut*, gibt die interessanten Worte *damus inter caetera et arma*

Ordinis ut Getici est et morgingeba vetusti, und ist, wie diese Probe zeigt, in Hexametern geschrieben; eine Formel des gothisch-deutschen Rechts in lateinischen Hexametern, gewiß eine Erscheinung, die ihres Gleichen nicht hat, und die fast einen Verdacht gegen die Authenticität erwecken könnte, wenn dieser nicht durch alles Uebrige ganz ausgeschlossen zu sein schiene; man hat sich die Sache wohl als eine Stylübung des Compilators der Sammlung, der eine vorliegende Urkunde in dieser Weise umschrieb, zu denken.

Der Werth der Sammlung wächst übrigens dadurch nicht unerheblich, daß nach einer Mittheilung des Herausgebers in ganz Spanien aus westgothischer Zeit bisher nicht mehr als eine einzige wirkliche Urkunde bekannt geworden ist.

Der Text scheint im Ganzen correct; die Sprache ist alterthümlich genug und wie es scheint nirgends

von dem Abschreiber, dessen Exemplar jetzt allein vorliegt, modernisirt, dagegen die Orthographie wohl in einzelnen Kleinigkeiten verändert.

Hr Reziere benutz die Gelegenheit, um in einem Theil der Einleitung auch eine etwas nähere Nachricht über die Bibliothek zu Madrid überhaupt zu geben, die man, wenn sie auch weder lauter Neues bringt, noch gerade erschöpfend ist, wie die ganze Veröffentlichung mit Dank hinnehmen mag.

G. Waiz.

H a l l e

Verlag von Ch. Gräger 1854. Der fossile Gavial von Boll in Württemberg. Mit Bezugnahme auf die lebenden Krokodilinen nach seiner gesammten Organisation zoologisch geschildert von Dr. G. D'Alton und Dr. H. Burmeister oo. öö. PP. der Anatomie und Zoologie in der vereinig. Fr. Univ. Halle=W. Mit 12 Taf. VI u. 82 S. in Folio.

Die anatomische und die zoologische Sammlung der Universität Halle haben im J. 1849 eine günstige Gelegenheit benützt, von dem Dr Kranz, damals in Berlin, mehrere schöne Ex. des Voller Gavial zu erwerben; das schönste und größte aller bekannten ist der anatomischen, zwei andere sind der zoologischen Sammlung zugefallen. Diese Materialien und die Benutzung anderer aus der Berliner anatomischen und Wiener mineralogischen Sammlung bilden die Basis der vorliegenden Monographie. Der verstorbene D'Alton hat die Aufsicht über die sehr schönen Zeichnungen und deren Ausführung in Steinrichtung geführt, während er an dem Texte, durch seine letzte Krankheit behindert, nur wenig hat Theil nehmen können.

Der Text gibt in den ersten 5 §§ eine kurze

Uebersicht über die Boller Auffindungen, welche schon 1847 (Siebel) zur Aufstellung von 3 Gattungen und 18 Arten geführt hatten, und weist auf die Nothwendigkeit der Reduction hin.

Die den ersten Abschn. bildenden §§ 6—39 behandeln die lebenden Krokodilformen; im Kap. 1 (§§ 6—16) nach Verbreitung und Eintheilung, im Kap. 2 (§ 17—39) nach ihrer Osteologie. Eine besondere Rücksicht ist hier, wie es der Zweck mit sich führte, den Altersverschiedenheiten (§ 15. 16 und in Beziehung auf den Schädel § 39) gewidmet. Diese Verschiedenheiten zeigen sich am Kopfe in der relativen Abnahme des Schädelabschnittes gegen die mehr heranwachsende Schnauze, in dem Breiterwerden der Stirnfläche zwischen den Augen, während die Augenhöhlen mehr zurücktreten, in dem Schmälerwerden der Scheitelfläche, während die Mündungen der Schläfengruben sich erweitern. Mit dem Größerwerden der Schnauze und dem Kleinerwerden der Augenhöhle findet ein Vorrücken der Oberkieferzahnreihe im Verhältnisse zu letzterer Statt: „Je mehr Zähne unter der Orbita stehen, desto jünger ist ein Krokodil.“ — Diese Verhältnisse sind durch eine Reihe von Abbildungen von Schädeln alter und junger jetzt lebender Formen erläutert.

Der zweite Abschn. §§ 40—90 handelt von den Gavialen von Boll; im ersten Kap. osteologisch und schließlich (§§ 75. 76) von einigen Umständen, welche einen Schluß auf gewisse Weichtheile erlauben. Der Bau des Thieres ist sehr schlank, der Kopf gestreckt (beträgt über $\frac{1}{2}$ des Ganzen, während er beim lebenden Gavial nicht ganz $\frac{1}{6}$ ausmacht), die Extremitäten zart und besonders die vordern sehr klein, was mit den biconcaven Wirbelkörpern zusammen das unzweideu-

tige Bild einer Thierform ergibt, welche weit beschränkter auf den Wasseraufenthalt sein mußte, als unsre jetztlebenden. Aus den aufgefundenen Luftröhrenringen wird auf ein den heutigen Krokodilen völlig analoges Athmungsorgan, auf dieselbe Herzbildung und Gefäßvertheilung geschlossen. An der Stelle, wo sich der Darmkanal befinden mußte, findet sich bei dem größten Exemplare ein quarziger Kollstein etwa taubeneigroß, und ein in Kohle verwandelter Holzsplitter. Es läßt sich daraus auf die Gewohnheit schließen, dergleichen Gegenstände zu verschlingen, wie es auch unsre heutigen Krokodile thun, und daran die Wahrscheinlichkeit ähnlicher Organisation knüpfen.

Ohne aus diesem oder dem 2. Kap.: Kritik der Gattungs- und Artunterschiede § 77—90, etwas Weiteres auszuheben, wenden wir uns nur zu den Schlussergebnissen, welche Verf. selbst § 89 zusammenstellt: Zur Zeit der Liaskbildung lebte an den (damaligen) deutschen Küsten eine vorzugsweise schwimmend sich bewegende Gavialform, welche von dem heutigen Gavial hauptsächlich durch längere Wirbelkörper mit concaven Verbindungsflächen, einen vollständig nach außen geschlossenen Orbitalrand, alternirend gleich große Kieferzähne sich unterschied etc. Ob die hintere Nasenmündung unmittelbar vor den eustachischen Oeffnungen oder mehr nach vorn zwischen den Gaumenlöchern lag, darüber schwanken noch die Ergebnisse; auf keinen Fall aber mündeten die Choanen mit den Eustachischen Tuben zusammen. — Von dieser Gattung, die *Mystriosaurus* genannt wird, vielleicht aber doch mit *Teleosaurus* identisch ist, gab es damals zwei verschiedene Arten. Die eine ist der *Boller*

Gavial (*M. bollensis*), der außerdem als *Macrospondylus* und *Pelagosaurus* in verschiedenen Altersstufen und Individuen bisher beschrieben worden ist. Er hat einen schlanker gebildeten Körper, eine spitzere flachrunde Schnauze, oben 31, unten 28 abwechselnd sehr viel größere und kleinere Kieferzähne, und einen Kopf, der gegen (im Widerspruch mit § 40, s. oben) ein Fünftel der gesammten Länge einnimmt. Bei ihm ist das Schulterblatt viel länger als zwei Halswirbel; der Oberarm anderthalbmal so lang, als das Schulterblatt, der Vorderarm ebenso lang als das Schulterblatt, oder etwas länger; der Oberschenkel gleicht 6 Rumpfwirbeln an Länge, der Unterschenkel beträgt $\frac{4}{5}$ des Oberschenkels, der Fuß ist etwas länger, als der Schenkel, und die vierte Zehe die längste.

Die andere Art ist der Whitbyer Gavial (*M. Chapmanni*), der auch im fränkischen Lias gefunden wird und von dort unter vielen Namen beschrieben wurde, wovon *M. Laurillardii* der älteste ist. Das Thier war plumper, kräftiger gebaut, als das vorige; sein Kopf beträgt ein Viertel der Gesammtlänge; die Schnauze ist stärker, dicker, drehrund; jeder Kieferrand enthält angeblich 31 nur wenig in der Größe verschiedene Zähne. Sein Schulterblatt hat die Länge von zwei Halswirbeln, der Oberarm übertrifft das Schulterblatt nur wenig an Länge und der Vorderarm ist halb so lang wie der Oberarm. Der Oberschenkel gleicht fünf Rumpfwirbeln in der Länge, der Unterschenkel ist etwas mehr, als halb so lang, der Fuß scheint die Länge des Oberschenkels besessen zu haben. — Beide Thiere überlebten die Liasformation nicht; es treten vielmehr statt ihrer in den jüngern Juragebilden,

zwei höchst ähnliche Gestalten auf, welche zu *Teleosaurus* gestellt werden. Vielleicht aber ist der, auf die hintere Nasenmündung gegründete Gattungunterschied nicht haltbar, und wenn das, so fallen *Teleosaurus* und *Mystriosaurus* in ein Genus zusammen; denn daß bei jenen beiden Arten die obern Mündungen der Schläfengruben als der Länge nach, bei einer der folgenden wie der Quere nach gestellte Ovale erscheinen, wird man wohl schwerlich für genügenden Grund zur generischen Trennung beider Gruppen ansehen dürfen. — Am häufigsten trifft man die Gebeine einer Art, welche nach ihrer Hauptfundstätte der Gavia von Caen (*T. Cadomensis*) genannt wird. Es war ein großes Thier, das dem Whitbyer Gavia nichts nachgab und dessen Körperverhältnissen ähnelte. Man schätzt die Zahl seiner Zähne auf 45 an jeder Seite, kennt aber seine Wirbelzahlen noch nicht sicher; die Angabe von 25—30 für den Schwanz scheint uns zu gering. Fundorte: die den Stonesfelder und Bath-Dolithen analogen Schichten Englands, Frankreichs und der westl. Schweiz. Seltner ist bisher eine zweite Art gefunden worden, welche zuerst Sömmerring im jugendlichen Alter als *Crocodylus priscus* (*Aeolodon priscus* H. v. Meyer) beschrieben hat. Das Thier scheint die kleinste Zahl der Zähne (jederseits $27/26$) und kürzeste Schnauze gehabt zu haben. Wirbelzahl wie beim lebenden Gavia, nur weit mehrere im Schwanz (52). Das Schulterblatt übertrifft zwei Halswirbel nicht an Länge; Arm unbekannt; Oberschenkel in der Länge von fünf Rumpfwirbeln; Unterschenkel kürzer als der halbe Oberschenkel; Fuß wohl nicht kürzer, als der Schenkel. Fundort: lithographischer Schiefer von Daiting bis Monheim, daher Gavia von Monheim, am besten *T. gracilis* benannt. Denn *T. priscus* paßt nicht, da es eher der jüngste Repräsentant ist. Auch hat H. v. Meyer ein Individuum als *Rhacheosaurus gracilis* beschrieben. Das größte Individuum mißt 6'. — S. 78 und 79 geben die Dimensionen von einem Ganges-Gavia und vier Boller Individuen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 26. Februar 1855.

Freiburg im Breisgau

Herdersche Verlagsbandlung 1853. Die Ophthalmologie vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus bearbeitet von Dr. Carl Stellwag von Carion. 1. Band. 796 S. in Octav.

Dieses umfangreiche Werk, das Product einer sechsjährigen, ununterbrochenen und mühevollen Arbeit, dessen 1. Band uns vorliegt, soll alles und jedes Material, welches sich dem Verf. bei seinen Forschungen darbietet, möglichst genau dem Leser vorführen, unbekümmert selbst, ob der Vereinzlung und der scheinbaren Unfruchtbarkeit mancher Thatsachen, da mit der wachsenden Erkenntniß die Ausmittlung der noch fehlenden Ergänzungsglieder zu hoffen sei. „Vieles blieb unerklärt, vereinzelt, und Verf. blieb weit zurück hinter der Möglichkeit, Experimente, als Grundlagen einer wissenschaftlichen Therapie, schon derzeit mit Aussicht auf Erfolg anstellen zu können.“ Eine Therapie explicite zu schreiben, war nicht die Absicht des Verf., da die Therapie als angewandte

Pathologie, sich zu dieser verhalten soll, wie die technische Chemie zur Chemie, zur Zeit aber die Mittel noch nicht angegeben werden können, welche einer Therapie in diesem Sinne entsprechen. Der Leser soll nun freilich die Grundprincipien der oculistischen Therapie zwischen den Zeilen zu lesen im Stande sein, in welchen sich allenthalben Andeutungen dessen fänden, worauf die Therapie hinzuwirken hat, die Wahl des Mittels selbst und die Art seiner Anwendung bleibt ihm indeß überlassen.

„Hätte ein sogenannter Praktiker so viel Material untersucht, wie ich, so würde er freilich ganz bestimmt ein neues Staarmesser oder ein anderes Instrument oder vielleicht gar ein Specificum entdeckt haben. Leider fand ich nichts von alle dem, in Bezug auf die Praxis sind die Resultate meiner Forschungen nichts weniger als glänzend ausgefallen, ich muß mir also geduldig den Vorwurf machen lassen, als hätten meine Untersuchungen keinen unmittelbaren praktischen Werth, oder klarer gesprochen, als ließen sich damit keine Geschäfte machen.“ Ref. ist leider, durch die Erfahrung inne geworden, daß es auch im ärztlichen Stande einen Pöbel gibt, welcher die Größe der Leistungen in unserer Wissenschaft nur nach dem praktischen Nutzen, welchen sie schaffen, abzuschätzen weiß. Der gänzliche Mangel dieser Klasse an wissenschaftlichem Interesse verräth allerdings, wenn er nicht durch Geistesbeschränktheit oder Unwissenheit zu erklären ist, daß auch bei Ausübung der Kunst von ihr keine edlen Zwecke verfolgt werden können. Denn nur in der wahren Liebe zur Wissenschaft gewinnen wir die Ueberzeugung, daß für jede entdeckte Wahrheit, wenn sie auch nicht auf der Stelle fruchtbringend ist, der Strahl nicht ausbleiben wird, der sie früher oder später befruch-

tet, während diese Ueberzeugung, mithin auch das Interesse für jede Wahrheit, bei solchen, welche durch einen dem Studium fremden Zweck an dieses gefesselt werden, entweder nie vorhanden war oder verloren geht. So wenig dies bestritten werden kann, so sehr müssen wir den Standpunkt des Verf. als einseitig bezeichnen, da er, wie seine oben angeführten Worte darthun, in dem allen Praktikern, sowohl den edlen als verächtlichen, gemeinsamen Streben, die wissenschaftlichen Forschungen praktisch verwerthet zu sehen, lediglich unlautere Motive erblickt. Daß der Standpunkt des Verf. einseitig ist, auf welchem die erste und wichtigste Aufgabe der Arzneiwissenschaft, nämlich die treueste Benutzung alles dessen, was dem ihm anvertrauten, leidenden Mitmenschen frommt, fast unter die der Medicin fremden Zwecke verwiesen wird, auf welchem, wie schon Spitta klagt, die Heilwissenschaft ihre wesentlichste Bedeutung einbüßt und zur rein descriptiven Naturwissenschaft gestempelt wird — das sollte man in unserer Zeit, welche sich durch Moral und Sittlichkeit auszeichnen will, nicht zu beweisen brauchen. Der edle Praktiker theilt mit jedem vernünftigen Menschen den Drang, einer rationellen Begründung von Erscheinungen, die bis dahin mangelte, nachzuforschen, und begrüßt mit freudigem Danke die wirklichen Lichtstrahlen, welche die emsige Forschung von treuen Beobachtern in ein dunkles Gebiet zu senden vermochte; ihm gebietet aber auch eine moralische Pflicht, Mittel oder Methoden willkommen zu heißen, über deren Wirkungsart zwar bis jetzt eben nichts Rationelles zu sagen ist, welche sich aber der Erfahrung nach als hülfreich erwiesen haben. Ihm ist das Wohl des Kranken die meta, wohin er seinen Blick richtet, während der bloße Natur-

forscher, nur den Ruhm zu verdienen strebt, zur Fortbildung der exacten Wissenschaft Etwas beigetragen zu haben. Es haben die letzten Jahre leider, Thatsachen geliefert, welche zeigen, daß diesem Egoismus gar manchmal das Wohl des Kranken, der zum bloßen Object der Naturforschung herabsinkt, geopfert werden kann, welche darthun, daß auch unsere Zeit ihren Herophilus und Graffistratus aufzuweisen hat. Letzteres werfen wir nicht etwa dem Verf. vor, dessen Lehrbuch gar keine, also auch keine schändliche Versuche enthält, aber wir sehen ihn gleichfalls von jenem Egoismus beherrscht und erklären uns dadurch das obige Urtheil desselben, worin er, nachdem er sich der Mühe eine Therapie zu schreiben, welche für die Ruhmbegier eines exacten Forschers kein lockendes Feld ist, durch eine Phrase überhoben sieht, sämtliche Fachgenossen, die nach einer solchen streben, für Geschäftemacher erklärt. Wenn Verf. ein bloßes Aggregat von allen oder vielen Specialitäten zu liefern beabsichtigte, was beiläufig, wenn man Material, Hülfsmittel und Zeit zur Untersuchung besitzt, wohl eine mühsame, aber keine schwierige Arbeit ist, so hätte er wohl hervorheben können, daß sein Buch nicht für Anfänger geschrieben ist, für welche bekanntlich eine Trennung des Wissenswürdigen und Wißbaren sehr nothwendig ist. Im Unterrichte läßt man ja stets eine dem Höhepunkte der Wissenschaft entsprechende Universalhistorie dem Studium der Chroniken vorausgehen. — Der Titel des Buches würde dem bisher üblich gewesenen Begriff, den man mit dem Worte Ophthalmologie verbindet, zufolge unrichtig gewählt sein, weil man in einem solchen Buche auch eine Therapie der Augenkrankheiten erwartet; da aber für den Verf. eine solche

nicht vorhanden ist, so ist er allerdings im Rechte, wenn er sich nicht um den Sprachgebrauch bekümmert. — Wir kommen auf die bereits angeführte Begriffsbestimmung des Verf., welche er sich für seine noch nicht vorhandene Therapie gebildet hat, zurück. Wir schätzen uns in der That, wie der Verf., glücklich, daß die früheren nur auf Autoritätsglauben ruhenden Gebäude der Medicin in ihren Grundfesten vernichtet sind. Wenn aber Verf. dieses Gleichniß consequent fortspinnt und der Therapie die Rolle des Daches am Gebäude zuertheilt, von dessen Existenz jenes dergestalt abhängen soll, daß es mit ihm in Schutt und Trümmern zerfallen muß, so können wir dies nur für eine ideelle wissenschaftliche Therapie gelten lassen. Ein Dach läßt sich nicht in der Luft bauen, wohl aber ist eine Therapie denkbar, für welche, wenn sie auch zur Zeit unseren wissenschaftlichen Anforderungen durchaus zuwider ist, mit den Fortschritten unserer Erkenntniß ein rationeller Grund und Boden noch gewonnen werden wird. Wir müßten das Gebiet der Entdeckungen bereits vollständig erobert und die Erfahrungen unserer Vorfahren sämmtlich als Trugbilder erkannt haben, wenn wir uns, gleich dem Verf., das Recht vindiciren könnten, dieser Annahme entgegenzutreten. Man begreift hienach allerdings leicht, was jene Definition des Verf. eigentlich sagen will, nur verstehen wir nicht ihren wahren Sinn mit den ihr unmittelbar vorhergehenden, eigenen Worten des Verf., worin er selbst viele seiner Novitäten als vereinzelt, unerklärt und bis jetzt unfruchtbar ausgibt, in Einklang zu bringen. — Verf. durfte ohne den in seinem Buche niedergelegten Forschungen Eintrag zu thun, ihnen eine seinen Erfahrungen und Kenntnissen entsprechende, wenn auch noch so dürftige

Therapie beifügen, da jeder sittlich gebildete Mensch die Erklärung für die geringen Fortschritte, welche die Therapie den Naturwissenschaften gegenüber gemacht hat, in der eigenthümlichen Natur dieses Zweiges der Medicin, nicht also in der Ignoranz, der Faulheit und dem Egoismus, als vielmehr in der Humanität des ärztlichen Standes erblicken wird. — Sind wir aber unseren Kenntnissen nach wirklich berechtigt, die frühern Erfahrungen in der Therapie gänzlich zu ignoriren, und sie bloß durch eine ideelle Begriffsbestimmung dieser Wissenschaft zu ersetzen? Unlängst hatte Mancher die von Liebig vertheidigte Lehre der endosmotischen Wirkung der salzigen Abführmittel adoptirt und behauptete zu dieser Zeit, daß ohne Kenntniß dieser Wirkungsart die rationelle Anwendung jener Mittel undenkbar sei. Aubert hat in seiner Dissertation die Unhaltbarkeit dieser Theorie nachgewiesen. Kesper glaubt, daß der Praktiker nach wie vor diese Mittel bei Entzündungen der ersten Wege, des uropoetischen Systems und der Lungen gemieden, daß er unter Umständen in der Ruhr, nach Ablauf der acuten Granthemie mit Vortheil dieselben benutzte und endlich, gleichwie der erfahrene Ophthalmologe Benedict, oft erst durch ihre Wirkungslosigkeit bei Amaurosis aufmerksam gemacht wurde auf ein organisches, dieser Krankheit zu Grunde liegendes Hirnleiden. — Hat Cullen etwa die eigenthümliche Wirkung der Digitalis auf den Herzschlag gelehrt, weil er die heutige Theorie, welche diese Wirkung auf Reizung des Pneumogastricus gründet, kannte? Und ist man vermöge dieser Theorie wirklich aus dem Gebiete der Erscheinungen in das Innere der Schöpfung gedrungen? — Ist die antitypische Wirkung der China bereits erklärt? — „Wenn die Chemie die Wirkung der

Alkalien gegen die harnsaure Diathese nicht erklären kann, sagt Willis, desto schlimmer für die Chemie; wir dürfen uns in Schlüssen, die auf unsere Erfahrung gegründet sind, nicht wankend machen lassen, weil die Chemie sie nicht erklären kann.“ Ist nicht das Tod in Form des gebrannten Schwammes längst benutzt, ehe Courtois es darstellte und Coindet in die Heilmittellehre einführte? — „Der praktische Sinn, bemerkt Pleischl treffend (mit Beziehung auf das in der alten Vorschrift des Pollinischen Decocts ausdrücklich verbotene Filtriren, wodurch das in kaltem Wasser schwer lösliche, damals aber unbekanntes Smilacin entfernt würde), der praktische Sinn eilt oftmals der Wissenschaft voraus.“ Ist Bernard auf den für die wissenschaftliche Therapie wichtigen Beweis der nur vermöge des Durchganges durch die Leber herzustellenden Assimilationsfähigkeit des Hühnereweisses vielleicht durch mathematisch genaue, logische Schlüsse gekommen, die er auf die Kenntniß der Interlobulargeflechte der Gallengänge oder auf die chemischen Analysen der Galle eines Thénard, Berzelius oder Gmelin zu gründen im Stande war? — Wir möchten behaupten, daß den praktischen Forderungen nicht oftmals, sondern meistens früher Genüge geleistet wird, ehe sie in das wissenschaftliche Gebiet gezogen werden. Der Lappländer ernährt sich nicht deshalb mit Fett, weil er es für ein Respirationsmittel hält; und in praxi hat man nicht erst durch die Untersuchungen Prout's die Nothwendigkeit einer gemischten Nahrung erkannt. Wir dehnen diese Behauptung auch auf die technische Chemie aus, welche von dem Verf. der Therapie als nachahmungswürdiges Muster vorgehalten wird. Treten uns in der Geschichte die Salpeterplantagen oder die Theorie, welche

uns nunmehr die Erzeugung des Salpeters erklärt, zuerst entgegen? Besitzen wir der Analyse des Casursteins zufolge etwa eine genügende, wissenschaftliche Erklärung für die Production des Ultramarins? Gingen die musterhaften Untersuchungen Chevreul's über den Seifenbildungsproceß voraus, oder kannte nicht schon Plinius die Seife? Der große Priestley sagt in seinen Versuchen und Beobachtungen über verschiedene Gattungen der Luft: „Der Inhalt dieses Abschnittes“ (der von der Beschaffenheit der Atmosphäre handelt) „bietet einen auffallenden Beweis für die Wahrheit einer Bemerkung dar, deren ich schon mehr als einmal in meinen physikalischen Schriften Erwähnung gethan habe; einer Bemerkung, die man schwerlich zu oft wiederholen kann, weil sie zur Aufmunterung bei physikalischen Untersuchungen abzweckt. Man muß nämlich mehr auf die Rechnung des sogenannten blinden Zufalls schreiben, oder philosophisch zu reden, man muß den Beobachtungen solcher natürlicher Begebenheiten, die von unbekanntem Ursachen herrühren, mehr zuschreiben, als den vorsätzlich angestellten, oder einer bei diesem Geschäfte vorgefaßten Theorie. Ohngeachtet man dieses freilich nicht in den Werken derjenigen findet, die über diese Lehre synthetisch geschrieben, so würde es sich doch unfehlbar sehr deutlich in den Schriften derjenigen Gelehrten, die sonst wegen ihres philosophischen Scharfsinns berühmt sind, zu erkennen geben, wenn sie nur ihre Werke analytisch schrieben, und sie genauer ausarbeiten wollten.“

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. 35. Stück.

Den 1. März 1855.

Freiburg im Breisgau

Fortsetzung der Anzeige: „Die Ophthalmologie vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus bearbeitet von Dr. Carl Stellwag von Carion.“

Lag es, wie es scheint, in der Absicht des Verf. ein Ideal für die Therapie hinzustellen, so konnte er offenbar in der Mathematik ein entsprechendes finden, als in der Chemie. Daß die technische und theoretische Chemie vollkommen identische Objecte besitzt, während die wissenschaftlichen Stützen der Therapie, die pathologische Anatomie, die Chemie und Physiologie den todten oder den gesunden, die Therapie aber den lebendigen und kranken Organismus zum Gegenstande hat, diesen Unterschied darf man freilich nicht unserm hochstehenden Verf. entgegenhalten. Dem gesunden Verstande wird es indeß unbegreiflich bleiben, wenn er vernimmt, daß der Verf. zwar in der Vorrede ein therapeutisches Ideal aufstellt, aber weder die Gründe angibt, welche ihn dazu berechtigen, noch in dem Buche selbst die geringsten Anstalten zu seiner Realisirung trifft. —

Im 1. Buche handelt Verf. die Krankheiten der Cornea ab, denen er die Anatomie und Physiologie dieser Membran vorausschickt. Der Bestimmung der Curven der Cornea, deren Brechungsindex nur wenig von dem des humor aqueus abweiche, hat Verf. die Messungen von Senff zu Grunde gelegt, welche, obgleich unrichtig, sich der Wahrheit am meisten näherten. Um ganz richtige Resultate zu erlangen, müßten den Rechnungen jederzeit die Maße eines bestimmten Auges zu Grunde gelegt werden, denn es variirten nach Stampfer die Krümmungen der Cornealoberfläche bei verschiedenen Individuen innerhalb gewisser Grenzen, und es ließen sich durchaus keine Gesetze für diese Verschiedenheit aufstellen. Uebrigens kann man sich nicht, wie Arlt angibt, aus der Größe des Spiegelbildes einen Schluß auf die Wölbung der Cornea erlauben. — In den tiefsten Lagen des Cornealepithels findet sich die Intercellularsubstanz überwiegend. Diese sowohl als der Zelleninhalt gerinnen unter Behandlung mit kochendem Wasser, wodurch sich das Epithel der Cornea von dem der Conjunctiva unterscheiden soll. — Die concentrischen Schalen, aus welchen die Cornea besteht, reichen nicht bis an den vorderen Rand der Sclera, die Cornea wird vielmehr von dieser durch einen vollkommen structurlosen $0''',25 - 0''',5$ breiten Ring, welchen Verf. seine Intercalarsubstanz nennt, getrennt (?). Es soll dieser structurlose Saum ein Ueberbleibsel aus der Fötalperiode sein, worin wir (zu jeder Zeit derselben?) die ganze Cornea structurlos fänden. Die erwähnte Natur desselben soll diesen Theil unfähig machen an Krankheitsprocessen der blätterigen Hornhautsubstanz zu participiren. Die Cornea besitzt Nerven, aber keine Gefäße. Ihrer

Ernährung steht der humor aqueus vor. — Die erste Fehlergruppe der Hornhautkrankheiten umfaßt 1. die Abweichungen in Bezug auf Zahl. Verf. unterscheidet Monophthalmos vom Cyclopedenauge. Hier wird die Verschmelzung beider Augen erst in der orbita, dort schon zu der Zeit vollbracht, wo die Ausstülpung der Augenblasen von der Gehirnblase erscheint. Bei der peripherischen Verschmelzung findet sich Duplicität der das Auge zusammensetzenden Gebilde, bei der centrischen wahre Einäugigkeit. — Unter den Abweichungen der Größe erhält die mikrophthalmische Hornhaut ihre Stelle. Für diese ist constante Trübung einzelner Theile charakteristisch, welche fälschlich von Einigen mit dem arcus senilis, von den Meisten mit Sclerotisirung der Cornea zusammengeworfen wird. Die Trübung wird von einer structurlosen, dem geronnenen Eiweiß ähnlichen Masse gebildet, aus welcher sich die Hornhautblätter entwickeln. Die Aufhellung geht vom Centro und von den hinteren Lagen aus. Als erworben ist die bis jetzt höchst oberflächlich behandelte Atrophie der Hornhaut zu betrachten, welche in ihrer reinen Form, lediglich Folge gehemmter Ernährung, nicht auf Erkrankung des Parenchyms der Cornea zurückgeführt werden kann. Meistens findet sich hierbei der senkrechte Durchmesser der Cornea bedeutend verkürzt. Verminderung des Saftreichthums und sofortige Volumsabnahme der hygroskopischen, alle Elemente der Hornhaut zu einem optisch gleichartigen Gefüge vereinigenden, sulzähnlichen Grundsubstanz ist der eigentliche Charakter der Cornealatrophy. Sie ist begründet in quantitativen, vielleicht auch qualitativen Abnormitäten des humor aqueus und hängt mit Affectionen der Ciliarfortsätze, der Quelle desselben, zusammen. Eine par-

tielle Atrophie (*Marasmus senilis Corneae*, Beer) und nicht Verfettigung (*Birchow*) ist das *Gerontoxon*, welches zwar gewöhnlich Ausdruck des Involutionprocesses ist, aber auch nach anhaltenden, tief in die Vegetation des bulbus eingreifenden Entzündungen (*Glaucom*) sich zeigt. — Die Abweichungen der Gestalt zerfallen in solche des Radius, der weder überall bei der Myopie verkürzt, noch bei der Presbyopie verlängert sich findet, und in solche der Curve, welche den Astigmatismus begründen. — Als Abweichung der Consistenz und Elasticität der Cornea gilt dem Verf. die *Atonia Corneae*, welche auf mangelhafte Durchtränkung der Hornhautsubstanz mit Cammerwasser zurückzuführen, also eine Uebergangsform zur Atrophie ist. — Normwidrige Färbungen erfährt die Cornea durch Gallenfarbstoff, auch durch Hämatin. Es sollen dieselben die Bedeutung des humor aqueus für die Ernährung der Cornea außer Zweifel setzen, da sie nicht ohne gleichzeitige Färbung dieser Flüssigkeit vorkämen. — Die zweite Fehlergruppe umfaßt die Anomalien des Zusammenhangs. Vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus erscheint der auf mechanischem und chemischem Wege bewerkstelligte Trennungsproceß als ein analoger, nur dem Grade nach verschiedener, indem dort nur die einzelnen Formelemente außer Verband kommen, hier zugleich ihre Cohäsionsverhältnisse, die natürliche Aneinanderreihung ihrer einzelnen Molecüle, aufgehoben werden. (Dieser generelle Gesichtspunkt scheint den bis jetzt nur hypothetischen Atomen der Chemie Realität verschaffen zu sollen; Ref. vermag aber darin eben so wenig einen Fortschritt zu erblicken, als in den Consequenzen, welche die Systematik des Verfs daraus entnimmt, indem sie nämlich von dem er-

wähnten Gesichtspunkte aus sowohl die Wunden als die Malacie der Cornea betrachtet wissen will). Die Malacie der Cornea tritt unter einer dreifachen Form auf: 1. in Folge von Verletzung der aus dem Ganglion cervicale supremum stammenden, für die Cornea bestimmten sympathischen Fasern, sodann, wie die Versuche Magendie's lehren, bei ausschließlich stickstoffloser Nahrung; wie endlich die Beobachtung eines einzigen Falles, bei dem selbst die mikroskopische Untersuchung verabsäumt wurde, Verf. bestimmen konnte, eine dritte Form aufzustellen, ist nicht einleuchtend.

Der generelle Gesichtspunkt des Verf., demgemäß mechanische und chemische Eingriffe gleich wirken, indem sie die Cohäsion, sei es der Formelemente oder ihrer Grundstoffe aufheben, gibt ihm auch das Recht, sowohl die Erweichung als den Brand als Zersehungsproducte gleichsam zu identificiren; nur daß in dem Producte der Erweichung die Verbindungen noch ternärer und quaternärer, beim Brande aber binärer Natur seien. Nachdem Verf. auf diese Weise die Größen gleichartig gemacht hat, so verhehlt er sich dennoch nicht, daß bis jetzt noch nicht der Geist über die Ophthalmologie gekommen sei, der den innern Zusammenhang beider Prozesse durchschauend das Identische zu einen, das Heterogene zu sondern vermocht hätte. Während übrigens Verf. drei Formen der Malacie lediglich auf die Genesis stützt, und getrennt abhandelt (was beiläufig sehr überflüssig ist, da sich ihre Differenz nicht aus der äußern Form, sondern aus der Aetiologie ergibt), versucht er vier, auch der äußern Form nach verschiedene, Arten des Brandes aufzustellen. Die im folgenden Abschnitte geschilderten Anomalien der Molecularcohäsion als Folge chemisch einwirkender Agen-

ten, der Electricität, der Wärme und der chemischen Mittel im engeren Sinne hätten zum Theil (wenigstens ihre höchsten Grade) in dem Kapitel über Brand und zwar in der Aetiologie desselben ihre vollständige Erledigung finden können, da die Specificität dieser Anomalien, die chemischen Verbindungen, die aus der Wirkung dieser Agentien auf die Cornea resultiren, wie der Verf. sagt, bis jetzt unbekannt sind. Die praktischen Interessen liegen dem Verf. zu fern, als daß man eine Prüfung der als topica gebräuchlichen Chemicalia in ihrem Verhalten gegen Chondrin hoffen dürfte. Es wäre dies von Nutzen gewesen, da auf diesem Wege die Mittel bestimmt werden können, deren unvorsichtige Anwendung Schaden stiften kann. So aber erfährt der Anfänger, daß Verf. in einem Falle, wo die Cornea durch Verbrennung ihrer Epithelialschicht beraubt war, ein bleihaltiges Augewasser anwandte (!).

Hierauf kommen die Anomalien in der Cohäsion der organischen Formelemente, also die Erschütterung und die Wunden der Cornea zur Besprechung. Unter den letztern hebt Verf. besonders die Verletzungen des structurlosen Randtheils der Cornea hervor. Da die Heilung derselben nämlich nur durch Blasteme vermittelt werden kann, welche aus den gleichzeitig verletzten Nachbarorganen stammen, so gibt es Fälle, wo die das Exsudat liefernden Nachbarorgane bereits vernarbt sind, ehe es zur dauernden Verklebung der Wunde in der substantia interacalaris gekommen ist. Das noch nicht fest gewordene Exsudat wird hier durch die vis a tergo hinweggestoßen, und da die Quelle, neues Blastem zu erhalten, mit der Vernarbung der verletzten Nachbarorgane versiegt ist, so kann sich die Wunde im structurlosen

Saume der Cornea nicht schließen, es bildet sich die Krankheitsform der Hornhautfistel. Verf. hat übrigens diese Erkenntniß des Ursprungs der Cornealfistel nicht durch eigne Beobachtung (denn er sah sie nie), sondern durch die trefflichen Beschreibungen Mackenzie's und Desmarres gewonnen. Es ist daher nicht der limbus Conjunctivae (Arlt), sondern der structurlose Randtheil der Cornea, welchen man bei der Cataracterextraction meiden muß. Der Annahme, daß die Wundränder der Cornea ohne zwischengelagertes Exsudat verkleben, liegt die Untersuchung der Augen zweier Greise, an denen die Extraction kurz vor ihrem Tode verrichtet war, zu Grunde; sie ist aber dadurch nicht bewiesen, denn jene Individua waren an der Cholera gestorben. — Unter den einfachen Lochwunden führt Verfasser auch den Cicatrificationsproceß nach Abtragung von Staphylomen auf. Er schreibt hier nicht den im Exsudate neugebildeten Blutcanälen, welche nur Blutkörperchen von jugendlicher Gestalt enthielten, sondern einzig und allein der Wundfläche selbst die Exsudation des Narbenplasmas zu. — Auffallender Weise erhält in einer Anmerkung unter den verunreinigten Wunden der Hornhaut das Eisenoxyd die Eigenschaft in Wasser löslich zu sein. — Die dritte Fehlergruppe umfaßt die Abweichungen der Textur der Cornea. Einige Anmerkungen sagen uns, warum der naturhistorischen Richtung des Werkes gemäß weder die Bildungsfehler, noch die Atrophie, Malacie und der Brand in diesem Kapitel Platz finden konnten. Die Verbannung der ersteren bedarf keiner Rechtfertigung, daß aber die andern unter dem naturhistorischen Vorwande folgen müssen, weil sie nicht so in qualitativen, als vielmehr quantitativen Differenzen der dem Organe inhärenten Bildungs-

thätigkeit bedingt scheinen, das läßt sich selbst von dem Standpunkte des Verf. nicht recht einsehen. Die Cornealatrophie ist ja nach ihm in quantitativen und vielleicht auch qualitativen Abnormitäten des humor aqueus, des Bildungsstoffes der Hornhaut, begründet, und die Blutentmischung oder Kachexie, welche sowohl die zweite als dritte der von ihm aufgestellten Brandformen bedingen sollen, lassen sowohl für sich als für das Krankheitsproduct, welches sie setzen, die Frage nach einem quale offen. — Die Hornhautentzündung muß man entweder ganz läugnen oder aber den Begriff der Entzündung selbst ändern, da die Exsudation bei der sog. Keratitis durchaus von Gefäßen und Blutstase unabhängig ist. In frischen Entzündungsheerden finden sich die jugendlichen, selten mit einander verklebten Blutkörperchen nur in neu gebildeten Bluträumen, denen die Gefäßwände fehlen. Da in denselben also die Stase mangelt, so ist eine Exsudation im gewöhnlichen Sinne unmöglich, die fremdartigen Formelemente stammen vielmehr aus dem humor aqueus. Die Mischung dieses letztern und die allgemeine Blutconstitution gibt nur die Möglichkeit, der letzte Grund aber zur Texturabweichung liegt in der Cornea selbst. Der krankhafte Proceß beginnt erst in dem eigentlichen Gewebe der Cornea, während bei Entzündungen der gewöhnlichen Art das erste Stadium in der Gefäßhöhle, also außerhalb dem Parenchyme des entzündeten Organes abläuft. Da das Kammerwasser auch das Epithel durchtränkt, ernährt, so darf man dieser Definition von Keratitis zufolge auch von Entzündung des Epithels sprechen; eine Differenz zwischen entzündlichem und nicht entzündlichem Exsudate in der Cornea gibt es dagegen nicht. Erst später stellen sich in der

weiteren Congregation der Moleküle Differenzen heraus, die Verf. bei dem erwiesenen Mangel von Cornealgefäßen, wenn er auch eine gewisse Beziehung zwischen Bluterkrankung und Cornealproducten nicht ganz ablängnet, durch specifische Affectionen der die Bildungsthätigkeit der Hornhaut leitenden Cornealnerven zu erklären versucht. Wir halten dieser Auffassung, wodurch jede Forschung nach der chemischen Qualität der verschiedenen Exsudate, die den Prämissen des Bfs zufolge chemisch gleich sind, als nutzlos erscheinen muß, nur die Worte Lehmanns entgegen: „Wir müssen zur Zeit völlig darauf verzichten, im thierischen Körper geronnene Proteinkörper chemisch von einander zu unterscheiden, und es ist daher völlig absurd zu fragen, ob in den Tuberkeln oder im Carcinom geronnener Faserstoff oder Eiweiß enthalten sei, ein Punkt, den freilich manche Verfechter der pathologisch-anatomischen Schule, ohne einen Chemiker zu fragen, vollkommen erledigt zu haben glauben.“

Wenn hienach die Natur der normalen Proteinkörper durchaus unvollständig erkannt ist, so wird man die Möglichkeit nicht in Abrede stellen wollen, daß auch chemische Veränderungen des zur Vegetation eines erkrankten Organs dienenden Plasmas vorhanden sein können, ohne daß nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse diese Veränderungen zu eruiren sind. Die Deduction des Bfs beruht also auf einer Hypothese, welche die negativen Resultate der chemischen Untersuchungen nicht auf die Mangelhaftigkeit derselben wälzt, sondern welche dieselben als abgeschlossen betrachtet und nun andere Momente zur Erklärung herbeizieht. Eine Alteration der specifischen Lebensthätigkeit der Cornea (!) soll, wie gesagt, in den meisten Fällen die Entwicklung anomaler

Gestaltungsprocesse in der Hornhaut bedingen. Warum Verf. in seltenen Fällen präexistirenden Krassen dennoch gestattet, sich in der Cornea (die ihnen natürlich mit alterirter specifischer Lebens-
thätigkeit, bei den Alten Praedispositio genannt, entgegenkommen muß) zu localisiren, dünkt uns von seinem Standpunkte aus überflüssig. Consequenter durfte er nicht bloß der Cornea, sondern mußte jedem andern Organe im Körper das Recht einräumen, das ihm gebotene Plasma mit alterirter specifischer Lebens-
thätigkeit verändern zu können. Eine Kachexie würde also consequenter zu erklären sein als Decrepidität des Organismus, welche alsdann zur Erscheinung kommt, wenn ein Organ (besonders ein für die Ernährung wichtiges) von diesem Rechte einen zu excessiven Gebrauch macht. Warum nun die Cornea, wenn sie unter solchen Umständen dem Beispiel folgen wollte, im Besitz desselben natürlichen Rechtes, noch Gebrauch von einem kachektischen Blute zu machen nöthig hat, ist nicht einzusehen. Verf. nimmt also specifische Entzündungsproducte in der Hornhaut an, läßt sie als solche aber nur in den Fällen gelten, wenn sich erstlich eine bestimmte Dyskrasie factisch nachweisen läßt, und das Cornealproduct in seiner formellen Entwicklung der eigenthümlichen Krase entspricht. Wo ein oder das andere Moment fehlt, kann von einer specifischen Keratitis nicht die Rede sein. Es gibt daher rein locale Krebse, Tuberkel, Lupi der Cornea und auch solche, die auf allgemeine Bluterkrankung zurückzuführen sind. Da aber schon die Aufstellung einer specifischen carcinomatösen, tuberculösen und lupösen Keratitis schwierig und oft unmöglich ist, so ist es nach dem Verf. Kühnheit, auf gewisse, willkürlich angenommene Formen des Exsudations-

heerdes hin die allerdifferentesten Producte ohne Weiteres aus rheumatischen, scrophulösen, syphilitischen etc. Krassen ableiten zu wollen, ohne den Zusammenhang der Exsudatform mit der Krase irgend einer Erörterung werth zu halten. Die specifischen Keratitides des Verfs sind demzufolge ganz andere, als in den Lehrbüchern bisher aufgeführt wurden. Da weder aus dem Sitze, noch aus der chemischen Natur des Exsudates eine Eintheilung gewonnen werden kann, so betrachtet Vf. das Exsudat als Eins und leitet die verschiedenen Metamorphosen als ebenso viele Entwicklungsformen aus ein und demselben Grundstoffe, dem Fibrinogen, ab. Die Exsudate zerfallen zuerst in bildungsunfähige, unter welcher Rubrik die sog. Hydromeningitis mancher Autoren, deren Wesen nicht in Entzündung, sondern in einer Aufhebung des zur normalen Vegetation nöthigen nervösen Impulses gesetzt werden muß, abgehandelt wird. Die zweite Klasse wird von den organisationsfähigen Exsudaten gebildet. Diese besitzen die Fähigkeit, sich in Gewebselemente umzubilden. So different diese sein mögen, stets entwickeln sie sich aus einer gleichartigen, sulzähnlichen Masse, welche das Gefüge der Hornhaut mehr oder weniger durchtränkt, ihrer Glätte und Durchsichtigkeit beraubt und unter dem Mikroskope als eine schmierige, structurlose, durch eine ungeheure Anzahl ganz feiner, lichter, staubähnlicher Molecüle ausgezeichnete Substanz erscheint. Diese Phase macht jede Keratitis durch, und nur die Kürze ihrer Zeitdauer macht es, daß sie häufig übersehen wird. Die Keratitis kann in ihrer Grundform stehen bleiben, und selbst rückgängig werden, gewöhnlich aber geht das Exsudat weitere Metamorphosen ein, welche sich entweder: a.

auf einfache Faserspaltung des gerinnenden Productes reduciren lassen, *Keratitis simplex*, oder b. die Metamorphose äußert sich in Gefäßbildung mit gleichzeitiger Entstehung von Epithel und Fasergerewebe, *Keratitis vasculosa*. c. Das Exsudat ist theils wässerig, theils plastisch, bildet Gefäße; der zu Grunde liegende Proceß ist typisch und weist auf eclatante Weise seine Abhängigkeit von der Alteration einzelner sensitiver Nervenröhren nach, *Herpes cornealis*. d. Das Exsudat zerfällt wenigstens zum Theil in eiterähnliches Fluidum, *Keratitis suppurativa*. e. Das Exsudat geht die Krebsige Metamorphose ein, *Keratitis carcinomatosa*. f. Es ist eine Theilerscheinung lupöser Ablagerung, *Keratitis luposa*. — Die ersten beiden Formen hat Verf. naturgemäß beschrieben. Die Schilderung des *Herpes cornealis* beginnt, wie gewöhnlich, mit Invectiven. In den bisherigen Lehrbüchern, heißt es, wird diese Krankheit entweder mit andern, ganz differenten Krankheitsformen zusammengeworfen, bald in ihrem eigenen Fleische zerstückelt und ihre Fäden diesem oder jenem Krankheitsbilde einverleibt. Verf. findet dies natürlich bei dem früheren niederen Stande der Dermatopathologie und bei der Hartnäckigkeit, mit der sich kleine Geister der naturhistorischen Forschungsmethode der neuern Schule entgegenstemmen. Der *Herpes* ist nun als eine ihrem Wesen nach acut und typisch verlaufende, durch öftere Nachschübe häufig einen chronischen Decurs simulirende Krankheit, welche unter der Form eines brennenden oder stechenden Schmerzes an der peripherischen Ausstrahlung eines sensitiven Nervenastes beginnt und erst später objectiv wahrgenommen wird, indem an den äußersten Endpunkten des afficirten Nerven zweiges, an der Oberfläche

der äußern Haut oder einer Schleimhaut, und zwar constant im Bereiche eines Lastwärtchens (niemals im stroma eines Follikels) einzeln stehende oder gruppig gehäufte Exsudatheerde in der Form von Bläschen oder Knötchen, welche die Krankheit wie eine heilsame Krise zu brechen scheinen (!), abgelagert werden. Wir sehen also, daß Verf. das Territorium des Herpes auf einzelne Formen restringirt, und daß er nach Romberg und Heusinger diese als Neurosen, mit deren Charakter nur die angeblich kritische Bedeutung des Exsudates nicht gut stimmt, ansieht. Der gegründeten Einwendungen, welche Eisenmann gegen diese Ansicht geltend gemacht, wird nicht gedacht, man vernimmt also auch keine Widerlegung. Auf diesem naturhistorischen Boden nun handelt Verf. als Herpes cornealis eine Ophthalmie ab, welche mit Schmerzen im Auge, Lichtscheu, Lidkrampf und Thränenfluß beginnt, gewöhnlich darauf mit partieller oder allgemeiner Circulationsstörung in der Conjunctiva und dem episcleralem Gewebe einhergeht und endlich, nach einem oder zwei Tagen, auf dem Bindehautsaume oder im Bereiche der Cornealoberfläche die Crup-tion von Bläschen, Knötchen oder eines der Keratitis vasculosa superficialis (für welche Form Verf. hier den Namen Pannus herpeticus vorschlägt) gleichen Exsudates setzt. Wenn wir auch von dem angedeuteten, sehr unsichern Grunde absehen, auf welchem die Theorie der Herpes-Neurose ruht, so müssen wir dennoch die Genügsamkeit des Vfs mit den von ihm gewonnenen Resultaten bewundern, welche ihn theils die obigen stolzen Worte sprechen, aber zugleich übersehen läßt, daß er die besagte Ophthalmie lediglich aus einer terra incognita in die andere gewiesen hat.

Er gesteht später, daß das eigentliche Wesen der Krankheit ihm selbst bis zur Stunde unbekannt ist. Da es ferner in dem Charakter des Herpes liegt, Lastwärtchen heimzusuchen, so bleibt es sehr merkwürdig, daß er grade am Auge Vertlichkeiten befällt, wo keine zu finden sind. Neugierig waren wir zu erfahren, was für Nerven denn nun eigentlich als Träger der herpetischen Affection von dem Verf. angesehen werden. Denn bekanntlich wird die Cornea vom Ganglion ciliare versorgt. Bei jedem Herpes cornealis liegt also auch die Iris im Gebiete der Neuralgie, und unbegreiflich ist es, warum von der an der Nerven- ausbreitung gebundenen Efflorescenz nicht wenigstens einmal die an Nervenendigungen so reiche Iris der nervenarmen Cornea vorgezogen worden ist. Ueber alle diese Punkte wird uns keine Aufklärung. Wir erfahren am Ende dieses Artikels, daß, wenn das in der Richtung der afficirten Nerven abgelagerte Product ein an plastischen Stoffen reicheres ist, sich ein Pterygium ausbildet. Verf. erwähnt hiebei nicht, daß der Sitz dieses Neugebildes constant einem der vier Recti entspricht, wir erhalten daher auch keine Erklärung dieser Erscheinung. — Die Keratitis ulcerativa ist erstens Localisation einer Allgemeinkrankheit, sie ist das, was man als Eiterablagerung, Eiterdepot, Eitermetastase zu bezeichnen pflegt, und tritt dann meistens mit den Erscheinungen der Panophthalmitis auf. Verf. ist in Betreff der Aetiologie dieser Krankheit, wie wir aus einer Anmerkung erfahren, der Hypothese Canstatt's nicht abgeneigt, welche den constant vorhandenen Localisationen der Pyämie im Gehirn und seinen Häuten einen sehr bedeutenden Einfluß auf die rasche Zerstörung des Bulbus einräumt, insofern sie die

Leitungsfähigkeit der Augennerven unterbrechen. Als vermittelndes Moment gilt also hier, wie bei der Malacie und dem Brande, Erkrankung des ersten Astes des Trigeminus. Da aber der Grund des Brandes nicht immer in der Einwirkung jauchig-eitriger und croupöser Producte auf das Cornealgewebe gelegen ist, so findet sich Verf. veranlaßt, diese Brandformen in einer ganz andern Fehlergruppe abzuhandeln. „Der Brand scheint mir zuweilen unabhängig davon aufzutreten, mit der Exsudation schmelzender Producte aber eine gleiche Quelle zu haben, jedoch höhere Grade der Blutentmischung und namentlich der Nervenstörung vorauszusetzen, so zwar, daß bei weniger vorgeschrittener Erkrankung des Blutes und geringerer Beeinträchtigung des Nervenlebens die Alteration der Cornealgrundsubstanz sich in Umwandlung des Fibrinogens zu jauchig-eitrigen Producten äußert, bei weiter gediehener Blutentmischung und gänzlicher Aufhebung des nervösen Einflusses aber sich durch faulige Zersetzung zu erkennen gibt.“

In vielen Fällen muß man also die jauchig-eitrigen Exsudate der Cornea auf eine Erkrankung der gesammten Blutmasse, welche man von Alters her mit dem Namen der Pyämie bezeichnet, zurückführen. Am häufigsten kommt die Pyämie durch Umsehung von präexistenten Dyskrasien, worunter sich die venösen Krassen Kokitansky's (Puerperalfieber, Typhus, Cholera) auszeichnen, zu Stande. Die meisten Opfer kommen indeß auf Rechnung der degenerirenden exanthematischen Blut-erkrankungen. Die specifischen Efflorescenzen des Masern-, Scharlach- und Blatternprocesses sind wesentlich an das Stroma der Talg- (weniger der Schleim-) Follikel gebunden. In der Conjunctiva bulbi und in der Cornea fehlen aber die Follikel

gänzlich, also ist auch das Auftreten specifischer Efflorescenzen jener Exantheme hier unmöglich. Wir sehen als Theilerscheinung des exanthematischen Processes leichte Formen des Catarrhs bei erethischem Charakter, im Verlaufe der sogenannten malignen Formen der letztern äußert sich indes die allgemeine Blutzersehung in der Entwicklung einer wahrhaften Ophthalmoblennorrhoe mit eitrig-jauchigem, die Cornea in kurzer Zeit schmelzendem Exsudate. Dieser Form kommt allein der Name einer morbillösen, scarlatinösen, variolösen Ophthalmie zu; aus dem angegebenen Grunde sind aber die jauchig-eitrigen Infiltrationen der Cornea nicht als Exantheme aufzufassen. Diese Umsehung der exanthematischen Krise zur Pyämie kann zwar in jeder Periode Statt finden, meist entwickelt sie sich aber im Zeitraume der Muration und Desiccation. — Die Versuche Magendie's widerlegen die Behauptung Arlt's, als werde in Folge der Pyämie immer nur die Choroidea primär ergriffen, die Cornea aber nur secundär. — Die Infection mit jauchig-eitrigen Producten kann sich ferner auf den Infectionsheerd und seine unmittelbare Umgebung beschränken, d. h. sie kann vorkommen ohne Erkrankung der gesammten Blutmasse. Am häufigsten findet dies in dem ophthalmoblennorrhoeischen Prozesse Statt. Die Conjunctiva repräsentirt hier den Infectionsheerd, das in normalem Zustande einströmende Blut wird allsogleich durch die Einwirkung der Infectionsjauche auf entsprechende Weise modificirt, zugleich aber auch zur Ausscheidung der erkrankten Faserstoff- und Eiweißelemente angeregt. Die mondsichelförmigen Geschwüre entstehen durch Einwirkung des schmelzenden Exsudates auf die Cornea.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 3. März 1855.

Freiburg im Breisgau

Schluß der Anzeige: „Die Ophthalmologie vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus bearbeitet von Dr. Carl Stellwag von Carion.“

Es ist ein Proceß, der in der Einwirkung von Fermenten auf gährungsfähige Substanzen, in der Einwirkung von pflanzlichem Eiweiß (Emulsion Refer.) auf Amygdalin zc. seine Analogie findet. „Unter dieser Annahme, sagt Verf., vereinigt sich die Entstehung einer allgemeinen Dyskrasie durch Infection des Blutes mit jauchig eitrigem Producte und die Schmelzung der Gewebe in den localen Ablagerungsheerden dieser Krasis unter einem und demselben Gesichtspunkte. Innerhalb der Gefäße ist es das Eiweiß und der Faserstoff des Blutes, welcher durch Contactwirkung des infectirenden Stoffes zu eigenthümlichen Metamorphosen angeregt wird, in den localen Heerden ist es aber das zum größten Theile die Gewebe constituirende Albumen und Fibrin, welches durch den in dem Exsudate vor sich gehenden Zersetzungs-

proceß zu ähnlichen chemischen Vorgängen umgestimmt wird.“

Man bemüht sich vergeblich, den Weg der exacten Wissenschaft kennen zu lernen, welcher Verf. auf diese Resultate geführt hat. Wenn wir nicht schon vorher genugsam auf manches Grundlose in den Behauptungen des Verfs gestossen wären, und allein die strengen Anforderungen, die derselbe an fremde (also doch wohl auch seine eigenen) Arbeiten zu stellen gewohnt ist, im Auge hätten: so bliebe uns zur Erklärung dieser unbewiesenen (und noch dazu nicht neuen) Hypothese nur die Annahme übrig, daß Vf. den Fermentationsproceß persönlich mit durchgemacht hat. — Zweitens tritt die *Keratitis exulcerativa* mit croupösfaserstoffigem Exsudate und dem Hornhauttuberkel auf. Der einzige Unterschied beider Exsudat-Arten beruht darauf, daß ersteres eine rein locale Bedeutung hat, letzteres auf einer Krase beruht. — Der Raum gestattet uns nicht, die Krasenlehre des Vfs genauer unsern Lesern vorzuführen. Selten geht aus dem croupös faserstoffigen Exsudate, gar nicht aus dem Tuberkel der Nagel, Dnyr, hervor; er ist eigentlich Attribut des reinen Eiters, wird aber unter der Erweichung des ersteren Exsudates abgehandelt. Da dessen Sitz nach dem Verf. immer einer der mittelsten Intercellularräume ist, so stoßen wir hier auf den Zusatz zur Anatomie der Cornea, daß die Dichtigkeit des Cornealparenchyms in der Mitte dieser Membran am geringsten, die Grundsubstanz hier vorwaltend, die Zwischenblatträume also am größten sind. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten des vorliegenden Werkes, daß darin des Pudels Kern häufig in Anmerkungen oder an Orten sich findet, wo man ihn nicht erwartet. Die flüssigen Bestandtheile des

Ersudates werden beim Dnyx in seltenen Fällen resorbirt, der organisationsfähige Theil geht in Narbengewebe, der Rest in Verfettigung und Verkreidung über; in den meisten Fällen durchbohrt das zerfallene Product die vordere, seltener die hintere Wand des Abscesses und verwandelt sich in ein Geschwür oder geöffneten Abscess. Bricht der Hornhautabscess nach hinten durch, so bildet sich ein Hypopyon. — Endlich faßt Verf. unter der Aufschrift: „Das rein eitrige und narbenbildende Ersudat“ eine beinahe unübersehbare Reihe differenter Producte zusammen, Producte, die ihrer Zusammensetzung nach einerseits an das jauchig-eitrige, andererseits an das starre, organisationsfähige, rein faserstoffige streifen.“ — Den Beobachtungen des Verfs zufolge kommen drei Formen von Hornhautcarcinom vor: der Gallertkrebs, der Epidermoidalkrebs und das Medullarsarcom. Der Schilderung des lupus Corneae liegt hauptsächlich die Abhandlung von Danielsen und W. Boeck zu Grunde. — Die ständigen Entwicklungsformen der Hornhautersudate und die Anomalien des Inhaltes (des Hornhautparenchyms), wozu Verf. die Blutextravasate und fremden Körper rechnet (!), machen den Schluß des ersten, ganz den Hornhautkrankheiten gewidmeten (360 Seiten enthaltenden) Buches.

Wir müssen davon absehen, auf die Einzelheiten des zweiten Buches, welches die Krankheiten der Glashäute, des Cammerwassers, der Linse und des Glaskörpers auf 436 Seiten nach denselben Kategorien ordnet, wie wir sie im 1. Buche kennen gelernt, da wir weder einen Auszug des vorliegenden Werkes, noch ein Buch darüber zu schreiben die Absicht haben. Das von uns Berichtete genügt, um unsern Lesern schließlicly über folgende

Worte des Verfs, die er über Wesen und Zweck des vorliegenden Werkes in der Vorrede schreibt, das Urtheil überlassen zu können. Verf. sagt: — „Die bisher angewandten Lehrmethoden sind unzulänglich, insofern sie darauf hinzielen, die Köpfe der Schüler mit Chablonen zu füllen, welche, auf die imaginären Krankheitsbilder passend, diesen nur aufgelegt, und mit einem Wässerchen oder einer Salbe zc. bestrichen zu werden brauchten, um die Krankheit verschwinden zu machen. — Auf diesem Wege wird nie etwas erreicht, am wenigsten aber werden praktische Aerzte gebildet.“ — — — „Steht etwa die Therapie der Augenkrankheiten nicht dort, wo sie Beer gelassen?“ — „Beer war seiner Zeit vorausgeeilt, kurz nach seinem Tode war man wieder nahe dorthin gekommen, wo er die Ophthalmologie getroffen hatte, Mißbräuche, gegen die er mit Wiß und donnernenden Worten angekämpft hatte, rissen wieder ein, die pathologisch anatomischen Untersuchungen wurden mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen ganz eingestellt, die Speculation war wieder in ihr altes Recht eingetreten, sie war ja die bequemste Methode. Ich fasse den Faden auf, den Beer's Tod zerrissen hat.“ (!!)

Gieseler.

Neubrandenburg

bei H. Genß 1854. Kritische und exegetische Bemerkungen über einige Stellen des Sophokles. Vom Prof. K. F. G. Arndt. 20 S. in Quart.

Schon die Pflicht der Dankbarkeit verlangt es, daß ich diese gediegne Gelegenheitschrift zu allgemeinerer Kenntniß bringe, da Hr Arndt, welcher schon durch seine vor zehn Jahren herausgegebenen Bemerkungen über Sophokles um den

Dichter sich verdient gemacht hat, so freundlich gewesen ist, jetzt auf meine Ausgabe des Sophokles ganz besonders Rücksicht zu nehmen und in seinen Bemerkungen vornehmlich meine Auffassung zu bestreiten. Bewährt auch hier überall der Hr Verf. seine Vertrautheit mit dem Dichter und ein einfaches und gesundes Urtheil, so zeichnet sich doch weit vor allen übrigen Bemerkungen eine *palmaris emendatio* aus, welche künftig ihre verdiente Stelle im Text selbst einnehmen wird, sollten auch die abgesagten Feinde aller divinatorischen Kritik ihren Nothschrei erheben. Ich meine O. R. 1493 ff., wo Oedipus die traurige Lage seiner Töchter ausmalt, sobald sie herangewachsen sein werden:

*τίς οὗτος ἔσται, τίς παραρροίψει, τέκνα,
τοιαῦτ' ὄνειδη λαμβάνων, ἃ τοῖς ἐμοῖς
γονεῦσιν ἔσται σφῶν δ' ὁμοῦ δηλήματα;*

Alle Deutungen dieser Worte, alle Besserungsvorschläge konnten nicht befriedigen. Das einleuchtend Wahre hat Hr A. gefunden, welcher *γονεῦσιν* in *γαμβροῖσιν* verwandelt. Dann ist Alles, was bisher verschroben war, im besten Zusammenhang: „Wer wird es wagen, mit euch solche Schande zu nehmen, welche verderbenbringend auf meinen Sidamen und euch gemeinsam lasten wird?“ Bei solch einer treffenden Emendation ist jede Frage überflüssig, wie wohl die Corruptel der Bücher entstanden sein möge. Uebrigens kommt zu den verfehlten Versuchen, der Lesart der Hdschr. einen erträglichen Gedanken abzugewinnen, ganz neuerdings noch der von B. H. Kennedy in seinen *Remarks on Schneidewin's edition of the O. R.*, — wobei Hr K. nur die erste Ausgabe vor sich hat, was ich in mehrfacher Hinsicht bedauern muß — in the Journal

of classic. and sacred Philology von Cambridge 1854, 3. S. 326. Nach ihm blickt Ded. rückwärts und vorwärts und leitet alles Unheil seines Stammes von seiner Person her; der Dichter wolle seine Worte so gefaßt wissen: ἃ δηλήματα ἔσται τοῖς ἐμοῖς (zu betonen), γονεῦσί τε καὶ τέκνοις ὁμοῦ.

Drei Stellen aus dem Philoktetes werden in Hrn Arndts Schrift, welcher wir jetzt folgen wollen, zuerst besprochen. Phil. 641 f.

Phil. αἰεὶ καλὸς πλοῦς ἔσθ' ὅταν φεύγῃς κακὰ.
 Νεο. οὐκ, ἀλλὰ κακίνοισι ταῦτι ἐναντία.

Hier findet Hr A., welcher durch die bisherigen Auffassungen der Stelle nicht befriedigt ist, eine eigne Art von Brachylogie. Zergliedre man die Antwort, so könne der Sinn nur sein: „Nicht [immer ist die eilige Fahrt den Fliehenden nützlich], sondern [zuweilen, wie für uns jetzt, auch nicht nützlich, denn] auch jenen ist dieser Wind zuwider.“ Statt des entgegengesetzten Begriffes, des Nicht=Nützligen, werde ein Beispiel dieses Begriffes, der beiden Theilen widrige Wind, mit ἀλλά verbunden, wo wir die Verknüpfung mit einer Causalpartikel, denn, doch, vorziehen. So könnten wir den N. sagen lassen: „Nicht immer, denn auch jenen ist dieser Wind zuwider.“ Allein hiermit scheint nicht der richtige Gedanke getroffen, welcher doch nur sein kann: Nicht immer ist die Fahrt gelegen, wie wir jetzt warten dürfen, da wir von unsern Verfolgern ereilt zu werden nicht zu fürchten brauchen, da auch sie vom Westwind zurückgehalten werden. In Arndts Gedanke hingegen scheint nur dann statthalt, wenn auch jene zu demselben Behuf, nämlich φεύγειν κακὰ, die Fahrt unternommen hätten. Unter den ähnlichen Beispielen, welche Hr A. für

sich anführt, ist O. C. 928 gewiß mißverstanden. Hr A. erklärt: „Ich hätte keinen aus deinem Lande entführt, sondern mich dessen enthalten, denn ich wußte . . .“ Aber zu ἠπιστάμεν gehört ja noch die Partikel ἄν, und Theseus sagt vollständig: ich hätte es nicht wie du gemacht, sondern hätte gewußt, wie man im fremden Lande auftreten muß. Um zur Stelle des Phil. zurückzukehren, so empfiehlt sich doch Döderleins *old'* gar sehr: Neopt. gibt dann zu, der Spruch sei ganz wahr, passe aber für sie nicht, da sie nicht nöthig hätten, *φεύγειν κακά*. Allein die Aenderung ist eben nicht probabel genug, und auch jetzt noch komme ich nicht von meinem Vorschlage ab, *οὐκ* als Glosse zu betrachten und *ἀλλ' ἐστὶ κακείνοισι ταῦτ' ἐναντία* als das Ursprüngliche zu vermuthen. Vielleicht sagt indeß Manchem noch mehr eine Conjectur zu, welche in gleichem Sinne vorgebracht ist von D. Heine de Cicor. Tuscc. Disput. Halle 1854 p. 35, *ἀλλ' οὐχὶ κακείνοισι ταῦτ' ἐναντία*; „Aber sind wir beiden Parteien nicht in gleicher Lage? Segeln können wir nicht und jene nicht: da wir also keine Gefahr zu fürchten haben, brauchen wir jenen Grundsatz nicht auf uns anzuwenden.“ Mir will nur die Frage hier nicht passend scheinen.

Phil. 697 ff. οὐδ' ὅς θερμοτάταν αἰμιάδα κη-
 κιομένην ἐλκῶν
 ἐνθήρου ποδὸς ἠπίοισι φύλλοις
 κατεννάσειεν, εἴ τις ἐμπέσοι,
 φορβάδος ἔκ τε γὰς ἐλεῖν.

Die Emendationen Dindorfs und des Unterzeichneten scheinen Hr A. gewaltsam und nicht viel zu bessern, da sie den eigentlichen faulen Fleck der Stelle, die nichts sagenden Worte *εἴ τις ἐμπέσοι*, gar nicht berühren. Er selbst will ein

„ganz tabelloses“ Hysteron=Proteron herstellen: ἰδρις ἐμπάσαι φορβάδος ἐκ τε γὰς εἰλεῖν, nämlich τὰ ἤπια φύλλα. Ich kann aber nicht einräumen, daß εἰ τις ἐμπέσοι nichts sagend sei. Nicht immer litt Phil. am Blutfluß: überfiel ihn einmal ein Ausbruch, wie es dann und wann geschah, so hatte er Niemand, der seine Wunde pflegte und Kräuter holte, den Schmerz zu stillen. Dagegen in Hr. Arndts Conjectur würde ἐμπάσαι nicht leicht zu halten sein, da man ἐπιπάσαι erwartete; denn τοὺς ὀφθαλμοὺς ἐμπάσαι τῆς τέφρας ist doch anders als ἐμπάσαι τὰ φύλλα τῷ ποδί. Sodann verbindet sich ἰδρις recht wohl mit ἐμπάσαι, nicht wohl mit εἰλεῖν. Endlich aber, und das allein genügt, um den Vorschlag abzulehnen, Phil. hatte überhaupt keinen Menschen, der sich seiner annahm. Dieser Gedanke würde aber geschwächt und geradezu zerstört durch die Wendung, es habe ihm an einem Kunstverständigen Pfleger gefehlt. Dagegen ist unsre Emendation ἐκ γαίας ἐλῶν sehr leicht: war γαίας in τε γὰς verschrieben oder aus Mißverständnis das etwa über γὰς bemerkte γαι in τε verändert, mußte von selbst der Infin. statt des Participiums sich einfinden. — Endlich empfiehlt Hr. A. nochmals seinen von den Herausgebern unbeachtet gelassenen Vorschlag, B. 1139 ὅσ' ἐφ' ἡμῖν κακ' ἐμήσαι Ὀδυσσεύς zu schreiben οὐδεὶς: „der durch schändliche Ränke unzählige Uebel erzeugt, so viele kein anderer gegen mich erzeugt hat.“ Ich möchte dann auch μυρία τ' αἰσχρῶν mit Andern und die Stelle so fassen: „Du siehst den schmähhlichen Trug, den Anstifter desselben selbst und unzähliges entspringend aus seinem schändlichen Benehmen gegen mich, wie so unzähliges mir Niemand angethan

hat.“ Der Bogen, meint Phil., werde Zeuge sein der durch seine Entwendung veranlaßten Hülfslosigkeit seines rechtmäßigen Herren.

Hierauf folgen drei Stellen des Oedipus auf Kolonos. Zuerst B. 155, wo Hr A. ganz Recht hat, wenn er sagt, ich sei nur widerstrebend der herkömmlichen Auslegung untreu geworden. Bündig und vollkommen überzeugend hat Hr A. erwiesen, daß die Scholien das Wahre getroffen haben, indem er die Worte so übersetzt: „Denn zu weit gehst du, zu weit; aber daß du nicht in diesem lautlosen, grasreichen Haine dahin vordringest, wo das Wasserbecken mit den Strömen milden Opfertrankes sich mischt, darum, unglücklicher Fremdling, sei auf deiner Hut, wende deine Schritte und tritt zurück.“ Nur behalte ich τῶ statt τῶν unbedingt bei und verstehe κρατῆρ̄ entschieden nicht von einem natürlichen Wasserbecken, in welches oder bei welchem Trankopfer der Erinyen ausgegossen wären, sondern von dem Mischkrüge, worin ihnen der Trank gemischt wurde. Gewiß ist der allerheiligste Ort im Innern des Haines gemeint, der nicht eben gerade da zu suchen ist, wo Ismene 495 ff. ihr Opfer verrichtet.

B. 1465 will Hr A. die bekannten Bedenken, welche von Seiten des Metrums wie des Sinnes gegen οὐρανία γὰρ ἀστραπή sich erheben, dadurch beseitigen, daß er nach der Glosse ταχέα schreibt θουρία, was Suidas unter andern durch πηδητικός, ταχύς erklärt. Metrum und Sinn sind dann untadlig, da θουρία — und diese Form hat Soph. auch sonst — eben die Eigenschaft des Blickes bezeichnet, welche das πῆξαι des Chors erregte, den μάλα μέγαν κύπον ἄγατον, von welchem im vorigen Satze die Rede war und welcher sich hier wiederholt.

Inzwischen kann ich *θουρία* doch keineswegs für sicher betrachten, da einmal *οὐρανία* vertheidigt werden, andrerseits jene Glosse auf dieselbe Lesart zurückgehen kann. — Endlich B. 1699 soll *καὶ τὸν* mit *ἐν χεροῖν* verbunden werden: „so lange ich auch den in meinen Armen ruhenden hatte“, so lange ich nicht bloß die Sorgen, sondern auch den Gegenstand der Sorge, den Vater, hatte. Oder man müsse *ὅποτε γὰρ αὐτὸν* oder *γ' ἐν αὐτὸν* ändern. Ich glaube bei der von mir aufgestellten Erklärung, welche keineswegs, wie Hr. A. meint, mit der Hermannschen identisch ist, stehen bleiben zu müssen, da die Verbindung *τὸν ἐν χεροῖν* hier unpassend scheint und *τὸν* nicht, wie Hr. A. glaubt, gegen den Sprachgebrauch des Dichters verstößt, wie aus den bei Ellendt *Lex. Soph.* 2, 198 gesammelten Stellen klar ist.

Es folgen Bemerkungen zur Elektra, welche von allen Stücken am meisten bedacht ist, da auf sie acht Stellen kommen. Zuerst B. 337

τοιαῦτα δ' ἄλλα καὶ σὲ βούλομαι ποιεῖν.

Dindorfs *ἄλλα* weist Hr. A. gegen mein Bedenken, ob nicht *ἕτερα* erfordert werde, als sprachgemäß nach. Allein er hätte doch vor allen Dingen fragen sollen, ob *τοιαῦτα ἄλλα* dem hier geforderten Gedanken angemessen sei. Kann Chrysothemis der Elektra rathen, Anderes der Art, wie sie thue, zu thun? Doch wohl ein Gleiches zu thun. Diesen Gedanken erhalten wir, wenn wir weder meine Conjectur, noch die von G. Hoffmann (*τοιαῦτα μᾶλλον*) oder L. Kayser (*τοιαῦτα δῆτα*) annehmen, sondern mit G. Wolff erkennen, daß Soph. statt des üblichen *τοιαῦτα δ' ἄλλα καὶ σὲ ποιεῖ* die gleichbedeutende Wendung *καὶ σὲ βούλομαι ποιεῖν* wählte. Dann

ist die Stellung des exhortativen *ἀλλά* ohne allen Anstoß.

B. 363 *ἐμοὶ γὰρ ἔστω τοῦμὲ μὴ λυπεῖν μόνον Βόσκημα*. Hr A. *λυπεῖν λόγῳ*. Mein *λύγειν γόων* wird abgewiesen, weil diese Worte sonst dreimal in kurzem Zwischenraume und zwar jedesmal am Versschlusse vorkommen würden. Auch seien nicht die unablässigen *γόοι* das *βόσκημα* der Elektra, nicht das, worin sie den Ersatz für ihre Entbehrungen an leiblicher Pflege suche. Vielmehr bestehe das in dem Streben, den Vater zu rächen und die Mörder *λυπεῖν*. Endlich habe Gl. der Chrysothemis vorgeworfen, nicht daß sie nicht auch klagte, sondern daß sie nur *λόγῳ μισεῖ*. Sonach würde nach Hrn A. Gl. sagen: „Mir sei es Labfal, daß ich nicht auch, wie du bloß zum Scheine hassest, zum Scheine kränke.“ Hierin vermissen ich die Beachtung des Gegensatzes, da doch Gl. motiviren will, warum sie der Schwester ihren Ueberfluß gönne. Ferner würde das Object zu *λυπεῖν* ungern entbehrt werden, da man Gefahr lief, *τοῦμὲ* als solches zu fassen. Endlich ist *λυπεῖν λόγῳ* nicht dasselbe was *μισεῖν λόγῳ*. Von einem *λυπεῖν τοὺς φονέας* war keine Rede, folglich kann auch Gl. ihr wahres *λυπεῖν* nicht einem *λόγῳ λυπεῖν* der Chryf. gegenüberstellen, da Chryf. weder *ἔργῳ* noch *λόγῳ λυπεῖ* *ἐκείνους*.

Ob meine Conjectur, welche ich in den Verhandlungen der Philologenversammlung in Göttingen S. 90 ff. zu begründen suchte, richtig ist, weiß ich nicht: Glück hat sie nicht gemacht, außer daß Wunder sie befolgt hat. Meine Recensenten sind im Verwerfen einig, was sie aber an die Stelle setzen wollen, taugt noch weniger. G. Hoffmann in Graz entscheidet sich für Erfurdt's

τοῦμὲ μὴ λυποῦν, Lübker (Mühll'ss Ztschr. 1853, S. 750 f.) fährt unbeirrt fort, τοῦμὲ als Subject zu nehmen und dem Dichter einen Solbcißmus aufzubürden. Damit erledigt sich sein übriges, mit unverständliches Gerede. Er kann meinen Vortrag wenigstens nicht in den Verhandlungen nachgelesen haben, da dort sein Conatus reprimirt ist. Endlich L. Kayser meint, der Pal. enthalte das Erforderliche: τοῦμὲ μὴ λυπεῖν τὸν πατέρα μόνον, da Gl. den Geist des Vaters nicht beleidigen wolle; das sei ihre einzige Nahrung. Nun brauche man nur das sehr entbehrliche τοῦμὲ und τὸν zu streichen. Allein dann erhielten wir ja einen Unvers:

ἐμοὶ γὰρ ἔστω μὴ λυπεῖν πατέρα μόνον;
 Ich will gern glauben, daß Kayser vielmehr πατέρα μὴ λυπεῖν μόνον gewollt habe. Was es aber mit jener Glosse im Pal. für eine Bewandniß habe, glaube ich in den Verhandlungen a. D. nachgewiesen zu haben, bemerke hier nur noch, daß Hr. Kayser früher Actt. Sem. Phil. Heidelb. p. 53 doch richtiger über den Pal. urtheilte, wenn er τὸν πατέρα als das erkannte, was es ist, die Glosse zu μὴ λυπεῖν.

B. 369 gebe ich zu, daß αὕτη besser ist als αὐτή, damit die beiden Schwestern bestimmt unterschieden werden. B. 726 soll

τελοῦντες ἕκτον θ' ἑβδομόν τ' ἤδη δρόμον gelesen werden, um den ungekünstelten Sinn zu erhalten: „da sie schon den sechsten oder siebenten Lauf vollendeten.“ Daß dafür τε . . . τε im Dichtergebrauch sei, weist Hr. A. nach. Mir scheint der Gedanke hier ganz unpassend, da der Pädagog sonst so genau erzählt: wie sollte er zweifeln, ob der Lauf der sechste oder siebente gewesen? Auch Wex irrt Prolegg. Tac. Agr. p. 31,

wenn er meint, die Wendung vom sechsten Lauf zum siebenten sei gemeint. Denn dann hätte Soph. nicht *τελοῦντες* sagen können. Ich muß daher meine Erklärung aufrecht halten. — B. 743 ff. wird treffend gegen die vom Schol. aufgestellte Erklärung der Worte *ἔπειτα λύων ἡνίαν ἀριστεράν* eingewandt, dann würde Soph. die Hauptursache des Unglücks, die zufällige Verwicklung des Riemenwerks im entscheidenden Augenblicke verschwiegen haben. Der Zusammenhang fordert einen Ausdruck, welcher das Zurückziehen der Zügel bedeutet, weshalb Hr A. *ἔπειτ' ἀνέλκων*, G. Wolff *ἔπειτ' ἐρύκων* vorschlagen. Jenes dürfte wahrscheinlicher sein. — B. 1082 ff. nimmt Hr A. die gewöhnliche Erklärungsweise gegen die von mir aufgestellte gut in Schutz und versucht dann B. 1281 ff. mit Hülfe der Scholien den in den Handschr. ziemlich unverständlichen Text so herzustellen:

*ὦ φίλαι,
ἐκλυον ἂν ἐγὼ οὐδ' ἂν ἤλπισ' αὐδάν,
οὐδ' ἂν ἔσχον ὄργαν ἄναυδον,
οὐδὲ σὺν βοᾷ, κλύουσ' ἅ τάλαινα.*

„O Freundinnen, ich hörte die Stimme, die ich nie wieder zu hören hoffte, und ich hätte nimmer (auch wenn ichs versuchte) mein erregtes Gemüth sprachlos und ohne lautes Jubelgeschrei zu halten vermocht, da ich sie hörte, ich Arme.“ Mir scheint die Corruptel tiefer zu liegen. — B. 1288 ff. sagt Drestes zur Schwester:

*τὰ μὲν περισσεύοντα τῶν λόγων ἄφες,
καὶ μήτε μήτηρ ὡς κακὴ δίδουκέ με,
μήθ' ὡς πατρῶαν κτήσιν Αἴγιοδος δόμων
ἀντλεῖ, τὰ δ' ἐκχεῖ, τὰ δὲ διασπείρει μιάτην.
χρόνον γὰρ ἂν σοι καιρὸν ἐξείργοι λόγος.*

Die drei mittlern Verse sieht Hr A. als Einschaltung eines Schauspielers an, da der Elektra der-

gleichen Nebendinge im gegenwärtigen Augenblicke zu besprechen sehr fern gelegen habe. Ich theile diesen Verdacht nicht. Drestes redet, welchem Gl. stets durch Boten die trostlose Lage im Waterhause geschildert hatte. Hierauf deutend wehrt er alle weitem Schilderungen davon ab. —

Den Beschluß machen vier Stellen der Antigone. Zuerst B. 1134, wo Hr. A. nach gründlicher Prüfung der Ueberlieferung und Erörterung der Bedeutung von ἀντίτυπος die am stärksten bezeugte Lesart ἀντίτυπα δ' ἐπὶ γὰρ πέσε τανταλωθεῖς als echt zu erweisen sucht, indem die Lautmalerei vom Dichter beabsichtigt sei. Wie aber eigentlich ἀντίτυπα, wenn es activisch gefaßt werden soll, von Hr. A. verstanden werde, das finde ich nicht angegeben. In der Lesart stimme ich zu, glaube aber, daß die alte Glosse ἐναντίως ganz richtig den Sinn des Dichters trifft. Denn was kann sachgemäßer sein als der Ausdruck: „Zeus trifft den Kapaneus, der eben hoch über die Zinnen der Mauer sich schwingen will, mit dem vom Himmel herabgeschleuderten Blicke, rückwärts aber (der erstrebten Höhe entgegen) taumelnd stürzte er zu Boden“? Sophokles hat nur die homerische Formel ὁ δ' ὑπιος οὐδὲι ἐρείσθη oder ὁ δ' ὑπιος ἐν κονίχσιν Κάπησε seinem erhabnen tragischen Stil angepaßt. — Nachdem Hr. A. B. 189 Hermanns Auffassung des Artikels in τοὺς φίλους ποιούμεθα bestätigt hat, stellt er die Vermuthung auf, B. 798 seien die bekannten Bedenken dadurch zu erledigen, daß σύνδρομος ἀρχαῖς als die Hand des Dichters angesehen werde, statt deren dann σύνδερος ἐν ἀρχαῖς die Glosse wäre. Endlich B. 1080 f. ist zuzugeben, daß an πόλιν nach πόλεις ohne gehörigen Grund Anstoß genommen ist. Uebrigens verlangt die Auslegung der Stelle eine nochmalige Revision, welche uns

hier zu weit führen, aber ergeben würde, daß die von Hn A. befolgte Interpretation unhaltbar ist.

Ich schließe mit meinen Worten, welche Hr A. als Motto seiner sehr schätzenswerthen Schrift vorangestellt hat: „Möchten recht viele Schulmänner, welche des Ref. Ausgaben benutzen, ihre Bemerkungen in den Schulprogrammen veröffentlichen.“ Es wird nicht versäumt werden, dieselben nach bester Einsicht und dankbarlich bei den neuen Auflagen zu benutzen. F. W. S.

P r a g

Kredner und Kleinhub 1854. Ueber die Geschwüre. Eine gekrönte Preisschrift von Dr. Ignaz Ker k. k. Oberfeldarzt. 200 S. in Oct.

Nachdem es auch in der medicinischen Wissenschaft zur Regel geworden ist, Theorien nicht in der Luft, sondern auf Basis der durch sinnliche Forschung gewonnenen Thatsachen zu bauen, hat sich die methodische Detailforschung allmählig auf die meisten Gebiete der Medicin geworfen und insbesondere die anatomische Seite der Krankheiten ins Auge gefaßt. Wir leben daher mitten in einer Zeit, welche mehr ausgezeichnet ist durch die Anhäufung neuer Thatsachen, als durch deren Sichtung und Zusammenstellung nach obersten leitenden Ideen, in Zeitschriften und Monographien häuft sich das Material täglich mehr und eine Seite unsrer Wissenschaft nach der anderen wird von hellerer Beleuchtung getroffen. Auch die Lehre von den Geschwüren ist in der Neuzeit hie und da in Angriff genommen und so manche wichtige Thatsache darüber an das Licht gefördert worden, doch hat sie eine umfassende und durchgreifende neue Bearbeitung noch nicht gefunden; auch das vorliegende Werk macht nicht den Anspruch, eine solche liefern zu wollen, sondern will nichts sein

„als ein Scherflein, ein Versuch zur rationellen Diagnostik und Therapie der Geschwüre.“ So sehr auch diese Bescheidenheit des Verf. unsre Ansprüche herabstimmen muß, so können wir doch nicht umhin zu erklären, daß wir in diesem Scherflein kaum eine wesentliche Förderung der pathologischen und therapeutischen Seite der Geschwüre finden können. Diese Schrift, gewiß mit dem besten Willen und dem größten Fleiße geschrieben, erhebt sich doch nur wenig über den Standpunkt der Preisarbeit eines älteren deutschen Studenten, als eine solche würden wir sie, in Betracht des Zweckes und der Individualität des Autors, gewiß mit dem größten Lobe anerkennen, auch glauben wir, daß diese Schrift für angehende Chirurgen recht wohl zum Studium empfohlen und überhaupt als Lehrbuch der Geschwüre ihr ein Platz mit Fug und Recht eingeräumt werden kann, — aber die Wissenschaft kann aus ihm keinen Gewinn ziehen. Der Charakter der Darstellung ist vorwiegend dogmatisch=compilatorisch, wie er eben in einem Lehrbuche am Platze ist, die Beschreibung der Geschwüre beschränkt sich auf ihn mit bloßem Auge sichtbaren Eigenschaften, nur hie und da finden sich Spuren der Benützung der Resultate mikroskopischer Untersuchungen, sie ist kurz und praktisch brauchbar, feinere anatomische Details, insbesondere eigne mikroskopische Forschungen sind nicht zu finden. Die Therapie ist ebenfalls, so weit sie nicht ganz allgemein und dogmatisch gehalten ist, vorzugsweise compilatorisch, aber für die Zwecke eines Lehrbuchs gut zusammengestellt. Druck und Papier entsprechen allen Wünschen, nur ist in den Fremdwörtern eine sehr mißliche Schwankung der Rechtschreibung zu bemerken, welche freilich wenigstens zum Theil der Seher von sich abzuwälzen versuchen möchte.

Fr.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 5. März 1855.

C l a u s t h a l

Druck und Verlag der Schweigerschen Buchhandlung 1852. Beschreibung der Oberharzer Hüttenprozesse in ihrem ganzen Umfange. Mit Berücksichtigung anderer metallurgischer Prozesse im Allgemeinen von Bruno Kerl, Vizehüttenmeister etc. XII u. 272 S. in Octav. Mit vier Figurentafeln und acht Stammbäumen.

In demselben Verlage 1854. Die Rammelsberger Hüttenprozesse am Communion-Unterharze. Theoretisch und praktisch dargestellt von Bruno Kerl, Königl. Hannov. Hüttenmeister und Lehrer der Metallurgie an der Bergschule zu Clausthal. X und 196 S. in Octav. Mit vier Figurentafeln und sechs Stammbäumen.

Hr Hüttenmeister Kerl hat durch diese beiden Schriften ein wahres Bedürfniß befriedigt; denn seit der Herausgabe des Handbuchs der allgemeinen Hüttenkunde von Lampadius und des großen Werkes von Héron de Billefosse, »De la richesse minérale«, sind keine ausführliche

Beschreibungen der Hüttenproceſſe am Ober- und Communion-Unterharze erschienen. Seit jener Zeit hat ſich aber Manches in dem Hüttenweſen am Harz verändert; zahlreiche, theils gelungene, theils fehlgeſchlagene Verſuche ſind unternommen worden, und die erſteren haben zu manchen weſentlichen Verbesserungen der Hüttenproceſſe geführt. Auch ſind mehrere ganz neue Productionszweige hinzugekommen. Die vorliegenden beiden Schriften liefern nun nicht allein eine ebenſo vollſtändige als genaue Beſchreibung der Ober- und Communion-Unterharziſchen Hüttenproceſſe, ſondern zugleich ſchätzbare Nachrichten von den zur Verbeſſerung derſelben angeſtellten Verſuchen. Es iſt ein Vorzug dieſer Arbeiten, daß darin die praktiſche und theoretische Seite der metallurgiſchen Proceſſe in gleichem Grade berückſichtigt worden, und daß ſie nicht bloß die Technik, ſondern auch die Oekonomie des Hüttenweſens am Harz in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande kennen lehren. Einen beſonderen Werth erhalten beide Schriften durch die zahlreichen, darin mitgetheilten chemiſchen Analyſen von Hüttenproducten, von welchen ein Theil von dem Verſ. ſelbſt herrührt. Solche Unterſuchungen, die in früherer Zeit faſt ganz mangelten, und auf deren Ausführung die ausgezeichnete Anleitung zur chemiſchen Analyſe, welche das hieſige akademiſche Laboratorium darbietet, ohne Zweifel einen Haupteinfluß gehabt hat, können allein zu einer genügenden Theorie der metallurgiſchen Proceſſe verhelfen; ſo wie dieſe nothwendig die zur Bervollkommnung derſelben dienenden Verſuche und Unternehmungen regeln und leiten muß, wenn ſolche nicht in einem blinden, das Gelingen dem Zufalle überlaſſenden Umhertappen beſtehen ſollen. Daß der Verſ. auch die Fortſchritte der Kryſtallo-

graphischen Kunde der Hüttenproducte nicht unberücksichtigt gelassen hat, bemerkt der Referent mit besonderem Vergnügen. Da Herr Hüttenmeister Kerl die früher herausgegebene Schrift über die Oberharzer Hüttenproceffe zugleich als Leitfaden bei seinen Vorträgen über Hüttenkunde benutzen wollte, so suchte er diesen Zweck dadurch zu erreichen, daß er an geeigneten Stellen eine kurze Darstellung solcher Proceffe einschaltete, welche am Harz nicht betrieben werden. Wenn nun gleich diese Einrichtung durch den genannten Zweck gerechtfertigt erscheinen mag, so ist doch das Unbequeme und Unzureichende derselben nicht zu verkennen. Dieses scheint auch der Verf. empfunden zu haben, indem er es unternommen hat, ein Handbuch der metallurgischen Hüttenkunde herauszugeben, wovon der erste Band bereits erschienen ist. Auch in der Schrift über die Hüttenproceffe am Communion-Unterharze hat der Verf. auf abweichende, an anderen Orten übliche Verfahrensarten vergleichend und beurtheilend hingewiesen, welches gewiß zu loben ist, wiewohl manche Wiederholungen dadurch herbeigeführt sind. Daß die metallurgische Literatur nicht unberücksichtigt geblieben, gehört ebenfalls zu den Vorzügen der beiden Schriften, von deren Inhalt im Nachfolgenden eine kurze Uebersicht gegeben werden soll.

Die erste der obigen Schriften enthält im ersten Abschnitte, Vorbemerkungen. Es wird darin im Allgemeinen von den auf den Oberharzer Hütten bestehenden Zugutemachungsmethoden, namentlich von der Schliegarbeit, Bleisteinarbeit und Kupferarbeit gehandelt. In einem Anhange ist eine Zusammenstellung verschiedener, zum Verständniß der metallurgischen Proceffe dienender Notizen enthalten. Der zweite Abschnitt liefert

eine Beschreibung des Blei- und Silberhüttenbetriebes zur Frankenscharner Hütte bei Clausthal, welche fast sämtliche Erze des Rosenhöfer und Bergwerkswohlfahrter Revieres, den größten Theil der Erze des Burgstätter Revieres, außer denen von der Grube Carolina, und etwa 200 Röste von der Grube Ring und Silberschnur im Zellerfelder Reviere verschmilzt. A. Schliegarbeit. In einem Anhange sind Nachrichten von Versuchen enthalten, welche die Abänderung der currenten Niederschlagsarbeit betreffen. 1. Verschmelzen von Bleiglantzschlieg in einem nach Art der Eisenhohöfen zugestellten Rastofen. 2. Verschmelzung Oberharzer Schliege im Flammofen. Die Anwendbarkeit roher Brennmaterialien, die Entbehrlichkeit des kostbaren Eisenzuschlages und des Gebläses, die Uebersichtlichkeit des Betriebes, und der Erfolg nur geringer Rückstände beim Verschmelzen der Bleierze in Flammöfen, gaben zu diesen Versuchen Veranlassung. Die englische sog. Röstsaigerarbeit gestattet eine beträchtliche Bleiproduction, und schien für die Oberharzer Schliege, weil er nicht völlig reine Erze verlangt, wohl zu passen. Bei in den Jahren 1833 und 1835 angestellten Versuchen in einem Flammofen, wurden jedoch in Bezug auf das Bleiausbringen, wegen des zu bedeutenden Quarzgehaltes der Schliege, ungünstige Resultate erhalten, weil während des Röstens ein großer Theil des Bleies verschlackt, und dadurch die Röstung beeinträchtigt wurde. Die später mit dem französischen Verfahren, der sog. Röstreductionsarbeit angestellten Versuche, haben ebenfalls die Untauglichkeit der oberharzer Schliege für diese Schmelzmethode bewiesen. B. Bleisteinarbeit. Auf der Altenauer Hütte in den Jahren 1846 und 1847 angestellte

Versuche, bei dem Rösten des Bleisteins statt des Holzes, Torf vom Bruchberge anzuwenden, haben eben so wenig ein günstiges Resultat geliefert, als die auf derselben Hütte i. J. 1842 unternommenen Versuche, die Sichtflamme der Schliegöfen zum Rösten des Bleisteines zu benutzen. Man wendet bei der Steinarbeit einförmige Krummöfen an; Versuche mit zweiförmigen Defen, veranlaßten wegen der ungleichen Wirkung der Bälge, ein ungleichmäßiges Schmelzen. Die Steinarbeit wird mit Coaks betrieben, über welche Quandelkohlen gestreut werden. Obgleich theurer als Holzkohlen, werden die Coaks dennoch zur Ersparung von diesen angewandt. Sie gestatten ein rascheres Schmelzen und, wegen Erzeugung einer hohen Temperatur, eine vollständigere Zersetzung des Schwefelbleies durch Eisen. Bei der Schliegarbeit haben sich dagegen nur Holzkohlen gut bewährt. Torf beim Steinschmelzen zu Altenau versuchsweise angewandt, hat eben so wenig ein gutes Resultat geliefert, als der versuchte Zusatz von Fichtenzapfen zu den Coaks.

C. Raucharbeit. D. Silberabtreiben. Dem Abtreibeproceß, welcher die Abscheidung des Silbers von dem Werkblei bezweckt, werden sämmtliche Werkbleie vom Schlieg-, Stein- und Rauchschmelzen unterworfen, jedoch behandelt man jede Sorte für sich, um nach der verschiedenen Reinheit des Werkbleies, verschiedene Frischblei- und Glättforten zu erhalten. Bei den Nachrichten über die Construction der Treiböfen, deren Inneres aus Barnsteinen oder ungebrannten Thonschiefersteinen aufgeführt wird, ist in einer Anmerkung mitgetheilt: daß das Verdienst, gepochten Thonschiefer als Surrogat für den theuren Landlehm zur Bereitung von Mörtel, Gestübbe und Barnsteinen zu-

erst in Vorschlag gebracht zu haben, dem nunmehr verstorbenen Bergprobirer Hoffmann zu Clausthal gebühre, welcher i. J. 1830 auf der Andreasberger Hütte die ersten desfalligen Versuche angestellt habe. Diese Anwendung des Thonschiefers sei von dem Referenten, in dessen Schrift „über den gegenwärtigen Zustand und die Wichtigkeit des Hannoverschen Harzes“, irrtümlich als eine englische Erfindung ausgegeben. Das darüber von dem Referenten Mitgetheilte gründet sich auf die Angabe seines verstorbenen Freundes, des hochverdienten Bergrathes Brüel zu St. Andreasberg, deren Richtigkeit wohl nicht zu bezweifeln ist, daß Hr Hoffmann bei einem Aufenthalte in England, jene Benutzung des Thonschiefers kennen gelernt habe. Es ist zu bedauern, daß die auf Veranlassung des Bergrathes Brüel auf der Andreasberger Hütte angelegte Fabrik zur Darstellung von Barnsteinen und verschiedenen anderen Thonwaaren, als Muffeln, Schmelztiegeln, Hauben für Treiböfen u. aus gepochtem Thonschiefer, wieder eingegangen ist. In einem Anhang wird von den Versuchen berichtet, welche zur Clausthaler und Altenauer Hütte angestellt wurden, den Silbergehalt im Werkblei nach Pattison's Krystallisirermethode anzureichern. Mit 4—5löthigem Werkblei unternommene Versuche fielen ungünstig aus. Bessere Resultate gab das Oberharzer Frischblei mit einem Gehalt von $\frac{1}{8}$ — $\frac{1}{4}$ Loth Silber. E. Feinbrennen des Blicksilbers. F. Glättfrischen. Zur Altenauer Hütte angestellte Versuche, Torf statt Holzkohlen bei dem Glättfrischen anzuwenden, fielen ungünstig aus. Die Glätte nach sibirischer Methode zu verfrischen, wurde in den Jahren 1832 und 1833 zur Clausthaler Hütte versucht, aber nicht einge-

führt, weil man dabei nicht an Kohlen sparte, silberreicheres Frischblei erzeugt wurde, und auch Erschwerungen der Arbeit sich zeigten. G. Abstricharbeit.

3. Abschnitt. Blei-, Silber- und Kupferhüttenbetrieb zur Altenauer Hütte. Die Altenauer Hütte verschmilzt fast dieselben Erze, wie die Clausthaler, nur theilt man ihr ausschließlich alle kupferkieshaltigen Schliege, und besonders auch Schliege aus dem oberen Burgstätter Reviere zu, welche etwas blendiger, als die der anderen Reviere sind. I. Bleiarbeit. Der Schmelzproceß ist von dem zur Clausthaler Hütte nur wenig verschieden. Die kiesigen Schliege werden in 2 oder 3 Abschnitten abgesondert verschmolzen, und es wird dabei ein größerer Steinfall erstrebt, als bei der gewöhnlichen Schliegearbeit, um das Kupfer im Stein zu concentriren. II. Kupferarbeit. Sie umfaßt: 1. die Zugutemachung des auf den Clausthaler und Zellerfelder Bleierzgängen einbrechenden Kupferkieses (Kiesarbeit) und 2. die Verhüttung des beim vierten Bleisteindurchstechen auf Clausthaler und Altenauer Hütte gefallenen silberhaltigen Kupfersteines (Krähkupferarbeit). A. Kiesarbeit. B. Krähkupferarbeit. Bei dem Frischen des Schwarzkupfers hat sich auf den Oberharzer Hütten nach langjähriger Erfahrung das Verhältniß von 100 Pfund Kupfer zu 200—275 Pfund Blei in Bezug auf das Metallausbringen als das günstigste bewährt. Je nachdem nun das Schwarzkupfer schon mehr oder weniger Blei enthält, wird dieses Verhältniß etwas modificirt, und zwar richtet man sich hierbei nach dem Verhalten der Frischstücke beim Saigern. Zur Erlangung treibwürdiger Saigerwerke fand früher ein dreimaliges Frischen Statt. Auf

Lautenthaler Hütte ist aber seit 1839 das einmahlige Frischen eingeführt. Zur Altenauer Hütte damit angestellte Versuche haben ebenfalls ein günstiges Resultat gegeben. Früher wurde auf den Oberharzer Hütten Glätte beim Frischen mit angewandt. Versuche haben indessen erwiesen, daß die Anwendung von metallischem Blei bedeutende Vorzüge hat. Ein Anhang enthält eine Nachricht von wiederholten Versuchen, die Saigerung der Oberharzer Kräh-Schwarzkupfer durch Entsilberung der Kupfersteine mittelst Schmelzens durch die Bleisäule zu ersetzen, deren Resultate indessen nicht von der Art gewesen sind, daß man es rathsam gefunden hat, den Saigerproceß aufzugeben. Ferner sind in dem Anhange Bemerkungen über die Anwendbarkeit der Augustin'schen, Ziervogel'schen und Gurlk'schen Entsilberungsmethoden für die Oberharzer Kupfersteine mitgetheilt.

4. Abschnitt. Blei-, Kupfer- und Silberhüttenbetrieb zur Lautenthaler Hütte. Zur Lautenthaler Hütte kommen fast dieselben Arbeiten vor, wie zur Altenauer, und der ganze Betrieb zerfällt ebenfalls in die Blei- und Kupferarbeit. A. Bleiarbeit. B. Kupferarbeit. Sie zerfällt in die Kupferkies-, Krähkupfer-, Kupferschur- und Kupfersaigerkräh-Arbeit.

5. Abschnitt. Blei-, Silber-, Kupfer- und Arsenikhüttenbetrieb zur St. Andreasberger Hütte. Wegen gänzlicher Verschiedenheit der Erze finden beim Andreasberger Schmelzproceß manche Abweichungen von dem der anderen Oberharzer Hütten Statt.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. 39. Stück.

Den 8. März 1855.

C l a u s t h a l

Schluß der Anzeigen: „Beschreibung der Oberharzer Hüttenprozesse in ihrem ganzen Umfange. Mit Berücksichtigung anderer metallurgischer Prozesse im Allgemeinen von Bruno Kerl.“ Und: „Die Rammelsberger Hüttenprozesse am Communion=Unterharze. Theoretisch und praktisch dargestellt von Bruno Kerl.“

Diese werden besonders veranlaßt durch die Verhüttung reicher Silbererze, in deren Begleitung sich nickel- und kobalthaltige Erze, Arsenik, Arsenikkies und Fahlerze befinden. Bleiglanz kommt in verhältnißmäßig geringerer Menge zur Verarbeitung, als auf den anderen Hütten. Die vorkommenden Prozesse zerfallen in die Blei-, Kupfer- und Arsenikarbeiten. Die Abweichungen der ersteren von denen der anderen Hütten bestehen hauptsächlich in der getrennten armen und reichen Schliegarbeit, so wie in dem mehrmaligen Verblasen und Durchstechen der Kupferbleisteine, um deren bedeutenden Arsen- und Antimon-

gehalt möglichst zu entfernen, bevor sie auf Kupfer verarbeitet werden. A. Bleiarbeit. Der Verf. berührt die Erzeugung der arsenigen Säure bei dem Rösten des Steins. Da von ihm mit so großer Vollständigkeit Alles angeführt worden, was sich auf die Krystallisationen der Hüttenproducte bezieht, so erlaubt sich der Referent zur Ergänzung des Mitgetheilten, eine von ihm bereits i. J. 1806 im 2ten Bande der von Moll'schen Geometrien der Berg- und Hüttenkunde gelieferte Untersuchung über die bei dem Rösten des Steins auf Andreasberger Silberhütte sich bildenden Krystalle der arsenigen Säure, hier zu erwähnen. B. Kupferarbeit. C. Arsenikarbeit. Der auf den Gruben Samson und Neufang vorkommende Arsenik, wurde früher als unhaltig weggeworfen. Als man aber einen nicht unbedeutenden Silbergehalt darin entdeckte, versuchte man ihn beim Schliegschmelzen mit zuzusetzen; allein der Dfengang wurde dadurch so verschlechtert, und ein so bedeutender Silberverlust durch Verflüchtigung herbeigeführt, daß man bald von diesen Versuchen abließ, und es vorzog, seit 1832 den Arsenik für sich zu rösten, und dabei arsenige Säure als Nebenproduct zu gewinnen, den silberhaltigen Rückstand aber dem Schliegschmelzen bis zu 10 Centner auf 1 Schicht (seit 1838) zuzutheilen. Um die Einführung dieser Arsenikarbeit hat sich Hr Hüttenmeister Seidensticker sehr verdient gemacht. —

Die zweite der obigen Schriften liefert eine Darstellung der auf den zum Communion-Unterharze gehörenden Hütten betriebenen Prozesse, welche auf dem Titel wohl nicht ganz passend als „Rammelberger Hüttenprocesse“ bezeichnet worden. Der Bergbau des Rammel-

berges bei Goslar liefert die Erze, welche auf drei Hütten, der Frau Marien Saigerhütte zur Dcker, der Herzog Juliuſhütte bei Aſtfeld, und der Frau Sophienhütte bei Langelsheim verſchmolzen werden, womit außerdem noch einige Fabriken, namentlich der Vitriolhof zu Goslar, ſo wie die Schwefelſäurefabrik, die Meſſinghütte und der Kupferhammer zur Dcker in Verbindung ſtehen.

1. Abſchnitt. Vorbemerkungen. Es wird kurz von der Rammelsberger Erzlagerſtätte, von der Beſchaffenheit des Erzgemenges, der Größe der Erzförderungs, der Aufbereitung der Erze, dem Probirverfahren ꝛc. gehandelt. Das Rammelsberger Erzgemenge zeichnet ſich durch eine ſolche Mannichfaltigkeit darin enthaltener Subſtanzen aus, wie ſie bei keiner anderen Erzlagerſtätte in gleicher Maße bekannt ſein dürfte. In dem Rammelsberger Erzgemenge finden ſich als primäre Gebilde: Schwefelkies, Kupferkies, Buntkupfererz, Arſenikkies, Bleiglanz, Fahlerz, Zinkblende, Quarz (ſelten), Kalkeſpath und dichter Baryt; nicht als mineralogiſche Species zu erkennen ſind Gold, Silber, Queckſilber, Cadmium, Wiſmuth, Kobalt, Nickel, Antimon, Selen, welche Stoffe ſich erſt bei den hüttenmänniſchen Proceſſen in gewiſſen Zwiſchenproducten concentriren, das Gold im Blickſilber, das Wiſmuth in der Teſtaſche, Queckſilber und Selen in dem rothen Schlamm aus der erſten Kammer der Schwefelſäurefabrik, Kobalt und Nickel in der Bleiſpeiſe und den Verblasenſchlacken, Cadmium in den zinkſiſchen Ofenbrüchen. Secundären Urſprunges ſind: Eiſen- Zink- und Kupfervitriol, Miſy, Zinkglas

Gyps, Bittersalz, Vitriolgelb, Vitriolroth, Kupfer, Kupferroth, Bleivitriol.

Die Zugutemachung der Rammelsbergischen Erze ist mit besonderen Schwierigkeiten verbunden, welche theils durch die große Mannichfaltigkeit der darin enthaltenen Substanzen, theils durch das innige Gemenge der verschiedenen Mineralkörper, welches nur eine sehr unvollkommene mechanische Scheidung gestattet, herbeigeführt werden. Eine große Complication der Hüttenproceße ist Folge davon. Man hat nun zwar in neueren Zeiten sich bestrebt, dieselben etwas zu vereinfachen, und mehrere bedeutende Verbesserungen sind eingeführt; doch wird der größere Theil der Unterharzischen Hüttenproceße im Wesentlichen noch auf alte Weise betrieben, und nur das Aeußere der Werke hat nicht mehr das frühere alterthümliche Ansehn, indem sämmtliche Hütten neue, stattliche Gebäude erhalten haben. Die Hüttenproceße sind unter die verschiedenen Werke so vertheilt, daß die Bleierze meist an die Herzog Juliusöhütte, zuweilen auch wohl an die Frau Sophienhütte gelangen, wogegen die Kupfererze ausschließlich auf Frau Marien Saigerhütte zu Gute gemacht werden, wo auch die Goldscheidung betrieben wird. Die metallierten Erze, Gemenge von Kupfer- und Bleierzen, werden größtentheils zur Frau Sophienhütte verschmolzen, und auf Frau Marien Saigerhütte nur so viel, als der Betrieb zweier Bleiöfen erfordert.

2. Abschnitt. Bleiarbeiten. Nachdem der bei dem Bleischmelzen sich bildende zinkische Ofenbruch, der sog. Ofengalinei, nicht mehr zur Messingfabrication angewandt wird, ist er in neuester Zeit von dem Fabrikanten Borchers zu Goslar zur Darstellung von Chlorzink benutzt

worden, welches zum Tränken des für die Eisenbahnschwellen dienenden Holzes gebraucht wird. In einem Anhange sind Nachrichten über die nicht geglückten Versuche enthalten, Knüppelholz und Meilerbrände beim Erzschmelzen anzuwenden, und das Erzschmelzen mit heißer Gebläseluft, so wie ohne den Zuschlag von Oberharzer Schliegschlacken zu betreiben.

3. Abschnitt. Kupferarbeiten. Frühere Versuche, die Röftung der Kupfererze in Schachtöfen zu betreiben, haben keine günstige Resultate geliefert. Dagegen berechtigt die in den letzten Jahren auf der Schwefelsäurefabrik zur Dcker eingeführte Röftung der Kupfererze in kleinen Schachtöfen (Kilns) bei gleichzeitiger bedeutender Ersparung an Brennmaterial, zu den größten Hoffnungen in Bezug auf die Nugbarmachung des Schwefels, und die Vollständigkeit der Röftung. Vormals wurde das Rohrostschwarzkupfer im glühenden Zustande zerkleint, und direct dem Frischen übergeben. Gegenwärtig wendet man ein Verblasen und Granuliren desselben an, welches folgende Vortheile gewährt: 1. Man erhält eine geringere Menge reinern Kupfers mit höherem Silbergehalte zur Saigerung. 2. Bei dem gebräuchlichen Arm- und Reichfrischen werden die Armwerke reiner, nehmen deshalb beim Reichfrischen mehr Silber auf, und bringen weniger Antimon ins Kupfer, in Folge dessen die Bildung von Glimmerkupfer gegen früher sehr abgenommen hat. 3. Das Silberausbringen ist beträchtlicher geworden, indem einestheils der beim Frischen schädliche Schwefelgehalt der Schwarzkupfer, der immer Silber zurückhält, entfernt ist, anderntheils durch die reinern Armwerke das Silber vollständiger ausgezogen wird. Früher bestand der Kupferfrischproceß

aus einem Arm-, Mittel- und Reichfrischen. Seit 1838 hat man ihn durch das Weglassen des Mittelfrischen vortheilhaft vereinfacht.

4. Abschnitt. Goldscheidung. Die wesentlichste Verbesserung, welche den Unterharzischen Processen in neuerer Zeit zu Theil geworden, ist die i. J. 1838 eingeführte Scheidung des Goldes durch Schwefelsäure, um welche sich der jetzige Hüttenmeister, Hr F. Heinzmann, besonders verdient gemacht hat. Es wurde dabei das Kremnitzer Verfahren zum Muster genommen. Man sah sich aber genöthigt, statt der zu Kremnitz gebräuchlichen, billigen gußeisernen Lösefessel, das theurere Porzellan anzuwenden. Demungeachtet gingen die Selbstkosten für die Scheidung von 1 Mark Gold auf 26—35 Thaler herunter, weil die Schwefelsäure weit billiger als die Salpetersäure ist, und das feingebrannte Silber direct, ohne vorherige Anreicherung des Goldgehaltes, zur Scheidung genommen werden kann.

5. Abschnitt. Schwefelläuterung zur Herzog Julius hütte.

6. Abschnitt. Fabrication der Englischen oder concentrirten Schwefelsäure zur Dcker. Die schwefelkießreichen Kupfererze des Rammelsberges liefern ein sehr passendes Material zur Darstellung von Schwefelsäure, indem man dabei etwa 16 Procent durch das bisher übliche Rösten im Muffelstammofen nutzbar macht, während bei dem gewöhnlichen Haufenrösten etwa nur $\frac{1}{2}$ Procent Schwefel erhalten wird. Die erste Anlage wurde im Jahre 1840 gemacht, und 1841 in Betrieb gesetzt, wobei das Rösten in einem Muffelstammofen geschah; 1849 wurde die Fabrik erweitert, und i. J. 1850 setzte man Röstschachtöfen, wie sie in Nordengland unter dem Namen

Kilns im Gebrauche sind, versuchsweise in Betrieb. Nachdem man sich von deren Zweckmäßigkeit überzeugt hatte, wurde der Muffelofen im Frühjahr 1851 abgebrochen. Die Schwefelsäuregewinnung zerfällt in folgende Hauptoperationen: 1. Gewinnung verdünnter Schwefelsäure aus den Kammern. 2. Reinigung der Schwefelsäure, wobei die Anwendung von Schwefelwasserstoff sich am vortheilhaftesten gezeigt hat, und eingeführt worden. Durch dieses Verfahren ist der Arsenikgehalt der Döer'schen Schwefelsäure auf ein Minimum reducirt. 3. Concentration der gereinigten Säure in der Bleipfanne. 4. Concentration im Platinkessel.

7. Abschnitt. Gewinnung von Vitriolen und Alaun am Unterharze. 1. Kapitel. Gewinnung von Eisenvitriol, von Salzburger Vitriolen und von Alaun auf dem Vitriolhofe zu Goslar. 2. Kapitel. Gewinnung von Zinkvitriol zur Herzog Julius Hütte. 3. Kapitel. Gewinnung von Eisenvitriol in der Döer'schen Schwefelsäurefabrik.

8. Abschnitt. Messingfabrication zur Döer. Die Beschreibung der trefflich eingerichteten Messinghütte und der auf derselben betriebenen Arbeiten, ist weniger vollständig und genau, als die der übrigen Werke und Fabricationszweige.

Die Uebersicht der beschriebenen Hüttenprocesse wird sehr erleichtert, durch die zweckmäßig beigelegten Stammbäume; so wie auch der Werth von beiden schätzbaren Schriften sehr erhöht wird, durch die auf den Steindrucktafeln enthaltenen Zeichnungen der Ofen und anderer Apparate.

Z ü r i c h

Druck u. Verlag von Fr. Schulthess 1855. Die Fruchtlagen und ihre Verwandlungen. Von Heint. Spöndli, M. D. Dozenten an der Univ. Zürich. VIII und 56 S. in Octav.

In der vorstehenden Schrift hat der Verf. einen für die praktische Geburtshülfe wichtigen Gegenstand in klarer und verständlicher Darstellung abgehandelt, so daß wir keinen Anstand nehmen, dieselbe der Aufmerksamkeit und näheren Prüfung aller Fachgenossen zu empfehlen. Wir können besonders an derselben die von jedem Wortschwalle sich entfernt haltende Sprache rühmen, so daß der Kern, wie es wohl manchmal zu geschehen pflegt, nicht erst von der ihn umgebenden allzugroßen Menge von Umhüllungsschichten mühsam befreiet werden muß. Hier findet man leicht, worauf es ankommt, und erfreuet sich an der Gründlichkeit und Brauchbarkeit des Erörterten. Wenn der Vf. an manchen Orten aufrichtig gesagt hat, es handle sich um eine Hypothese, so müssen wir auch solche Geständnisse nur lobend anerkennen, da es wahrlich besser ist, frei heraus die Unmöglichkeit, Alles zu erklären, hinzustellen, als vielleicht *ad majorem — sui gloriam* mit apodiktischer Gewißheit eine Meinung zu äußern, die nach einiger Zeit doch widerrufen werden muß. Den noch Unerfahrenen streut man freilich damit Sand in die Augen: sie bewundern ihre infallibeln Lehrer, bis auch ihnen, wenn sie erst urtheilssähig geworden, das richtige Licht über die falschen Propheten aufgegangen. Doch gehen wir nun zum Inhalt der vorliegenden Schrift über. Der Verf. betrachtet I. die Gebärmutter und die Frucht in der Schwangerschaft. Bei dem Uterus hebt er besonders hervor, daß

ihm Eigenschaften einwohnen, welche der Menschenverstand bis jetzt vergebens zu enträthseln gestrebt hat. Ist es doch bis jetzt noch Hypothese, wie die Einbettung der Frucht geschieht, ja selbst wie deren respective Lage und Ausstoßung zu Stande kommt. Man strebe aber wenigstens nach wahrscheinlichen Hypothesen, sie liegen doch der Wahrheit näher als die unwahrscheinlichen. Es spricht der Verf. von der Form, Lage und Stellung des schwangern Uterus. Wenn derselbe im 2ten Schw.=Monate bisweilen tiefer heruntertritt, so sind daran nicht die Contractionen der Scheidemuskel schuld, wie Martin glaubt, sondern der Druck der umgebenden Organe. Bei der Stellung des Uterus macht der Verf. darauf aufmerksam, daß Drehungen um den Längs-, Breite- und Dickenmesser vorkommen. Die Drehung um den Breite- oder Querdurchmesser ist das Resultat der Beckenneigung. Allerdings fällt die Axe des Uterus gewöhnlich in die Verlängerung der Beckenaxe, die von 45 bis 60 Grad variirt. Wenn aber die Gebärmutter wächst, so wird sie durch den Widerstand des Promontorium und der Wirbelsäule bestimmt, jener Richtung zu folgen, wo sie freieren Spielraum findet und wohin sie ohnedies schon überneigt. Diese Senkung nach vorne wird um so größer ausfallen, je enger und geneigter das Becken, je hervorragender das Promontorium und je größer der Uterus ist. In den höchsten Graden bildet sich der Hängebauch bei rhachitischen Becken und bei Mehrgebärenden mit erschlafften Bauchdecken, im niedrigen Grade zeigt sie sich zu Ende jeder Schwangerschaft. Eine zweite Art von Drehung um den Querdurchmesser stellt die Rückwärtsbeugung des Uterus dar, welche im dritten und vierten Schwangerschaftsmonate zuweilen, und

zwar meistens plötzlich zu Stande kommt. Dieselbe wird erleichtert durch ein weites und wenig geneigtes Becken. Die Drehungen um den Längs- und Dickedurchmesser müssen im Zusammenhange aufgefaßt werden, da sie aus demselben Grunde entspringen. Außer der Schwangerschaft schon ist der Uterus meistens etwas nach rechts gerichtet, indem höchst wahrscheinlich der Mastdarm durch seine Functionen und noch mehr im Anschoppungszustande das leicht bewegliche Nachbarorgan zur Seite drängt. Dasselbe Moment wirkt in noch höherem Grade während der Schwangerschaft ein, indem Collisionen zwischen Uterus und Mastdarm jetzt häufiger Statt finden. So erhält endlich die Gebärmutter eine bleibende Neigung nach rechts und wird in derselben durch die Lendenwirbel, welche dem Muttergrunde sich entgegenstellen, wie durch einen Damm fixirt. Weil aber die besprochene Kraft nicht gerade von der Seite, sondern von hinten und links aus wirkt, wird der Uterus nicht nur um den Dick-, sondern auch um den Längsdurchmesser gedreht, und es schaut schließlich nicht allein der Muttergrund nach rechts hinüber, sondern es liegt auch die linke Gebärmutterwand näher an den Bauchdecken als die rechte. Was 2. die Frucht betrifft, so bringt der Verf. erst die Einstülpung und Einbettung des Eies zur Sprache. Wenn auch die Einstülpungstheorie einer andern Platz gemacht hat, so können wir uns doch noch nicht rühmen, eine vollkommene Einsicht dieser Vorfälle zu haben. Das Ei hat keine Decidua mehr vor sich her zu drängen, weil es vor den Tubenmündungen keine solche gibt, und es wandert bald höher bald tiefer hinab, manchmal auf den Mutterhals, noch öfter wie bei jeder Menstruation aus der Gebärmutter heraus,

bis eine Schleimhautfalte sein Verrücken hindert und seinen Sitz bestimmt. Wenn Kilian die Behauptung aufstellt, in den ersten Monaten der Schwangerschaft sei der Uterus und erst gegen ihr Ende das *Qi activ*, das Gebärgewebe gestatte der Frucht bloß dadurch zu wachsen und sich zu vergrößern, daß es selbst wachse und geräumiger werde, so kann der Verf. dieser Ansicht nicht beipflichten und sieht auch den Zweck derselben nicht ein. Es ist allerdings wahr, daß der Uterus durch seine eigenthümliche Structur zu einer möglichst großen Expansion befähigt wird und daß ohne jene die Schwangerschaft nicht ihr normales Ende erreichen könnte; aber diese Befähigung ist von einer wirklichen Activität himmelweit verschieden. Wäre der weich elastische Uterus *activ*, so würde er schwerlich sich dilatirend, sondern dem physiologischen Sinne seiner Musculatur gemäß contractirend beweisen, wie man dies bei jeder Geburt und bei jedem Abortus beobachtet. Also nicht die Activität, sondern die Passivität des Gebärgewebes ist hier das Bewundernswürdige, worin ihm kein anderes Gebilde gleich kommt. Indessen hört der Uterus darum nicht auf, in untergeordneter Weise der Frucht gegenüber thätig zu sein, und er behält stets einen gewissen mittleren Tonus bei, welcher die genaue Anpassung an den Inhalt ermöglicht. Steigt aber dieser Tonus zu wirklichen Contractionen, dann kommt die Frucht in Gefahr ausgestoßen zu werden. Die Frucht selbst ist von Fruchtwasser und Eihüllen umgeben, und rettet so nicht nur ihre Beweglichkeit und Existenz, sondern sie gestattet auch dem Uterus, sich gleichmäßig anzulegen und seinen gleichbleibenden Tonus ins Werk zu setzen. Es kommen Gebärgewebe und Frucht in eine viel mittelbarere Berührung, welche

die selbständige Entwicklung beider Factoren gestattet; hätte das Fruchtwasser keinen andern Nutzen, dieser wäre groß genug, um sich von seiner Nothwendigkeit zu überzeugen und andere Zwecke, welche diese Flüssigkeit haben und nicht haben soll, in die zweite Linie zu versetzen. Die Beweglichkeit der Frucht ist eine nothwendige Bedingung ihrer weiteren Entwicklung und Existenz, sie bedingt aber auch die verschiedenen Lageverhältnisse derselben während der Schwangerschaft. In Bezug auf die Bildung der Kindeslage mit dem Kopfe voran, adoptirt der Verf. die Annahme von Simpson. Dieser geht zur Begründung seiner Hypothese von der allmäligen Umgestaltung der Uterusform aus. Bis zum sechsten Monat ist die Gebärmutter kugelig gestaltet, von dort an durch die Entwicklung des Halses mehr eiförmig. Die Kugelform gestattet der Frucht, jede beliebige Lage in der Uterinhöhle zu behaupten; die Eiform aber erweckt in jener das Bedürfnis, ihre Durchmesser den Uterusdurchmessern anzupassen. Da nun der Kopf dem Mutterhalse und der Steiß mit den angezogenen Extremitäten dem Muttergrunde hinsichtlich ihrer Räumlichkeit am besten entsprechen, so wird ein leicht verschiebbarer und gesund reflectirender Fötus unter dem gleichmäßigen Drucke der Amnionflüssigkeit sich mit dem Schädel herabsenken müssen. Ob hiebei die Schwere der oberen Körperhälfte gar nichts zu sagen habe, möchte der Verf. nicht entscheiden, ist aber dafür, daß trotz der Ovoidform des Uterus sehr viele Früchte nicht in der Schädellage geboren würden, wenn nicht einige Zeit vor dem Beginne der Geburt die Schädellage vor neuen Abweichungen gesichert und bei ungehinderter Beweglichkeit der Frucht im Ganzen der Kopf im Einzelnen fixirt würde. Diese Fixation

aber wird gewiß durch den Beckeneingang bedingt, und man wird dieser Meinung um so eher beistimmen, wenn man weiß, wie oft gerade bei Erstgebärenden Wochen lang vor der Geburt der Kopf tief im Becken steht; da ist keine Veränderung der Lage mehr möglich, während Steiß- und Querlagen durch den hohen Stand der vorliegenden Theile immer noch Aussicht auf eine günstige Umwandlung haben. Denken wir uns nun im Gegentheile einen Uterus, dem die Ovoidform abgeht, so wird die Frucht keine Tendenz zur Schädellage besitzen, letztere also rein zufällig sein, und wegen ihres vermuthlich hohen Standes schwerlich lange vor der Geburt durch das Becken fixirt werden. Warum ist aber der Rücken gewöhnlich nach links und vorne gerichtet? Der Verf. sagt hinsichtlich der Beantwortung dieser Frage: Man erinnere sich an die Neigung vom Uterus und Becken, und man wird begreifen, daß die Frucht meistens nach vorne sich lagern muß. Es wird aber der Rücken, und nicht der Bauch, der zunächst an die Uteruswand grenzende Theil sein, weil die Frucht in ihrer gebogenen und zusammengekauerten Haltung ihr stabiles Gleichgewicht am Rücken und nicht am Bauche besitzt. Damit wäre indessen erst die Lage des Rückens nach vorne gewonnen, während man gewöhnlich annimmt, der Rücken stelle sich in den häufigsten Fällen nach links. Die Wahrheit liegt aber in der Mitte, die Frucht steht weder gerade nach vorn, noch gerade nach links, sondern nach vorn und links unter Annäherung an den Querdurchmesser. Wir wissen aber, daß der Uterus während der Schwangerschaft oft eine Drehung um seine Längenasse eingeht, wonach die linke Gebärmutterwand den Bauchdecken zunächst kommt. Es liegt folglich der

Punkt, worauf die Last der Frucht fällt, links von der Mittellinie, und somit erklärt sich, warum auch der Rücken des Fötus eine Abweichung nach links beobachtet. Liegt aber der Rücken nach rechts und vorne, so ist daran vielleicht eine Neigung des Uterus nach links und das Nahestehen der rechten Gebärmutterwand schuld. Was die Kumpfendelagen betrifft, so ist die Haltung der Frucht die gleiche, nur in gestürzter Ordnung, und was die Gründe ihres Zustandekommens betrifft, so steht wohl die mangelnde Dvoidform des Uterus in den letzten Schwangerschaftsmonaten, wo nicht gar eine Erweiterung des untern Segmentes obenan. Daraus begreift sich, daß Kumpfendelagen bei ein und derselben Person sich so gerne wiederholen. Das gilt übrigens bloß von den Steißlagen, da Fuß- und Knielagen secundärer Natur sind und erst vor oder mit der Geburt zu Stande kommen. Was endlich die Querlagen angeht, so muß man vor Allem bedenken, daß eigentliche Querlagen fast nie vorkommen, sondern immer eine Annäherung zu Schiefslagen besteht, sei es, daß der Kopf, oder sei es, daß der Steiß dem Beckeneingange näher liege als der entgegengesetzte Pol: Ersteres aber ist ungleich häufiger der Fall. Diese Wahrnehmung nun berechtigt uns zu dem Schlusse, daß die Querlagen durch die Wirksamkeit derselben Factoren zu Stande kommen, wie die Kopf- und Steißlagen, und daß wahrscheinlich jede Querlage nur allmählig mit Verwandtschaft zu einer der letzteren sich bilde. Die bei der Lagenentstehung wirklichen Gründe sind der Uterus in erster und das Becken in zweiter Linie. Nur in sehr bedingter Weise können der Nabelstrang, die Stelle der Placentar-Insertion und die Beschaffenheit der Frucht darauf Einfluß haben. Der Verf. unterscheidet: a.

nothwendige Querlagen: der Uterus setzt sich auch durch seine Lage, Structur und Function positiv dem Zustandekommen einer Gradlage entgegen; denn seine Längenaxe divergirt zu weit von der Beckenaxe, als daß die Frucht in der wünschbaren Richtung Raum gewänne. Frägt man nun nach den Gründen eines solchen Verhaltens, so scheinen dem Verf. folgende im Vordergrunde zu stehen: lange bestehende und bedeutende Schiefstellung des Uterus; wirkliche Schiefheit desselben bedingt durch Verwachsungen mit der Nachbarschaft, einseitige Hypertrophien, Hereinragen von Fibroiden in die Uterincavität und von außen entgegenstehende Geschwülste: Beengung des Längendurchmessers durch die am Muttermunde haftende Placenta; hochgradig verengter Beckeneingang; endlich einhörniges und zweifächriges Gebärorgan. In allen diesen Fällen vermag die Beweglichkeit der Frucht nichts über den unheilvollen äußeren Einfluß, weil es an Raum für die Entfaltung ihrer corrigirenden Kräfte gebricht; die einzige Hoffnung auf Verbesserung beruht auf dem Geburtseintritt und den Uteruscontractionen vor und nach gesprungener Blase. b. Zufällige Querlagen. Ungleich häufiger sind aber gewiß jene Schwangerschaften, wo zu gewissen Zeiten und namentlich bis zum sechsten Monate Querlagen bestehen, ohne zur Beobachtung zu gelangen, weil sie frühzeitig genug in Gradlagen sich umwandeln, oder doch in solche Schiefslagen, die unter der Geburt ohne große Schwierigkeit sich in Gradlagen überführen lassen. Unter die bedingenden Ursachen dieser mehr zufälligen als nothwendigen Querlagen rechnet der Verf. eine große Fruchtwassermenge, den Hängebauch, Schiefstellungen des Uterus niedern Grades, ausweiteten Mutterhals,

Schlaffheit der Gebärmutterwände, gehemmte Reflexbewegung des Fötus und vorausgehende Querlagen überhaupt. Was das Becken betrifft, so steht dessen Einfluß auf die Lagen mehr in unmittelbarer Beziehung zur Geburt und beschränkt sich auf bedeutende Verengerungen in der oder dieser Weise, welche weder dem Kopfe noch dem Steiße den Eintritt gestatten. Letal ist es jedenfalls, wenn zu einer zufälligen Querlage eine Beckenverengung im Eingange stößt; denn da ist keine Rectification möglich. — II. Vom Uterus und der Frucht unter der Geburt. Die Ursache der Geburt selbst läßt der Verf. unentschieden: bei der Geburt selbst wird aber die Activität der Frucht der des Uterus untergeordnet. Als drei Geburtstactoren erkennt der Verf. Uterus, Frucht und Becken mit den auskleidenden Weichtheilen. Der Verf. nennt sehr sinnig das Becken Durchtrittsorgan: ohne dasselbe würde die Frucht ausgestoßen, mit demselben wird sie herausgedreht. Diese Drehungen sind aber wieder höchst verschieden, je nach dem vorliegenden Kindestheile. Kopf, unteres Rumpfenende und Schultern werden nach bestimmten Gesetzen ein-, aber nicht alle durchgeleitet. Den Inbegriff dieser Gesetze aber heißt man die mechanische Seite, den Mechanismus des Geburtstactes. Der vorzüglichste Factor bei der Ausstoßung der Frucht besteht in den Wehen; ohne Wehen ist keine Geburt möglich; sie wirken in weit eclatanterer Weise auf die Frucht, als die Form, Lage und Stellung des Gebärgorgans, welche während der Schwangerschaft ihre Herrschaft ausübten.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 10. März 1855.

Z ü r i c h

Schluß der Anzeige: „Die Fruchtlagen und ihre Verwandlungen. Von Heintr. Spöndli.“

Hieraus folgt, daß die Geburt nicht alle Consequenzen der Schwangerschaft hinsichtlich der Fruchtlagen übernehmen muß, sondern gegentheils eine Correction in gutem oder in bösem Sinne oft einleiten kann. Was die Beweglichkeit der Frucht in früherer Zeit nicht auszuwirken vermochte, das vermögen die Wehen in vielen Fällen sogar bis auf den Punkt, wo ein vorliegender ungünstiger Kindestheil schon weit ins Becken heruntergetreten ist. Aus der Wehenkraft allein erklärt sich die Selbstwendung vor und nach dem Wassersprunge und die Selbstentwicklung. Hinsichtlich der Schilderungen der Contractions des Uterus ist der Verf. Scanzoni gefolgt und bemerkt, daß die Contraction des Uterus eine allgemeine, gleichzeitig alle Partien umfassende sei: weder am Muttermunde, noch am Muttergrunde, noch an den äußeren Genitalien beginne. Hinsichtlich des Ver-

haltens der Frucht während der Geburt, so hört die wirkliche Activität derselben dem Uterus gegenüber mit geendigtem Wachsthum auf: die Beweglichkeit dagegen bleibt, wenn auch im minderen Grade so lange gesichert, als die Frucht von der Amnionflüssigkeit umspült wird. Die größte Fixation durch Eintritt des vorliegenden Theiles in den Beckeneingang beobachtet man bei den Kopflagen, eine bedeutend geringere bei den Rumpfen- delagen und gar keine bei den Querlagen. In beiden letzteren Fällen steht der vorliegende Kindestheil noch unmittelbar vor dem Geburtseintritt hoch über dem Scheidengewölbe. Hieraus folgt, daß in der letzten Schwangerschaftszeit bestehende Kopflagen gewöhnlich auch als Kopflagen aus der Geburt hervorgehen, daß man aber bei Rumpfen- und Querlagen eine richtige Diagnose vorausgesetzt, den endlichen Ausgang nie vorherbestimmen kann: bei Querlagen oft nicht einmal dann, wenn das Fruchtwasser abgeflossen ist. Es kommt hier als wichtig in Betracht: die Größe der Frucht, ihr Abgestorbensein, da der Tod die Elasticität aufhebt; es ist allerdings richtig, daß die Selbstentwicklung nur bei todtten Früchten beobachtet wird (doch wird Kleinheit vorausgesetzt), aber die Selbstwendung, der schönste Triumph der Natur, kann nur lebenden Früchten zu Gute kommen. Die Bewegungen der Frucht hemmt ferner eine geringe Fruchtwassermenge und allzugroße Kürze des Nabelstrangs. Endlich wird die Placentainfektion von Einfluß, wenn sie auf dem Muttermunde Statt findet. — III. Das Verhalten der Fruchtlagen zum Geburtsgeschäft. 1. Die Kopflagen. Es kommt selten vor, daß Kopflagen unter der Geburt zu etwas Anderm werden. Wenn aber diese nicht als solche verlaufen, so gestalten sie sich zu Quer-

lagen oder zu entsprechenden Gesichtslagen. Ersteres findet bei dem zweiten Zwillinge statt, und erklärt sich aus dem plötzlich veränderten Raumverhältnisse nach Ausstoßung des ersten Zwillinge. Dagegen trägt bei Gesichtslagen das Becken unbezweifelt die Hauptschuld. Der Verf. nimmt an, daß in der Regel Gesichtslagen erst mit beginnender Fixation des Kopfes im Beckeneingange zu Stande kommen. Erst da entscheidet sich die früher unbestimmte Kopflage, was sie werden will, ob Schädel- oder Gesichtslage. Alles, was die Senkung des Hinterhauptes verhindert, bewirkt eine Gesichtslage, und das Gesicht wird in der Folge eben so gut fixirt, wie im entgegengesetzten Falle das Schädelgewölbe. Gesichtslagen bilden sich dann nicht mehr zu Schädelagen zurück, sondern verlaufen als solche. Wenn der Rücken dabei häufiger nach links als nach rechts gekehrt ist, so ist das ein Beweis mehr für das secundäre Entstehen aus Kopflagen.

2. Bei Rumpsendelagen senkt sich, einen normalen Beckeneingang vorausgesetzt, der Steiß in denselben und die Frucht wird in vollkommener Steißlage entwickelt. Anders, wenn Gebärmutter und Frucht schief gelagert sind, denn in diesem Falle wird der dem Muttermunde zunächst liegende Theil durch denselben getrieben, ein oder beide Füße, wohl auch die Knie treten zuerst ein. Daß aber aus der Steißlage eine Schädelage hervorginge, ist unmöglich.

3. Bei den Querlagen zeigt es sich am deutlichsten, was die Natur vermag; in ihren Bereich fallen die merkwürdigen Erscheinungen, welche man Selbstwendung und Selbstentwicklung nennt. Von der ersteren handelt der Vf. ausführlich unter IV. Er unterscheidet mit Birnbaum Selbsteinleitung und Selbstwendung. Se-

nes ist der Vorgang, wo die Geburtsthätigkeit schlechthin eine in der Schwangerschaft entstandene Schiefslage in eine Geradlage verwandelt, so daß keine Drehung um die Queraxe der Frucht eintritt, sondern das zunächst liegende Körperende einfach in den Beckeneingang geleitet wird, Steiß oder Kopf. Zu der Selbstwendung dagegen ist erforderlich, daß der vom Längendurchmesser der Gebärmutter abgewichene, von dem Muttermunde und dem Beckeneingange entfernteste Theil des Kindeskörpers auf denselben gebracht und das Kind zum größten Theil in seinem Querdurchmesser gedreht werde. Der einzuleitende Körpertheil aber ist das untere Kumpfende. Die Hauptgrundlage der Selbsteinleitung bildet die größtmögliche Beweglichkeit des Kindeskörpers und seines in der Nähe des Beckeneingangs liegenden Theils; das Fundament der Selbstwendung dagegen besteht in der möglichsten Fixirtheit des von der Längenaxe des Uterus ausgewichenen Kindestheiles in dieser seiner für die Geburt ungeeigneten Stellung. Der Verf. räth, die Eintheilung in Selbsteinleitung und Selbstentwicklung aufzugeben, und mit Anschluß an frühere Autoren Selbstwendungen niedern und höhern Grades zu unterscheiden. Er würde folgendes Schema vorschlagen: A. Selbstwendung niedern Grades: a. auf den Kopf (beweglich oder fixirt). b. auf den Steiß (bew. oder fixirt). B. Selbstwendung höhern Grades: a. auf den Kopf (bew. od. fix.) nur im großen Becken. b. Auf den Steiß. 1. Im großen Becken (bew. od. fix.). 2. Im kleinen Becken (fixirt). 3. Im Beckenausgang (fixirt). Die zufälligen Querlagen lassen eher auf eine Selbstwendung hoffen, weil aus derselben Quelle ihre Entstehungsursache und ihre Beseitigung datirt, aus dem Uterus. — Unter

V. handelt der Verf. von dem Verhältnisse der Kunst zur Selbstwendung. Es wird Wigand's bekannte Wendungsmethode besprochen, nämlich die Lagerung auf die Seite des Kopfes und wo es nöthig, die Unterstüzung des leßtern durch ein kleines festes Kissen oder durch zusammengelegte Compressen von außen. — Unter VI theilt der Verf. endlich Selbstwendungsfälle niedern Grades mit, welche er beobachtet hat. v. S.

L e i p z i g

L. D. Weigel 1853. 1854. Die Sachsen in England. Eine Geschichte des Englischen Staatswesens bis auf die Zeit der Normannischen Eroberung von John Mitchell Kemble. Uebersetzt von Dr. H. B. Chr. Brandes. Band I. VI und 442 S. Band II. 481 S. in gr. Octav.

L ü b e c k

Verlagsbuchhandlung von A. Dittmer 1854. Das heroische Zeitalter der nordisch-germanischen Völker und die Wikingers-Züge. Eine Uebersetzung aus dem dritten und vierten Abschnitte von P. A. Munch „Det norske Folks Historie“ von G. F. Claussen. VI und 252 S. in Octav.

U t r e c h t

bij Kemink en zoon 1853. Nederduitsche Regtsoudheden door Dr. M. J. Noordewier, rector ann 't Gymnasium te Assen. XXXVI u. 472 S. in Octav.

Die drei Bücher, welche hier zusammengestellt werden, haben das gemein, daß sie alle Beiträge liefern zur Aufhellung des deutschen Alterthums durch die Mittheilung über die Zustände nächst-

verwandter oder auch unmittelbar zugehöriger nur in mehr eigenthümlicher Entwicklung begriffener Stämme. Wenn bei zwei der angeführten Werke die Beziehung gerade auf die deutschen Verhältnisse im engern Sinn nicht gerade im Plan der Verfasser lag, so sind es hier die Uebersetzer, welche diese Seite hervorgekehrt, welche geglaubt haben, um dieser ihrer Bedeutung willen die Bücher bei uns einbürgern zu sollen. Herr Noordewier hat auch wohl zunächst seine engere Heimath Holland im Auge, doch deutet schon der Titel an, daß er beabsichtigt, sich auf einen etwas allgemeineren Standpunkt zu stellen, einen Beitrag zu den Deutschen Rechtsalterthümern überhaupt zu geben.

Am weitesten abliegend ist die hier in deutscher Uebersetzung mitgetheilte Darstellung von Munch. Das Buch schließt sich als eine Art von Fortsetzung an die früher in diesen Blättern (1853, St. 166) angezeigte Bearbeitung eines andern Abschnittes aus der großen Geschichte Norwegens, welche Munch unternommen hat. Eben dieser frühere Abschnitt, welcher sich größtentheils mit den inneren Zuständen der nordischen Germanen in der Zeit des Heidenthums beschäftigte, würde noch mehr in diese Zusammenstellung hineingehören, als der welcher jetzt vorliegt und welcher einen Theil der nordischen Sagen Geschichte und die sogenannten Wikingerzüge der Normannen behandelt, beides Gegenstände, die mehr der äußeren als der inneren Geschichte angehören, auch für das germanische Alterthum überhaupt doch nur eine secundäre Wichtigkeit haben, so groß auch das Interesse sein mag, das ihnen für sich und namentlich auf dem Standpunkt des Nordländers innewohnt. Man kann deshalb wohl die Frage aufwerfen, ob eine besondere Bearbeitung dieser Ab-

schnitte aus jenem größeren Werke gerechtfertigt war, namentlich ob der Uebersetzer für seine nicht mühelose Arbeit die Anerkennung finden wird, die man ihm gerne gönnen möchte. Das Verdienst hat er jedenfalls, eine sehr charakteristische Seite des nordischen Lebens in der Auffassung eines der gelehrtesten und tüchtigsten Forscher dem deutschen Publicum näher gerückt zu haben. Die Normannenzüge haben außerdem eine solche Wichtigkeit für die deutsche und ganze westeuropäische Geschichte, daß ihre Bearbeitung hier bequem benutzen zu können, Vielen erwünscht sein wird, denen das Original unzugänglich oder unverständlich ist. Auf die Genauigkeit der Uebersetzung kann man sich verlassen; sie hat auch nur an Geläufigkeit und Deutlichkeit gewonnen. Störend erscheinen mir nur die Anführungen der Quellen in den nordischen Formen, z. B. Willjam v. Tümiëges statt: *Wilhelmus Gemeticensis* oder *Wilhelm von Tümiëges* (oder allenfalls auch mit französischer Schreibung). Auf eine Prüfung der Munchschen Darstellung selbst einzugehen, scheint mir hier nicht am Orte zu sein.

Noch weniger habe ich dazu Anlaß bei Kembles Bearbeitung der Angelsächsischen Verfassungsgeschichte, nachdem ich mich früher ausführlich über das Original ausgesprochen habe (1850 St. 88 ff.). Je höher ich die Bedeutung dieses Buches anschlagen mußte, wie für die besondere Kenntniß der angelsächsischen Zustände so für die Erläuterung des germanischen Alterthums überhaupt, desto mehr kann ich jetzt nur meine Genugthuung aussprechen, daß dasselbe durch die vorliegende treue und vollständige Bearbeitung unter uns eingebürgert worden ist. Dabei freilich drängt sich der Wunsch lebhaft genug auf, daß der Verf., der nun

wieder seit längerer Zeit bereits in Deutschland lebt, in die Lage gekommen wäre, bei dieser Verpflanzung seines Werks auf deutschen Boden diejenigen Veränderungen vorzunehmen, zu denen ihn der jetzige Stand der Forschung auf dem Gebiet des deutschen Alterthums ohne Zweifel den Anlaß gegeben hätte. Nun darf dem deutschen Publicum allerdings ein bedeutender Theil des Inhalts dieser Bände doch nur unter Vorbehalt der Berichtigungen empfohlen werden, zu denen die gleichzeitigen oder späteren Arbeiten deutscher Gelehrten den Anlaß geben. Denn es wäre zu beklagen, wenn Irrthümer, die bei uns glücklich beseitigt sind, vielleicht wieder auf die Autorität eines bedeutenden fremden Namens hin eingeführt werden sollten. In der Beziehung ist aber besonders auf die vortrefflichen Ausführungen von K. Maurer in der zu München erscheinenden Kritischen Ueberschau zu verweisen, die man, wenn sie vollständig erschienen sind, gerne gesammelt und diesem Werke gewissermaßen als nothwendiger Anhang beigefügt sehen wird. Daß Hr Brandes sich selbst auf einzelne Bemerkungen, Bestreitungen oder Zusätze nicht eingelassen hat, kann man nur billigen. Dagegen ein allgemeines Wort über das Verhältniß dieser Darstellung zu dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft und speciell der deutschen Wissenschaft, hätte man wohl in einem Vorwort des Uebersetzers erwarten mögen. Die Arbeit scheint mir sonst mit viel Liebe ausgeführt zu sein; man sieht, daß es das wirkliche Interesse für den Gegenstand ist, welches zu derselben geführt hat, und betrachtet sie gerne als Vorbereitung zu selbständiger Thätigkeit auf verwandtem Gebiete, zu denen der Herausgeber sich auch durch seinen Versuch über die Geschichte der Französi-

zöfischen Etats - généraux als wohlgerüstet gezeigt hat.

Auch über das Buch des Hn Noordewier darf ich mich kurz fassen. Es schließt sich auf das engste an Grimms Rechtsalterthümer an, und kann halb als Ergänzung dazu, halb als eine holländische Bearbeitung derselben angesehen werden. Das Verfahren ist nämlich das, daß der Verf. nicht bloß die allgemeine Ordnung, sondern den ganzen Rahmen des Grimmschen Werkes beibehält, in der Regel die ersten mehr allgemeinen Sätze der einzelnen Abschnitte übersetzt, dann aber als Ausführung dasjenige gibt was nun die besonderen Quellen des hier näher behandelten Gebietes enthalten.

Dies Gebiet aber, welches er als „Nederduitschland“ bezeichnet, erstreckt sich von der Canche bis an die Eider. Eine Hauptsache sind die friesischen Lande; ihnen hat der Verf. das Fränkische beigelegt, soweit es innerhalb der Grenzen der spätern Niederlande fällt, dagegen vom Sächsischen nur einen beschränkten Theil, wie er es bezeichnet: »do Saksische heide tusschen Rijn IJssel en Weser«. Es ist nicht der Begriff, den wir mit dem Worte Niederdeutschland verbinden würden; das ganze Sachsen würden wir glauben einschließen zu müssen. Offenbar lag dem Verf. das frühere Königreich der Niederlande zunächst im Sinn, dem fügte er die friesischen Gebiete außerhalb der Niederlande hinzu, aber doch nur so, daß er sie mehr im Allgemeinen berührte, ohne, wie er bemerkt, Richtthofens lange gehoffter Darstellung vorgreifen zu wollen; daß er im Süden die Grenze überschreitet und bis zum Canchefluß seinen Bereich ausdehnt, hängt nur damit zusammen, daß er meine Begrenzung des altsalischen Landes angenommen hat

und seinem Buche Alles einverleibt was die Lex Salica bietet. Im Osten hat er Zülich Cleve Lingen aufgenommen. Ueber die wissenschaftliche Begründung gerade dieser Begrenzung wird sich zweifeln lassen; praktisch mochte sie ihre Vortheile haben. Auf diesem bestimmt begrenzten Gebiet konnte der Verf. zu einer großen Vollständigkeit im Detail gelangen.

Er hat aus Rechtsdenkmälern, Urkunden, Historikern, Gedichten und anderen Quellen Alles in die einzelnen Fächer eingetragen was sich irgend dazu eignen wollte. Manchmal freilich werden nun ziemlich heterogene Dinge an einander gerückt. S. 70 ff. ist von den Rechten des salischen Königs, S. 78 ff. in demselben Abschnitt von denen des holländischen Grafen die Rede. Gerade bei dem niederdeutschen (friesischen Stamm) durfte, wenn der Verf. wirklich ein Bild von den eigenthümlichen Volkszuständen geben wollte, kaum von „dem Herrschenden“ ausgegangen werden. Auch Grimm hat die Rechtsalterthümer ja keineswegs auf die älteste germanische Zeit beschränkt, sondern am Ende alle Quellen des Mittelalters berücksichtigt; doch hat er offenbar nicht die Absicht gehabt, dies selbst hier vollständig oder auch nur seinen Hauptbeziehungen nach zur Darstellung zu bringen, sondern das Spätere wohl immer nur so weit aufgenommen, als er darin einen Zusammenhang mit dem Älteren erkannte. Diese Beschränkung konnte sich Hr Noordewier aber kaum auferlegen; aber auf das ganze Mittelalter hat er es doch auch nicht abgesehen. »De tijden, sagt er, der heerschappij van weinigen voor allen — lagen buiten 't gebied der nederduitsche regts-oudheden: zoo mogten we b. v. aangaande de steden niets opnemen, dan hare

wording en hare oudste inrigting.« Davon ist dann unter der Rubrik Freie die Rede S. 99—121.

Ein Verzeichniß der benutzten Quellen und Bearbeitungen steht zu Anfang nach drei Abtheilungen: Historie, Wet en Regt und Poezij en Taal, zugleich aber chronologisch geordnet, beginnend mit Tacitus, schließend mit Arbeiten der Jahre 1850—1852. Daran reiht sich eine besondere Aufzählung der aus griechischen und römischen Autoren angeführten Stellen. Wichtiger sind ein Inhaltsverzeichniß und namentlich ein ausführliches Register, das die Benutzung für einzelne Untersuchungen erleichtert.

Für solche aber hat die Arbeit vornehmlich Bedeutung. Ein zusammenhängendes lebendiges Bild von dem Rechtsleben eines einzelnen deutschen Stammes wird hier nicht gegeben; aber eine Fülle von Einzelheiten, die der Rechtshistoriker und Geschichtsforscher mit Nutzen bei verschiedenen Arbeiten berücksichtigen wird. G. Waik.

L e i p z i g

Verlag von Wilh. Engelmann 1854. Ueber den Organismus der Polythalamien (Foraminiferen) nebst Bemerkungen über die Rhizopoden im Allgemeinen, von Max Sigmund Schulke Dr. der Philos. u. Medic., Professor und Privatdocent an der Universität Greifswald. Mit VII illum. Kupfertafeln. XVIII u. 68 S. nebst Tafelerklärung. Fol.

Der Hr Vf. hat im Jahre 1853, wo ihm das Rudolphi-Blumenbachsche Stipendium ertheilt worden war, eine Reise zum Adriatischen Meere gemacht und daselbst, namentlich in Venedig und Ancona die Materialien zur vorliegenden schätzenswerthen Arbeit gesammelt.

Die Hauptaufgabe war, den Bau und die Lebenserscheinungen der Rhizopoden zu ermitteln, ein Studium, welches erst mit Dujardin's Arbeiten vom J. 1835 seinen Anfang genommen hat. Das tiefste Interesse muß es bei jedem Physiologen erregen, auch in dem Verf. einen neuen Bürger für die wunderbare Thatsache einer Thiersubstanz ohne bestimmten Zusammenhang zu haben. Ohne auf weiteres Detail der Beobachtung einzugehen, wiederholen wir hier nur die Angabe, welche kaum irgend einen Zweifel übrig lassen kann: die Fäden, welche von den Rhizopoden hervorgetrieben werden, sich verzweigen, zu Netzen verschmelzen, bilden in solchen Verschmelzungspunkten durch Zufließen neuer Masse (welche man, körnig, wie sie ist, in den Fäden in steter Bewegung sieht) größere Klumpen. Bei den nackten Formen nun kann die Bewegung der Masse in den Fäden sich so lange fortsetzen, bis das eben vorhanden gewesene Thier sich ganz in diesen Klumpen ergossen hat. (Bei *Amoeba porrecta* beobachtet). -- So umfließen gewissermaßen diese Geschöpfe ihre Nahrung, um sie dann zu verdauen. Ja der Verf. macht es wahrscheinlich, daß auch bei gewissen beschalteten Formen die Verdauung außerhalb der Schale in jener „Sarcodé“ geschehe; denn manche Arten haben nur sehr feine Poren der Schale und schon die mikroskopische Untersuchung der Substanz des Thieres macht es wahrscheinlich, daß nur aufgelöste Stoffe in die Schale gelangen.

Unter einigen bemerkenswerthen Mittheilungen über die Schalen heben wir hervor, daß bei einer neuen Art (*Polymorphium silicea*) sich ein Panzer aus Kieselkörnchen und Plättchen findet. Bei der Beschreibung der Schalen finden wir als *Acervulina* die vom Verf. aufgefundenen Formen

ohne Ordnung der Kammern. Manches Interessante bieten ferner die Abschnitte: Ueber den in der Schale eingeschlossenen Körper der Seerhizopoden (S. 16—23) und über Ernährung, Fortpflanzung und Wachstum der beschalten Seerhizopoden (S. 23—31). Ueber die Vermehrung blieben leider des Verfs Bemühungen am erfolglosesten. Während eine Theilung bei den beschalten Formen sich überhaupt wohl nicht denken läßt, hat Verf. auch bei Seerhizopoden nichts gesehen, was sich auf eine Conjugation behufs der Vermehrung deuten ließe. Bei *Gromia Dujardinii* wurden einige ovale Körper gefunden, welche für Junge gelten konnten. — Bei Rotaliden wurden, Beobachtungen von Dujardin entsprechend, schwarze Kugeln gefunden, welche entweder in der Substanz des Thieres, oder, wenn sie sehr zahlreich waren, ohne Spur eines Restes der Thiersubstanz in den Kammern sich fanden. Diese Kugeln sind sehr resistent gegen Alkalien und Säuren. Es bleibt unbestimmt, ob sie von außen eingedrungen oder im Thiere erzeugt und ob sie im letztern Falle etwa Keime sind. Wenn sie nicht in allen Kammern sich finden, so finden sie sich nur in den jüngern, oder der Mündung nächsten. Dies führt Verf. für die Annahme einer Wendung nach außen an; es könnte aber bei einer Einwanderung von außen sich nicht anders verhalten. — Kerne, welche eine Rolle bei der Vermehrung spielen könnten, sind nur bei *Gromia oviformis* mit Regelmäßigkeit beobachtet. — Ehrenbergs Eierbeutel bei *Nonionina* und *Geoponus* sind Cothurnien. — Als möglich erscheint es, daß die jüngsten Formen der beschalten Rhizopoden schalenlos, daß sie Amöben sind. — Aus den Beobachtungen über das langsame Wachstum, die Bildung der Kammern

(welche schon gebildet noch wachsen können) und die Lebensfähigkeit ist für künftige Beobachter besonders interessant, daß die Thiere nicht nur viele Monate in nicht gewechseltem Seewasser erhalten wurden, sondern auch einen mehrwöchentlichen Aufenthalt im süßen Wasser überlebten.

Die Polythalamien, deren Kammern durch eine Mehrzahl von Oeffnungen verbunden sind, hatte Ehrenberg für Thierstöcke (Polysomatia) gehalten, in welchen so viel Thiere, als Oeffnungen sich finden, neben einander durch die Kammern gestreckt lagen. Verf. kann verschiedene von Ehrenbergs Angaben über diese Verbindungsöffnungen nicht bestätigen und sich jene Ansicht um so weniger aneignen, als eine Trennung dieser vermeintlichen Thiere durchaus nicht wahrzunehmen ist. — Eine Frage wäre es, ob nicht bei den Formen, welche aus jeder Kammer Oeffnungen nach außen haben, der Inhalt jeder Kammer als ein Thier anzusehen wäre. Indessen unterscheiden sich Arten derselben Gattung darin von einander, daß bei den einen nur die letzte Kammer nach außen offen ist, bei den andern alle. Zusammenhang zwischen den Massen aller Kammern findet auch wohl immer Statt. Bei Polystomella gelingt es zwar nicht, diesen Zusammenhang direct nachzuweisen. Er müsse aber wohl Statt finden, da die Oeffnungen der ältern Kammern nach außen verdeckt, auch obliterirt werden, mithin ihr Inhalt durch die jüngern Kammern ernährt werden muß.

Ueber Vorkommen und Einsammeln S. 34- 37.

Zur Systematik. S. 37—53. Ueber die nackten Formen, welche man zu den Rhizopoden gestellt hat, muß zum Theil anders verfügt werden. So gehören die Amöben zum Theil dem Entwicklungskreise der Gregorinen an. — Unter den

beschalten stellt Verf. die einkammerigen Süß- und Salzwasserformen, Arcellinen (Ghrbg) und Monostegier als Monothalamier zusammen, behält mehr oder weniger d'Orbigny's Stichoostegier als Rhabdoiden, bildet aus den vier übrigen Gruppen d'Orbigny's die Helicoiden und läßt diesen noch die Soroiden folgen, deren Kammern ungeordnete Haufen bilden.

Beschreibung der (mit Ausnahme der letzten) lebend beobachteten Formen. **Monothalamia.** 1) *Gromia oviformis*. Venedig. 2) *Gr. Dujardinii*. Ancona. 3) *Lagynis baltica*. Greifswald. 4) *Squamulina laevis*. Ancona. — **Polythalamia.** 5) *Miliola obesa*. 6) *M. Anconensis*. 7) *M. cyclostrum*. 8) *M. tenera*. 9) *Rotalia Veneta*. 10) *R. Freyeri*. 11) *Rosalina varians*. 12) *Polymorphina silicea*. 13) *Textilaria picta*. 14) *Polystomella strigilata* (Fichtel und Moll) d'Orb. 15) *P. gibba*. 16) *P. venusta* sämmtlich von Ancona. 17) *P. stella borealis* (Ghrbg) Schulke. Neuwerk bei Cuxhaven. 18) *Acervulina inhaerens* und 19) *A. globosa* v. Ancona. 20) *A. acinosa* von den Philippinen. Mit wenigen Ausnahmen sind die Gattungen und Arten neu.

Die Abbildungen sind sehr sauber ausgeführt.

L e i p z i g

Leopold Wosß 1854. Anatomische Beschreibung des Gehirns vom karpfenartigen Nilhecht, *Mormyrus cyprinoides* L. (M. Bané G. St. Hilaire). Dem hochverdienten Forscher Dr. Fr. Tiedemann zur Feier seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums gewidmet von Alexander Ecker Prof. an der Univ. Freiburg. 12 S. in Quart mit einer Steindrucktafel.

Es kann nur sehr willkommen sein, von einem Fischgehirne, welches nach den ersten Mittheilungen so auffallend erschien, weitere Nachrichten und Abbildungen zu erhalten. Für Beides wurde die auf dem Titel genannte Art vorgezogen, weil von ihr (aus Sendungen des Dr. Bilharz in Cairo) das meiste Material vorlag. Das auffallende Aussehen dieses Gehirnes rührt der Hauptsache nach von der gewaltigen Entwicklung einer Masse her, welche in der Ansicht von oben bei weitem den meisten Raum einnimmt, einen Theil des kleinen Hirns, namentlich den vordern, von den Seiten her verdeckt, und von den übrigen Hirnthellen nur das Vorderende sehen läßt. Ueber die Deutung dieser Theile, welche von anderer Seite her als cerebrum angesprochen wurden, führen wir die Worte des Verfs (S. 9) an: „Berücksichtigen wir, daß diese Lappen von einem mittlern Theile, der die Decke des Aquaeductus Sylvii bildet, hinten und nach innen von den Sehhügeln und vor dem kleinen Gehirn liegt, so werden wir sie kaum für etwas Anderes, als für eine enorm entwickelte Bierhügelmasse halten können.“ Worauf sich diese Entwicklung beziehe, ob auf das Gehörorgan, ob auf das elektrische? bleibe ungewiß.

Bezüglich der Nervenursprünge verspricht der Verf. weitere Mittheilungen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 12. März 1855.

L e i p z i g

Bei G. B. Schwickert 1854. Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte mit besonderer Berücksichtigung der dogmatischen Entwicklung von W. Bruno Lindner, Doctor der Philosophie, Doctor und außerordentlichem Professor der Theologie, Frühprediger zu St. Pauli in Leipzig, Mitgliede der historisch-theologischen und der deutschen Gesellschaft zu Leipzig, der statistischen zu Berlin, der oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz. Dritter Abtheilung zweite Hälfte. Geschichte der Kirche der neuesten Zeit. Nebst alphabetischem Sach- und Namenregister über das ganze Werk. 382 S. in Octav.

Das allgemeine Urtheil über die Tüchtigkeit und Brauchbarkeit des vorliegenden Werkes, welches bei der Anzeige der frühern Theile desselben ausgesprochen worden ist, gilt auch von dem letzten Theile, welcher von der ersten Periode der neuern Kirchengeschichte die innere Geschichte der Kirche und die zweite Periode, seit dem westphälischen Frieden bis auf unsere Zeit, behandelt.

Bei der Darstellung der kirchlichen Lehrdifferenzen der christlichen Confessionen und der dogmatischen Charakterisirung der Streitigkeiten innerhalb der Confessionen wird bemerkt, man habe gemeint, die schweizerische Reformation sei mehr von den Behörden und Regierungen aus, von oben nach unten gegangen, und trage deshalb mehr das Gepräge besonnener Reflexion, während die lutherische, mehr vom Volke getragen und volksthümlicher, deshalb mehr dem Gefühle und der Phantasie Rechnung trage; oder, die schweizerische sei die scharf verständige und praktische Durchführung des Schriftprinzips, mehr durch biblisch=humanistische, philosophische Studien ins Leben gerufen, und ohne Schonung, in bewußt kirchenverbessernder Absichtlichkeit, habe sie in strenger Consequenz die Folgerungen gezogen; die lutherische, mehr durch das Studium der Mystiker angeregt, sei mehr von innen heraus erfolgt, und habe die äußerlich hergebrachten Anschauungen und Verhältnisse mit poetischem Gemüthe geschont, Luther sei mehr durch innern Lebenskampf zur Kirchenreinigung getrieben worden, und habe sich unbewußt und wider Willen immer weiter fortreißen lassen; oder, die schweizerische Reformation habe mehr gegen den Paganismus der papistischen Kirche protestirt, und vor allen Dingen auf Abschaffung des göhndicnerischen Creaturcultus gedrungen; die lutherische habe sich mehr gegen die judaistische Werkheiligkeit gerichtet, und das Vertrauen auf menschliches Verdienst vor allen Dingen angegriffen; oder, die schweizerische habe ihren eigenthümlichen Charakter durch die Mischung romanischen und germanischen Wesens empfangen, während die lutherische rein unvermischt germanisches Gepräge trage: allen diesen Behauptungen liege eine ge-

wisse Wahrheit zu Grunde, aber sie seien zu äußerlich, um eine so tief gehende theologische Differenz zu erklären, deren Grund in einer theologischen Differenz des Principis gesucht werden müsse. Sehr richtig und wahr, nur wollen wir für eine „theologische Differenz“ eine „kirchliche“ sagen. Eine tiefere Auffassung der kirchlichen Principien der Hauptconfessionen thut gewiß zu einer Zeit vorzüglich nöthig, in welcher eine Wiederherstellung der christlichen Kirche angestrebt wird, um dem in der Auflösung begriffenen Völkerleben eine neue positive Grundlage zu gewähren. Verf. hat in dieser Hinsicht Treffendes gesagt, nur daß er den kirchlichen Standpunkt mit dem theologischen verwechselt. Wir wollen vom kirchlichen Standpunkte aus auf das Wichtigste aufmerksam machen.

Die römische Confession macht das Geistliche leiblich, die ganze Christenheit zu einer leiblich=äußerlichen Gemeinde; die reformirte Lehre führt die Trennung zwischen Göttlichem und Creatürlichem streng durch, das Göttliche kann sich des Creatürlichen wohl als eines Werkzeugs oder Organs, als eines Zeichens oder Symbols bedienen, höchstens als eines Pfandes, niemals aber als eines Trägers oder Behikels, so daß es an und in das Creatürliche gebunden wäre: nach Luther sind Geist und Leib zwei Dinge, die Gott zusammengefügt hat und die der Mensch nicht scheiden soll. Alle kirchlichen Thatsachen und Anstalten tragen einen geistlich=leiblichen Charakter, und zwar so, daß das Leibliche das Behikel ist, an welches und in welches sich der Geist kraft einer freiwilligen Selbstbeschränkung durch das Wort gebunden hat, so daß er sich aller Wirkung außer demselben enthält. Demzufolge ist die römische Kirche, als sichtbare, die Eine; zu dieser Einheit gehört völlige Uebereinstimmung in Lehre, Verfassung und Ge-

bräuchen, und zu ihren Merkmalen gehört namentlich die gottgeordnete Hierarchie, die ihren Einheitspunkt im Papste hat. Die reformirte Confession legt auf die unsichtbare Kirche das Hauptgewicht. Die unsichtbare und die sichtbare Kirche verhalten sich wie Inhalt und Form, Sache und Zeichen; wo die erstere ist, ist gewöhnlich auch die zweite, obwohl die erstere ausnahmsweise auch ohne Vermittelung der zweiten wirken kann; die Form ist oft gänzlich leer und inhaltslos vorhanden, sie sind nicht an einander gebunden, in einander gefaßt. Wenn nur der Zusammenhang mit der unsichtbaren Kirche gewahrt bleibt, so ist auf Angemessenheit der äußern Gebräuche geringer Werth zu legen. Den Namen Priester erkennt sie nicht an, der Geistliche ist Prädicant, Prediger. Nach dem lutherischen Dogma verhalten sich die unsichtbare und sichtbare Kirche zu einander, wie Träger und Getragenes, wo die sichtbare Kirche ist, ist sie nie ohne ihren Inhalt, die unsichtbare Gemeinschaft, ohne daß deren Gnadenkräfte in ihr wirksam sind; die unsichtbare Kirche kann nicht existiren, ohne in sichtbarer Gestalt sich darzustellen. Die unsichtbare Kirche ist durch Glaube, Liebe, Hoffnung auf das engste mit ihrem Haupte, Christus, verbunden, obwohl der Zeit und dem Raume nach getrennt und in verschiedene Particularkirchen zerstreut. Das geistliche Amt ist als ein Amt von Gott eingesetzt, aber die Pflichten und Rechte des Amtes hat er der Kirche anvertraut, welche mittelst der Berufung und der Ordination die Einzelnen damit betraut. Der Geistliche ist in den kirchlichen Functionen nur ein Diener, aber nicht der Gemeinde, sondern Christi und der Kirche an der Gemeinde. Die weltliche Obrigkeit ist ebenfalls ein von Gott eingesetzter kirchlicher Stand, die christlichen Anstalten zu schü-

ken und zu fördern (*officium circa sacra*), Gewalt, Spaltungen und Irrlehren abzuhalten und zu strafen. Ein jeglicher Christ steht vermöge des allgemeinen Priesterthums aller Christen in einem kirchlichen Stande, und kann im Nothfalle geistliche Verrichtungen ausüben.

Ueber die Quelle und den Mittelpunkt des kirchlichen Lebens oder das materielle Princip wird von der lutherischen Kirche gesagt, daß sie, der Werkheiligkeit der römischen Kirche sich entgegensetzend, das anthropologische Princip der Rechtfertigung aus dem Glauben an ihre Spitze stelle, und von der reformirten Kirche, daß sie, im Gegensatz gegen die ethnifizirende Creaturvergötterung des Papismus das Dogma von der absoluten, keine Vermittlung bedürfenden, sie verschmähenden göttlichen Prädestination an die Spitze setze, wobei pharisäische Werkheiligkeit und Paganismus als Quell und Mittelpunkt des kirchlichen Lebens der römisch-katholischen Kirche angenommen werden, die doch nur als eine Ausartung dieser Kirche angesehen werden können. Inwiefern die materiellen Principien des Protestantismus als geschichtlich begründet nachgewiesen werden sollen, ist man berechtigt, auf diese Ausartung ein Gewicht zu legen; allein es muß daneben auch ein wahres materielles Princip der römisch-katholischen Confession, nach ihrer gleichen Berechtigung mit den protestantischen, anerkannt werden, weshalb die gegebene Darstellung als einseitig erscheint. Das materielle Princip der katholischen Kirche geht auf die Wiederherstellung der durch die Sünde verletzten göttlichen Majestät, wozu der Tod des Gottmenschen und die Buße des Sünders ein Aequivalent leisten muß, und zu deren Verherrlichung auch die Verehrung der Heiligen, in denen dieselbe reflectirt, dient, so daß es nur als eine Ausartung desselben erscheint,

wenn die Buße des Sünders in eine unter Vermittlung des Priesters zu leistende und die Genugthuung Christi beeinträchtigende Selbstgenugthuung, und die Verehrung der Heiligen in eine die Anbetung Gottes verringemde Anbetung derselben umgewandelt wurde. Von diesem Standpunkte aus betrachtet wurzeln die drei Confessionen gemeinschaftlich in einem höchsten Principe, was für ihre gegenseitige Stellung von der größten Bedeutung ist. Die katholische Kirche bezweckt die Wiederherstellung der reinen Gottesverehrung, die lutherische die Wiederherstellung der ursprünglichen Gemeinschaft des Menschen mit Gott, die reformirte die Wiederherstellung der ursprünglichen Liebe zwischen Gott und Menschen. — Ursprünglich galt in der Kirche die h. Schrift als ein Theil der apostolischen Ueberlieferung, welche eigentlich als das formelle Princip der Kirche galt; dagegen machte die römisch-katholische Kirche auch die kirchliche Tradition zu ihrem formellen Principe, und zwar dergestalt, daß sie die kirchliche Autorität über die h. Schrift setzte, und demzufolge die Apokryphen des A. T. den kanonischen Büchern, und die Vulgata dem Grundtexte gleich stellte, ja über denselben erhob. Daß die römische Kirche das Lesen der heiligen Schriften nur den Geistlichen oder solchen gestattet, denen es besonders erlaubt wird, allen übrigen aber es untersagt, ist nicht bloß eine disciplinarische Maßregel zur Vermeidung schädlicher Speculationen, die zu Ketzereien führen könnten, sondern hat darin seinen Grund, daß die heil. Schrift für den Laien eben nur nach der kirchlichen Auslegung eine solche ist, indem er, sich selbst überlassen, eigentlich kein Organ zum richtigen Verständnisse derselben hat. Die Lehre der protestantischen Confessionen über das formale Princip wird zusammengestellt, wobei

allerdings die unterscheidenden Punkte nicht unbemerkt bleiben; es wäre aber doch besser gewesen, wenn diese Materie gesondert worden wäre, weil die lutherische Kirche in manchen Punkten ihrem ursprünglichen Standpunkte nicht treu blieb, sondern sich dem reformirten näherte. Nach der reformirten Confession hat die Tradition in keinem Falle normirendes Ansehen, auch als *norma normata* nicht, die Symbole sind Privatschriften ohne Autorität. Nur was in der Schrift nach gesunder Exegese wörtlich enthalten ist, ist kirchlich verpflichtend, die Symbole sind nur kirchlich zu berücksichtigen. Die Symbole als Privatschriften ohne alle kirchliche Bedeutung zu bezeichnen, ist jedoch zu weit gegangen. Nach den Lutheranern ist die Schrift allerdings einzige Erkenntnisquelle, aber doch die gottgewollte Causalität einer stetigen Entwicklung; es gibt kirchliche Auslegungen oder Symbole, welche die reine Lehre der Schrift enthalten, und diese haben dann eine gewisse kirchliche Autorität, als *norma normata*, nach der Schrift, als *norma normans*, normirt. Nur wo diese von dem Geiste, nicht gerade von dem Buchstaben der Schrift abweichen, sind sie unverbindlich und verwerflich. Ueber die Inspiration der Schrift, welche sich nach der Stellung derselben zur Kirche modificirt, wird von der katholischen Lehre nichts erwähnt, und von der protestantischen nur im Allgemeinen gesprochen, da doch von Anfang die lutherische und reformirte Lehre davon wesentlich verschieden war, und während die reformirte Kirche, im Gegensatz zu der katholischen Lehre von einem bloßen Beistande des h. Geistes, eine wörtliche Inspiration, eine Verkörperung des h. Geistes in dem Buchstaben behauptete, die lutherische die Inspiration auf das Wort Gottes in der Schrift beschränkte und erst später der refor-

mirten Lehre sich zuneigte. Während die reformirte Confession die Apokryphen vom Kanon ausschließt, die kanonischen Bücher aber unter sich gleich stellt, erklärt die lutherische die Apokryphen für sittlich nützlich und macht einen Unterschied unter dem alten und neuen Testamente, im letztern unter den Homologumenen und Antilegomenen. Die protestantischen Confessionen legen die h. Schrift nach den Regeln der grammatisch-historischen Exegese, nicht nach einem kirchlich festgestellten Kanon aus, erklären für dogmatisch beweiskräftig nur den Urtext, und erklären alle Christen nach dem allgemeinen Priesterthume zum Lesen der Bibel nicht nur für geschickt, sondern auch für verpflichtet. An die Lehre von der Schrift schließt sich der von den Jesuiten Less und Hamel an der Universität zu Löwen durch die Behauptung, daß in der heil. Schrift nicht alle Worte, Wahrheiten, Sätze und Bücher unmittelbar vom h. Geiste inspirirt seien, aber durch die Tradition inspirirt würden, wodurch die Autorität der Kirche einseitig erhoben wurde, erregte Streit an. Ein allgemein kirchliches Interesse haben dagegen die Streitigkeiten über die Adiaphora, den Synkretismus und die Latitudinarien. Da keine Kirche von selbst solche Gebräuche mitmachen wird, die ihrem Wesen nicht conform sind, so kann der adiaphoristische Streit, welcher aus dem Leipziger Interim entsprang, nur ein temporäres Interesse haben. Der zehnte Artikel der Concordienformel setzte über die streitige Frage fest, daß adiaphora im statu confessionis aufhören solche zu sein, und daß in keinem Falle adiaphora aufgedrungen werden dürfen. Anders verhält es sich dagegen mit den Streitigkeiten über den Synkretismus und die Latitudinarien.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 43. Stück.

Den 15. März 1855.

L e i p z i g

Fortsetzung der Anzeige: „Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte mit besonderer Berücksichtigung der dogmatischen Entwicklung von W. Bruno Lindner. Dritter Abtheilung zweite Hälfte. Geschichte der Kirche der neuesten Zeit.“

Calixt verkannte allerdings die Wichtigkeit der Momente, worüber sich die Confessionen des 16. Jahrhunderts entzweiet hatten, indem er von den kirchlichen Parteien verlangte, sie sollten mehr Gewicht auf die alten, als auf die neuen Bekenntnisse legen, wobei keine Confession zu ihrem Rechte kam; allein die Sache erhält eine andere Gestalt, wenn man berücksichtigt, daß Calixt damit die Bildung einer aus dem Glauben entspringenden und in demselben wurzelnden selbständigen Moralthologie in Verbindung setzte, wodurch er, neben dem dogmatischen Begriffe der unsichtbaren Kirche, dem sittlichen Begriffe von der sichtbaren Kirche zur Entwicklung verhelfen wollte, der damals nicht zur Entwicklung kam und leider bis

zur Stunde noch nicht zur Entwicklung gekommen ist, aber doch dazu endlich kommen muß, wenn wir anders einmal ein positives Kirchenthum kriegen sollen. Die sogenannten Latitudinarien waren freilich von Indifferentismus gegen die 39 Artikel der anglicanischen Kirche nicht frei, aber daß sie die englische Kirche und Nation von dem innern Zwiespalte befreien wollten, ist ein in unserer Zeit noch ebenso wichtiges Bestreben, als in der ihrigen.

In der Theologie wird als eine Abweichung der reformirten Confession von den übrigen angegeben, daß sie durch den absoluten Willen Gottes Alles, selbst das Böse wirken läßt; es mußte aber eigentlich die tiefer liegende Frage aufgeworfen werden, ob die reformirte Kirche den wahren, persönlichen oder dreieinigen Gott habe, da Calvin den Ausdruck der Trinität vermied, und die reformirten Symbole dieses Dogma wohl auf das apostolische Symbol, aber nicht auf das nicänisch-constantinopolitanische gründen. Ueber die kirchliche Seite der Theologie wird gesagt, daß die römische Confession, weil ihr die Tiefe der Sündhaftigkeit geringer erscheint, eine Verehrung der Creatur zuläßt, nämlich der Heiligen und der Jungfrau Maria, sowie ihrer Bilder und Reliquien; die reformirte Kirche nur ein Ehren der Heiligen gestattet, ein Verehren aber entschieden verwirft, keine Bilder in ihren Kirchen duldet, Christi menschliche Natur keiner Anbetung würdigt, und die Maria keine Gottesgebärerin nennt; die lutherische Kirche endlich zu Ehren der Heiligen kirchliche Feste begeht, ihre Bilder in den Kirchen zur Belebung unserer Andacht aufstellt, Christum als den leiblich erschienenen Logos anbetet, die Maria Gottesgebärerin nennt, und ihre

Fürbitte für uns nicht leugnet; es hätte aber auch gesagt werden sollen, daß die katholische Kirche hauptsächlich Gott den Vater, die lutherische den Sohn und die reformirte den heil. Geist anbetet, worin eine Andeutung liegt, daß der dreieinige Gott in seiner vollen Majestät erst von der wiedervereinigten Kirche angebetet werden wird. — Die Lehre vom Gottmensch an sich hat die römische Confession, weil sie eine Wandlung im Abendmahl annahm, weniger entwickelt; dagegen sanctionirte sie als Kirchendogma die Lehre des Thomas Aquinas, daß das Verdienst Christi nicht nur hinlänglich, sondern *superabundans* sei, folglich noch ein reicher Schatz desselben der Kirche zur Verwaltung anheimgefallen sei, doch beziehe sich dasselbe nur auf die Erbsünde, während die active Sünde nach der Taufe durch die von der Kirche auferlegten Satisfactionen von jedem Einzelnen zu tilgen sei. Nach der reformirten Confession behalten in der Union die beiden Naturen ihre wesentlichen Eigenschaften, und eine solche ist für die Menschheit die räumliche Beschränktheit. Christus als der Gottmensch ist seinem Leibe nach im Himmel zur Rechten Gottes; mit der Wirkung seines Leibes kann er allerdings mittelst seiner Gottheit allgegenwärtig sein, sowie die Sonne mit ihren Strahlen überall hindringt, mit ihrer Substanz aber an einem Orte ist. Zunächst in Beziehung auf das Abendmahl bildeten die Lutheraner die Lehre von der *communicatio idiomatum* vorzüglich aus, vermöge welcher jedes Idiom, das einer von beiden Naturen zukommt, von der ganzen Person ausgesagt werden kann, die Idiome der göttlichen Natur von der menschlichen ausgesagt werden können, nicht aber umgekehrt, und keine der erlösenden Wirkungen, die von Christo

ausgehen, einseitig auf eine Natur zurückgeführt werden kann, sondern Christus nach beiden in jedem Momente Erlöser ist. Christi Verdienst ist hinreichend für unsere Uebertretung genuggethan; jedoch wird von den Reformirten dasselbe nach dem *divinum decretum absolutum*, dessen *executio* das Werk Christi ist, bloß auf die Erwählten bezogen. Die reformirte Dogmatik bezieht den *status exinanitionis* auf den Logos und den Gottmenschen, indem der Logos Fleisch ward und das Gesetz erfüllte, und der Gottmensch Knechtsgestalt annahm. Die lutherischen Theologen beziehen den *status exinanitionis* und *exaltationis* auf die menschliche Natur und verstehen den erstern, insofern sich Christus nach seiner menschlichen Natur des steten Gebrauchs seiner Gottheit enthielt und Gehorsam leistete. Den *descensus ad inferos* rechnet die reformirte Lehre zum *status exinanitionis*, und versteht darunter entweder den Tod Christi oder sein Seelenleiden der Hölleangst für uns. Nach der lutherischen Lehre gehört die Höllenfahrt zum *status exaltationis*, und Christus ist nach seiner menschlichen Natur in die Hölle gefahren, um das Reich des Satan zu zerstören. Nach der römischen Lehre ist er seiner menschlichen Natur nach zur Hölle gefahren, um die alttestamentlichen Frommen aus dem *limbus patrum* zu befreien. Die Christologie ist der Punkt, worüber unter den Confessionen die größte Unklarheit herrscht, und es wäre deshalb am rechten Orte gewesen, einige leitende Ideen über den Gottmenschen im Stande der Erniedrigung, insofern er das sittliche Ideal des Menschen verwirklichen und das genügsame Opfer für die göttliche Gerechtigkeit darbringen mußte, und über den Gottmenschen im Stande seiner Erhöhung, insofern er

der unsichtbaren Kirche gegenwärtig ist, einfließen zu lassen. Durch die Streitigkeiten über die Höllenfahrt, wobei Aepinus die reformirte Lehre vertheidigte; über die *κρίσις* und *κένωσις*, wobei die Gießener Theologen behaupteten, Christus habe sich in der Erniedrigung des Gebrauchs seiner göttlichen Allmacht und Allgegenwart völlig, wiewohl freiwillig enthalten, sie jedoch in jedem beliebigen Momente kraft seines Willens gebrauchen können; die Tübinger dagegen, er habe in der Erniedrigung den ununterbrochenen Gebrauch seiner Allmacht und Allgegenwart, nur im Geheimen behalten, und mit Joh. Piscator, Prof. zu Herborn, der die Genugthuung durch die *obedientia Christi activa* leugnete, wurde die Christologie in ihren wesentlichen Momenten weder aufgeklärt noch weiter gebildet.

In der Anthropologie und Soterologie rechnet die katholische Confession zu dem Ebenbilde Gottes außer den *dona naturalia*, Vernunft und Freiheit, auch *dona supernaturalia*, *superaddita*, Leidenslosigkeit, Unsterblichkeit, Heiligkeit, welche die Ähnlichkeit mit Gott bilden, und wieder verloren werden können, wie sie der Mensch durch den Sündenfall wirklich verloren hat. Die Erbsünde ist mithin nur ein Mangel der ursprünglichen Heiligkeit, keine Verderbniß der Natur, und wird als Schuld in der Taufe aufgehoben, so daß im Menschen nur die Concupiscenz oder Neigung zur Sünde bleibt. Auch nach dem Falle hat der Mensch in geistlichen Dingen noch freien Willen, obwohl er geschwächt und zum Bösen geneigt ist, und derselbe wirkt bei der Bekehrung neben der Gnade, und erwirbt sich durch seine Kraft ein *meritum congrui*, durch die Gnade wiederhergestellt ein *meritum de condigno*. Der Glaube, als ein Für-

wahrhalten der göttlichen Offenbarung, ist Anfang und Wurzel der Rechtfertigung oder Gerechtmachung, die sich in der Liebe, wodurch der Glaube *fides formata* wird, vollendet. Jetzt ist der Sünder im Stande, die ihm von der Kirche vorgeschriebene Genugthuung zu leisten. Der Gerechtfertigte kann aber auch mehr thun als das Gesetz verlangt, *opera supererogationis* vollbringen, die neben dem Verdienste Christi von der Kirche als genugthuend angesehen und gebraucht werden. Beide protestantische Confessionen stimmen über den Urstand des Menschen überein, indem sie zwischen göttlicher Ebenbildlichkeit und Gottähnlichkeit im Menschen keinen Unterschied setzen, daß aber in der Lehre von der Erbsünde Calvin mit Luther in den Hauptpunkten übereinstimmend ist nicht gegründet. Calvin bleibt sich zwar nicht gleich, aber folgerichterweise hat er eine Vernichtung des göttlichen Ebenbildes durch die Erbsünde angenommen. Die Lehre Zwingli's von der Erbsünde als einem Breiten, einer Krankheit der Seele, ist nicht kirchlich geworden. Darnach faßte die reformirte Confession den Zustand der menschlichen Unfreiheit nicht in der Hauptsache mit der lutherischen einverstanden auf, wenn auch einzelne Bekenntnisse unfolgerechterweise mehr oder weniger der lutherischen Auffassung sich zuwandten. Nach der reformirten Confession weckt die Gnade nicht die neuen geistigen Kräfte im Menschen, sondern Gott schafft dieselben. Gott sieht das Handeln der Menschen nicht nur voraus, er bestimmt es, er wirkt es, nicht nur im Allgemeinen, sondern im Speciellsten. Vermöge eines ganz freien, aus Gottes Wohlgefallen und Willkür hervorgegangenen, seine Mittelursachen selbst setzenden, aber an sich nicht gebundenen Rathschlusses sind Einige zur ewigen

Seligkeit prädestinirt (*decretum electionis*), Andere zum ewigen Verderben (*decretum reprobationis*) bestimmt. Gott will die Verdammniß der Bösen, aber eben nur so, wie er das Böse selbst will, nämlich weil es ohne *reprobati* keine *electi* geben würde, und weil ohne Verdammniß eine *manifestatio justitiae* unmöglich wäre, folglich sich Gott nicht in der ganzen Fülle seines Wesens verherrlichen könnte. Nach den Supralapsariern hat Gott die Menschheit auch zum Sündenfalle, nach den Infralapsariern nur die Verworfenen unter Voraussetzung des Sündenfalles zur Verdammniß bestimmt. Den wahren lebendigen Glauben haben nur die Prädestinirten, die ihn auch nicht wieder verlieren können. Die Gnade wird nur den Erwählten wirksam mitgetheilt und wirkt bei denselben unwiderstehlich; den Verworfenen aber wird sie höchstens in der *vocatio generalis* unwirksam angeboten, nie aber wirklich ertheilt. Nach Luther ist das göttliche Ebenbild der menschlichen Natur anerschaffen, und hätte sich mit der Natur fortgepflanzt. Der Mensch befand sich gleichsam in einer *innocentia puerilis* und wäre bei normaler Entwicklung zu einer *innocentia virilis* gelangt, zu einer solchen, wie sie die Engel haben, zu einer bewußten. Die Erbsünde ist selbst wesentliche Sünde, ein Gift, das die ganze Natur vergiftet, in unser Fleisch gepflanzt und gesenkt. Dieselbe hat ihren Sitz grade in dem höhern geistigen Wesen des Menschen, Verstand, Wille und Gewissen sind von ihr zerrüttet; ihr eigentliches Wesen ist der Unglaube. Die lutherischen Symbole erklären die Erbsünde für eine wesentliche Corruption, eine *vitiosa qualitas*, eine wirkliche Schuld. Die Concupiscenz, welche auch nach der Taufe bleibt, ist etwas an sich Sündliches und Verdamm-

liches, eine rechte Sündenwurzel, wenn sie auch aus Gnaden dem Wiedergeborenen nicht mehr als Schuld angerechnet wird. Bei seiner Bekehrung verhält sich der Mensch rein passiv oder receptiv; das Einzige, was er thun kann, ist, daß er der Gnade nicht, wie er es kraft seines freien Willens könnte, widerstrebt und entgegenarbeitet, sondern sich bekehren läßt. Der göttliche Rathschluß ist nicht *decretum absolutum*, sondern *ordinatum et respectivum*; nicht willkürlich rettet Gott eine Anzahl *electi*, und schließt Andere vom Heile aus, sondern mit Rücksicht auf ihr Verhalten, welches er vermöge seiner Präscienz voraus weiß. Der letzte Grund des Bösen ist der Teufel und der freie Wille des Menschen. Die römische Confession spricht von einem göttlichen Voraussehen menschlichen Verdienstes statt menschlicher Empfänglichkeit. Im Streite mit den Jansenisten verwarf die römische Kirche in der Constitution *Unigenitus* die Prädestination. Nach lutherischer Lehre ist der zuversichtliche Glaube das einzige Mittel, wodurch der Mensch die Erlösung und das Verdienst Christi sich aneignen kann. Diesen Glauben kann er auch wieder verlieren. Dadurch, daß Christus Gottes Gesetz vollkommen erfüllt (*obedientia activa*), und daß er durch seinen Tod unsere Sünde gesühnt hat (*obedientia passiva*), ist er der vollkommen Gerechte, und seine Gerechtigkeit wird dem Glaubenden durch Gottes Gnade als eigene Gerechtigkeit zugerechnet, indem Gott uns um des Verdienstes Christi willen unsere Sünden vergibt und uns für gerecht erklärt. Der Gerechtfertigte thut aus freier Liebe und innerm Drange gute Werke, doch haben diese auf die bereits durch einen göttlichen Gnadenact vollzogene Rechtfertigung keinen Einfluß, sondern sie folgen

aus derselben und erhalten und vermehren die Gnade. Bis zur Rechtfertigung ist die Gnade alles alleinwirkend (*gratia operans*), von der Rechtfertigung an, weil in dieser der freie Wille zu thätiger Liebe entbunden wird, mitwirkend (*gratia cooperans*). Die römische Confession setzt eine thätige Mitwirkung des Menschen bei seiner Bekehrung, aber im Dienste der Hierarchie, die reformirte leugnet jede Mitwirkung des Menschen und führt zu einer falschen Demuth und Heuchelei, wozu auch die lutherische, welche eine passive Mitwirkung des Menschen setzt, führen kann, wofern diese Mitwirkung unrichtig aufgefaßt wird. So ist grade das sittliche und praktische Element in den drei Confessionen sehr gefährdet. Wir wollen sehen, was hierbei die Reaction der Secten bezweckt. Josuah de la Place, Professor zu Saumur, † 1655, behauptete, daß nur um der activen Sünde willen die Erbsünde als Schuld zugerechnet werde, welche Lehre von der Provincialsynode zu Charenton 1654 verdammt wurde. Bajus und Hessel, Professoren der Theologie zu Löwen, lehrten, daß der freie Wille vor der Rechtfertigung nur sündige, und Christus allein für unsere Sünden Genugthuung leiste, welche Lehre Pius V. in einer Bulle 1567 verdamnte. Der jesuitische Theolog auf der portugiesischen Universität zu Evora Ludwig Molina suchte die Prädestination mit der menschlichen Freiheit dadurch zu vereinigen, daß zwar die Mittelursachen frei wirken, aber Gott mit ihnen auf das Resultat wirkt, indem er vermöge einer *scientia media* voraussieht, was dieselben wirken werden. Der darüber entstandene Streit blieb vom Papste unentschieden. Arminius, Professor der Theologie zu Leiden, bezog den Erwählungsrathschluß nur auf die, welche sich durch

die Gnade des h. Geistes zum Glauben befehren würden. Seine Anhänger überreichten seine Lehre in einer sogenannten Remonstranz von 5 Artikeln den holländischen Ständen; dieselbe ward aber auf der Dortrechter Synode 1618 verdammt. Nach Moses Amyraud ertheilt Gott vermöge seines Decretum universale et hypotheticum durch seine Gnade Allen die Kraft zu glauben, aber das Wollen nur den Erwählten, Christi Opfer ist daher überschüssig genug für Alle, aber nur für die Erwählten bestimmt und kräftig, welche Lehre die Provincialsynoden zu Alençon 1637 und zu Charenton 1644 für mit der Orthodorie vereinbar erklärten. Die Antinomisten Agricola, Amstdorf, Poach, Otto, Prediger zu Nordhausen, verwarfen den Gebrauch des Gesetzes beim Anfange und bei dem weitem Fortgange der Wiedergeburt, wollten also die Sittenlehre vernichten, wogegen die Concordienformel Art. VI. de tertio usu legis das Gesetz für eine Norm, einen Wegweiser, einen Spiegel für den Wiedergeborenen erklärt. Nach Andreas Osiander, Professor der Theologie zu Königsberg, ist Christus Gott und Mensch von Ewigkeit und Christus mußte, auch abgesehen von der Sünde, Mensch werden. Christus ist nicht nach seiner menschlichen Natur unsere Gerechtigkeit, sondern nach seiner göttlichen; die menschliche ist nur die Vermittelung für den Glauben, durch welchen wir seine göttliche Gerechtigkeit finden und uns aneignen. Die Gottheit Christi theilt ihre wesentliche Gerechtigkeit seiner Menschheit mit; durch diese ist er unser Haupt, wir seine Glieder, und so strömt durch ihre Vermittelung seine göttliche Gerechtigkeit in uns über. Unsere Rechtfertigung ist lediglich ein Werk der göttlichen Allmacht und Gnade, wie die Schöpfung. Sein College Franz

Stancarus, Sabellianer, leugnete die Menschwerdung des Sohnes als Person, hielt dieselbe vielmehr für ein dynamisches Verhältniß der ganzen Trinität zu der Menschheit Jesu, und gerieth im Streite gegen Osiander auf die Ansicht, Christus sei nur nach seiner menschlichen Natur unser Mittler. Die Darstellung der Lehre des Stancarus leidet an Unklarheit. Der Osiandriismus und Stancarismus wurden im dritten Artikel der Concordienformel verworfen. Der Wittenberger Professor der Theologie Major behauptete die Nothwendigkeit der guten Werke zur Seligkeit, Umsdorf ihre Schädlichkeit; Beides verwarf die Concordienformel und erklärte dieselben für nothwendige Früchte des rechtfertigenden Glaubens. Melanchthon hatte seit 1535 die reine Passivität des freien Willens aufgegeben, und demselben eine *facultas assentiendi verbo dei, se applicandi ad gratiam* zugeschrieben. Die melanchthonische Schule lehrte darauf, der freie Wille wirke bei der Bekehrung mit (*συνεργει*), indem er sich zwar mehr passiv als activ verhalte, aber doch nicht mere passive. Dagegen erhob sich Flacius, erklärte die Erbsünde für die Substanz des Menschen, das göttliche Ebenbild in ihm in die *vera et viva imago diaboli* umgewandelt, und die Einwirkung der Gnade auf ihn wie auf einen Stein oder Klotz. Die Concordienformel verwarf die flacianische Irrlehre, aber den melanchthonischen Synergismus ebenfalls, und erklärte den freien Willen für eine passive Empfänglichkeit, welche durch die Gnade zum Guten hingewendet werde. Sie fügt zwar hinzu, daß, sobald der Geist das Herz wirksam ergriffen habe, die Passivität des Empfanges in die Activität der Synergie übergehe, allein sie vergleicht doch den Menschen mit einem Steine

und Klotze, welchen Vergleich der Verf. für einen theologischen Witz erklärt, Thomasius dagegen auf alle Weise zu entschuldigen sich bemüht. Indem der Erlöser durch seine *obedientia activa* die sittliche Idee des Menschen wiederherstellte, muß der Glaube an ihn die Erweckung der sittlichen Ideen im Menschen zu seiner Folge haben; die orthodox-lutherische Schule hat für die Moral nichts gethan, wohl aber die melanchthonische. — Während die römische Confession wegen der Wandlung nur eine leibliche Gegenwart Christi bei dem Nachtmahle annimmt, nimmt die reformirte Confession eine geistige oder geistliche Gegenwart an. Nach Carlstadt und Zwingli hat Christus bei den Einsetzungsworten nicht seinen verklärten, sondern seinen natürlichen Leib gemeint, und das Abendmahl ist nur eine Gedächtnißfeier seines Todes. Nach Dekolampad gibt uns Christus durch die Elemente im Abendmahl seinen Leib als Speise der Seele, findet eine Erhöhung des Geistes durch den Glauben im Acte des Abendmahls Statt, wodurch die Seele mit Christo vereinigt wird. Bei Calvin wirken die Zeichen, was sie bedeuten, sind sie *signa efficacia, exhibentia, quae repraesentant et offerunt corpus Christi*. Wäre mit den Zeichen nicht eine Wahrheit verbunden, so würde Christus ein Lügner sein. Aber das Brot bringt uns nicht Christus, sondern Christus gibt sich uns selbst durch den h. Geist, das Brot ist nur Pfand und Siegel. Indessen ertheilen die Zeichen dem Gläubigen durchaus nichts, was ihm nicht auch außer ihnen und ohne sie zu Theil würde. Der Genuß ist die wirkliche Vereinigung mit Christo; aber einen andern Genuß des Leibes Christi, als den geistlichen durch den Glauben, gibt es nicht. Der Mensch empfängt nicht mehr, als er seinem

Glauben nach aufnimmt; einen Genuß ganz Ungläubiger kann man nicht behaupten, ohne der Ehre Christi zu nahe zu treten. Mit Zwingli und Dekolampad leugnet er aufs stärkste die Kraft der Consecration; die Weihworte sind ihm bloße Verheißungsworte. Wir eignen uns den gekreuzigten Leib Christi an, um uns Vergebung der Sünden, den auferstandenen und verklärten, um uns Leben und Seligkeit zu geben. Aber nicht sein Wesen, sondern seine göttliche Lebensfülle (*vivificum vigorem*) strömt das Fleisch Christi in uns über, bald, indem Christus zu uns herabsteigt, bald, indem wir unsern Geist in den Himmel zu Christus erheben. Luther verwirft die römische Lehre, daß das Sacrament *ex opere operato* rechtfertige; nicht das Sacrament, sondern der Glaube an das Sacrament macht gerecht. Das Wort ist zwar die Hauptsache, aber auch der Leib ist nicht unnützlich, denn Gott knüpft stets seine geistlichen Gaben an ein äußerliches sinnliches Zeichen. Zudem ist Christi Fleisch ein lebendig machendes, weil es selbst göttliches Leben hat. Leib und Blut Christi und Brot und Wein sind nebeneinander vorhanden, indem Christi Leib kraft seiner Allgegenwart auch im Abendmahle gegenwärtig ist zum leiblichen Genuße, welcher ein mündlicher, aber übersinnlicher ist. Die Sündenvergebung tritt nur ein, wenn zum leiblichen Genuße der geistliche hinzutritt; der Unwürdige genießt das Sacrament nur leiblich und scheidet zum Gerichte. Die Wirkung des Abendmahls ist die leibliche Verklärung des Gläubigen. Wie die römische Kirche nahm Luther einseitig eine leibliche Gegenwart Christi an, welche Brenz noch stärker durch die Meinung hervorhob, daß das Wort Christi „das ist mein Leib“ den Leib wesentlich in

sich enthalte, und ihn wesentlich in das Brot herabtrage. Melancthon lehrte dagegen eine leibliche und geistige oder persönliche Gegenwart Christi, hob hauptsächlich die lebendige Gemeinschaft Christi mit der unsichtbaren Kirche hervor, und drang auf einfältigen Glauben an die Wahrheit der Einsetzungsworte, ohne sich auf metaphysische Speculation über die Leiblichkeit des Gottmenschen einzulassen. Wie in der Lehre vom freien Willen, so hat auch in der Lehre vom Abendmahle neben der Augustana invariata die variata ihren guten Grund. — In der Lehre von den letzten Dingen verwerfen die protestantischen Confessionen die römische Lehre von einem Fegfeuer, insofern mit Recht, als diese Lehre von der Priesterschaft zur Beeinträchtigung der Seligkeit unter Vermittlung der Genugthuung Christi gemißbraucht wurde; aber eine sittliche Läuterung muß doch auch, bei der Genugthuung Christi, jenseits Statt finden, indem doch die sittlich Unreinen nicht unter dem Deckmantel Christi in den Himmel eingehen können. So haben wir die wesentlichen Differenzpunkte der Confessionen vom kirchlichen Standpunkte aus durchgegangen und gesehen, daß das Lutherthum zwischen der römischen und reformirten Confession vermittelnd inne steht, worin, falls es in eine deutsche Theologie umgewandelt wird, eine wichtige kirchliche Aufgabe desselben ausgesprochen liegt. Recens. wird von derselben in dem dritten Theile der Geschichte des Protestantismus, welcher ehestens ans Licht treten wird, ausführlicher handeln.

Bei der dogmatischen Darstellung der Unionsversuche sowohl zwischen den Protestanten und Papisten, als auch zwischen den Reformirten und Lutheranern wird von den Unionsversuchen, die aus Politik entsprangen, und nur für ihre Zeit

ein momentanes Gewicht hatten, von den Religionsgesprächen zu Worms 1540, zu Regensburg 1541, von dem Leipziger Interim, von dem Unionsvorschlage Cassanders, von den Marburger Artikeln, der Wittenberger Concordia, dem Leipziger Gespräche ebenso gesprochen, wie von den Unionsversuchen Calixt's und der Schule von Saumur, bei denen ein wissenschaftlicher, bildender Trieb sich offenbarte, und die insofern auch noch jetzt von Interesse sind. Ebenso wird bei der Entwicklung der Philosophie von dem durch Melanchthon geläuterten Aristotelismus, der unter den lutherischen Theologen herrschte, von dem scholastischen Aristotelismus, dem bei den Katholiken die jesuitischen Theologen huldigten, und von dem durch den Franzosen Petrus Ramus vereinfachten, der bei den reformirten Theologen in Ansehen stand, auf gleiche Weise, wie von dem Holländer Renatus Cartesius geredet, obschon jene erneuerten alten Systeme nur einen formellen Einfluß äußern konnten, das Princip aber von Cartesius von der gegenseitigen Beziehung der Gottesidee und der Idee des menschlichen Ich, richtig verstanden, die Grundlage zu einer originellen Religionswissenschaft abgeben konnte.

Bei der Geschichte der Secten wird über den Standpunkt im Allgemeinen gesagt, man thue eigentlich Unrecht, diese Secten als aus dem Protestantismus hervorgegangen zu bezeichnen, sie seien vielmehr nebst und neben demselben aus der alten Kirche hervorgegangen, und hätten, wie er, gegen die Fixirung der in derselben hergebrachten Irrthümer protestirt. Sie theilten auch keinesweges mit den beiden evangelischen Confessionen die Principien, sondern, weil sie, wenn auch nicht immer klar ausgesprochen, neben der h. Schrift noch andere Factoren des Dogma's anerkannten, ent-

weder die Vernunft oder das *lumen internum*, schlossen sie sich in gleicher Weise von dem römischen, wie von dem protestantischen Dogma aus. Darauf werden die Secten eingetheilt in solche, welchen der Vernunft, dem Verstande durch Beibehaltung des Alten ein Unrecht geschehen zu sein schien, welche verlangten, man solle nach den Regeln gesunder, menschlicher Logik das ganze System einer erneuerten, gründlichen, durchgängigen Prüfung unterwerfen, und welche auf diesem Wege zu rationalisirender Verflachung des Christenthums gelangten, deren Resultate sie in ein neues System verarbeiteten: Unitarismus, Antitrinitarismus, Socinianismus, Arminianismus; in solche, denen die bisherige Lösung der speculativen Fragen zu mechanisch erschien, die eine geistigere Auffassung verlangten, und sich an die ältern Mystiker und an die Philosophen platonischer und neuplatonischer Färbung angeschlossen, meist im Pantheismus sich verlaufend: Carlstadt, Schwenkfeld, Servede, Franck, Weigel, Böhme; in solche, die sich mehr um eine radicale Neugestaltung des christlichen Lebens kümmerten, indem sie behaupteten, die Reformatoren seien in praktischer Beziehung nicht weit genug von Rom weggegangen, und namentlich ihre Reformen auch auf das politisch=soziale Gebiet erstreckten: Anabaptisten. Gegen diese Auffassung ist Mancherlei einzuwenden. Katholiken und Protestanten legen sich gegenseitig den Ursprung dieser Secten zur Last, sie sind aber beide daran schuld, der Katholicismus, indem er die religiösen Bedürfnisse nicht mehr befriedigte, der Protestantismus, indem er kein positives Kirchentum herstellte, sondern nebenbei wilde Schößlinge trieb, die sein Princip zur Willkür und Verirrung steigerten.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 17. März 1855.

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: „Lehrbuch der christlichen Kirchengeschichte von W. B. Lindner.“

Die Opposition gegen ein positives Kirchenthum ist diesen Secten gemeinschaftlich, und sie zerfallen nur dadurch in verschiedene Klassen, als ihre Opposition gegen verschiedene positive Elemente gerichtet ist: gegen die Kirchenlehre bei den Unitariern, Antitrinitariern, Socinianern, Arminianern, Servede, gegen das Kirchenamt bei den Anabaptisten, gegen die heilige Schrift als positive göttliche Offenbarung bei Carlstadt, Franck, gegen den historischen Christus bei David Joris, Schwenkfeld, Weigel, Böhme. Der Rationalismus dieser Secten, welcher von einem Elemente der Offenbarung und Kirche ausgeht, verbreitet sich sodann mehr oder weniger auch auf die übrigen. Die Socinianer gehen von der Vernunftmäßigkeit der Schriftauslegung aus, und erklären die Kirchenlehre von der Trinität, der Person und dem Werke Christi und der Erlösung für vernunft- und schrift-

widrig, was unter ihrem Einflusse auch die Arminianer thun; die Anabaptisten, oder die spätern Menoniten verwerfen das kirchliche, aber auch das obrigkeitliche Amt, zugleich auch die Kindertaufe; Karlstadt, Franck schreiben die Umbildung des Menschen nicht dem in der Schrift verfaßten und an den Buchstaben gebundenen Worte, sondern der Wirkung des allmächtigen ewigen Wortes Gottes mittelst der Erfüllung des Menschengeistes durch den göttlichen Geist zu; David Joris, Caspar Schwenkfeld, Valentin Weigel, Jacob Böhme lassen den verklärten Christus mittelst des heiligen Geistes in die Gläubigen übergehen und in ihnen wohnen, wodurch sie christificirt oder vergottet werden. Neben dem geschichtlichen Christus verwerfen diese Mystiker auch die Trinität, die kirchlichen Sacramente, das Schriftwort. Bei dem gegenwärtigen Bestreben der Protestanten, ein positives Kirchenthum herzustellen, muß bei der Behandlung der Secten um so mehr von ihrer Stellung zum Positiven ausgegangen werden, als die verschiedenen Richtungen des Sectengeistes: Bestreitung der Kirchenlehre und des Kirchenamtes, Auslegung der Schrift nach dem absoluten Geiste, Leugnung des historischen Christus, in der neuesten Zeit wieder aufgetaucht sind und zur Bildung neuer Secten Veranlassung gegeben haben.

Die zweite Periode der neuern Kirchengeschichte, vom westphälischen Frieden bis auf unsere Zeit, handelt zunächst von der äußern Geschichte der lutherischen, reformirten, römisch = papistischen und griechischen Confession, womit die Geschichte der Unionen verbunden wird. Besonders sind dabei die statistischen Angaben mit großer Sorgfalt und Genauigkeit gegeben worden; zu einer nähern Beurtheilung beschränken wir uns jedoch auf

dasjenige, was über die evangelische Union in Deutschland gesagt wird. Die Vertheidiger der Union, heißt es, gehen entweder von dem Grundsatz aus, daß wirkliche Differenzen zwischen den beiden Confessionen nicht bestehen, oder daß sie durch mittlere Formeln auszugleichen seien, oder daß sie nicht bedeutend genug seien, um kirchentrennend zu wirken, und eine Vereinbarung im äußerlichen Leben der Kirche, der Verfassung und der Sacramentsgemeinschaft, auch wenn sie festgehalten werden, zu hindern. Man unterscheidet eine absorbirende Union oder eine solche, welche die beiden Confessionen in der Einheit einer dritten Kirche aufhebt und in ihrer Eigenthümlichkeit vernichtet, und eine conservative, in welcher die beiden Confessionen kirchlich sich vereinigen können und sollen, ohne ihre Differenzen aufzugeben; doch stellt auch die letztere die erstere als ihr zu erstrebendes Ziel hin. Die Theologie hatte durch Schleiermacher einen neuen Anstoß erhalten, der sie auf der einen Seite dem Positiven zudrängte, auf der andern aber der Verwischung der confessionellen Unterschiede mächtig Bahn brach; im Volke hatte die Indifferenz Platz gegriffen, unter den Geistlichen herrschte vielfach der Rationalismus, der vor allen Dingen nach Freiheit von dem Symbolzwange trachtete, und diese durch die Union zu erreichen hoffte. Die Sachen lagen daher sehr günstig, als Friedrich Wilhelm III., von seinen Hoftheologen dazu angeregt, 1817 den Aufruf zu einer Vereinigung der getrennten Confessionen erließ. Auch Rec. hat über die kirchliche Union seine Ansicht (Allg. Kirchenzeitung 1844. Nr. 164) veröffentlicht, und nachdem er die Ansicht von Pfaff, welche hier noch als die gültige vorausgesetzt wird, als weder der Sache, noch un-

ferer Zeit gemäß erklärt hat, sich dahin ausgesprochen, daß eine wahre Union nur in dem Falle vollzogen wird, wenn die Parteien in einem neuen Lebenselemente sich einigen, dessen Lebensprincip die verschiedenen Richtungen durchdringt, sie reinigt, veredelt und zu einem lebenskräftigen Gesamtorganismus verbindet, und daß demzufolge eine solche Union nicht das Werk menschlicher Willkür sein kann, sondern daß sie ein Werk Gottes ist, und in der geschichtlichen Entwicklung der Kirche begründet sein muß. Die Union ging nicht aus Rationalismus, Indifferentismus gegen Religion und Kirche, sondern aus dem alten deutschen Brudersinne, welcher bei gemeinsamer Noth und Bedrängniß wieder erwacht war, und die Trennung der Gemüther in den heiligsten Angelegenheiten des Lebens nicht länger zu ertragen vermochte, hervor, und ein Schleiermacher, welcher die Religionswissenschaft zu einem organischen Ganzen umschuf und sie dadurch für Weckung und Belebung der kirchlichen Gemeinschaft praktisch machte, ein Neander, welcher auf allen Blättern seiner Kirchengeschichte die Wahrheit verkündigte, daß nicht die dogmatische Formel, sondern der Geist Gottes der Lebensodem der Kirche sei, haben sich um Religion und Vaterland unsterblich verdient gemacht. Mag sich dem Werke Gottes Menschliches beigemischt haben und beimischen, die Union geht ihren Gang fort, und wird uns eine deutsche evangelische Kirche und am Ende noch etwas Größeres und Herrlicheres bringen.

Die innere Geschichte der Kirche seit dem westphälischen Frieden bis auf unsere Zeit handelt zuerst von der Geschichte der Philosophie und der Entwicklung der Theologie innerhalb der christlichen Confessionen. Was über die Philosophie ge-

sagt wird, ist an sich bündig und genau, gehört aber weniger zur Sache. Seitdem die Philosophie unter den neuern Völkern eine eigenthümliche Schöpfung hervorgebracht hat, hängt sie auch mit dem Leben des Volkes, aus dem sie hervorgegangen ist, wesentlich zusammen, und kann daher nicht in abstracter Allgemeinheit dargestellt werden. Dieses gilt besonders von der deutschen Philosophie, welche in dem Leben des deutschen Volkes eine so große Bedeutung gewann, seitdem sich dasselbe von dem kirchlichen Bekenntnisse abzuwenden begann. Der tiefe religiöse Sinn des deutschen Volkes läßt annehmen, daß dieses nicht aus einem leichtsinnigen und ungläubigen Sinne, sondern aus einem ungleich wichtigeren und sachgemäßern Grunde geschehen ist, nämlich aus dem Grunde, um denjenigen Lehren des kirchlichen Bekenntnisses, welche sich wegen ihrer mangelhaften Form als unpraktisch erwiesen, von neuem den Weg zur Ueberzeugung und Wirksamkeit anzubahnen. Die deutsche Wissenschaft zog aus diesem Grunde die wichtigsten Lehren der Schrift und des kirchlichen Bekenntnisses, die Lehren von der göttlichen Offenbarung und dem Verhältnisse derselben zur Vernunft, von der heiligen Schrift, ihrem göttlichen und menschlichen Ursprunge, von der Freiheit des menschlichen Willens, von der Kirche in ihr Gebiet. Die Form, in welcher diese Gegenstände von der Wissenschaft behandelt worden sind, ist freilich eine mehr oder weniger unkirchliche, allein es spricht sich doch in dieser Form der wissenschaftliche Standpunkt des deutschen Volkes, also der Standpunkt aus, auf welchen nothwendig Rücksicht genommen werden muß, wenn das kirchliche Bekenntniß wieder zur Ueberzeugung gelangen soll. Die Wissenschaft hat dem Bekennt-

nisse gegenüber eine solche Macht gewonnen, daß sich eine Abweisung und Beseitigung ihrer Anforderungen gar nicht denken läßt, im Gegentheile eine solche zu einer für das kirchliche Leben höchst nachtheiligen Reaction führen muß. Verf. setzt zwischen der Philosophie und den christlichen Dogmen, wenn sich dieselbe auch in christliche Formeln kleide, einen wesentlichen Unterschied, und der entschiedene Confessionalismus, wo die gläubige Wissenschaft allein das Wort führt, ist ihm die tiefere und gehaltvollere Theologie, welche in der Entwicklung der neuern Zeit unstreitig eine Macht geworden sei, und welche am Ende alle ihre Gegner aus dem Felde schlagen werde. Weiter sagt er, neuerdings habe fast in allen protestantischen Staaten die politische Gesetzgebung sich der kirchlichen Zucht wieder angenommen und wenigstens zu erhalten gesucht was zu erhalten war, was noch bestand, und es sei gewiß zu hoffen, daß auf diesem Wege mit Besonnenheit fortgefahen werde. Die jüngste Erfahrung hat aber satzsam erwiesen, wohin eine einseitige confessionelle Theologie mit der Staatsgewalt im Bunde führt. Wir haben positive Verhältnisse nöthig, die aus dem innern Leben frei sich gestalten, und solche kann uns allein eine mit der Wissenschaft Hand in Hand gehende Theologie geben. Wenn nur die Theologen die tiefer gehenden Bestrebungen der Wissenschaft sich klar machen, so stellt sich der Nutzen derselben für Religion und Kirche unzweideutig heraus. Der Stifter der neuern Religionswissenschaft, Johann Salomo Semler, wird als Urheber der Neologie bezeichnet, nicht als ob er ein reformatorisches Genie von selbstschaffender Kraft gewesen wäre, sondern weil er mit ungeheuern Fleiße die Resultate der Vorarbeiten sam-

melte, seine negative Kritik auf das ganze Gebiet der theologischen Wissenschaften ausdehnte, und bis auf einen gewissen Punkt die Consequenzen nicht scheute. Semler ist und bleibt derjenige Theolog, welcher die Disciplinen der biblischen Theologie, der Dogmengeschichte und Symbolik, von welchen wir eine Wiederbelebung der Kirche mit Recht erwarten, in den akademischen Vorlesungen einführte. Mag er selbst diese Disciplinen so einseitig behandelt haben wie er will, genug, wir verdanken sie ihm, und haben also alle die großen und herrlichen Folgen, welche aus denselben hervorgehen werden, auf ihn, als ihren Urheber, zuletzt zurückzuführen. Bei dem einseitigen Standpunkte des Verfs sind alle die erwähnten wichtigen Aufgaben, welche bei der neuern deutsch-protestantischen Religionswissenschaft als die leitenden Punkte angesehen und behandelt werden müssen, gar nicht zu ihrem Rechte gekommen, so gründlich und sorgfältig auch sonst die gegebene Darstellung abgefaßt ist.

Was die Secten anbelangt, so gehören die Methodisten, Jansenisten, Quietisten und Starowerzi nicht unter dieselben, sondern die Methodisten, welche sich nicht von der englischen Staatskirche lossagten, sind bei der Geschichte dieser Kirche, die Jansenisten, welche sich dem in der römisch-katholischen Kirche geltenden Pelagianismus und der scholastischen Methode gegenüberstellten, sind bei der Geschichte des Gallicanismus, die Quietisten, welche die selige Ruhe der Seele, die aus klarer, unmittelbarer Anschauung Gottes und aus reiner, uneigennütziger Gottesliebe hervorgehe, als die Hauptsache im christlichen Leben bezeichneten, sind bei der Geschichte der katholischen Mystik, die Starowerzi (Altgläubige), welche den Patriarchen von

Constantinopel und nicht den Synod von Petersburg als ihre legitime Regierung anerkennen, sind bei der Verfassung der russischen Kirche abzuhandeln. Unter die Secten, welche das Kirchenamt verwerfen, gehören die Herrnhuter, welche bis zum christlichen Communismus fortschreiten und weder die Gemeinde, noch die Familie wollen, die Baptisten, die neben dem Kirchenamte auch die Kindertaufe verwerfen, die Theophilanthropen, Plymouthbrüder, Deutschkatholiken. Die Stände überhaupt erklären für aufgehoben die Mormonen, Socialisten, St. Simonisten. Unter die Secten, welche das Schriftwort gering schätzen, gehören die Quäker, welche eine innere Erleuchtung, das innere Licht, das innere Wort, als das einzige Mittel zur Seligkeit darstellen, die Southcotianer, deren Leiter Propheten sind, und in Gesichtern göttliche Offenbarungen empfangen, die Irvingianer, welche von der Geistes-Taufe die Erneuerung der apostolischen Charismen erwarten. Unter die Secten endlich, welche den geschichtlichen Christus verwerfen, gehören die Swedenborgianer, nach denen Christus die Sünde nicht durch seinen Tod getilgt hat, sondern sie in jedem Einzelnen durch sein Innewohnen tilgt.

Bei der Geschichte des Missionswesens wird über den Streit, ob eine Missionsgesellschaft einen confessionellen oder nicht confessionellen Charakter haben solle, bemerkt, daß der Streit darüber noch im Gange sei, wiewohl die Einsicht von der Nothwendigkeit confessionellen Wirkens immer mehr um sich greife; wir müssen jedoch der andern Partei Recht geben, indem die Missionäre, als Nachfolger der Apostel, gleich diesen den Heiden die reinen geschichtlichen Thatsachen des Evange-

liums ohne confessionelle Färbung zu verkündigen verbunden sind. Holzhausen.

B r e s l a u

Ferd. Hirt's Buchhandlung 1854. Ueber Pseudacormus oder den scheinbar rumpfslosen Kopf. Ein Glückwunsch dem Geheimenrath Prof. Fr. Liedemann dargebracht von Dr. H. C. L. Barlow, Med.rathe, ord. Prof. etc. zu Breslau. 35 S. in groß Quart. Mit einer Tafel Abbild.

Das am 10ten März 1854 gefeierte Doctorjubiläum des berühmten Heidelberger Lehrers gab dem Verf. Gelegenheit, mit vorstehender Schrift vorzutreten: die Widmung ist eine um so sinnigere, da sich vor längeren Jahren der Jubelgreis mit dem kopfslosen Rumpfe beschäftigte und diesem seine wissenschaftliche Bedeutung sicherte. Das beschriebene Präparat ward im Jahre 1853 von einer 20 Jahr alten abortirenden Primipara geboren. Die Geburt war schnell beendet, ohne daß die Eihäute einrissen, welche jedoch alsbald geöffnet, eine Zwillingsgeburt zu erkennen gaben, welche vom Geburtshelfer Dr Köhler dem Verf. zugesendet wurde. Dieser fand einen Fötus, im Innern des Sackes der Eihäute aber einen zweiten Kopf, welcher durch eine kurze besondere Nabelschnur mit den Eihäuten verbunden war. Der größere Fötus ist einen Fuß lang, männl. Geschlechts, abgemagert und welk. Von der Insertion der großen Nabelschnur an der Placenta 2 Zoll entfernt über dem Rande der Placenta erhebt sich das Amnion nach dem rudimentären Halse des accessorischen Kopfes und bildet den äußern Ueberzug einer kleinen Nabelschnur, welche zu dem untern Ende des kleinen Halses hingehet.

An der linken Seite des Kopfes befindet sich eine warzenförmige Erhabenheit, die rudimentäre Andeutung einer obern Extremität. Die genaue anatomische Untersuchung des Verfs hat aber nachgewiesen, daß der Rumpf nur scheinbar fehlt. Zwischen Chorion und Amnion liegt auf dem Theil der Placenta, welcher an den Rand grenzt, über dem sich die Nabelschnur des accessorischen Kopfes erhebt, eine kleine dreieckige Höhle, deren Basis der Insertion der größeren Nabelschnur zugekehrt ist, deren Spitze sich in die kleine Nabelschnur fortsetzt. Diese kleine Höhle ist in ihrem Inneren von einer besonderen, selbständigen serösen Haut (Peritonäum) umkleidet, welche an der einen Seite mit dem Amnion sehr fest, an der anderen durch lockeres Zellgewebe mit dem Chorion verbunden ist. Ihre innere Fläche begrenzt eine kleine Bauchhöhle; sie enthält ein Darmrohr, Magenerweiterung, Dünn- und Dickdarm. Das Rumpfskelet des accessorischen Kopfes hat Rudimente der Wirbelsäule, und zwei Rippen, nämlich den obersten der rechten und der linken Seite. Unter dem Zungenbeine liegt ein häutiger Sack, der durch einen theils aus Muskelfasern, theils aus Bindegewebe bestehenden Strang mit der hintern Wand des Schlundkopfes in Verbindung steht. Er ist in seinem Innern von einer Schleimhaut umkleidet, und am nächsten liegt es, ihn als einen in der Entwicklung gehemmten Lungensack, den Strang als eine Andeutung einer Luftröhre, den warzenförmigen in den Pharynx hineinragenden Vorsprung als Andeutung eines Kehlkopfs zu betrachten. Daß der Lungensack mit seinem oberen abgerundeten Ende unter dem Zungenbeine liegt, die strangförmige Andeutung der Luftröhre und der rudimentäre Kehlkopf ab-

wärts gerichtet sind, darf bei einer solchen Verkümmerung des Rumpfes und regelwidrigen Lage der Theile überhaupt nicht befremden. Liegt doch die ganze Bauchhöhle mit dem Magen, Dünn- und Dickdarm außerhalb des rudimentären Rumpfes, und die Schilddrüse unter dem Theile der Haut, wo äußerlich das Rudiment der oberen Extremität sichtbar wird. Den Zusammenhang zwischen den Gefäßen des Einzelkopfes und des andern Fötus hat der Verf. vollständig nachgewiesen: es fehlte eine *Placenta secundaria* als Vermittlerin der Gefäßverbindung und es fehlte dem Einzelkopfe das Herz. Wie höchst selten die beschriebene Mißbildung ist, geht daraus hervor, daß der Verf. nur zwei ähnliche Fälle nennen konnte. Rudolphi anatomirte nämlich zuerst einen rumpfslosen Kopf und beschrieb denselben in den Abhandlungen der k. Akad. d. W. zu Berlin. Er hatte aber das Präparat erst erhalten, nachdem der Kopf aus der Verbindung mit den Gliedern gelöst war, und es wurde nicht mit voller Bestimmtheit ermittelt, wie der Zusammenhang zwischen ihnen gewesen sei. (Wir machen unsere Leser darauf aufmerksam, daß dieser von Rudolphi näher beschriebene Fall in Hufeland's Journ. Bd 42. 1816. 4. St. S. 121 zuerst bekannt gemacht und abgebildet wurde). Von einem früher von Conr. Lycosthenes *Chronicon prodigiorum etc.* Bas. 1557. fol. S. 542 kurz beschriebenen Falle der Art fehlt die Anatomie ganz. Beide Fälle stimmen aber darin mit einander überein, daß ein einzelner Kopf, von dessen rudimentärem Halse sich eine häutige Ausbreitung in der Richtung gegen die Gliedern hin erstreckte, mit Zwillingen geboren wurden. Es waren also Drillingsgeburten gewesen. (Diesen Fällen hätte der

Bers. noch einen anreihen können, der freilich in anatomischer Beziehung nicht genau untersucht wurde. Er ist in der med.=preuß. Vereinszeitung 3. Jahrg. 1854. Nr. 11. S. 50 erzählt, und aus dem Generalbericht des rhein. Med. Collegiums 1831 entnommen. Nach der Geburt eines todten Kindes dauerten die Wehen fort, und es ward nach ein paar Tagen noch ein blutiger, fester, ziemlich runder Klumpen von der Größe eines ausgetragenen Kindeskopfes ausgestoßen, welcher als ein degenerirter Kopf eines zweiten Kindes erkannt wurde. Er sah bluroth, fleischig schwammig aus und verbreitete keinen Fäulnißgeruch. Die Schädelhaube war von ihrer knöchernen Grundlage gelöst und über den untern Theil des Kopfes, das Gesicht und das Hinterhaupt abgestreift: unter diesen Theilen waren aber die Rudimente der Schädel- und Gesichtsknochen deutlich zu erkennen. Am Kopfe saß der Hals, aber gleich dem Kopfe in eine blutige Fleischmasse ohne Haut verwandelt. Von den übrigen Körpertheilen des Kindes, dem dieser Kopf angehört hatte, war nichts aufzufinden, auch nichts der Art abgegangen). Die Resultate, welche unser Verf. aus seiner sehr genauen Untersuchung zieht, sind folgende: 1. Der Kopf bildet den vorzugsweise entwickelten Theil des Körpers, obwohl partieller Mangel bedingt durch ursprünglich unvollständige Ausbildung oder hinzugetretene Krankheit an ihm vorkommen kann. 2. Die Cutis ist normal, wenn sie nicht partiell in ihrer Entwicklung gehemmt erscheint. 3. Abgesehen von partiellem Mangel sind die Kopfknochen im Wesentlichen entwickelt. 4. Der Rumpf fehlt nur scheinbar. Eine rudimentäre Anlage der Wirbelsäule und der Rippen ist vorhanden. 5. Die Muskeln, namentlich auch die des Rumpfes

fehlen nicht ganz, sind aber wenig gesondert und lassen sich nur theilweise nach ihren Ansatzpunkten und ihrer Lage auf die im normalen Zustande vorkommenden zurückführen. 6. Die Sinnesorgane, Augen, Ohr, Nase, Mund mit der Zunge und ein mehr oder weniger ausgebildeter, größtentheils in einem besondern Bauchfell außerhalb des Rumpfes liegender *Tractus cibarius* sind vorhanden. 7. Gehirn, Rückenmark und Nerven sind theilweise entwickelt. 8. Das Herz fehlt gänzlich. 9. Der Pseudacormus liegt mit einem Zwillingss- oder Drillings-Fötus in einer gemeinschaftlichen Cihöhle, von einem gemeinschaftlichen Amnion und Chorion eingeschlossen. 10. Dem Pseudacormus fehlt ein besonderer Placentar-Blutlauf, wenn auch die zu ihm gehenden Blutgefäße aus der Placenta zu entspringen scheinen. 11. Er wird ernährt durch einen Ast der Nabelarterie seines Zwillingss oder Drillings, der entweder aus dessen Nabelschnur oder Placenta hervorgeht, sich in die Aorta des Pseudacormus fortsetzt, die sich nach oben in dessen *Carotis communis dextra et sinistra* spaltet. 12. Die *Venae jugulares internae* des Pseudacormus vereinigen sich zur *Vena cava superior*, deren Fortsetzung als *vena cava inferior* in die *Vena omphalo-meseraica* des Zwillingss oder Drillings übergeht. Diese Vene verschwindet nicht, obgleich die Nabelblase und Nabelgefäße-Arterie untergegangen sind, sondern führt das vom Pseudacormus zurückfließende Blut direct in die Pfortader des größeren Fötus. 13. Der Pseudacormus, obgleich vorzugsweise Kopf, enthält ein mehr kohlenstoffhaltiges Blut als der Kopf eines normalen Fötus. Es gleicht dem Blute, welches im normalen Fötus der untern Körperhälfte zugeführt wird. Der mit dem Pseudac. verbundene Zwill-

ling oder Drilling empfängt aber auch für seinen Kopf und alle übrigen Theile seines Körpers ein kohlenstoffhaltigeres Blut als sonst ein normaler Fötus, weil ihm das vom Pseudac. durch die Nabelgefäß-Vene zurückkehrende Blut in der Pfortader beigemischt wird, ohne daß es vorher durch einen Placentar-Blutlauf eine Veränderung hätte erleiden können. — Noch bemerkt der Verf. schließlich, daß W. Brolik die Einzelköpfe von Lycosthenes und Rudolphi in seiner ersten Hauptform gebrechlicher Entwicklung des Rumpfes, als Mangel desselben und der Gliedmaßen auf eine passende Weise aufgeführt hat. Aber unpassend erscheint es, daß er sie unmittelbar an die Mißbildungen der Zunge anreihet. In einem System der Mißbildungen muß dem Pseudacormus unter den Mißgeburten mit Mangel eine Hauptstelle zu Theil werden. Aus dem Amorphus geht bei vollständigerer Bildung einerseits der Acephalus und, im Gegensatz zu diesem, andererseits der Pseudacormus hervor. — Sehr deutliche Abbildungen dienen der interessanten Schrift noch zum besondern Schmucke. v. S.

St. Petersburg

E. Göke, Leipzig F. Brockhaus 1852. Gedruckt auf Kosten der Kaiserl. Medic. Chir. Academie. Bemerkungen über den Bau der normalen Menschenschädel, nebst einer Nachlese unbeschriebener Punkte des Schädelreliefs von Dr. G. S. Schulz, Collegient., Prosect. am anat. Inst. der K. Med. Chir. Ac. in St. P. corresp. Mitgl. der anat. Ges. in Paris. Mit zehn auf Stein gravirten Tafeln. 64 S. in Octav.

Die Schrift ist eine der Universität zu Dorpat bei ihrer 50jährigen Stiftungsfeier von der Pe-

tersburger medicin. chir. Akademie überreichte Gabe. Von den darin enthaltenen anatomischen Notizen läßt sich ein Auszug nicht wohl geben, auch kaum etwas Einzelnes als besonders bedeutend hervorheben. Einen Schluß auf das Interesse eines Theiles dieser Notizen kann man daraus machen, daß Verf. gleich anfangs, in Harmonie mit dem Titel, erklärt, er erkenne mehrere normale Menschenschädel an, nenne normal, was schon bei einer kleinen Anzahl von Exemplaren, z. B. zwölf Schädeln, mehrfach sich wiederhole. Es brauchen also die Befunde bei weitem nicht vorwiegend häufig zu sein, um normal zu heißen. Es ist sehr natürlich, nach einem solchen Principe die Aufzählung einer Menge kleiner Thatsachen zu finden, von welchen gewöhnliche Lehrbücher nur sehr ausnahmsweise, meistentheils nur Sammelwerke ausgedehntester Art Notiz nehmen können. Dieses Material ist größtentheils auf eine ganz schlichte Weise angeordnet, indem alle die einzelnen Knochen des Schädels einzeln aufgezählt und besprochen werden. Wünschen möchten wir, diese einfache Anordnung hätte dem Vf. durchaus genügt. Derselbe hat aber geglaubt, für einen Theil der anatomischen Thatsachen noch besonders zusammenhaltende Gesichtspunkte aufstellen zu sollen und ist darin wenig glücklich gewesen. Um dieses Urtheil zu begründen, führen wir nur Folgendes an. S. 2 beginnt die Auseinandersetzung der „allgemeinen Resultate“ mit dem Satze: „1) Das Assimilationsgesetz (lex assimilationis ex juxtapositione) d. h.“ „Benachbarte Knochen zeigen in ihrer Verbindungsgegend den nämlichen Charakter.“ „Dieser Charakter wird durch den Hauptzweck gegeben, zu dem sie sich verbinden.“ Nehmen wir den zweiten und dritten Satz für sich, so sagen sie auf ganz einfache Weise eine einfache Wahrheit: so weit Knochen ein und demselben Zwecke

dienen, sind sie einander ähnlich, z. B. alle Schädelknochen den Scheitelbeinen, so weit ihre Function gleich einfach ist, als die der Scheitelbeine; das Gaumenbein dem Gaumenfortsätze des Oberkieferbeines, so weit es selbst den Gaumen mitbildet. Diese ähnliche Beschaffenheit wird auch besonders da hervortreten, wo die Knochen einander berühren; sie müssen ja doch an einander passen. Darin aber den Ausdruck eines Assimilationsgesetzes sehen zu wollen, ist recht ungeschickt. — Ferner erwähnt Vf. einige Löcher, welche er im Knochen (z. B. der *Concha infima*) gefunden habe und stellt den Satz auf: „Jeder Knochen im Schädel besitzt einen Canal oder steht in Beziehung zu einem solchen.“ An diesen Satz glaubt dann aber der Vf. in dem Sinne, daß er bei Gelegenheit der Nasenbeine die Frage aufwirft, welcher der Canäle oder Löcher dieser Knochen wohl der „charakteristische“ für sie sei? Nach welchen Motiven eine solche Frage beantwortet werden könne, darüber erfahren wir jedoch nichts. Derselbe Satz veranlaßt den Vf. in Beziehung auf Hammer und Ambos, welche doch weder Loch noch Canal haben, darauf hinzuweisen, daß zwischen ihnen die *chorda tympani* verlaufe! — Nachdem dann drittens der Satz aufgestellt ist, daß alle die Löcher ursprünglich Spalten seien, kommen wir zu der vierten These: daß alle Knochen sich untereinander wenigstens mit zwei Fortsätzen verbinden. Wenn man sieht, wie Vf. gleich anfangs als Beleg hierfür die Nasenbeine anführt, so wird man sich beruhigt finden, daß auch die andern Knochen ihm keine Schwierigkeiten darbieten werden. — Diese Thesen, an die Spitze gestellt, wie sie sich finden, können nur Vorurtheil gegen das Folgende erregen. Wir möchten wünschen, der Hr Vf. hätte für seine ganze Darstellung lieber die allertrockenste Registerform vorgezogen. — Am Schlusse folgen u. a. einige Wägungen von Kopfknochen und Zähnen. Die lithographischen Tafeln sind ganz gut.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 19. März 1855.

G ö t t i n g e n

Vandenhoef und Ruprecht's Verlag 1854. Niedersächsische Sagen und Märchen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben von Georg Schambach und Wilhelm Müller. XXIV und 426 S. in Octav.

Obgleich diese Sammlung, wie bereits in der Vorrede ausgesprochen ist, keiner besondern Rechtfertigung vor dem wissenschaftlichen Publicum bedarf, so gibt es doch immer noch Viele, welche nicht begreifen, weshalb man in der neuesten Zeit die Ueberlieferungen unseres Volkes mit so großem Eifer hervor sucht und durch den Druck bekannt macht. Es wird daher zur richtigen Würdigung des Werkes dienen, wenn wir uns über den wissenschaftlichen Zweck der deutschen Sagensammlungen überhaupt einige allgemeine Bemerkungen erlauben. Sie werden um so weniger für überflüssig gelten können, da selbst unter den Sammlern und Bearbeitern der Sagen Einige sich dar-

über noch keine klare Rechenschaft gegeben zu haben scheinen.

Dhne nun auf die verschiedenen irrigen Vorstellungen näher einzugehen, welche häufig mit dem Begriffe des Wortes Sage verbunden werden, wollen wir zunächst kurz angeben, was wir uns unter Sage denken. Unsere Ansicht wird hier von dem, was der bisherige Gebrauch in der Wissenschaft festgestellt hat, wohl nur in einigen Punkten abweichen.

Sage ist nach dem Ursprunge des Wortes im allgemeinsten Sinne eine mündliche Ueberlieferung; es ist jedoch gebräuchlich diesen Begriff auf solche Traditionen zu beschränken, die mit dem wirklich Geschehenen nicht genau übereinstimmen, sondern mehr oder weniger davon abweichen, und unter Umständen selbst etwas berichten können, was erweislich gar nicht geschehen ist. Wir fügen das Letzte hinzu, weil viele Sagen Ereignisse betreffen, die nicht nur nicht in dieser Art, sondern niemals eingetreten sind. Dahin gehören Erzählungen von göttlichen Wesen des Heidenthums und überhaupt alle sogenannten mythischen Sagen, ferner auch manche, die ganz historisch klingen, wie die zahlreichen sogenannten explicatorischen oder ätiologischen, in welchen durch ein gedachtes Ereigniß irgend etwas Bestehendes, z. B. ein Wappen, ein Gemälde, der Name einer Stadt oder Burg zc. erklärt werden soll.

Hiernach beruht die Sage auf einer irrthümlichen subjectiven Anschauung von wirklich geschehenen Dingen. Sie kann aber auch nur auf einer ebenso irrthümlichen Voraussetzung beruhen, daß dieses oder jenes Ereigniß wirklich vorgefallen sei. Das Plus oder Minus solcher subjectiven Anschauungen oder der unbewußten Dichtung macht

jeden Bericht genau genommen mehr oder weniger sagenhaft. Der Gebrauch hat hier aber wieder festgesetzt, daß man nicht alle individuellen Berichte, die diese Merkmale haben, sondern nur diejenigen Sagen nennt, welche entweder in dem ganzen Volke, weil sie mit dessen Anschauung der Dinge stimmen, oder doch in weitem Kreisen Glauben finden (oder in irgend einer Zeit fanden), und deshalb vielfach als wahr wiedererzählt werden. Man pflegt solche Sagen zum Unterschiede von andern, z. B. von gelehrten Sagen, wie den Traditionen über die trojanische Abkunft der Franken, auch Volksagen zu nennen.

Die Form, in welcher eine Sage erzählt wird, braucht bei der Definition derselben nicht berücksichtigt zu werden; sie kann in Prosa oder in Poesie überliefert werden. Man darf namentlich nicht Sage und Gedicht so einander gegenüberstellen, daß man dem letztern, wenn nur sein Inhalt unter den Begriff der Sage fällt, der Form wegen diesen Namen versagt. Wollte man sich bei einem solchen angenommenen Gegensatz von Sage und Gedicht darauf berufen, daß die jetzt noch lebenden Volksagen gewöhnlich nur kurze prosaische Erzählungen sind, während die in älterer Zeit ausgezeichneten mehrfach poetisch erzählt werden oder doch auf Gedichte hinweisen, so vergißt man die bedeutende Einwirkung, welche die moderne Bildung auf das Zurückdrängen der Sage als eines Gegenstandes der Poesie geübt hat. Die Erzählungen der Deutschen von ihrem Stammvater dem Gotte Tuisko und dessen Nachkommen hören nicht auf Sagen zu sein, weil sie nach Tacitus den Inhalt alter Gedichte bildeten. Auch ist es bekannt genug, wie vorzugsweise erst die neuere Zeit die absichtliche Erfindung in die epi-

sche Dichtung gebracht hat: in der ältern Zeit berichtete der Dichter nur die Sage, an deren Wahrheit er selbst glaubte; er konnte sie unbe- wußt mit individuellen Zügen bereichern und so weiter bilden, erfand sie aber nicht.

Von der großen Fülle von Sagen, welche in der alten Zeit bei den Deutschen und andern Völ- kern vorhanden waren und von der bedeutenden Stelle, welche sie in dem geistigen Leben der Na- tionen einnahmen, können wir uns jetzt kaum noch einen Begriff machen. Nicht nur wurden die re- ligiösen Anschauungen eines Volkes in der Form von mythischen Sagen aufbewahrt, auch die ganze Geschichte, die es erlebte, nahm in seiner Erinne- rung dieselbe Form an und wurde, so lange die Schrift noch nicht gebräuchlich war, in dieser al- lein behalten. Jetzt hat sich diese ehemals der ganzen Nation angehörige Anschauungsweise vor dem Lichte der Wissenschaft in immer engere Kreise zurückgezogen und wird allmählig verschwinden, obgleich sie, wie alles Volksmäßige, mit solcher Zähigkeit festgehalten ist, daß noch Manches unter dem übrig Gebliebenen auf uralte Zei- ten der Entstehung zurückweist. Wollten wir die Trümmer der deutschen Volks Sage unbeachtet zer- gehen lassen, so würden wir uns eines Mittels be- rauben, durch welches es noch möglich wird, uns von einer im Ganzen längst untergegangen- en, aber in zerstreuten Resten noch erhaltenen Culturstufe unserer Vorzeit eine Anschauung zu verschaffen.

Für diese Bereicherung der Culturgeschichte des deutschen Volkes mit Hülfe der Sagensammlun- gen sind besonders diejenigen Ueberlieferungen von hohem Werthe, welche in einem unverkennbaren Zusammenhange mit dem deutschen Heidenthume

stehen. Es ist auch bekannt, wie seit J. Grimm die Wissenschaft der deutschen Mythologie sie als eine Fundgrube angesehen und ausgebeutet hat. Man wird daher von der fortgesetzten Sammlung deutscher Sagen noch auf manche Aufschlüsse über die in dem Heidenthume herrschenden Vorstellungen hoffen dürfen; aber man wolle doch hier seine Hoffnungen nicht zu hoch spannen, und sich klar machen, was man davon erwarten kann.

Nicht erwarten können wir, daß es uns je gelingen werde, aus der noch lebenden Volksfage das deutsche Göttersystem auch nur so weit wiederherzustellen, daß wir seinen Zusammenhang ohne Beihülfe der nordischen Mythologie einigermaßen durchschauen. Denn wie das vorliegende Werk nur Sagen von zwei Gottheiten, von Wotan als wildem Jäger und Holda, enthält (obgleich die Herausgeber sich alle mögliche Mühe gegeben haben noch andere Göttersagen aufzufinden), so haben überhaupt die in den letzten zwanzig Jahren in großer Anzahl erschienenen Sammlungen kaum den einen oder den andern dunkeln und mitunter fraglichen Götternamen mehr gebracht, als diejenigen, welche schon in der ersten wissenschaftlichen Sammlung der Brüder Grimm vorkommen. Auch tragen die Sagen, welche sich an sie knüpfen, im Ganzen einen übereinstimmenden Charakter. Wotan erscheint als wilder Jäger, Frigg, Holda und Berchta als umziehende Göttinnen, woraus sich nur eine Seite ihres Wesens, namentlich ihre Beziehung zu der Natur und zu der Familie ergibt. Dagegen finden sich von vielen andern bedeutenden Gottheiten, deren Vorhandensein in Deutschland theils durch ältere Zeugnisse beglaubigt ist, theils nach Analogie der nordischen Mythologie angenommen wird, wie von Thor, Bal-

der, Freyr, in der noch lebenden Volksfage nur für denjenigen sichere Spuren, der sie durchaus finden will.

Vieles, was man von Göttermvthen in der deutschen Volksfage entdeckt zu haben glaubt, hat man durch eine zwar nicht ganz unberechtigte, aber überschätzte und bis zur Unwissenschaftlichkeit übertriebene Methode gefunden. Unter der angenommenen, aber nicht bewiesenen Voraussetzung, daß die nordischen, namentlich die eddischen Göttermvthen auch in Deutschland vorhanden waren und sich auch in der Volksfage wenigstens spurweise erhalten haben müßten, stellte man einzelne, gewöhnlich ganz zufällige Aehnlichkeiten in nordischen Mvthen und deutschen Sagen und Legenden zusammen und machte dann den Schluß, daß die Sage ein entstellter Ueberrest des nordischen Mvthus sei, indem sie daran erinnere oder gemahne. J. Grimm, welcher durch seine deutsche Mythologie diese Methode zuerst begründete, hat sie doch noch mit einem gewissen Maße angewandt; seine Nachfolger haben sie in einer unhaltbaren Weise weiter geführt. Die mythologische Litteratur der letzten Jahre liefert davon sehr zahlreiche Beweise; wir wollen dem Leser hier nur einige Proben geben.

Hr J. W. Wolf, der sich besonders in der neuesten Zeit mit Untersuchungen über deutsche Mythologie befaßt und in seinen Werken manches brauchbare Material geliefert hat, mißbraucht in seinen Beiträgen zur deutschen Mythologie B. 1, S. 152 eine Marienlegende auf eine seltsame Weise. Die Legende ist der Art, wie sie in katholischen Gegenden sehr häufig sind, und berichtet, wie ein Bild der Maria aus einer Capelle in Antwerpen zu Schiffe auf der Schelde und Senne gegen den Strom nach Brüssel geführt wurde. Nach Hrn

Wolf muß (warum?) eine Göttin früher die Stelle der Maria angenommen haben; das Schiff, auf welchem sich das Marienbild befand, muß, weil (?) die Senne früher nicht schiffbar war, sich zu Lande bewegt haben, und nun natürlich das Schiff der deutschen Isis sein, die ihrerseits wieder mit der nur aus römischen Inschriften bekannten Rehalennia zusammengestellt wird, von der wir noch nicht einmal sicher wissen, ob sie wirklich eine deutsche Göttin war. Darauf wird die Wanne Thekla, ein geisterhaftes Wesen der niederländischen Volks- sage, die mit ihrem Gefolge an gewissen Orten nächtliche Feste feiert und dann zu Schiffe davon fährt, zu der Rehalennia gestellt, d. h. mit ihr identificirt, weil diese (wir geben die eigensten Worte des Verfs S. 155) auch den Winden gebot, da sie günstige Fahrt verlieh. Daß nun so willkürliche und auf keiner wissenschaftlichen Methode beruhende Annahmen Anderen für ganz sichere Resultate gelten, zeigt das in mancher Hinsicht verdienstliche, aber in seinen mythologischen Partien nach unserer Ansicht nicht gelungene Werk von D. Schade: Die Sage von der heiligen Ursula und den elftausend Jungfrauen, Hannover 1854. Dieser Gelehrte, der in anderen Werken Beweise von Scharfsinn und Gelehrsamkeit gegeben hat, führt hier die heilige Ursula, welche den Rhein herauffährt, auf die eben charakterisirte Untersuchung von Wolf sich stützend, gleichfalls auf eine deutsche Göttin und zwar auf die Rehalennia-Isis zurück, wobei es denn an andern mißbräuchlichen Anwendungen der deutschen Volksüberlieferungen nicht fehlt. So wird z. B. S. 109 der Name der Ursula mit einer geisterhaften Ur- schel zusammengestellt, welche in G. Meiers sehr verdienstlicher Sammlung (Deutsche Sagen, Sit-

ten und Gebräuche aus Schwaben, Stuttgart 1852, S. 1) erscheint, obgleich diese, wie der Sagenforscher auf den ersten Blick sehen muß, keine Göttin, sondern ein weiblicher Localgeist ist, der von dem Urschelberge, seinem Aufenthaltsorte, den Namen hat; und, was noch schlimmer ist, S. 100 wird in einem niederdeutschen Reime: Wanne, wie weene de Riitersknecht! Wanne, wie flauke de Junge! die bekannte Interjection wanne (d. i. ach! ei!) auf die Göttin (?) Wanne Thekla gedeutet, die mit dem nordischen Göttergeschlechte der Vanir zusammengestellt wird. — Wer sich noch aus einer andern Probe überzeugen will, wie leicht man nach dieser Methode deutsche Volksagen der verschiedensten Art zu entstellten Göttermeythen machen kann, der lese die Sage von dem Doctor mit den Böcken, welche Fries in Wolfs Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde (I, S. 19) aus Unterfranken mittheilt, und vergleiche damit, wie der Herausgeber der genannten Zeitschrift (S. 71) in dieser märchenartigen Sage den nordischen Mythos vom Hammerraub wiederfindet. Ein Doctor der Arzneiwissenschaft, der in einem großen Hause auf dem Sichelberge bei Wertheim lebt, in einem mit Ziegenböcken bespannten Wagen fährt und bei dem Volke in dem Rufe eines Wettermachers steht, erblickt von seinem Garten aus ein schönes Mädchen, verliebt sich in sie und macht ihr einen Heirathsantrag. Das Mädchen hat ihn aber zum Besten; eine Kaze wird verkleidet und ihm als seine Braut zugeführt, worauf der erzürnte Doctor das Schloß, in dem das Mädchen wohnt, durch seine Zauberkunst untergehn läßt.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. 47. Stück.

Den 22. März 1855.

G ö t t i n g e n

Schluß der Anzeige: „Niedersächsische Sagen und Märchen. Aus dem Munde des Volkes gesammelt und mit Anmerkungen und Abhandlungen herausgegeben von G. Schambach u. W. Müller.“

Nach Hrn Wolf ist der Doctor auf dem Sichelberge offen und klar der Donnergott, weil diesem die Eiche heilig war, weil auch dieser mit Böcken fährt; das alte Gebäude, in dem er wohnt, ist der Tempel des Gottes. Wenn der Doctor von dem Berge aus das Mädchen erspäht, so erinnert das an den Gott Freyr, der von Odhins Throne die schöne Gerdr erblickte. Doch ist die Sage nach Hn Wolf umgebildet und in dem Folgenden ist der Doctor wieder der nordische Riese Thrymr, der die Freyja zur Gemahlin begehrte, dem aber statt derselben der als Freyja verkleidete Gott Thorr zugeführt wurde. Denn dem Doctor, so argumentirt Hr Wolf, wurde ja eine verkleidete Kaze zugeführt, und diese ist das heilige Thier der Freyja! Hr Wolf, der in seiner Zeitschrift

ſelbſt in iriſchen und ſchottischen Heiligenlegenden bekannte und unbekante nordische und deutsche Gøttermÿthen wiederfindet, mag von der Wahrheit ſeiner Combinationen überzeugt ſein, er kann aber nicht verlangen, daß wir Andern dergleichen müſſige Spiele der Phantaſie für wiſſenſchaftliche Unterſuchungen halten ſollen. Da ſich biß jetzt nur wenige mit den erforderlichen Kenntniſſen ausgerüſtete Gelehrte der deutschen Mythologie gewidmet haben, ſo iſt es möglich, daß die bezeichnete Richtung, gegen deren Auswüchſe ich mich wiederholt in eigenen Schriften, in dieſen Blättern und in der Vorrede zu den niederſächſiſchen Sagen erklärt habe, noch eine Zeitlang den Beifall der Menge findet; es läßt ſich aber noch ſicherer vorausſagen, daß ſie ſich bald ganz überſtürzt haben wird.

Doch kehren wir zu der Hauptsache zurück. Wenn nun nach dem Vorigen die Hoffnung, der man ſich hingegeben hat, aus den Volkſagen das deutsche Gøttersyſtem wiederherzuſtellen oder auch nur eine bedeutende Anzahl der verſchiedenſten im Norden individuell ausgebildeten Gøttermÿthen in ihnen finden zu können, wenigſtens ſehr übertrieben war, ſo fragt ſich, welchen andern Gewinn ſie für die deutsche Mythologie verſprechen. Hier zeigen nun die Sagenſammlungen, im Gegenſatz zu ihrer Armuth an eigentlichen Gøttermÿthen, einen großen Reichthum an mythiſchen Ueberlieferungen von niederen Weſen des heidniſchen Glaubens, von Zwergen, Rieſen, Waſſergeiſtern, weißen Frauen und andern, wozu auch unſer Buch (N. 104 — 166) zahlreiche Beiträge gibt, dann an jenen dunkeln Anſichten über die Fortdauer der Seelen nach dem Tode und Allem, was man gewöhnlich zu dem ſogenannten Aberglauben rechnet. Ber-

gleichem wir die Vorstellungen, die sich darin aussprechen, mit denen, die irgend eine andere erhaltene ausgebildete Göttermythologie, wie die nordische, enthält, so ergibt sich bald, daß sie meistens viel einseitiger und roher sind, daß sie eben deshalb (denn auch in dem Heidenthume muß ein Fortschritt angenommen werden, der sich aus einer vollständiger auf uns gekommenen Mythologie, z. B. der griechischen, leicht darlegen läßt) auf ein hohes Alterthum Anspruch machen. Das berechtigt denn zu dem Schlusse, daß viele von diesen Sagen, so wie sie vorliegen (was davon entstellt ist, müssen die einzelnen Untersuchungen lehren), nicht nur schon in vorchristlichen Zeiten vorhanden waren, sondern selbst noch eine Bildung verrathen, über welche sich die herrschenden Ansichten des Heidenthums, besonders in der Staatsreligion, schon erhoben hatten. Da nun auch in vielen Punkten die Volkstraditionen der verschiedenen indogermanischen Stämme eine bedeutende Verwandtschaft mit einander zeigen, was nicht minder für ihr hohes Alterthum spricht, so folgt daraus, daß die methodische Sammlung und Erforschung der deutschen Sagen uns über einen längst vergangenen religiösen Culturzustand der Menschheit noch ein spätes Zeugniß liefern kann. Das ist nach unserer Ansicht ein nicht gering anzuschlagender Gewinn, den die Sammlung der mythischen Volkssagen ergeben wird.

Aber auch die Sammlung der wirklich oder anscheinend geschichtlichen Sagen ist nicht zu verachten. Zwar werden diese historischen Sagen, welche noch jetzt in unserem Volke erzählt werden, nach dem Obigen niemals als wirkliche Geschichte angesehen werden dürfen, sie werden selbst in den wenigsten Fällen die Geschichte unmittelbar berei-

chern, indem sie selten etwas sicher lehren, was wir aus den glaubwürdigen Quellen nicht anders und besser wüßten; aber es kann doch — das wird jeder zugestehen — die Vergleichung der Sage mit der wirklichen Geschichte zeigen, wie unser Volk seine Vergangenheit aufgefaßt und behalten hat, und das ist für die Kenntniß seiner geistigen Entwicklung wichtig genug.

Die noch jetzt in unserem Volke lebenden Sagen betreffen freilich, weil sie sich in den letzten Jahrhunderten vorzugsweise in den untern Ständen erhalten und fortgebildet haben, selten bedeutende Begebenheiten oder allgemeine geschichtliche Verhältnisse; sie heften sich vorzugsweise an einzelne Dertlichkeiten (Städte, Burgen, Kirchen), Familien und Personen. Diesen Charakter zeigen auch die niedersächsischen Sagen, die in unserer Sammlung vorliegen. Von den deutschen Kaisern kennen sie nur noch Heinrich den Vogelsteller (vgl. N. 10), von den alten Stammesfürsten nur noch Heinrich den Löwen und Herzog Erich; alles Andere gehört der Specialgeschichte von Dertlichkeiten und Familien an. Doch lassen sich noch in solchen dürftigen Traditionen, noch mehr aber in den früheren deutschen Heldensagen, gewisse analoge Erscheinungen der Sagenbildung wahrnehmen, die in fast gesetzmäßiger Weise in andern Gegenden und selbst bei anderen Völkern wiederkehren. Hat man diese, welche im Einzelnen hier darzulegen nicht der Ort ist, kennen gelernt, so wird man mit Hülfe derselben auch die Ueberlieferungen längst vergangener Zeiten, in welche die beglaubigte Geschichte nicht reicht, beurtheilen können; man wird im Stande sein, das Sagenhafte eines Berichtes, d. h. was dabei der subjectiven Auffassung des Volkes angehört, wenigstens an-

nähernd von dem objectiven Thatbestande, der die Sage in das Leben gerufen hat, zu scheiden; man wird unter Umständen auch die historische Unglaubwürdigkeit einer andern vielleicht ganz geschichtlich klingenden Nachricht erweisen können. Es werden also namentlich diejenigen, welche sich mit der griechischen und römischen Sagengeschichte beschäftigen, auch die deutschen Sagen, welche in vielen Fällen eine Vergleichung mit der wirklichen Geschichte gestatten, nicht außer Acht lassen dürfen.

Damit ist die wissenschaftliche Bedeutung der Sagensammlungen hinlänglich hervorgehoben. Wir könnten nun diese allgemeinen Betrachtungen noch weiter ausdehnen, indem wir zeigten, daß die Kenntniß der deutschen Volksagen, weil sie von den sittlichen und religiösen Ansichten der Kreise Zeugniß ablegen, auch noch eine praktische Bedeutung für das Leben hat; doch wird das besser an einem andern Orte ausgeführt. Wir fügen deshalb nur noch Einiges über das Buch selbst hinzu.

Wir bringen 261 Nummern Sagen und einige dreißig Nummern Märchen, und zwar nur solche Stücke, welche wir aus mündlichen Ueberlieferungen geschöpft haben. Daher ist denn das Meiste von dem, was wir geben, ganz neu; Einiges, das bereits nach anderen Quellen gedruckt war, das wir aber, weil wir es aus dem Munde des Volkes vernommen hatten, nicht ausschließen konnten, bietet in der Regel bemerkenswerthe Abweichungen dar. Unsere Mittheilungen stammen vorzugsweise aus den südlichen Theilen des Königreichs Hannover nebst den angrenzenden Gegenden; sie sind, weil sie sonst für die Wissenschaft unbrauchbar werden, treu nach der Ueberlieferung wiedergegeben und nach der Verwandtschaft des Inhaltes geordnet, ohne daß dabei ein genaues System erstrebt

wäre, daß bei der Mannichfaltigkeit der einzelnen Erzählungen kaum möglich ist.

Die hinzugefügten Anmerkungen berichten das Nöthigste über die Quellen der Erzählungen und die bemerkenswerthen Abweichungen derselben; dann verweisen sie auf Aehnliches, das bereits aus andern Gegenden gesammelt und gedruckt ist. Bei den historischen Sagen ist, wo es möglich war, die wirkliche Geschichte mit der Volkstradition verglichen, so daß der Leser sich über das Verhältniß beider näher unterrichten kann; bei den mythischen deuten wir ihren Sinn kurz an und verweisen auf einige Werke, welche zur weiteren Erläuterung dienen, namentlich auf Grimms deutsche Mythologie und des Ref. Geschichte und System der altdeutschen Religion.

Außerdem sind noch drei mythologische Abhandlungen dem Werke zugegeben. Die erste, Zur Symbolik der deutschen Volksfage betitelt, erläutert aus mehreren Sagen einige heidnische Vorstellungen von der Unterwelt, namentlich die Ansicht, daß man ihr verfallen ist, sobald man da Speise oder Trank zu sich genommen hat. Die zweite, die Fahrt in den Dsten, behandelt die bekannte niedersächsische Sage von Heinrich dem Löwen in ihrem Zusammenhange mit anderen älteren und neueren Traditionen und weist in ihnen den wahrscheinlichen Einfluß eines deutschen Mythos von Wodan nach. Die dritte, Zur Sage von dem wilden Jäger, gibt eine kurze Skizze zur mythologischen Deutung dieser Volksfage, die in Niedersachsen besonders vertreten ist. Alle gehen von der Tendenz aus, daß eine fruchtbare Behandlung der deutschen Mythologie und der deutschen Volksfage insbesondere nur dann möglich ist, wenn man den mythischen oder sym-

bolischen Ausdruck derselben zu verstehn sucht. Deshalb ist auf die Deutung der Symbole besondere Sorgfalt verwandt. Wer nun mit den Resultaten unserer Untersuchung nicht einverstanden ist, von dem müssen wir verlangen, daß er zunächst den Beweis führe, daß unsere Deutung falsch ist, was bei der ersten Abhandlung kaum möglich ist, da sich die Deutung hier schon durch die einfache Zusammenstellung der betreffenden Sagen ergibt. Bei der zweiten wird es wenigstens schwer fallen, da auch hier die Punkte, aus denen wir entnehmen, daß der in den Osten fahrende Held eigentlich in die Unterwelt geht, in allen äußerlich (namentlich in ihren Trägern) noch so sehr abweichenden Sagenformen wiederkehren und wir uns nur in Beziehung auf dieses in der Bedeutung Uebereinstimmende eine Zusammenstellung erlaubt haben. Daß dagegen der Beweis, daß alle in den hervorgehobenen Zügen übereinstimmenden Erzählungen nur aus einem Mythos von Wodan (wenn sie sich auch alle aus demselben erklären) hervorgegangen sind, noch einige Zweifel zuläßt, haben wir selbst in der Abhandlung wiederholt ausgesprochen.

Die Abhandlungen, wie die Anmerkungen, sind von dem Unterzeichneten ausgeführt; weitere Nachrichten über den Antheil, den Jeder von uns an dem Werke hat, sind in der Vorrede gegeben.

Schließlich sagen wir auch hier gern denjenigen unsern herzlichsten Dank, die uns mit Beiträgen unterstützt haben, und bitten für die beabsichtigte Fortsetzung unsers Werkes alle diejenigen, die uns Nachweise über niedersächsische Volksagen geben können, um eine gleiche Freundlichkeit.

W. M.

B r e s l a u

Verlag von Josef May u. Komp. 1853. Denkschrift zur Feier ihres 50jährigen Bestehens herausgegeben von der Schlesiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur. V und 282 S. in Quart. Nebſt X Steindrucktaſeln.

Druck von Graß, Barth und Comp. (W. Friedrich). Ein und dreißigſter Jahres-Bericht der Schleiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Kultur. Enthält: Arbeiten und Veränderungen der Geſellſchaft im Jahre 1853. 345 S. in Quart.

Mit aufrichtiger Theilnahme erfüllt uns die obige Denkschrift, welche eine Uebersicht von der funfzigjährigen, vielſeitigen Wirkſamkeit einer Geſellſchaft gewährt, deren Gründung aus reiner Vaterlandsliebe entſprungen iſt, und welche durch ihren, von derſelben genährten, uneigennütigen Eifer, unſtreitig viel zur Beförderung der Aufklärung und Wohlfahrt in Schleiſien beigetragen hat. Der Inhalt der Denkschrift zerfällt in die von Hn Profeſſor Dr Kahler verfaßte, von urkundlichen Beilagen begleitete Geſchichte der Geſellſchaft, und in Beiträge zur Natur- und Geſchichtskunde Schleiſiens. Aus der erſteren erfährt man, daß als Friedrich der Große dem durch den ſiebenjährigen Krieg verwüſteten Schleiſien durch die Errichtung der Generallandschaft (1770) aufzuhelfen beſchloß, und zur Ausführung ſeines Willens ſich des Juſtizministers von Garmer bediente, dieſer geiſtvolle und weitumblickende Staatsmann ſofort erkannte, daß durch finanzielle Maßregeln allein die Nationalwohlfahrt nicht gefördert werden könne, ſobald nicht Landwirthſchaft und die derſelben dienenden Wiſſenſchaften einen erneuten Aufſchwung nähmen, welches ihn (1771) veranlaßte, durch ein

Rundschreiben an sämtliche Landstände eine „patriotische Societät“ zu stiften, welche aus drei Klassen, einer ökonomischen, mercantilen und philosophischen zusammengesetzt wurde. Diese Sache fand anfangs zwar Anklang; indessen war die Theilnahme von keiner langen Dauer. Nach Garmer's Entfernung von Schlesien ging das von ihm gestiftete Institut bald wieder zu Grunde. Dieser Untergang wurde von Manchen, namentlich von den Freunden der Naturwissenschaften, beklagt; aber erst im 19ten Jahrhundert dachte man daran, durch freie Association sich zu helfen. Christian Heinrich Müller, der i. J. 1849 als Director des Breslauer Königlichlichen Münzamts und Professor verstorben ist, ein besonderer Freund der Naturwissenschaften, faßte den Entschluß, die aufgelöste patriotische Gesellschaft in anderer Form zu erneuern, und lud dazu eine Anzahl gleich gesinnter Männer auf den 17ten December 1803 zu einer Berathung ein, deren unmittelbares Ergebnis die Gründung einer „Gesellschaft zur Beförderung der Naturkunde und Industrie in Schlesien“ war. Eine zahlreichere Versammlung fand am 27ten Januar 1804 Statt, welche die weitere Ausführung des Planes unter Müller's Vorsitz berieth. Als Gegenstände der Bearbeitung wurden physikalische Geographie, Meteorologie, Geologie, Botanik, Zoologie, gerichtliche Medicin, Technologie, Oekonomie, vorgeschlagen. Die Sache fand großen Anklang. Die Anzahl der Theilnehmer vergrößerte sich schnell; wodurch denn auch die Fonds und Sammlungen der Gesellschaft sich rasch vermehrten. Aber die traurigen Verhältnisse, welche nach der Schlacht von Jena eintraten, und andere ungünstige Umstände, brachten die Gesellschaft

abermals in die Gefahr der Auflösung. In dieser Lage griff einer der Mitstifter, S. G. Reiche, damals Director einer viel besuchten Knaben-Erziehungsanstalt ein, und erwarb sich das Verdienst, die Gesellschaft vor dem Zerfall bewahrt zu haben. Die Zwecke des Vereins, welcher nun den Namen der „Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur“ annahm, wurden erweitert, und das umgeformte Gesellschafts-Statut erhielt am 13ten November 1809 die königliche Bestätigung. Später sind noch mehrere Veränderungen damit vorgenommen, die wir indessen hier nicht im Einzelnen verfolgen können. Wir müssen uns auf folgende Mittheilungen beschränken. Das neueste Verzeichniß der Mitglieder für die Statszeit 1852—53 nennt 237 einheimische, d. h. in Breslau wohnende, 122 auswärtige Mitglieder, 79 Ehrenmitglieder, und 268 correspondirende Mitglieder. Außer einem eisernen Fond zum Ankaufe eines Hauses und zur Errichtung eines schlesischen Museums, mit dessen Sammlung erst i. J. 1816 begonnen werden konnte, und der am Schlusse des Jahrs 1851, 4550 Thaler betrug, besitzt die Gesellschaft eine sehr werthvolle, über 16,000 Bände umfassende Bibliothek, an welche sich Sammlungen von Landkarten, Situationsplänen, Münzen, Siegeln und Antiquitäten schließen; ferner ein physikalisches Cabinet, chemische Geräthschaften, Sammlungen für Botanik, Zoologie, Mineralogie, Geologie, und eine Gemäldesammlung. Die Gesellschaft besteht gegenwärtig aus 12 Sectionen, welche sind: die naturwissenschaftliche Section, die botanische S., die entomologische S., die meteorologische S., die medicinische S., die ökonomische S., die Section für Obst- und Gartenbau, die technische Section, die

historische S., die philologische S., die pädagogische S., die musikalische S. Das Präsidium besteht aus 12 Directoren, welche aus ihrer Mitte den Präses und Vicepräses wählen, aus einem Generalsecretair, einem Substituten desselben, aus einem Cassirer, aus den Secretairen der Sectionen, und aus den Aufsehern der Bibliothek und der Museen. Präses ist gegenwärtig Hr Professor Dr Goepfert, dessen patriotische Gesinnung, vielseitige Bildung und bewundernswürdige Thätigkeit, die sicherste Bürgschaft für das Gedeihen der Gesellschaft leisten.

Obige Denkschrift gewinnt sehr an Interesse durch die im zweiten Theil derselben befindlichen Abhandlungen, welche Beiträge zur Natur- und Geschichtskunde Schlesiens enthalten, deren Titel wir hier nachfolgen lassen, indem wir nur auf den Inhalt einiger derselben näher eingehen können.

Die Stiftungs- = Urkunde des Kollegiatstifts zum heiligen Kreuz, von G. A. Stenzel. S. 47—82.

Crato von Kraftheims Leben und ärztliches Wirken, von Dr A. W. F. Th. Henschel. S. 83—142.

Wildwachsende Bastardpflanzen, hauptsächlich in Schlesien beobachtet von Dr Fr. Wimmer. S. 143—182.

Kritische Uebersicht der schlesischen Gefäß- = Cryptogamen, mit besonderer Berücksichtigung der Equiseten, von Dr J. Milde (nebst 1 Tafel). S. 183—197.

Ueber die Equiseta metabola M. Braun von Dr Milde. S. 198—204.

Beiträge zur Verwandlungsgeschichte einiger Käfer, von K. Lezner (nebst 1 Tafel). S. 205—219. Die hier mitgetheilten Bemerkungen betreffen folgende Käfer: 1. *Heterocerus laevigatus* Panz., 2. *Chrysomela cochleariae* Fab., 3. Hy-

drophilus aterrimus Eschsch., 4. *Simplocaria semistriata* Fab., 5. *Chilocorus renipustulatus* Scrib., 6. *Pentaphyllus testaceus* Redt.

Die verschobenen oder zertrümmerten Kieselgeschiebe im östlichen Reviere des Niederschlesisch-Waldenburger Steinkohlengebirges, von Dr. phil. C. Beinert (nebst 3 Tafeln). S. 221—229. Dieser Aufsatz betrifft eine höchst merkwürdige und räthselhafte Erscheinung, die in der Gegend von Charlottenbrunn in Niederschlesien in besonderer Auszeichnung auftritt, wiewohl sie sich keinesweges auf jene Gegend beschränkt, sondern bereits an manchen anderen Orten und unter verschiedenen Verhältnissen beobachtet worden, welche aber im hohen Grade die sorgfältige Untersuchung verdient, welche Hr Dr Beinert ihr gewidmet hat. Gerölle von Quarz, auch wohl von Kiesel-schiefer und anderen kieseligen Gesteinen, erscheinen wie zerdrückt, die getrennten Stücke mehr und weniger verschoben, und gewöhnlich wie durch einen aus zermalnten Theilen bestehenden Kitt wieder fest verbunden. Diese Erscheinung zeigt mannichfaltige Abänderungen, welche von dem Verf. beschrieben, und durch naturgetreue Abbildungen erläutert worden. Die zerdrückten Kieselgeschiebe finden sich in der Gegend von Charlottenbrunn, aus dem festen Gestein gelöst, nicht gar selten. Referent hat dort selbst in kurzer Zeit eine ganze Folge derselben gesammelt. Nach den Beobachtungen des Verfs ist aber ihr Vorkommen auf einen bestimmten Strich beschränkt, der eine Längenerstreckung von einer halben deutschen Meile hat. Von besonderem Interesse ist die Auffindung der zerdrückten Kiesel im Innern des Gebirges. Ein behufs Wasserlösung und Kohlenförderung von dem Gneuse aus, auf welchem die stark ge-

neigten Schichten des Steinkohlengebirges ruhen, getriebener Stollen, traf zuerst ein aus Gneuß, Quarzfels und Sandstein bestehendes Trümmergestein, dann Schichten eines grobkörnigen, braunroth gefärbten Sandsteins, und endlich eine 3 Lachter mächtige Schicht Kieselconglomerat, in welcher die verschobenen Kiesel von verschiedener Größe und mannichfacher Art von Zertrümmerung, in ein rothes Bindemittel fest eingebacken, sich der Beobachtung darboten. Der Verf. sucht zu zeigen, daß die Zerdrückung der Kieselgeschiebe erst nach ihrer Ablagerung durch gewaltsamen Druck erfolgte, und daß der sedimentirte Schlamm, welcher das Bindemittel der Schichten abgab, zugleich das Verkittungsmittel der durch die Zerdrückung entstandenen Flächen wurde. Er sieht die zerdrückten Kiesel als von eigenthümlichen Hebungsverhältnissen abhängig an, und bezeichnet daher ihre Schichten mit dem Namen „Hebungsglomerat“, zum Unterschiede von den „Reibungsglomeraten“, die sich in der Nähe emporgehobener plutonischer Gebilde befinden, wogegen jene, nach seiner Meinung, einer von seitlichem Drucke entfernteren Hebungskraft ihre Entstehung verdanken. Ohne diesen Ansichten entgegenzutreten zu wollen, und das Verdienstliche der Mittheilungen des Hrn Dr Beinert zu verkennen, möchten wir doch dafür halten, daß zur vollständigen Erklärung der höchst merkwürdigen Erscheinung der zerdrückten Geschiebe, welche in der Schweiz, wo sie in einigen Gegenden nicht selten sich finden, unter dem bezeichnenden Namen der *Quetschsteine* bekannt sind, umfassendere Untersuchungen erforderlich seien. Einen schätzbaren Beitrag dazu hat A. v. Morlot in seiner Arbeit über *erratisches Diluvium bei Pitten*, im vier-

ten, 1851 erschienenen Bande der von Haidinger herausgegebenen naturwissenschaftlichen Abhandlungen geliefert.

Sertum Sudeticum continens novas Lichenum species auctore Dr. G. G. Körber. (Nebst 1 Tafel). S. 231—238.

Uebersicht der fossilen und lebenden Säugethiere Schlesiens, von Dr Reinhold Hensel. S. 239—250. Schlesien hat nach dem Verf. bis jetzt nicht mehr als 13 bestimmte und 1 (Rhinoceros) unbestimmte Species fossiler Säugethiere aufzuweisen, von welchen gegenwärtig noch 5 leben: *Cervus elaphus*, *C. capreolus*, *C. Dana*, *C. Alces*, *C. Tarandus*; die 3 ersten auch in Schlesien (*C. Dana* nicht wild). Zunächst an diese Zeugen der Vorwelt schließen sich die Säugethiere an, welche einst Schlesien bewohnten, aber erst in historischer Zeit durch die Hand des Menschen ausgerottet, oder durch das Eindringen verwandter Species weiter getrieben wurden. Die Zahl der erloschenen Species ist 7. Sie sind: *Castor fiber* L., *Mus rattus* L., *Ursus arctus* L., *Felis lynx* L., *Felis catus*, *Cervus Alces*, *Bos Urus*. Diese bilden den Uebergang zur Fauna der gegenwärtig in Schlesien noch lebenden, deren Anzahl nach dem Verf. 55 beträgt; welche Zahl sich vielleicht auf 60 steigern würde, wenn man die in Nachbarländern gefundenen, aber in Schlesien noch nicht entdeckten hinzufügen wollte.

Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse der Paläontologie in Schlesien, sowie über fossile Cykadeen, von Prof. Dr H. R. Goepfert (nebst 4 Tafeln). S. 251—265. Der Beitrag zu der schon früher von Herrn Goepfert bearbeiteten Gruppe der Cykadeen betrifft die neue Gattung

Raumeria, mit den beiden Arten R. Schulziana Goepp. und R. Reichenbachiana.

Wir reihen hieran eine kurze Anzeige des ein- und dreißigsten Jahresberichts der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, welcher die Arbeiten und Veränderungen der Gesellschaft im Jahr 1853 enthält. Auf den von dem General-Secretair Herrn Bürgermeister Bartsch erstatteten allgemeinen Bericht über die Verhältnisse und die Wirksamkeit der Gesellschaft i. J. 1853, folgen die Berichte über die Thätigkeit der einzelnen Sectionen, welche von den Secretairen derselben verfaßt worden.

Die naturwissenschaftliche Section versammelte sich i. J. 1853 zu 13 verschiedenen Malen. Dem Berichte geht die Rede voran, welche der Präses der Gesellschaft, der zugleich als erster Secretair dieser Section fungirt, zur Feier ihres 50jährigen Bestehens über die naturwissenschaftlichen Zustände zur Zeit der Stiftung der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur hielt. Unter den chemischen Arbeiten der naturwissenschaftlichen Section finden sich mehrere Mittheilungen des Prof. Dr Löwig über organische Metallverbindungen, und eine vom Prof. Dr Kroker in Proskau übersandte Abhandlung, welche die chemische Untersuchung von Drainwässern enthält, und bei dem großen Eifer, womit die Doktoren gegenwärtig das Drainiren betreiben, Beachtung verdient, besonders in Beziehung auf die Entscheidung, ob die Vortheile, welche jenes Verfahren gewährt, durch den Nachtheil, daß die Drainwasser den Feldern Theile entführen, welche die Fruchtbarkeit befördern, nicht vielleicht aufgewogen werden. Ein zur Physik gehöriger Aufsatz des Directors Gebauer über das sog. Tischrücken, war sehr zeitgemäß, und dürfte selbst jetzt noch

wohl Manchem zur Beherzigung zu empfehlen sein. Bemerkungen über die Hyerischen Inseln vom Privat-Dozenten Dr. Scharenberg beseitigen den seltsamen, sehr verbreiteten, und selbst in geographischen Schriften sich findenden Irrthum, die Hyerischen Inseln als überaus fruchtbar und paradiesisch zu betrachten, während sie in Wirklichkeit kahle, öde, und fast unbewohnte Felsen sind, auf welchen nur an einzelnen, besonders geschützten Stellen, eine kärgliche Vegetation ihr Fortkommen findet. Interessante Bemerkungen über zellenähnliche Einschlüsse in einem Diamanten, theilte Professor Goepfert mit. Unter den die Petrefactenkunde betreffenden Arbeiten zeichnen sich besonders die Abhandlungen desselben über die Bernstein-Flora und über die *Stigmaria ficoides* Brongn., die Hauptpflanze der Steinkohlenperiode, aus. Unter den zoologischen Arbeiten findet sich ein Aufsatz des Prof. Dr. von Siebold über die Strepsipteren und Stylopiden. Beachtungswerth sind die Abhandlungen des 2ten Secretairs der Section, Dr. F. Cohn, über lebendige Organismen im Trinkwasser, besonders in Beziehung auf ihren vermeintlichen Einfluß auf die Entstehung der Cholera, und über die Krankheit der Runkelrüben. Von besonderem Interesse ist eine von dem Oberforstmeister von Pannewitz mitgetheilte — wohl passender für die technische Section gehörende — Notiz über die Anfertigung von Holzpapier, die dem Papierfabrikanten Gross zu Giersdorf bei Warmbrunn gelungen ist, der aus Fichtenholz, nach einem freilich noch geheim gehaltenen Verfahren, ein Papier darstellt, welches durch schöne weiße Farbe sich auszeichnet, und wegen des Harzgehaltes das Leimen entbehrlich macht.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 24. März 1855.

B r e s l a u

Schluß der Anzeige: „Ein und dreißigster Jahres-Bericht der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur.“

Eine bedeutende und sehr schätzbare Arbeit ist der Bericht über die Entwicklung der Vegetation i. J. 1852, von Dr Ferd. Sohn. Daß von der Schlesischen Gesellschaft geleitete, löbliche Unternehmen, die Entwicklung der Pflanzenwelt nach einem bestimmten Plane, im Anschlusse an die ähnlichen Unternehmungen in Belgien und im österreichischen Staate, zu beobachten, hat eine sehr ausgebreitete Theilnahme gefunden. Während es anfänglich nur die Absicht war, die periodischen Vegetations-Phänomene in Bezug auf die klimatische Erforschung der Provinz Schlessien kennen zu lernen, so ist es jetzt möglich geworden, das Feld der Untersuchung über den ganzen preussischen Staat auszu dehnen, welches zum größten Theil der Unterstützung des k. statistischen Bureau's, des k. meteorologischen Instituts, und

des k. Landes=Oekonomie=Collegiums in Berlin zu verdanken ist. Möchte doch dieses erfreuliche Beispiel an recht vielen Orten in Deutschland, wo Gelegenheit und Kräfte zu solchen ebenso interessanten als nützlichen Beobachtungen vorhanden sind, zur Nacheiferung anreizen!

Die botanische Section hat i. J. 1853 sechs Versammlungen gehalten. Professor Goepfert theilte u. a. Bemerkungen über den Drachenbaum, *Dracaena Draco* L. mit; Stadtrichter Wichura setzte seine beachtungswerthen Versuche über künstliche Erzeugung von Weidenbastarden fort. Der Privat=Docent Dr Körber gab einen kurzen Abriß seiner Erfahrungen über die Sporen der Flechten.

Die entomologische Section hielt im J. 1853 zehn Sitzungen. Unter den Arbeiten derselben befinden sich mehrere Mittheilungen des Lehrers Lehner u. a. über *Dorcatoma rubens* E. H. und *flavicornis* Fab., die er aus Larven erzog. Dr. phil. W. G. Schneider beendete seine Auseinandersetzung der schlesischen Arten der Dipteren=Familie *Asilica*, und sprach über die Lepidopteren=Familie der *Lithosidae*.

In einer Sitzung der meteorologischen Section erstattete der Secretair derselben, J. G. Galle, einen Bericht über die am 11. December 1852 in Schlesien beobachtete Feuerkugel; in einer zweiten berichtete derselbe über den Fortgang und Schluß der Berechnung der schlesischen meteorologischen Beobachtungen. Eine nähere Ausführung bleibt der beabsichtigten besonderen Veröffentlichung der gewonnenen Resultate vorbehalten, aus welchen hervorgeht, daß in der ganzen schlesischen Ebene die klimatologischen Verhältnisse nahe übereinstimmen.

Unter den Mittheilungen der medicinischen Section ist die bedeutendste ein Bericht des Dr. Gräber über die öffentliche Armen-Krankenpflege Breslau's i. J. 1852, der auch für einen weiteren Kreis von großem Interesse ist.

Die Section für Obst- und Gartenbau hat i. J. 1853 15 Versammlungen, und zwei Blumen- und Fruchtausstellungen gehalten, über welche berichtet wird. Es ist hiermit ein erfreulicher Beweis von der in Breslau herrschenden Liebe zur Gartencultur gegeben, die sich dort selbst dem Fremden durch die Fülle der schönsten und seltensten blühenden Gewächse, welche die wohl unterhaltenen öffentlichen Spaziergänge schmücken, auf sehr angenehme Weise zu erkennen gibt; wobei er denn freilich erfährt, welche Verdienste sich der jetzige Präsident der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, auch darum erwirbt. Derselbe hielt in den Versammlungen der Section für Obst- und Gartenbau mehrere Vorträge, u. a. über Entstehung, Betrieb und Fortentwicklung der zu Alt-Geltow bei Potsdam belegenen königlichen Landesbaumschule. Die Wahrnehmung, daß weder das Bestehen noch die Zwecke der Section hinreichend bekannt seien, sowie der Wunsch, die vielen in der Provinz zerstreuten Kräfte mit sich zu verbinden, veranlaßte den Gedanken, durch Auforderung eine größere Anzahl von Mitgliedern in der Provinz zu gewinnen. Diese sollten einerseits durch Vertheilung zunächst von Edelreisern guter Obstsorten und von Sämereien weniger gekannter Gemüse, dann durch zu erstattenden Bericht über die Resultate des Anbau's, sowie durch Empfang der gedruckten Jahresberichte über die Verhandlungen der Section mit derselben in einen lebendigen und ersprießlichen Wechselverkehr gebracht,

und dadurch die Absicht der Section, sich auch nach außen hin anregend und verknüpfend zu betheiligen, gefördert werden. Die an Gutsbesitzer, Landwirthe, sowie auch an Pastoren und Lehrer erlassenen Einladungen haben den erfreulichen Erfolg gehabt, daß bis zur Mitte des Jahres 1854 der Section 215 neue auswärtige Mitglieder beigetreten sind; und der nächste Jahresbericht wird Rechenschaft darüber geben, wie die Section ihre übernommene Zusage sofort zu realisiren bedacht gewesen ist.

In der historischen Section sprach der Ober-Regierungsrath Sohr über die Erfahrungen der Vergangenheit in Bezug auf die vertragsmäßige Sicherstellung der Rechte der den Glauben des Regenten nicht bekennenden Unterthanen.

In der technischen Section hielt der Fabrikbesitzer Dr. phil. J. Cohn einen Vortrag über die frühere und die jetzige Leinenindustrie Schlesiens, aus welchem der vorliegende Jahresbericht interessante Mittheilungen enthält. Es heißt darin u. a. „Keine Pflanze ist uns so an Leib und Seele gewachsen, wie der Flachs. Von der Wiege bis zum Leichenhemd und Bahrtuch begleitet er uns, und was die eine Generation an Linnen zerrissen, empfängt aus dem niedern Lumpenzustand, durch das Fegefeuer der Papiermühle geläutert, die folgende Generation schon wieder als Fibel und begleitet sie als Bibel. All' unsere Existenz ist in Leinwand gewickelt. So ging es schon seit uralten Zeiten: Flachsbaum ist so alt wie Getreidebau.“ — „Bei den Deutschen war das Leineweben Sache der Knechte; die Sachsen verwandten die unterjochten Wenden dazu, die später auf schlechte Bodenflächen zu deren Anbau

geseht wurden; daher ist in der sandigen wendischen Lausitz und dem schlesischen Gebirge die Leinenweberei häufig geblieben. Vervollkommnet ward sie nach und nach. 1470 wurde in Hirschberg durch den Schuhmacher Joach. Grind Schleierweberei eingeführt, der in Harlem, wo er 1464 in Arbeit stand, die feinen Garne zu verweben gelernt hatte. Das Geheimniß seiner Weberei, die er anfänglich mit seiner Schwester neben der Tuchmacherprofession betrieb, ward durch diese, die sich deshalb gut verheirathete, weiter verbreitet. 1624 legte der Breslauer Domherr von Frankenberg in Hirschberg eine Weberei feinsten Schleier an, die guten Absatz fanden, so daß ganze Dörfer der Umgegend sich darauf warfen. Steimann in Seidorf führte 1711 die geblühten und gemuschelten Schleier nach französischen Mustern ein. In Neustadt legte ein 1699 religionshalber aus Frankreich ausgewandeter Herr v. Schmettau einen großen Garnhandel an, wodurch dort, um Neisse, Brieg und Ziegenhals die Leinenspinnerei heimisch ward."

In der philologischen Section hielt Professor Dr Wagner einen Vortrag über die Musik der Griechen. Der Secretair der Section, Dr Schönborn sprach über den Breslauer Meistersänger Adam Puschmann, und die von ihm veranstaltete nicht unwichtige Sammlung von Meistersängerliedern, welche auf der Breslauer Kirchenbibliothek zu St. Maria Magdalena vorhanden ist.

Der Bericht der pädagogischen Section enthält eine von dem Secretair derselben, Chr. G. Scholz, gehaltene Rede zur Erinnerung an den verstorbenen Oberlehrer am kön. katholischen Schullehrer-Seminar zu Breslau, Felix Rendschmidt; und eine Mittheilung über die Bres-

lauer Sonntagsschule für Handwerks = Lehrlinge in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens, vom Hauptlehrer St ü k e.

Wir schließen diese Anzeige mit den aufrichtigsten Wünschen für das fernere Gedeihen einer Gesellschaft, deren vielseitige, auf die edelsten Zwecke gerichtete Wirksamkeit, die allgemeinste Anerkennung im deutschen Vaterlande verdient. H.

L e i p z i g

W. Engelmann 1854. Untersuchungen und Experimente als Beitrag zur Pathogenese des Icterus und der acuten gelben Atrophie der Leber. Von Dr. Th. von Dusch. (Habilitationsschrift). VI u. 41 S. in Octav.

Das Studium der Erkrankungen der Leber, lange Zeit vernachlässigt, scheint in unsern Tagen ein Lieblingsthema der Aerzte geworden zu sein. Es erklärt sich das daraus, weil die bessern anatomischen und physiologischen Kenntnisse, die freilich noch immer viel der Forschung übrig lassen, erst der neueren Zeit angehören, und das hier Gewonnene ziemlich direct auf eine weit vielfachere Betheiligung der Störungen der Leberthätigkeit bei vielen allgemeinen Krankheitsprocessen hinweist, als die frühere Zeit vermuthen konnte. Das vorliegende Schriftchen gibt nun zwar auf keine der in diesem Gebiete aufzuwerfenden Fragen eine beruhigende Antwort; es kündigt sich aber selbst auch nur als Beitrag an und wird als solcher nicht ohne Interesse gelesen werden.

Im 1. Theile des Schriftchens würdigt der Vf. die Umstände, welche Gallenbestandtheile ins Blut überführen, Icterus erzeugen können; er beansprucht außer Bekanntem und Anerkannten hier als Ursache

auch eine Lähmung der Gallengänge, die zur Stagnation der Galle und damit ihrer Aufsaugung durch die Lymphgefäße führen soll, eine Hypothese des Verf., der er um so größeren Werth beilegt, als er in ihr und gleichzeitiger Lähmung der Lymphgef. auch die Pathogenese der acuten gelben Atrophie findet. Es ist dies eben eine Meinung des Verf., auf die er wohl selbst nicht die Verdienste seiner Arbeit bezieht. Letztere liegen in zwei Reihen von Versuchen, die er über die chemische und physiologische Wirkung der Galle und ihrer einzelnen Bestandtheile auf das Blut, die Leberzellen und den Organismus überhaupt anstellte. In der ersten Reihe von Versuchen wurde Blut mit den einzelnen Bestandtheilen der Galle zusammengebracht. Verf. glaubt aus ihnen schließen zu dürfen, daß frische filtrirte Galle und ihr alkoholischer Extract, glyko- und taurocholsaures, sowie cholsaures Natron die Eigenschaft besitzen, die Blutkörperchen sehr rasch aufzulösen, und daß die auflösende Kraft wahrscheinlich der Cholsäure zukomme, während das Laurin keinen Antheil an derselben habe. Es würde dies einiges Licht auf die neben schweren Fällen von Icterus vorkommende Blutdissolution werfen, und führte den Verf. auf den Gedanken, ob nicht die Durchtränkung der Leber bei der acuten gelben Atrophie mit Galle eben durch diese auflösenden Eigenschaften derselben nachtheilig werde. Er stellte nun Versuche an, aus denen hervorging, daß die Galle, namentlich in etwas concentrirtem Zustande, die Fähigkeit hat, die Leberzellen außerordentlich durchsichtig und blaß zu machen und schließlich den größten Theil derselben zu einem feinkörnigen Detritus aufzulösen. Es ist diese Eigenschaft der Galle in Bezug auf die Verkleinerung der Leber in der sog. acuten gelben

Atrophie um so weniger von der Hand zu weisen, als ein successives Zerfallen der Leberzellen ein physiologischer Vorgang zu sein scheint. — Weniger befriedigend sind die Resultate der zweiten Reihe von Versuchen, welche sich die Aufgabe stellten, die Vermittlung zwischen den nervösen Erscheinungen, wie sie constant neben der acuten gelben Atrophie, aber auch neben andern Formen von acutem Icterus vorkommen, und den ins Blut aufgenommenen Gallenbestandtheilen aufzufinden. Verf. injicirte Kaninchen und Hunden sowohl filtrirte Ochsen- als glykchol- und taurocholsaures Natron und Laurin. Letzteres war offenbar unschädlich, der Injection der ersteren dagegen folgten mehr weniger heftige Krankheitserscheinungen (meist tetanische Krämpfe) und der Tod. Speciell will ich hervorheben, daß ein Hund, der die Injectionsversuche mit filtrirter Galle, glykcholsaurem Natron und Laurin ohne üble Folgen überstanden hatte, der Einspritzung des taurocholsauren Natrons sehr rasch erlag. Es schien dem Verf. selbst gewagt, nach den Versuchen nur die Wahrscheinlichkeit auszusprechen, daß die gallensauren Salze im Blute Gelbsüchtiger die Veranlassung zu Cerebralsymptomen geben könnten. Wir haben schon zu oft erfahren, wie voreilig die Schlüsse aus dem Verhalten von Fröschen, Kaninchen und Hunden auf den Menschen gewesen sind, als daß wir hier nicht vorsichtig sein sollten. Schließlicly will ich noch bemerken, daß Frerichs neuere Entdeckungen über die in Rede stehenden Fragen in dem Werkchen noch nicht berücksichtigt wurden.

U. Wachsmuth.

G i e ß e n

Ricker 1854. Beiträge zur Lehre von den Ge-

fäßgeräuschen von Dr. Frdr. Salzer. 41 S. in Octav.

Wenn gleich den Geräuschen in den Arterien niemals große praktische Bedeutung zugeschrieben wurde und auch das Kreiselgeräusch der Venen immer mehr seine Verehrer verliert, da es mit Sicherheit für die Diagnose nur verwerthet werden kann, um bestimmte Stauungen des Kreislaufs von den Lungen oder Herzen her auszuschließen, so ist bei der großen Verschiedenheit der Meinungen über die in Frage stehenden Erscheinungen eine historisch-kritische Darstellung derselben, wie sie Verf. in seinem kleinen Schriftchen gibt, doch immer von Interesse. Eben diese dahin gehörigen Erörterungen sind es auch, welche das Büchelchen empfehlen, weniger der Versuch, den Verf. selbst zur Erklärung der Geräusche machte. Refer. will die Hauptsätze, welche des Verfs Ansicht charakterisiren, hervorheben und denen, welchen er nicht beistimmen kann, wenige Worte hinzufügen. — Es gibt einen normalen systolischen Arterienton (der diastolische ist Fortleitung des 2. Herztons) — Geräusche in den Arterien sind intermittirend, die continuirlichen entstehen in den Venen. — Alle Arteriengeräusche sind mit sehr wenigen Ausnahmen Compressionsgeräusche, meist durchs Stethoskop, oder durch Geschwülste (so entsteht das sog. Placentargeräusch in comprimierten Arterien). — Die spontanen Arteriengeräusche hängen von Innervationsstörungen der Wand ab (ob aber von nervösen Stricturen, wie Verfasser meint, bezweifelt Ref.). — Beim Rigidwerden der Wände verschwinden alle acustischen Erscheinungen. — Aneurysmen geben keine bestimmten Phänomene. — Ueber die Venengeräusche kann ich dem Verf. nicht so in allen Punkten beistim-

men. Seine Sätze sind: Nonnengeräusch kann künstlich durch partielle Compression erzeugt werden (durchs Stethoskop, durch den M. omohyoid. etc.). — Größere Geschwindigkeit des Blutstroms (z. B. beim Inspiriren) verstärkt das Geräusch. — Die Nonnengeräusche haben keinen diagnostischen Werth (der Verf. untersuchte eine ziemliche Anzahl von Individuen mit den verschiedensten Erkrankungen, um diese Behauptung statistisch zu belegen). — Venengeräusche entstehen durch einen gesteigerten Spannungszustand (größere Vibrationsfähigkeit) der Venenwände und dadurch gleichzeitig vermehrte Geschwindigkeit des Blutstroms. Diese Erklärung erregt mehrfache Bedenken. Wo ist hier der Stoß, der die Vibration erzeugt? Dann entstehen die Geräusche nach meinen Erfahrungen vielmehr umgekehrt bei verringertem Spannungszustand, überhaupt überall da, wo wir voraussetzen dürfen, daß die Vene nicht durch die eigne Elasticität sich einem aus irgend einer Ursache dünner gewordenem Blutstrom anpassen kann, sondern der atmosphärische Druck zu Hülfe kommen muß. Solcher kann dann den erforderlichen Stoß liefern und die hörbaren Vibrationen der Wand erzeugen, die unter günstigen Umständen selbst musicalisch klingen. — Aller Erfahrung widerspricht ferner die Behauptung, daß Anämie dadurch den Venengeräuschen förderlich sei, daß sie den Spannungszustand der Gefäße steigere: Anämie führt überall zur Erschlaffung muskulöser Gebilde und die durch sie gesetzte offenbare Prädisposition für Gefäßgeräusche kann nur für des Refer. Meinung in Bezug auf ihre Theorie sprechen. — Schließlich glaubt Referent mit dem Verf., daß in allen Venen (außer im geschlossenen Schädel Refer.) Geräusche entstehen

können; sie sind in den Jugularvenen, und namentlich der V. iugularis dextra am häufigsten, weil dort der Blutstrom am schnellsten.

U. Wachsmuth.

A m s t e r d a m

bei J. Müller 1854. Hesiodi Scutum Herculis. Librorum MSS. et veterum editionum lectionibus commentarioque instruxit David Jacobus van Lennep. Ex schedis defuncti edidit I. G. Hulleman. Praefatus est J. Geel. XX und 112 S. in Octav.

Den Abschluß seiner treusleißigen Bearbeitung der drei Hesiodischen Dichtungen sollte van Lennep nicht erleben. Hochbefahrt starb er im Februar 1853 und so hat auf den Wunsch der Hinterbliebenen Herr Prof. Hulleman, ein junger Freund des Verstorbenen, die Herausgabe des ziemlich vollendet hinterlassenen letzten Bandes besorgt. Eigene Zusätze und Abänderungen hat der Hr. Herausgeber sich nicht gestattet, nur hat er einzelne Gedächtnißfehler berichtigt. Namentlich gegen Ende des Commentars vermißt man hin und wieder die letzte Hand des Verfassers.

Gern wird Jeder lesen was ein trefflicher Schüler van Lenneps, J. Geel, in seiner Praefatio von dessen Leben und Studien erzählt. Er schildert die von unsern akademischen Vorträgen sehr verschiedene Methode, welche van Lennep im Anfange des Jahrhunderts, wo Geel sein Zuhörer war, in Leiden befolgte. Namentlich recitirte L. gern den Text der Auctoren, welche er erklärte, um durch den Vortrag selbst die Schönheiten bemerklich zu machen, und Geel versichert, daß sein meisterhaftes Lesen einen bedeutenden Eindruck auf alle Jüngern gehabt habe. Unter Lenneps sonsti-

gen Leidner Schülern sind Hamaker und Neuvens die namhaftesten.

Auf Hier. van Boscha's Empfehlung ward Lennep Wytttenbachs Nachfolger am Athenäum zu Amsterdam. War Wytttenbach in der griechischen Prosa, zumal der Spättern, zu Hause, mit den Lateinern aber, vorzüglich den Dichtern, wenig vertraut, so war umgekehrt Lennep durch Laur. Santen und andere Muster von früh auf für die lateinische Poesie gewonnen, in der griechischen Litteratur hingegen weniger bewandert. Daher suchte er in Amsterdam die Lücken seiner Studien noch in spätern Jahren, nachdem er seinen Plan aufgegeben, von der Jurisprudenz Profession zu machen, mit unablässigem Eifer auszufüllen. So viel gibt Geels Schilderung leicht zu verstehen und das beweisen Lenneps litterarische Arbeiten, daß er nie zu der strengern Zucht der holländischen Meister gelangte, vielmehr seine einflußreiche Stellung nutzte, um Sinn für Litteratur und humane Bildung in weitem Kreisen zu verbreiten und befähigtern Köpfen zu weiterer Vervollkommnung zur Hand zu gehen.

In frühern Jahren gab Lennep eine kleine Ausgabe von Ovids Heroiden heraus als Vorläufer einer größern Bearbeitung, zu welcher er indes nie gekommen ist. Sene nennt Geel S. XV *specimen superbissimi iudicii facultatisque criticae, cuius ratio elegantiae sensu regetur, eiusque praestantiam iudex peritissimus, Nieubrius, praedicare eumque librum commendare solebat tanquam poetas latinos rite interpretandi exemplum.* Später übernahm er die Herausgabe des von Santen unvollendet hinterlassnen Terentianus Maurus, wie er den gleichen Liebesdienst früher bei den beiden Bänden der von H. v.

Boscha besorgten Anthologia Graeca geleistet hatte, welcher er zugleich eine beredte laudatio Boschii beigab. Als sonstige Früchte gelehrter Studien aus einem Zeitraum von vierzig Jahren sind die dreizehn Aufsätze bemerkenswerth, welche Lennep im Niederländischen Institut las und in den Verhandlungen desselben drucken ließ. Da manche darunter wenig beachtet scheinen, so zählen wir die Titel der vornehmsten darunter auf:

De imperatore Gallieno.

De Iudaeorum origine Damascena.

De rege Bostreno aliisque rebus memoratis in epistola Ciceronis ad Q. Fratrem II, 12.

De regibus Commagenes et Ciliciae, Seleucidarum posteris.

De varia variisque temporibus Areopagi potestate etc.

De Horatii epistola ad Bullatium I, 11.

De Daphnide Theocriti et aliorum.

De papilione seu psyche, animae imagine apud veteres.

Veris quaedam epitheta apud Veteres illustrata.

Geel bemerkt: Non omnes elaborate scriptae sunt, sed eminent pleraeque suavi genere demonstrationis et multa in modico ambitu iudicandi prudentia. Da aber G. zugleich Mitglied der zweiten, der Erforschung der niederländischen Geschichte und Alterthümer bestimmten Klasse des Instituts war, so schrieb er auch manches nicht auf das klassische Alterthum Bezügliche, darunter orationes, laudationes und carmina, quae, wie Geel bezeugt, imaginum splendore, suavitate sensuum animi, formae denique perfectione et nitore insignia von den Freunden lateinischer Dichtkunst noch jetzt hoch gehalten werden.

In einem Alter von 64 Jahren übernahm L. ein *munus gravissimum* in Collegio statuum provincialium Hollandiae. In den Mußestunden dieses Amtes nahm er nun den schon lange Jahre vorher gehegten Vorsatz ernstlich wieder auf, die Hesiodischen Gedichte zu ediren. Freilich verhehlte er sich selbst nicht, daß die Art seiner Behandlung in Kritik und Erklärung eigentlich zu spät komme, seitdem jüngere Kräfte auf demselben Felde eifrig gearbeitet hatten und von ihnen Fragen und Zweifel aufgebracht waren, deren Beurtheilung und Entscheidung der Weise des ältern Mannes nicht zusagte. Lennep ist, wie aus der Ausgabe der Theogonie und der Erga genug bekannt ist, sehr conservativ und überaus vorsichtig, ja ängstlich im Urtheil. Ganz in gleicher Weise ist das *Scutum Herculis* ausgestattet, nur daß uns die Masse der unnützen Varianten, oder richtiger Abschreiberfünden, noch unerquicklicher erscheint, je größer schon früher der Reichthum daran war. Trotzdem wird von denen, welche dem Hesiodus eingehendere Studien widmen, auch diese letzte Leistung des achtungswerthen Greises geschätzt werden.

F. W. S.

H a n n o v e r

Hahnsche Buchhandlung 1854. Der Fund von Lengerich im Königreich Hannover. Goldschmuck und römische Münzen. Beschrieben von Fr. Hahn. 53 S. in Octav. Mit 2 Tafeln in Steindruck.

Das Schriftchen enthält die Beschreibung eines im Frühjahr 1847 im Kirchspiel Lengerich, Amtes Freren, gemachten Fundes an römischen goldnen und silbernen Münzen und goldnen Schmucksachen. Ein Theil derselben, namentlich ein kostba-

rer goldener Halschmuck war bereits eingeschmolzen, ehe Sachkenner von dem Funde etwas erfuhren: den Rest hat der Pastor Rodtmann vor gleichem Schicksal bewahrt. Der Fund ist um so merkwürdiger, als bisher in Hannover, so weit zu ermitteln ist, noch nie ein Fund römischer Münzen von solchem Werthe gemacht worden ist. Ueber römische Münzen, die früher im Lande gefunden sind, gibt der Verf. einige Nachrichten, über einen bei Neuhaus an der Dste gemachten Fund Dr. Grotefend in den Nachträgen. Bei Lengerich fanden sich auf einer kleinen Anhöhe unter 3 verschiedenen Steinen 2 Gruppen Münzen. Die erste Gruppe enthielt etwa 1100 Denare, von denen in dem Werke folgende Varietäten nach der Angabe des Dr. Grotefend beschrieben sind: 1 von Trajan, 1 von Matidia, 25 von Hadrian, 2 von Sabina, 2 von Aelius Caesar, 94 von Antoninus Pius, 35 von Faustina I., 108 von M. Aurelius, 39 von Faustina II., 20 von L. Verus, 11 von Lucilla, 57 von Commodus, 7 von Crispina, 2 von Pertinax und eine von Septimius Severus. Von besonderer Seltenheit sind die beiden Pertinax (der eine bei Mizonnet 120, der andre 50 Fr. geschätzt). Die Vermuthung des Verfs ist unzweifelhaft richtig, daß der Schatz in dem Anfang der Regierung des Septimius Severus vergraben sei: denn die Münze desselben ist aus dem Jahr 193—94. Möglich, daß dieser Schatz, wie auch der Verf. vermuthet, durch einen Raubzug hierher gekommen ist.

Die andere Abtheilung des Fundes ist von diesem streng zu scheiden, sie lag unter 2 anderen Steinen, unter dem einen der Goldschmuck und etwa 10 Goldmünzen, unter dem anderen Silbermünzen des Magnentius: doch gehören die Mün-

zen ungefähr derselben Zeit an und es darf Beides als ein Depositum betrachtet werden. Der Goldschmuck, soweit er gerettet ist, besteht aus einer großen Fibula, 4 Fingerringen, 4 Knöpfchen und 2 Armringen, an Gewicht $14\frac{5}{16}$ Loth, an Goldwerth 173 Thlr. Dazu kommen 10 Goldmünzen von Constantin und seinen Söhnen, die nicht näher beschrieben sind, einige siebenzig Denare des Magnentius (3 Varietäten mit VIRTUS EXERCITI. TR.) und ein Silbermedaillon des Constantius: die Münzen dieser Abtheilung sind wie eben aus der Präge gekommen, so daß sie unmöglich im Cours gewesen sind.

Als Magnentius gegen Constantius 351 zu Felde zog und bei Mursa in Pannonia inferior geschlagen wurde, befanden sich bei dem Heere desselben nach Zosimus auch Sachsen und darauf stützt der Verf. die Vermuthung, daß der Schatz einem Sachsen (und zwar wegen der Größe einem Häuptlinge derselben) gehört habe, der denselben gleichsam als Handgeld erhielt und an heiliger Stätte vergrub, ehe er ins Feld zog. Diese Vermuthungen haben viel für sich, vielleicht läßt sich aber auch denken, daß der Sachse den Goldschmuck und das Geld auf diesen Kriegszügen erwarb und später da vergraben hat, nachdem er der Niederlage bei Mursa glücklich entronnen war. Denn weshalb solche Schätze vergraben sind, läßt sich selten ermitteln. Oder war auch dieser Schatz auf einem Raubzuge erbeutet? Jedenfalls ist das Schriftchen höchst interessant, und bietet nicht bloß Numismatikern manchen Aufschluß, sondern auch denen, die sich mit den Alterthümern unsers Landes befassen.

G. Schmidt.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 26. März 1855.

N ö r d l i n g e n

Druck und Verlag der G. H. Beck'schen Buchhandlung 1852. 1853. Der Schriftbeweis. Ein theologischer Versuch von Dr. F. Chr. K. Hofmann. Erste Hälfte. XIV u. 574 S. Zweite Hälfte. Erste Abtheilung. 407 S. in Octav.

Seit Schleiermachers Tagen ist mehrfach von der Ungenauigkeit und Unsicherheit in dem Gebrauche der biblischen Beweisstellen geredet; aber abgesehen von den mündlichen Verhandlungen der akademischen Lehrer, z. B. von Ewestens Vorlesungen über die biblischen Beweisstellen, ist dem Referenten kein Versuch jenem Uebelstande abzuhelpfen bekannt geworden. Das vorliegende Hofmannsche Werk bricht hier eine neue Bahn, und zwar auf eine so bedeutende Weise, daß es ohne Zweifel auf dem neu eröffneten Gebiete lange Zeit mit unbestrittener Ehre herrschen wird.

Die Aufgabe, welche das anzuzeigende Werk zu lösen sucht, ist in einem der ersten Sätze kurz so bezeichnet, daß das Ganze des Systems von dem

Ganzen der heil. Schrift, nicht aber dieses und jenes Einzelne hier und da in der Schrift bezeugt erscheinen solle. Die genauere Beschreibung dieser Aufgabe, welche in der einleitenden Abhandlung über das „Wesen und Geseß des Schriftbeweises“ (S. 1—32) gegeben ist, und die nach den aufgestellten Grundsätzen vollzogene Beweisführung selbst, Beides zeigt nun weiter, was der Verf. darunter versteht, daß das Ganze eines Systems von dem Ganzen der heil. Schrift bezeugt sei. Das aus der Schrift zu beweisende Lehr-ganze hat der Verf. in acht Lehrstücke geordnet vorangestellt. Es enthält den wesentlichen Glauben der protestantischen Kirche in einer auf das Entschiedenste ausgeprägten Form Hofmannscher Theologie. Denn mit großem Nachdruck fordert der Verf., daß der Schriftbeweis wissenschaftlich sei, d. h. so, wie nur der Urheber eines theologischen Systems den Beweis führen könne, oder wie der Theologe dem Theologen denselben „für ein von ihm selbst geschaffenes Lehr-ganze“ leiste (S. 4). „Aber, fährt der Verf. fort, die Schriftgemäßheit eines kirchlichen Bekenntnisses zu erweisen, welches in dem, der sie zu erweisen unternimmt, wirklich ein Leben hat, dazu werden die sich ergebenden Grundsätze der Beweisführung ebenso anwendbar sein, als für die Erweisung der Schriftgemäßheit meines eigenen Lehr-ganzen.“ Da nun das System eines Theologen mit dem kirchlichen Bekenntniß nicht identisch sein kann und soll, so scheint es, als wenn die von Hofmann gemeinte Sicherheit des Schriftbeweises doch in eine große Unsicherheit umschlüge, indem die Schriftgemäßheit eines kirchlichen Bekenntnisses nach derselben Regel erwiesen werden soll, nach welcher ein Theolog den Schriftbeweis für sein selbstgeschaffenes Sy-

stem zu führen hat. Diese scheinbare Schwierigkeit löst aber Hofmann (S. 4) durch die Erinnerung, daß ein „kirchliches Bekenntniß kein wissenschaftliches System, sondern in der Geschichte des kirchlichen Gemeinlebens nöthig und möglich gewordene Aussage von Glaubenserkenntnissen“ sei. Der Theolog führt den vollen Schriftbeweis für das im kirchlichen Bekenntnisse Gemeinte, wenn die in diesem ausgesprochenen Glaubenserlebnisse seine eigenen sind, und deshalb in seinem theologischen Systeme eine Aussage finden müssen. So folgt aber unter der Voraussetzung, daß das Ganze der Schrift die eine Wahrheit einstimmig bezeugt, daß nur ein kirchliches Bekenntniß schriftgemäß sein und nur für ein theologisches System der volle Schriftbeweis erbracht werden kann. Jeder Mangel am Schriftbeweise muß auf einen Mangel im System hinweisen. Wenn nun bei solchen Ergebnissen aus seiner Grundanschauung der Verf. selbst behauptet (S. 4), daß „Jeder seine eigene Theologie habe, nämlich Jeder, der überhaupt eine habe“, so brachte es gewiß die Bescheidenheit und Wahrhaftigkeit mit sich, daß das vorgelegte Werk als ein „theologischer Versuch“ angekündigt wurde.

Die schon erwähnte Abhandlung über „Wesen und Gesetz des Schriftbeweises“ beantwortet die drei Fragen: Was soll bewiesen werden? (S. 5—16). Womit soll bewiesen werden? (S. 16—27). Wann ist bewiesen? (S. 28—32). Indem der Verf. auf jene erste Frage die unmittelbare Antwort gibt, daß es die „wissenschaftliche Aussage des Christenthums“ sei, welche als schriftgemäß erwiesen werden solle, eröffnet er eine zweitheilige Erörterung; denn es fragt sich nun, was das Christenthum und was wissenschaftliche Aussage

desselben sei, oder was ein theologisches System zu bedeuten habe. „Das Christenthum ist die in Jesu Christo vermittelte persönliche Gemeinschaft Gottes und der Menschheit“ (S. 8). Der christliche Theolog hat also weder eine Lehre, ein Gesetz von dem, was man glauben oder thun soll, auszusagen, noch einen Bericht von überlieferten Thatsachen, von gefundenen oder vorgefundenen Erkenntnissen zu liefern, „sondern ein gegenwärtiger Thatbestand legt sich dar. Und dieser Thatbestand liegt nicht außer dem, welcher ihn auszusagen Beruf hat, sondern als sein selbsteigner Besitz in ihm. Nicht ein Christenthum, sein Christenthum will sich darstellen, welches dann aber in dem Maße, als er persönlich inner der Gemeinde Gotte durch Christum geeinigt ist, das Christenthum sein wird“ (S. 8). Hier hören wir also von Hofmann die Begründung der entschiedenen Subjectivität, durch welche sich das von ihm aufgestellte und als schriftgemäß nachzuweisende Lehr-ganze auszeichnet.

Diese Subjectivität nimmt Hofmann als die Freiheit des Theologen, welcher sein System auszusagen soll, in Anspruch; er erweist dieselbe aber auch in ihrer sittlichen und wissenschaftlichen Nothwendigkeit und Ordnung. „Freie Wissenschaft ist die Theologie nur dann, wenn eben das, was den Christen zum Christen macht, sein in ihm selbstständiges Verhältniß zu Gott, in wissenschaftlicher Selbsterkenntniß und Selbstaussage den Theologen zum Theologen macht, wenn ich der Christ mir dem Theologen eigenster Stoff meiner Wissenschaft bin“ (S. 10). Die Wahrheit dieser Subjectivität beruht auf der Wirklichkeit des gegenwärtigen Christus, welcher auch, den Christen und den Theologen, mit Gott in lebendige Gemeinschaft gesetzt

hat, auf der Selbstgewißheit der Wiedergeburt, auf dem Zeugnisse des heiligen Geistes in mir (S. 10. 15). So erscheint die von dem Theologen auszusagende Thatsache zunächst als eine durchaus einfache; die Mannichfaltigkeit ihres Inhaltes aber darzustellen, dazu bedarf es eines wissenschaftlichen Denkens, welches jedoch nur die Selbstentfaltung jener einfachen Thatsache zu erfassen hat (S. 12). Wenn also nach der zu Grunde gelegten Erklärung, was Christenthum sei, durch die wissenschaftliche Selbstaussage des Theologen thatsächliche Verhältnisse zwischen Gott und dem Menschen dargestellt werden müssen, so werden diese als in dem Christenthume als solchem vorausgesetzt, gegenwärtig oder geweissagt erscheinen (S. 13) — das heißt mit andern Worten: in dem theologischen Systeme wird z. B. von Gott, als der Voraussetzung meines Heiles, von meiner gegenwärtigen Sündhaftigkeit und Begnadigung, und von meiner zukünftigen Vollendung geredet werden müssen.

Weiter ergibt sich für die Aussage des dem Theologen eigenen Christenthums mit der Einfachheit und Mannichfaltigkeit des Inhaltes selbst auch der eigenthümliche Ausdruck, die einfache, selbständige, wahre Form: „daß der Ausdruck durchweg dem gleichartig bleiben will, wie sich die Thatsache des Christenthums in ihrer allgemeinsten und einfachsten Gestalt benannt hat, braucht wohl nur in Erinnerung gebracht zu werden, um ungeachtet der gang und gäben Uebertretung dieses Gesetzes seine unzweifelhafte Geltung zu haben“ (S. 13).

Endlich ergibt sich aus der Thatsache des Christenthums selbst auch der Organismus des dasselbe aus sagenden Systems. „Denn das Verhältniß Gottes und der Menschheit, wie es in uns ge-

genwärtig ist, gibt sich einerseits als geschichtlicher Vollzug eines ewigen Verhältnisses, andererseits als die Mitte der Vollzugsgeschichte dieses letztern zu erkennen. Das Ewige als Voraussetzung des Geschichtlichen ist sonach das Erste, worauf die geschichtliche Gegenwart führt: mit ihm beginnt das System. Das Uebrige ist Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft der Vollzugsgeschichte jenes ewigen Verhältnisses. Die Vergangenheit erkennt man an der Gegenwart als die geschichtliche Voraussetzung, die Zukunft als die geschichtliche Erfüllung derselben. Denn das gegenwärtige Verhältniß Gottes und der Menschheit trägt nothwendig vermöge seiner Vollkommenheit die Merkmale der in ihm zum Abschlusse gekommenen Geschichte in der Art an sich, daß sich ihm alle wesentlichen Thatsachen derselben in der ihnen wesentlichen Folge absehn lassen müssen, ohne daß es dazu der Beihülfe anderer geschichtlicher Ueberlieferung bedarf, als solcher, deren Anerkennung außer allem Streit und Zweifel liegt. Andererseits ist aber doch jenes Verhältniß nur insofern vollkommen, als es in Christo vermittelt ist. Da nun der Mensch von dem Christen, die Menschheit von der Christenheit noch unterschieden werden kann, so ist dasselbe hinwieder auch unvollkommen, und fordert vermöge dieser seiner Unvollkommenheit, als Anfang des Endes, eine zukünftige Geschichte, deren Inhalt nicht minder an ihm wahrzunehmen sein muß, da sie nur in der Selbstvollziehung des schon Vorhandenen bestehn kann, und die Gegenwart, wie Verbürgung der Zukunft, so auch Weissagung auf dieselbe ist" (S. 13. 14). Aus diesen Grundsätzen, welche aus Hofmanns Werke über Weissagung und Erfüllung schon bekannt sind, ergibt es sich, daß seine in

dem vorgelegten Lehrganzen dargestellte Theologie als eine religiöse Speculation über die Geschichte des Verhältnisses Gottes und der Menschheit erscheint. Was man sonst gewohnt ist, in Form von bestimmt aussagenden Lehrsätzen zu hören, tritt nicht selten einem historischen Rückschlusse ähnlich auf: wenn dies so sich verhält, so wird jenes also gewesen sein u. dgl. Und so wird denn dies als heilsgeschichtliche Voraussetzung Erschlossene als schriftgemäß erwiesen.

Daß nun in dem Organismus des Systems, welches natürlich Dogmatik und Ethik zugleich umfaßt, jeder Satz seine nothwendige Stellung und Verbindung habe, folgt aus der Einheit und Sicherheit der Sache selbst. Dasjenige also, welches als schriftgemäß bewiesen werden muß, ist „Inhalt, Ausdruck und Stellung jedes Satzes“ (S. 16).

So zeigt der Verf., was er darunter versteht, daß das Ganze des Systems bewiesen werden solle. Es wird gut sein, wenn wir, ehe wir ein Urtheil wagen, auch noch darüber ihn hören, was das heiße, daß mit dem Ganzen der Schrift jenes Ganze des Systems bewiesen werden müsse. Diese Erklärung wird in dem zweiten Kapitel der einleitenden Abhandlung gegeben: „Womit soll bewiesen werden?“ Nicht die Zustimmung einzelner, wengleich vieler, Christen, antwortet der Verf. zuerst, kann die Richtigkeit meiner theologischen Aussage verbürgen; denn der Andere „kann so gut, wie ich, im Irrthum und seine geistliche Erfahrung kann ebenso wie die meine unfertig oder über sich selbst unklar sein“ (S. 17). Auch bei der Kirche als solcher kann ich den Beweis für mein System nicht suchen, schon deshalb nicht, weil „die Geschichte der Kirche noch nicht abge-

geschlossen, somit der aus ihr zu gewinnende Beweis noch erst im Werden ist" (S. 19). Ich bedarf eine andere Darstellung des Christenthums als die Geschichte des im Werden begriffenen kirchlichen Gemeinwesens. An der heiligen Schrift, deren Umfang durch die israelitische und die christliche Gemeinde bestimmt ist, habe ich eine solche Darstellung. Die scheinbare Unsicherheit des Schriftganzen, welche darin erkannt werden könnte, daß erstlich die römische Kirche die Apokryphen des alten Testaments für kanonisch und zweitens die Kritik manche Bücher der Schrift für unecht oder zweifelhaft erklärt hat, ist in der That keine; denn die Apokryphen sind erst dem alttestamentlichen Schriftganzen beigefügt, nachdem dasselbe längst abgeschlossen war, und was die Kritik betrifft, so kommt es hier durchaus nicht in Betracht, was Einzelne über Werth oder Unwerth der Bücher der Schrift urtheilen, es verschlägt auch jetzt, nachdem die Kirche den Kanon festgestellt hat, nichts, daß zu einer Zeit, als die Kirche noch im Begriffe stand, sich über das Schriftganze zu einigen, über dieses oder jenes Buch Zweifel obwalteten (S. 20 ff. 24 ff.) — ein Urtheil, welches doppelt auffallend sein muß in dem Munde eines Theologen, welcher das Recht der Subjectivität so sehr geltend macht, daß er das ganze theologische System als wissenschaftliche Selbstaussage des Christen darstellt.

Die Schrift ist nun nicht eine Sammlung von Lehrsätzen oder Gesetzbestimmungen, sondern Denkmal einer Geschichte, und zwar der Heilsgeschichte oder, was dasselbe ist, israelitischer Geschichte. Denn sämtliche Schriften alten und neuen Testaments stammen aus dem Volke Israel und beziehen sich auf die Thatfachen seiner Geschichte.
(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. 51. Stück.

Den 29. März 1855.

N ö r d l i n g e n

Schluß der Anzeige: „Der Schriftbeweis. Ein theologischer Versuch von Dr. F. Chr. K. Hofmann.“

Nun aber ist eben Israel das heilsgeschichtliche Volk. „In Israel ist Jesus erschienen, in Israel hat die christliche Gemeinde ihren Anfang genommen. Also ist es Gottes Wille gewesen, das Heil der Welt in israelitischer Volksgestalt zu offenbaren“ (S. 22). Alle Geschichte Israels vor der Erscheinung Christi ist Vorbereitung auf diese Heilsthat; die Erscheinung Christi muß der Abschluß der vorausgegangenen Geschichte Israels sein. So muß die Schrift „die Voraussetzungen der christlichen Gegenwart, die Voraussetzungen nämlich der aus Israel in die Heidenwelt übergesiedelten Gemeinde Christi in das ihnen entsprechende Wort gefaßt“ enthalten, worin auch dies liegt, daß die Schrift das geschlossene Denkmal dieser Voraussetzungen sein muß (S. 22 fl.). Um aber hiesür gelten zu können, muß die Schrift „das Wort Gottes an die Gemeinde“ sein, denn

sie muß „von demselben Geiste gewirkt sein, welchem die Gemeine ihr Dasein verdankt. Für den einzelnen Christen mag sie Gottes Wort nur enthalten oder nur ein Wort Gottes sein: für die Kirche ist sie das Wort Gottes“ (S. 23).

Wenn aber die so beschaffene Schrift dasjenige ist, mit welchem das theologische System bewiesen werden will, so ergeben sich für die Art der Beweisführung die Regeln, daß das Ganze der Schrift überall gleichermaßen als beweiskräftig angesehen werde und der Unterschied zwischen altem und neuem Testamente, zwischen den Reden des Herrn und der Aussage irgend eines neutestamentlichen Schriftstellers gänzlich bei Seite gelassen werde. Ferner muß die Schrift als Denkmal einer Geschichte auch in ihrer eignen geschichtlichen Art verstanden, also die einheitliche Entfaltung ihres Zeugnisses begriffen, überhaupt aus dem einen Ganzen der Schrift der Beweis erhoben und dabei endlich die Schriftausage selbst richtig und genau verstanden werden (S. 23—27). Auf diesen Grundsätzen beruht die lehrreiche Weise Hofmanns, einen Lehrsatz durch die ganze Schrift hin zu verfolgen und mit äußerster Genauigkeit und mit Aufbietung aller philologischen Mittel und einer geistvollen exegetischen Methode die Zeugnisse der Schrift auszulegen. Dies Lob, welches die Anwendung der dargelegten Grundsätze betrifft, wird durch jede Seite des Hofmannschen Werkes gerechtfertigt.

Aber wir beendigen zuvörderst die Darstellung der leitenden Grundsätze selbst, indem wir noch auf die dritte Frage der vorangeschickten Abhandlung „Wann ist bewiesen?“ und deren Beantwortung (S. 28—32) hinweisen. Was hier erörtert wird, ergibt sich im Grunde schon aus dem Vorangegangenen. Deshalb ist es eigentlich nur

eine gedrängte Wiederholung der in den beiden ersten Kapiteln entwickelten Grundsätze, welche zu dem Abschlusse führt: „Wenn dasselbe Thatsächliche den Inhalt von System und Schrift ausmacht; wenn alle Thatsachen des Systems die ganze, in sachgemäßer Ordnung verglichene Schrift für sich haben, nach Wesen und Bedeutung, nach Inhalt, Ausdruck und Maaß; endlich wenn die Gesamtgestalt des Systems und die der Schrift einander durchaus entsprechen — dann ist der Schriftbeweis für das System geleistet“ (S. 32).

Die eigenthümliche Tüchtigkeit dieser Grundsätze, denen man es anmerkt, daß sie gleicherweise auf einer erprobten Parthese des christlichen Lebens wie auf einer langen wissenschaftlichen Arbeit beruhen, kann erst durch das Studium des nach denselben ausgeführten Werkes richtig gewürdigt werden. Deshalb ist es überaus schwierig, über diese Grundsätze ein Urtheil zu sagen, welches mit einzelnen Beispielen kaum erläutert oder begründet werden kann; denn in dem ganzen Hofmannschen Werke ist eigentlich nichts Vereinzelttes, sondern Alles wie aus einem Gusse. Gegen den Grundsatz, nach welchem das theologische System, welches als schriftgemäß zu erweisen ist, nichts Anderes sein soll, als die wissenschaftliche Entfaltung dessen, was dem theologischen Schöpfer des Systems deshalb, weil er ein Christ ist, eignet, würde nichts zu erinnern sein, falls der Urheber des Systems sowohl ein vollendeter Christ, als auch ein vollendeter Theologe wäre. Aber weder das Eine noch das Andere ist der Fall; und gerade je höher Hofmann selbst die Aufgabe stellt, daß der ganze Organismus des Systems und daß Inhalt und Ausdruck und Stellung jedes einzelnen Satzes schriftgemäß sein solle, um so sicherer

wird die Lösung der Aufgabe unerreichbar erscheinen. Der Verf. selbst hebt hervor, daß in keinem Christen die geistliche Erfahrung völlig klar und sicher sei; er hätte auch beifügen dürfen, daß das Zeugniß des heiligen Geistes im Christen oder die eigne Gewißheit der Wiedergeburt immer noch tiefer und reicher ist, als das wissenschaftliche Denken, welches den Christen zum Theologen macht, sein kann, abgesehen davon, daß manchmal das wissenschaftliche Denken auch irrt und nicht so weit reicht, als es vermöchte und sollte. Aber der Verf. selbst, der wohl bedenkt, daß der Christ noch im Fleische lebt, sagt: „Mehr zu leisten, als daß die Gegenwart ihren entsprechenden Ausdruck finde, ist der Wissenschaft weder gegeben noch befohlen“ (S. 15). So folgt denn freilich, daß jedes theologische System in der Wahrheit ein Versuch sein muß, aus der unvollkommenen Subjectivität zu der vollkommenen objectiven hindurchzudringen und jeder unternommene Schriftbeweis wird, weil in der Schrift dieses Objective bezeugt ist, eine Correction des Systems liefern oder wenigstens die Nothwendigkeit derselben darthun; in diesem Sinne also wird gegen die von Hofmann geltend gemachte Subjectivität nichts zu erinnern sein. Größere und durch die bis jetzt vorliegenden Abtheilungen des Hofmannschen Werkes noch nicht erledigte Bedenken erheben sich wider den zweiten Grundsatz, welcher sich auf das Schriftganze, mit welchem bewiesen werden soll, bezieht. Dem sein System mit der Schrift beweisenden Theologen wird die Berücksichtigung der kritischen Zweifel an einzelnen Büchern deshalb untersagt, weil für die Kirche die ganze Schrift als das Wort Gottes gelte, wenn sie auch nach dem Urtheile des einzelnen Theologen nur eingeschränkt diese

Bedeutung habe. Hier ist aber der Theolog in einer schlimmen Lage, wenn er, der ja weder das kirchliche System noch sein eignes System auf kirchliche Art beweisen soll, mit seiner kritischen Ueberzeugung in Collision geräth. Zugegeben, daß die Schrift als Ganzes von demselben göttlichen Geiste gewirkt sein muß, welcher die Gemeinde, für welche die ganze Schrift Denkmal der Heilsgeschichte ist, gewirkt hat: so wird etwa ein Theolog sagen, der zweite Brief Petri gehört nicht zum Schriftganzen. Dies Urtheil verwirft freilich der Verf. als ungeschichtlich, weil für die Kirche der Kanon abgeschlossen sei. So ergeben sich die offenen Fragen: was ist denn der Kanon? was ist die Kirche und inwiefern hat sie das Recht, den Kanon abzuschließen? Auch die Frage nach dem Begriff der Inspiration ist hier natürlich von großer Bedeutung. Dies Alles ist aber in den beiden vorliegenden Abtheilungen, welche von den acht Lehrstücken des Systems die ersten fünf umfassen, noch nicht behandelt; denn was am Schlusse des vierten Lehrstücks von der alttestamentlichen Schrift als dem nothwendigen Denkmale der alttestamentlichen Heilsgeschichte gesagt ist (I, S. 566), trifft hier nicht zu und soll auch noch nicht ausreichen. Erst am Schlusse des sechsten Lehrstücks, welches von der christlichen Gemeinde und ihrem Schriftdenkmal handelt, können alle jene Fragen gelöst werden.

Schon bei dieser Erörterung der Grundsätze, auf welchen das Hofmannsche Werk ruht, ist einige Male auf die Ausführung hingewiesen, welche man freilich fortwährend im Sinne haben muß, wenn man die Bedeutung der entwickelten Grundsätze richtig würdigen will. In derselben Lage befindet man sich bei dem von Hofmann voran

gestellten „Lehrganzen“ im Verhältniß zu dem nachfolgenden Schriftbeweise für dasselbe, man wird jenes Lehrganze nur höchst nothdürftig verstehen, wenn man nicht den ganzen entsprechenden Schriftbeweis als eine authentische Interpretation hinzunimmt. Ref. gesteht, daß er in der ihm bekannten theologischen Litteratur keine Schrift weiß, welche durch eine so räthselhafte Sprachweise den Leser hinderte, um nicht zu sagen neckte, wie die Abtheilung des vorliegenden Werkes, welche das „Lehrganze“ darstellt. Der Verf. selbst fordert auf das Entschiedenste, daß auch der Ausdruck der Lehrsätze einfach, wahr, schriftgemäß sei, und klagt über die gangbare Verletzung dieser Regel. Aber wer hat dieselbe schwerer verletzt als er selbst? Man ist bei jedem Lehrstücke hundertmal in der Lage vom Schriftbeweise auf das Lehrganze, und vom Lehrganzen auf den Schriftbeweis zu blicken, um nur den Zusammenhang nicht zu verlieren und die Absicht der Erörterungen im Auge zu behalten. Im zweiten Lehrstücke z. B. heißt es also: „Dem Inhalte des ewigen Gotteswillens gemäß wird der Anfang seiner Verwirklichung darin bestanden haben, daß der Mensch und, weil für ihn, so auch vor ihm, in Abzielung auf ihn, die übrige körperliche Welt geworden ist. Welches aber die Ungleichheit des innergöttlichen Verhältnisses ist, in welcher dasselbe diesen Anfang gewirkt hat, ergibt sich aus derjenigen Ungleichheit desselben, in welcher es den Anfang des Endes gewirkt hat. Das Verhältniß Gottes des Vaters und des Menschen Jesus im Geiste beider gestaltet sich, hieher übertragen, zur Liebesgemeinschaft Gottes des überweltlichen Schöpfers in Gott dem inweltlich wirksamen Lebensgrunde zu Gott dem urbildlichen Weltziele. Dieses innergöttlichen Verhält-

nisses Abbild, weil Verwirklichung des ewigen Gotteswillens, welcher, indem Christus zum ewigen, so die Menschheit zum geschichtlichen Gegenstande hat, ist das Verhältniß zu Gott, in welches der Mensch geschaffen worden“ (S. 37). Wenn wir nicht auch den ersten dieser Sätze ausgeschrieben hätten, so würde kaum ein Leser merken, daß hier von der Schöpfung die Rede sei. Freilich geht das erste Lehrstück voran, in welchem von den ewigen Voraussetzungen der Heilsgeschichte geredet wird, nämlich von dem innergöttlichen Verhältnisse des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes, und von dem ewigen Gotteswillen, welcher auf das Heil aller Menschen sich richtet, und im zweiten Lehrstücke selbst gehen einige Sätze voran, in welchen gesagt ist, daß die Selbstverwirklichung des göttlichen Liebeswillens überhaupt einen Anfang müsse genommen haben, weil sie in der geschichtlichen Erscheinung Jesu Christi zum Anfange ihrer Vollendung gekommen sei, und daß jenem Anfange zur Voraussetzung diene ein Verhältniß der Ungleichheit, in welches die Dreieinigkeit eingetreten sei: aber auch, wenn man aus diesem mysteriösen Zusammenhange an jene mysteriösen Sätze tritt, wird man immer noch nach einem Commentar suchen müssen. Es gewährt ein eigenthümliches Vergnügen, wenn man durch die lichtvollen biblisch-theologischen Abhandlungen, in denen der Schriftbeweis geliefert wird, sich in den Stand gesetzt sieht, den dunkeln Sinn und den verborgenen Zusammenhang der wie Drakelsprüche imponirenden Lehrensätze endlich herauszufinden.

Wenn wir nun, da wir gewissermaßen bei dem Anfange unserer Anzeige stehn, indem wir auf das von Hofmann aufgestellte theologische System und den für dasselbe gelieferten Schriftbeweis ge-

nauer eingehn sollten, dennoch abbrechen, so wird derjenige, welcher sich das angezeigte Werk zum ernstern Studium empfohlen sein läßt, uns leicht entschuldigen. Es frommt nicht, zu berichten, daß Hofmann viele Sätze der gewöhnlichen Dogmatik nicht als ausdrückliche Aussagen, sondern nur als Voraussetzungen in der heiligen Schrift findet; es verschlägt wenig, zu bemerken, daß er z. B. die Anselmische Satisfaktionstheorie und die Lehre von der Höllenfahrt Christi bestreitet; und nur, wenn man Recht und Raum zu einer eingehenden Erörterung hat, wird man behaupten dürfen, daß z. B. die Vorstellung von der im Geiste Gottes beschlossenen Geisterwelt, die Lehre von Christo, welcher *θεός*, aber nicht *ὁ θεός* heiße (*ὁ θεός μου* Joh. 20 — „wie es einem Menschen konnte gelten wollen.“ I. S. 126), und Anderes unklar oder unrichtig sei. Auch über einzelne exegetische Fragen zu streiten, z. B. über den Begriff *ὁ λόγος* im Prolog des johanneischen Evangeliums — nach Hofmann ist *ὁ λόγος* eine neutrale Bezeichnung Jesu Christi, gleich *ὁ λόγος τοῦ εὐαγγελίου* — oder eine etwa vorkommende exegetische Willkürlichkeit in Anspruch zu nehmen, z. B. die Erklärung, wie Abels Opfer Glauben vorausgesetzt habe, weil er ein Thier dargebracht, wie dagegen Kains Opfer, weil es in Früchten des Feldes bestanden habe, nicht wohlgefällig sein können (I, S. 511) — zu dergleichen Ausstellungen ist hier nicht der Ort, sie würden auch keineswegs dazu dienen, dem Leser ein richtiges Bild von dem Hofmannschen Werke zu gewähren.

Der Verf. hat sein Werk durch die Widmung an Karsten, Kliefoth und Krabbe zu einem Denkmal persönlicher Freundschaft gemacht; er hätte es, der wissenschaftlichen Art desselben entsprechend,

auch dem Andenken Schleiermachers weihen können. Weil es solchen Geistes ist, deshalb wird es ein langes, ruhmvolles Leben haben.

Dr. Fr. Düsterdieck.

E r l a n g e n

Ferdinand Enke 1855. Diagnostik der Krankheiten des Unterleibs. Von Dr. A. Siebert, Prof. der Medicin und Vorstand der medicin. Klinik in Jena. VIII u. 400 S. in Octav.

Im Gebiete der Naturwissenschaften ist es eine sich wiederholende Erscheinung, daß zu bestimmten Zeiten sich die meisten Kräfte zur Bearbeitung vorzugsweise eines Gegenstandes vereinigen, und namentlich die Geschichte der Medicin — um bei dieser stehen zu bleiben — hat uns mehr als einmal gelehrt, daß eine einzige wichtige Entdeckung der gesammten ärztlichen Bildung und Forschung für längere Zeit einen ganz bestimmten Charakter aufzudrücken vermochte. Ich brauche nur an Auenbrugger, Corvisart und Laennec zu erinnern, um Sedermann's Uebereinstimmung mit der Behauptung gewiß zu sein, daß sich seit ihren Zeiten das Streben nach exacterer Diagnostik pathologischer Zustände auch in den von jenen nicht unmittelbar berührten Gebieten Bahn gebrochen hat. In unsern Tagen nun werden die Krankheiten des Unterleibs, namentlich der drüsigen Organe, mit solcher Vorliebe behandelt, daß sich schon aus dieser Thatsache allein schließen läßt, daß die Physiologie und Pathologie derselben wesentliche Fortschritte gemacht haben müsse. Zwar hat unsre Zeit in diesem Gebiete nicht eine der oben citirten ähnliche epochemachende Entdeckung aufzuweisen, aber die Leistungen in der normalen und pathologischen

Anatomie, in der Physiologie und Pathologie der großen Bauchdrüsen — ich erinnere an Kölliker's und Rokitsansky's, an Bright's, Virchow's, Frerichs' und vieler A. Arbeiten — sind doch der Art gewesen, daß es ein gewiß gerechtfertigtes Unternehmen ist, das bis daher Geleistete zusammenfassend zu einer mehr oder weniger systematischen Darstellung der Unterleibsfrankheiten zu bearbeiten. Schon früher hat sich Henoch's Talent, wie jetzt wieder in seinem Supplement zu Canstatt's bekanntem Werke, glänzend darin bewährt, die Errungenschaften der wissenschaftlichen Bearbeitung der Physiologie und Pathologie in einem Resumé zum Zweck der Medicin als Kunst — darin besteht ja überhaupt nur die Aufgabe der sog. „speciellen“ Doctrin der Pathologie und Therapie — zusammenzufassen. Jetzt erhalten wir gleichzeitig mit dem anzuzeigenden Werke aus demselben Verlage die 1. Abtheilung des 6. Bandes von Virchow's Handbuch der spec. Pathologie und Therapie, in dem Prof. Bamberger, so weit es sich nach dem bisher Erschienenen beurtheilen läßt, in außerordentlich klarer und immer für den Praktiker berechneter Darstellung den heutigen Stand unsrer medicinischen Kenntnisse in Bezug auf die Krankheiten des chylopoetischen Systems darlegt. — Diesen Arbeiten reiht sich nun der schon längst unter den Praktikern hochgeschätzte Verf. mit dem in der Ueberschrift genannten Werke an, dessen Plan ein ganz anderer, dessen Beurtheilung deshalb auch einen andern Maßstab verlangt. Es will offenbar zunächst kein Lehr- oder Handbuch sein, in dem der Lernende zusammengedrängt fände, was ihm Noth thut — dagegen sprechen schon die zahlreichen Krankengeschichten — oder in dem der Wissende sich Rath's erholen könnte — dazu fehlt

dem Buche der eigentlich gelehrte Apparat. Dem Verf. schwebte offenbar die Absicht vor, dem gebildeten Praktiker — Lehrern behält er immer im Auge — an einem Beispiel vorzuführen, wie „die Pathologie eigentlich nur die fortgesetzte Physiologie sei, wie beide Disciplinen auf ihnen gemeinsamen Gesetzen beruhen“, aber auch bei Gelegenheit den Physiologen in Erinnerung zu bringen, daß die klinische Erfahrung doch nicht so ausschließlich gegen das physiologische Experiment zurückgestellt werden dürfe. Das ganze Buch macht durchaus den Eindruck, daß es dem Verf. Bedürfniß war, diejenigen Gedanken, welche ihm das Studium der Physiologie als für die praktische Medicin fruchttragend aufdrängte, und die er wo möglich am Krankenbett prüfte und zu bewahrheiten strebte, schriftlich auszusprechen, um auch bei Andern die Probe der Erfahrung durchzumachen. Man sieht auf jeder Seite die Liebe, mit welcher der Verf. seine Kunst behandelt, man sieht die reiche physiologische Bildung, welche er ans Krankenbett mitbringt, und erkennt die große Befähigung, dieselbe auch diagnostisch und therapeutisch zu verwerthen.

Die diagnostische Verwerthung der Physiologie für die Unterleibskrankheiten ist dann auch specieller die nominelle und reelle Aufgabe des vorliegenden Buchs. Es gab eine Zeit in der neueren Medicin, oder vielmehr eine Richtung der neueren Medicin, welche in pathologischen Hypothesen befangen oder auf die Sicherheit ihrer physikalischen Exploration bauend der Physiologie in ihren diagnostischen Kunststücken oft genug ins Gesicht schlug. Wenn wir jetzt es als ganz gleiche Aufgabe der Physiologie und Pathologie hinstellen, den Zusammenhang der beobachteten Lebenserscheinun-

gen zu finden, — gleichgültig, ob sie unter sogen. normalen oder abnormen Bedingungen vor sich gehen — so daß wir aus den vorhandenen auch die folgenden voraussagen können und wo möglich die zukünftigen nach unsern Zwecken modificiren lernen, so ist damit auch ausgesprochen, daß es zwar zunächst die Aufgabe der Diagnostik ist, den augenblicklichen pathologischen Zustand aller einzelnen Theile des Organismus aufzufinden, daß ihr aber als wichtigere Arbeit obliegt, an der Hand der Physiologie die — im eigentlichen Sinne — Prognose zu stellen, denn nur das Kom-mende können wir modificiren, nur dem, was in Bewegung, eine andre Richtung geben.

Refer. muß deshalb dem Streben des Buchs seine volle Anerkennung zollen, wenn er auch nicht in der Lage ist, der „angewandten“ Physiologie des Verfs in allen Punkten das scheinbar eroberte Terrain ohne Widerspruch einzuräumen. Sie führt den Verf. an manchen Stellen zu pathogenetischen Hypothesen und sogenannten rationalen Heilanzeigen, die noch lange nicht als bewährte hingenommen werden dürfen, und namentlich scheinen mir die Kapitel über die Milz- und Nierenkrankheiten dadurch hier und da zu mehr schematischen, a priori construirten Rahmen geworden zu sein, in die die wirklich beobachteten Erkrankungen zuweilen etwas gewaltsam hineingezwängt werden. Dafür sichert uns die Methode der Krankheitsauffassung vor der Einseitigkeit Kra-seo- oder neuropathologischer Ideen, wenn auch ein Hinneigen zu letzteren, dem ich indessen meine Anerkennung nicht versagen kann, unverkennbar ist. Einen vorzüglichen Werth gewinnt das Buch dadurch, daß Verf. stets die Grundlagen seiner Ansichten in der Pathogenese, sowie die Beweise

für die Brauchbarkeit seiner Heilanzeigen in einer großen Reihe von Krankheitsgeschichten vorlegt. Wenn mich grade die erste, welche wohl nicht ganz geschickt erzählt ist, wie ich aufrichtig gestehen will, etwas abschreckte, so muß ich hinzufügen, daß ich die nächsten mit steigendem Interesse las und später nicht eine einzige überschlagen habe. Sie dürfen Jedermann als eine reiche Quelle der Belehrung empfohlen werden, und können nicht verfehlen, beim Leser das volle Interesse für den Verf. und Achtung vor seiner Auffassung des ärztlichen Berufs zu erwecken. Zur allgemeinen Charakteristik des Buchs möchte Refer. noch das hinzufügen, daß sich ihm wiederholt der Wunsch aufdrängte, der Verf. möchte seine anscheinend reichen therapeutischen Erfahrungen weniger nebenher, als es meistens geschehen ist, mitgetheilt haben.

Refer. will dann versuchen, mehr im Einzelnen einen ungefähren Ueberblick über den reichen Inhalt des Buchs zu geben, wobei indessen von vorn herein bei dem ihm zugemessenen Raum auf jegliche Vollständigkeit verzichtet werden mußte. Um wenigstens darf, wenn Einzelnes getadelt oder besonders hervorgehoben wird, darnach ein Schluß auf das Ganze gemacht werden.

Eine „Einleitung“ gibt in Kurzem eine Uebersicht über des Verfs medicinischen Standpunkt, der im Ganzen als der naturwissenschaftliche bezeichnet werden kann, der sich aber doch manche individuelle Eigenthümlichkeiten bewahrt. Ihr folgt die Erörterung der physikalischen Untersuchung des Abdomens; sie ist etwas breit vorgetragen, aber kleine Unrichtigkeiten abgerechnet, gut. Ref. bemerkt dazu, daß die Messung des Bauchs wohl niemals brauchbare Resultate liefert, daß er sich nicht getraut, den Percussionschall eines Empyems

von dem der Leber zu trennen, daß wir in den Lageveränderungen der Leber und Milz bei In- und Expiration für viele Fälle ein vom Verfasser nicht erwähntes Mittel haben, uns vor Täuschungen hinsichtlich ihrer Abgrenzung gegen die Brusthöhle zu bewahren und daß die Vorstellung von Reibungsgeräuschen zwischen gesunden serösen Häuten als eine irrige bezeichnet werden muß. (Geräth etwa die Pleura durch ihre Entzündung erst in die Excursionen?). Etwas stiefmütterlich erscheint endlich die Palpation des Magens behandelt, die für die Erkenntniß seiner Erkrankungen so außerordentlich wichtig, bei der deshalb die Aufzählung der möglicherweise irreführenden Umstände nicht fehlen durfte. Ref. erinnerte sich beim Lesen des betreffenden Abschnitts einer alten Frau, bei welcher im Anfang der Behandlung die Palpation durch die magern Bauchdecken auf das bestimmteste einen scirrhus pylori nachgewiesen zu haben meinte. Die harten faustgroßen Knollen verkleinerten sich allmählig, man erklärte sich das durch Verschwärung des Krebses und glaubte so in der Leiche ein Geschwür oder gar eine Narbe zu finden. Von beiden war in dem ausgedehnten Magen nun zwar nichts zu sehen, dagegen aber 3—4 Zoll im Quadrat haltende und $\frac{1}{2}$ Zoll dicke Tafeln einer festen chessterkäseartigen Masse, die sich als Fett auswiesen. Auch später muß der Magen unberechtigt zurückstehen, indem wohl die Semilogie der Stuhlausleerungen ausführlich vorgetragen, der Diagnostik der erbrochenen Massen aber mit keinem Worte erwähnt wird. — S. 63—145 erhalten wir in sorgfältiger Ausführung die allgemeine und physiologische Diagnostik der Krankheiten des Tractus, aus der ich nur hervorheben möchte, daß der Verf. mit Recht seine Stimme

gegen den hergebrachten Schlendrian der antipe-ristaltischen Bewegungen erhebt, und weiter seine volle Aufmerksamkeit der Analyse der in der Medicin etwas anrühigen Rothinfarkten und der Ursachen der obstructio alvi zuwendet, die dem Praktiker oft genug unsägliche Mühe macht und dem Patienten nicht bloß eingebildete, wie die Aerzte gern glauben, sondern recht reelle und selbst wie die 2.—4. K.geschichte beweisen todbringende Leiden machen kann. Die Beschaffenheit der faeces ist gut, nur etwas weitschweifig abgehandelt, besondere Rücksicht wurde mit Recht dem oft vernachlässigten Einfluß der Medicamente gewidmet, und die Wirkung des Calomels dahin bestimmt, daß es an discreten Stellen des Darmcanals Congestion und Exsudation hervorrufft, welche letztere also das Blut wirklich „defibrinirt“ und die Quecksilbertheilchen einhüllend wieder aus dem Körper entfernt.

Aus voller Ueberzeugung unterschreibe ich die Bemerkung auf S. 135, daß wie die Albuminurie auch der zuckerhaltige Harn sich nach und nach werde bequemen müssen als ein Symptom für verschiedene Krankheiten zu gelten, wenn mir auch die angedeutete Theorie des Diabetes nicht ganz verständlich geworden ist; zur symptomatischen Kur wird vor Allem der Leberthran gepriesen, weil die Diabetiker „wegen Mangel an Respirationsmaterial eine sehr niedrige Respirationsfunction zeigen.“ Die Resultate in den erzählten Krankheitsgeschichten sind nicht allzu glänzend. Endlich wird in diesem Abschnitt der semiotische Werth der Darm-schmerzen, der Colik, sonst meist vernachlässigt, in vollem Maße gewürdigt. Aus dem nächsten Abschnitt, der S. 154—187 die physiologische Diagnostik der Krankheiten des Bauchfells behandelt,

muß Ref. als besonders sorgfältig und durch die beigelegten Krankengeschichten in hohem Grade lehrreich die Diagnostik der Darmperforation hervorheben. Große Sorgfalt ist auch der Erörterung der Pathogenese des Ascites gewidmet; ich hebe, um des Verf. Ansicht zu bezeichnen, aus einer spätern Stelle S. 285 Folgendes aus: „Die freie Bauchwassersucht hat bei solchen Stagnationen des Blutes in den Abdominalvenen einen doppelten Grund: erstens entleeren sich die strotzend angefüllten Venen eines Theils ihres Inhalts, indem Blutwasser durchtritt; zweitens sind die stagnirenden Venen nicht im Stande, ihrem gewöhnlichen Resorptionsgeschäft obzuliegen, es wird deshalb das mit der Nutritionsflüssigkeit aus der Peritonäal-Capillarität ausgetretene Wasser nicht wieder aufgesaugt und sammelt sich im Bauchfellsack an. Der letztere Grund scheint mir sogar der durchschlagende zu sein, denn wenn die Bauchwassersucht lediglich dadurch entstände, daß die strotzenden Venen das Wasser des Bluts durchlassen, so sieht man nicht ein, warum dies nicht ebenso gut ins Darmrohr geschehen könnte u.“

Im nächsten Abschnitt S. 188—234 liefert der Verf. die specielle Diagnostik der Krankheiten des Darmkanals; auffallend ist, daß in Thüringen keine exanthematischen Typhen ohne Darmaffection vorkommen sollten und daß die diphtheritische Natur der Ruhrentzündung des Dickdarms gezeugnet wird. Verf. bezeichnet die krankhafte Veränderung als Hyperämie und resp. Entzündung mit Gefäßneubildung und Hypertrophie der »tunica propria.« „Die übrigen Häute des kranken Dickdarms werden in nothwendige Mitleidenschaft gezogen; die innere Schicht durch Desquamation des Epithels, die Muskelhaut durch Hypertrophie.“
(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 31. März 1855.

E r l a n g e n

Schluß der Anzeige: „Diagnostik der Krankheiten des Unterleibs. Von Dr. A. Siebert.“

In der allgemeinen und physiologischen Diagnostik der Leberkrankheiten S. 237 — 290 führt der Verf. einen für manche Verhältnisse ganz instructiven Vergleich der anatomischen Anordnung und physiologischen Dignität der einzelnen Leberbestandtheile mit denen der Lunge durch. „Das Lungengerüste hat sein Analogon in den Fortsetzungen der Glisson'schen Kapsel, im interstitiellen Bindegewebe der Leber; der Pleuraüberzug im Peritonealüberzug; die Pulmonalarterie in der Pfortader; der alveoläre Theil der Lungen in dem lobulären der Leber; das Epithel der Lungenalveolen in den Leberzellen (?); die Lungenvene in der Lebervene; die Bronchialarterie in der Leberarterie; die Bronchialvene in dem hepatischen Ursprung der Pfortader; die Bronchien in den Lebergallengängen; das Epithel der Bronchialschleimhaut in dem Epithel der Gallengänge, die Luftröhre in

dem ductus choledochus, und damit auch die Rudimente der Fötuswege nicht fehlen, so stellt sich der ductus arteriosus Botalli dem ductus venosus Arantii an die Seite. Insbesondere läßt sich zur Versinnlichung der merkwürdigen Phasen, welche der Leberkatarrh hervorbringt, der Vergleich mit der Bronchitis benützen.“ Wenn es auch Ref. scheint, daß in einigen Nummern dieses Abschnitts eine Neigung zum theoretischen und schematischen Construiren sich geltend macht (siehe Glisson'sche Kapsel und Gallengänge), so muß er andrerseits die recht sachgemäße Erörterung des Verhältnisses zwischen der Phlebitis, der Pyämie und Embolie, die mit zahlreichen instructiven Krankengeschichten belegt ist, unter III. „die Pfortader“ hervorheben. Daß Dypolzer's Angabe über die Constanz der Milzanschwellung der Lebercirrhose mit Budd und Rokitansky als nicht ganz richtig bezeichnet werden müsse, kann auch Ref. nach der Erfahrung bestätigen, dagegen glaubt er nicht, daß die eben so dunkle wie interessante Frage nach der Pathogenese der Gehirnzufälle bei manchen Formen von acutem Icterus durch die vom Verf. gemachten Bemerkungen erledigt sei. Verf. scheint dieselbe bei der sog. acuten Leberatrophie in einer Meningitis oder Hydrocephalie zu suchen oder wo sich die nicht nachweisen läßt, einen intensiven Icterus der pia mater und der grauen Substanz für die Ursache zu halten. Auch in der speciellen Diagnostik der Leberkrankheiten (S. 291—306) heißt die Ursache der gelben Atrophie mit Erweichung einfach capillärer Leberkatarrh, welcher zu länger oder kürzer bestehender Obstruction der Gallengänge und damit zur raschen Auflösung und Zerstörung der Leberzellen mit Gallenstasis und Erweichung der Lobularsubstanz führen kann.

§. 307—336 handelt von der allgemeinen und physiologischen Diagnostik der Milzkrankheiten. Sehr subtil hält der Verf. durchweg eine Unterscheidung von arteriellem und venösem Milztumor fest. Ersterer vergrößert vorzüglich den Längsdurchmesser, macht die Milz derb, mit glänzend fleischrother Schnittfläche, empfindlich; die An- und Abschwellung geschieht langsam und stetig, wird durch die Verdauung nicht alterirt; sie hat keine erheblichen Folgen für die Blutmischung, die Kranken behalten ihre volle blühende Gesichtsfarbe. Die venöse Anschwellung betrifft dagegen mehr den Querdurchmesser der Milz, welche weich, breiig bleibt, von schwarzem, leicht ausdrückbaren Blute strotzend angefüllt; sie ist selten schmerzhaft, der Tumor zeigt Schwankungen, je nachdem Reize die Contractionsfähigkeit der Milz insinuiren — den Nerven wird dabei eine große Rolle zugeschrieben —; eine beschleunigte Contraction führt nicht selten zur Magenblutung; stets alterirt solche Anschwellung die Qualität der gesammten Blutmasse. — Weshalb bei manchen Individuen und bei manchen Krankheiten der arterielle oder der venöse Tumor sich einstelle, hat der Verf. nicht ermittelt; Erfahrung lehrte ihn, daß „Weiber bei weitem häufiger an venöser, Männer ebenso oft an venöser als arterieller Anschwellung leiden; daß psychische und spinale Alterationen, auch der Typhus häufiger die venöse, dagegen die Rheumathritis weit öfter die arterielle Anschwellung zur Folge hat; beim Wechselfieber kommt die venöse und arterielle ziemlich in gleicher Anzahl vor, auch beide Arten gleichzeitig.“ Die Verschiedenheit der Folgen lassen sich dahin deuten, daß der Einfluß der Milz aufs Blut, Zerfall der rothen Blutkörperchen, vorzüglich der Milzpulpe und dem venö-

sen Theil angehört. „Ausgedehnte Venensinus sind als Gehäuse von Blutertravasaten zu betrachten und das darin befindliche Blut verhält sich hier wie in Extravasaten. Das Volumen der normalen Milz reicht hin für den nothwendigen Untergang einer Quantität Blutkörperchen, in den ausgedehnten Venensinus dagegen gehen mehr Blutkörperchen zu Grunde, als sich mit Erhaltung des Normalzustandes der Blutmischung verträgt, und es treten deutliche Blutalterationen ein.“ Diese Blutalteration hat nun nach des Verf. Vorstellung vier verschiedene Grade: Im günstigsten Falle tritt bloß Chloranämie, Oligocythämie ein, entsprechend dem Grade und der Dauer der Anschwellung. (Wenn hier der Verf. beiläufig behauptet, daß mit der Leukern auch die wirkliche Chlorose der Mädchen und Frauen zusammenfalle, so muß das als ein Irrthum bezeichnet werden). Der weitere Grad der Blutveränderung thut sich in der „melanösen Beschaffenheit des Bluts“ kund, wenn die Trümmer der vielen zerstörten Blutkörperchen in der Leber nicht ihre Erledigung finden (?), und drittens führt die Milzanschwellung zur Leukämie, wenn die Menge der untergehenden gefärbten Zellen sehr groß, bei dieser Zerlegung aber viel brauchbares Material, als farblose Zellen, zur Bildung von neuen rothen Blutkörperchen gewonnen wird und zwar weit mehr als in der Blutmasse verwendet werden können. Die Leukämie ist in der Beziehung eine Hemmungsbildung des Bluts. Mit der Zeit müssen endlich alle genannten Veränderungen durch die Abnahme der festen Bestandtheile, die ihnen gemeinsam, zur Hydrämie führen.

Nach diesem Referate, das zur Rechtfertigung des oben gefällten Urtheils etwas länger ausge-

fallen ist, will ich aus dem letzten Abschnitt „allgemeine und physiologische Diagnostik der Nierenkrankheiten“ nur noch einen interessanten Punkt hervorheben. Verf. stellt zunächst mit Recht als eins der wichtigsten und am häufigsten vorkommenden Causalmomente der nephritischen Albuminurie Störungen der Hautthätigkeit hin. Die Art dieser Störung bezeichnet er dann als einen lähmungsartigen Zustand der Hautnerven, welcher einen gleichen Zustand der Nierennerven durch Association bedingt, daher nach starker Durchnässung und Verkältung der äußern Haut, welcher cutane Anästhesie oder Anaesthesia dolorosa, reflectirte Schwerbeweglichkeit der entsprechenden Muskeln und acutes primäres Ödem des insultirten Theiles folgen; ferner nach Verbrennungen, nach und während Scharlach etc. so gern parenchymatöse Nierenentzündung eintritt. Am deutlichsten stellt sich dieser Irradiationsnerus zwischen den Nierenerven und Hautnerven in Verkältung und Durchnässung der untern Extremitäten und insbesondere nach Operationen an untern Extremitäten heraus. Verf. zog aus den Diarien der chirurg. Abtheilung des Zenaer Krankenhauses folgende Schlüsse: a. Die Nierenhyperämie und Albuminurie tritt am liebsten nach Amputationen an den untern Extremitäten auf. Sie ist um so heftiger und anhaltender, je höher amputirt wurde. b. Sie tritt gewöhnlich mit dem Beginn des Wundfiebers auf, ist aber nicht Folge desselben, denn nach anderen Operationen wurde kein Eiweiß im Harn gefunden. c und d. Die Albuminurie ist weder Folge einer vermehrten Propulsion des Bluts nach den Glomerulis wegen ungleicher Blutvertheilung, noch Folge des Blutverlustes, denn sonst müßte sie unmittelbar nach der Operation am stärk-

sten sein. Es zeigen sich aber die ersten Symptome der Nephritis nie eher, als 9 — 12 Stunden nach der Operation. Der dadurch angeregte Gegenstand ist einer weitern Beobachtung und Prüfung am Krankenbett in hohem Grade würdig. Die Erfahrungen des Jenaer Krankenhauses in dieser Beziehung enthält eine Dissertation: *De nephritidis albuminosae laesionibus cutis in primis extremitatum inferiorum ortae pathogenesi.* Auctore O. A. Keyssner. Meiningae 1855.

Schließlich muß Ref. noch seine Verwunderung bekennen, daß er in dem ganzen Buche des Pancreas und seiner Krankheiten, die denn doch zuweilen vorkommen und wie Claessen uns gezeigt hat, auch der Diagnose nicht völlig unzugänglich sind, mit keinem Worte erwähnt findet, um so mehr, als er aus einem früheren Bericht des Bfs dessen damalige Vorliebe für die Pancreatitis kennt. Daß die Genitalorgane ausgeschlossen blieben, braucht wohl kaum bemerkt zu werden.

Das Aeußere des Buchs zeigt aufs neue das hohe Interesse, mit dem Hr F. Enke seit langer Zeit die litterarischen Bestrebungen im Gebiete der Medicin befördert.

H. Wachsmuth.

Göttingen und Leipzig

Bei Dietrich und Vogel. Die Propaganda, ihre Provinzen und ihr Recht. Mit besondrer Rücksicht auf Deutschland dargestellt von Dr. Otto Mejer, Prof. d. Rechte in Rostock. Erster Theil, 1852. X u. 562 S.; zweiter Theil, 1853. XII u. 584 S. in Octav.

Das vorliegende Werk, das selbst der Referent wohl ohne Verdacht der Parteilichkeit ein fleißiges und für das Kirchenrecht nicht unerhebliches wird

nennen dürfen, — wiewohl er sich im Uebrigen des Urtheils darüber enthält, — soll im Folgenden nur seinem Haupt-Inhalte nach angezeigt werden. An die Spitze der Vorrede des ersten Theils stellt der Verf. seinen Plan. Der von ihm hier veröffentlichte Versuch, sagt er, gehe darauf aus, das Leben der katholischen Kirche in katholischen Ländern, vorzüglich im protestantischen Deutschland, vollständiger, als bisher geschehen, kirchenrechtlich darzustellen. Einen Theil dieses Plans hatte er schon 1851 durch die Herausgabe der „Propaganda in England“ ausgeführt. — Er brachte, mit Unterstützung von Seiten der kgl. hannoverschen Regierung, den Winter 1845—1846 zum Zwecke kirchenrechtlicher Studien in Rom zu; den über Organismus und Geschäftsgang der römischen Curie an die ihn unterstützende hohe Landesbehörde abgestatteten Bericht veröffentlichte er nachmals (1847) in der Jacobson-Richter'schen Zeitschrift für Recht und Politik der Kirche. Je länger er in Rom die Verhältnisse der Curie beobachtete, desto bedeutender erschien ihm die Propaganda. Welche Schwierigkeiten er übrigens gefunden, um den Stoff seines Buchs zu sammeln, dessen Reichhaltigkeit bereits Anerkennung gefunden zu haben scheint, geht aus mehreren Aeußerungen des Verfs hervor.

Der erste Theil ist der allgemeinen Darstellung des Organismus der Propaganda und der ihr untergeordneten Kräfte gewidmet. Auf die Einleitung über das Verhältniß der katholischen Kirche zu den Akatholiken, insonderheit zu den Protestanten, welche der Katholicismus mit dogmatischer Unerbittlichkeit stets nur wie einen Haufen Deserteurs ansiehet, auf deren Zurückführung, — oder schwer Erkrankter, auf deren Heilung — er ein

unbestrittenes, ewiges Recht habe, folgen geschichtliche Vor-Grörterungen, die, nach einem Blicke auf das Missionswesen der Franciscaner, Dominicaner und Jesuiten, die römischen National-Collegien berühren und dann zur Stiftung der Propaganda übergehen. Die officiellen Quellen für die Kenntniß der Propaganda werden dem Leser vorgeführt, unter anziehender Erwähnung der anscheinend geheim gehaltenen »notizia statistica delle missioni cattoliche in tutto il mondo«; anno primo (1842); Roma, coi tipi della S. C. di Propaganda Fide, 1843, — welche Schrift im Anhange des Bandes abgedruckt ist. Die Uebersicht über die Thätigkeit der Propaganda bis zum Jahre 1677 und über den Bericht des Propaganden-Secretärs Urban Cerri, desgleichen über die Gesetzgebung der Propaganda seit Innocenz dem elften, beschließt das erste Buch und gibt schon einen Begriff von der ausgedehnten Regsamkeit des Institutes.

Das zweite Buch des ersten Theils (über die Propaganda selbst, ihre Provinzen und Behörden) hat drei Kapitel, in deren erstem die Congregation nach Wesen, Zusammensetzung und Geschäftsgang, sowie nach ihren Provinzen beschrieben; ferner die Competenz der Congregation neben dem Eingreifen andrer Behörden, die Arbeiter der Propaganda, die regularen Missionare und ihre Ausbildung geschildert; endlich die weltlichen Missionare und ihr sogenannter Missionstitel abgehandelt sind. — Das zweite Kapitel enthält die Darstellung der einzelnen Behörden des Missions-Organismus. Zunächst finden wir hier aufgeführt die päpstliche Vollmacht, die apostolische Præfectur, den apostolischen Vicariat; dann die ältern und die neuen Missions-Bisthümer, das

sehr beachtenswerthe Verhältniß der Mönchsorden zur Propaganda und die übrige Beamtenschaft in der Hierarchie derselben. Auch die Aufsicht und Leitung in jenem Organismus durch Visitation und Berichte ist nicht übergangen. — Im letzten Kapitel dieses Buchs sind (mit Ausnahme der Mission gegen den Protestantismus, wovon der zweite Theil ausführlich handelt), die Provinzen der Propaganda nachgewiesen: Indien, China, Oceanien, Afrika, Amerika, die Levante; wobei zu bemerken, daß die *custodia terrae sanctae* in Palästina, welche das Zubehör des Hauptklosters der Franciscaner-Observanten auf dem Berge Zion ausmacht, und die lateinische Kirche der Levante von der dortigen unirten National-Kirche getrennt dargestellt ist. Die letztre hat der Verf. auch zur Erwähnung der Maroniten, der Melchiten, nebenher der Griechen in Italien, der Syrer, der Chaldäer, der Kopten und der Armenier veranlaßt. Der griechisch-unirten Kirche und der lateinischen in Rußland ist ein Anhang gewidmet.

Wenn diese kurze Aufzählung des Inhaltes den reichen Stoff dieses Bandes schon anschaulich machen wird, so begnügt sich Refer., auch die nicht zum Fache gehörenden Leser auf einige anziehende Einzelheiten hinzuweisen, z. B. die Abschwörungs-Formel eines zu Rom (im Sommer 1833) zum Katholicismus übertretenden, luther'schen Handwerkers aus Deutschland (S. 19); den ganzen Abschnitt vom Verhältnisse der Mönchsorden zur Propaganda (S. 288 — 317); den Bestand der lateinischen Kirche in der Türkei und den Donau-Fürstenthümern (S. 415 ff.) und die maronitische National-Kirche (S. 421 ff.).

Von Wichtigkeit für die jetzigen Verhältnisse der evangelischen Kirche zur katholischen (nicht bloß

in Preußen) darf man die vom Verf. in der Vorrede zum zweiten Theile des Werks gezeigte Ansicht und — Aussicht halten. Mehr als sieben Achtel dieses Theils begreift die Darstellung der Propaganden-Missionen im Gebiete des Protestantismus: 1. außerhalb Deutschland S. 7 — 155, nämlich Großbritannien und Irland, einschließlich Malta und Gibraltar, sodann die Niederlande, die Schweiz, Schweden und Ostpreußen betreffend; 2. die deutsche Mission, in zehn Kapiteln, deren erstes („der westfälische Friede“) die geschichtliche Einleitung gibt. Hier sind dann im Besondern die deutschen Bischöfe und ihre Quinquennial-Facultäten, — der norddeutsche apostolische Vicariat, — Sachsen und die Lausitz nebst Schlesien, — Posen und Westpreußen, — die Toleranz in Deutschland, die Auflösung der katholischen Kirchen-Verfassung und die Arbeiten zu deren Wiederaufbau, — die oberrhein'sche Kirchen-Provinz, — Hannover und die Bulle Impensa, — Preußen mit der Bulle de salute, — endlich die accedirenden deutschen Staaten und das beabsichtigte Bisthum Hamburg vorgeführt.

Das letzte Buch stellt das Recht der Propaganda dar und beginnt mit einer Warnung vor bewusster oder unbewusster Parteilichkeit. Inwiefern sich der Verf. von der letztern frei oder nicht frei erhalten habe, darüber will Ref. nicht entscheiden. Aber es fängt an, höchst dringend nothwendig zu werden, daß man den Staatsmännern die alte Lehre ins Gedächtniß zurückrufe: faßt ihr das Verhältniß der kirchlichen Gesellschaft zum Staate bloß ideal auf und wollt es dann, so aufgefaßt, auf euern Staat und eine Kirche der Wirklichkeit anwenden: so wird der Staat darunter immer leiden und bald in die schmach-

vollste und gefährlichste Knechtschaft versinken; mißbraucht ihr aber die Religion zu politischen Zwecken: so wird die wahre Kirche erniedrigt und die entartete erhöht! Die Mißgriffe der neuesten Zeit auf diesem Gebiete werden sich bald genug bestrafen.

Auch diesen Theil begleitet ein nicht unwichtiger Anhang, nämlich der Bericht eines päpstlichen Legaten über Halberstadt. In der Mitte des 17. Jhh. visitirte er im Auftrage der Propaganda dies ehemalige Bisthum. Sein Bericht führt den Titel: *relazione della visita fatta all' incognito da me Valerio Maccioni, vescovo di Marock, vicario apostolico, nell' anno 1671, dell' infelice diocesi d'Halberstat, ridotta in principato secolare dall' iniqua pace di Munster; alla sacra congr. de propag. fide, Roma.*

Ref. verbindet hiermit die Anzeige des folgenden Buchs:

K o s t o c k

bei Stiller 1854. Kirchenzucht und Consistorial-Competenz nach mecklenburgischem Rechte. Zwei praktische Erörterungen von Dr. D. Mejer, Consistorialrath und Prof. d. Rechte in Kostock. VIII u. 182 S. in Octav.

Die quellenmäßige Aufklärung der Eigenthümlichkeiten des Provinzial-Rechts in Deutschland muß man fortwährend für wissenschaftlichen Gewinn erachten; vorzüglich wenn sie aus Gegenden kommt, welche des Eigenen und Besondern noch viel bewahrt haben. So fanden in den mecklenburgischen Landen sowohl Staats-, als Privat-Verhältnisse Statt, welche, mehr als anderwärts, Neuerungen entgegenwirkten; wengleich auch dort manche Aenderung, nicht immer als Fortschritt zum Bessern anzusehen, in den Rechten sich geltend machte.

Die beiden praktischen Erörterungen, welche der Verf. hier mitgetheilt, weisen genau nach, was an Kirchenzucht und Consistorial-Competenz in den beiden mecklenburgischen Großherzogthümern, ungeachtet der Aenderungen durch die Zeit, noch bestehenden Rechts ist; und es wird, auch abgesehen von dem nächsten, auf den amtlichen Gebrauch des Verfs gerichteten Zweck, diesen Auseinandersetzungen eine weiterreichende Theilnahme nicht zu versagen sein. — Der ersten dieser Abhandlungen steht die zweite an allgemeinerer wissenschaftlicher Bedeutung nach. Die letztere mag hier zunächst berührt werden.

Sie handelt von der heutigen Competenz des mecklenburgischen Consistoriums und ihrer Entwicklung seit dem Jahre 1756, beschäftigt sich also mit einem Gegenstande des engsten Provincial-Rechts. Was dem Rostocker Consistorium die Consistorial-Ordnung vorgeschrieben hat, — wie nach dieser Ordnung (v. 31. Januar 1570) dasselbe ursprünglich aus drei theologischen und drei juristischen Professoren der Universität zu Rostock bestehen sollte, — wie diesen zwei Jahr nachher auf Verlangen der Stände noch eine „der Landesgebräuche erfahrene und geübte“ Person beigegeben ist, — das wird nebst den nachherigen Veränderungen zuvörderst aus nur theilweise bekannten Quellen und aus den dem Verf. vorliegenden Acten nachgewiesen. Er bespricht dann die Jurisdiction des Consistoriums für kirchliche und gemischte Vergehen, wobei der actengemäße Bezug auf die Praxis manches Bemerkenswerthe darbietet. Es scheinen doch schon in der zweiten Hälfte des 17. Jhh. Neuerungen sich geltend gemacht zu haben. Aus den Jahren 1650—1670 theilt David Mevius in seinen Decisionen mecklenburgi-

sche Fälle und deren juristische Gesichtspunkte mit. Die Aufsichtsführung des Consistoriums, die Veränderungen bis 1772, das Regulativ des Herzogs Friedrich v. 1773, als Declaration zur Nachachtung bei den zur Verhandlung und Entscheidung des Consistoriums bestimmten Gegenständen; die Vorfälle bis zum Rescripte vom 20. Juni und 10. August 1776, in welcher Periode eine so heftige und scheinbar blinde Eingenommenheit der höchsten Landesbehörde gegen das Consistorium hervortritt, daß sie ihm sogar vorwirft, es habe den Zeitpunkt der Kriegsunruhen benützt, um die Erstreckung seiner Disciplinar-Gewalt auf „alles in der Kirchen-Ordnung Gebotene und Verbotene zu erschleichen“; hierauf die Declaration vom 8. Januar 1774; auch, nachdem seit 1837 eine neue Entwicklung der Consistorial-Competenz sich vorbereitet hatte, die eingetretene Praxis bis 1842; — dies Alles weist der Verf. nach und spricht als Ergebnis seiner Untersuchung aus, welche Competenz des Landes = Consistoriums gegenwärtig rechtlich begründet sei.

Von geringerm Umfange, aber allgemeiner anziehend, ist die vorangeschickte Abhandlung über die Kirchenzucht nach mecklenburgischem Rechte. Sie wird manchen Lesern in jetziger Zeit besonders willkommen sein, da die Neubelebung der alten Kirchenzucht ein nicht unwichtiger Gegenstand der Gesetzgebung und der ausübenden Behörden geworden ist. Nachdrucksamst erinnert der Verf., daß bei Wiedererweckung dieser Kirchengewalt zweierlei werde zu beobachten sein: erstens, sich zu hüten vor der erst im 18. Jhh. eingerissenen Einseitigkeit, der Ausübung der Zucht lediglich gegen Uebertretungen des sechsten Gebotes, — welche unevangelische Ungleichheit der Behandlung ohne-

hin die Kirche zu einer Dienerin der Polizei zu erniedrigen drohe; zweitens, den richtigen Begriff der kirchlichen Buße festzuhalten, welcher keineswegs der einer Strafe, sondern der einer Veröhnung mit der geärgerten Gemeinde sei. Bei der Kühnheit, mit welcher die Kämpfer für neuentstehendes Kirchen-Regiment sich rüsten und um sich greifen, wird allerdings von ihnen zuvörderst die Frage nicht übersehen werden dürfen, welches Stamm-Ueberbleibsel an Rechten der Kirchenzucht die Kirche ihres Landes noch besitze; ein Punkt, der in der Eisenacher Conferenz (1853) vergessen zu sein scheint. Für Mecklenburg beantwortet der Verf. hier die Frage.

Die Consistorial-Ordnung Mecklenburgs von 1570 zählt als Gegenstände der Kirchenzucht auf:

1. „öffentliche epicurische Gotteslesterer; 2. Abgötterey; 3. Fluchen, schwören; 4. Verfolger und schender der reinen lehre, Keher oder halsstarrige Verfechter öffentlicher irtumb und verfelschung der reinen lehre Ihesu Christi; 5. Zauberer; abgöttische und verdeckte seggen, zauberey, warsagen, Cristallensehen, und die so die Zauberer, Warsager oder Cristallenseher besuchen und raths befragen; 6. öffentliche Papisten, die unser lehre, Evangelium und Predigamt bei menniglichen lesteren und dadurch viel Leute ergeren; 7. die spöttlich, leichtfertig unnd verechtllich reden wider das Heilige Evangelium, Christliche lehre, Sacrament und Ceremonien, und ingemein alle die jennige, so das heilige Predigamt und die hochwirdigen Sacramente mutwillig verachten. Wie dann viel Leute gefunden werden, die in etlichen Sontagen kein Predig hören, in drei oder vier jaren das heilige Sacrament nicht begeren zu empfaben, die unter der Frühpredig an Heiligentagen Wein oder Bier

schenken und Zechen gestatten. 8. Ungehorsame Kinder, unnd sonderlich die Vatter und Mutter pochen, schlagen, schmehen, oder sonst verächtlich, unverehrt unnd übel halten; 9. Todtschleger so nicht von weltlicher Obrigkeit am Leben gestraffet werden; 10. die in öffentlichem beharlichem haß und neidt unversülich leben. Große gefehrliche uneinigkeith, gezenk und hader zwischen eheleuten, die nicht woll zu versönen, und sonderlich wenn die Menner hauswütericht oder die Weiber jren Mennern vorseklich und beharlich widerspenstig seynt und freventlich uneheren. 11. Trunkenböls; 12. öffentliche bekante Wucherer und die Wucherische Contract über und wider des heiligen Reichs Constitution auch unser hiebevot außgangenen Polickeyordnung machen und treiben, und sonderlich wan die armen und dürfftigen dadurch beschwert und bedrangt werden; 13. öffentliche Ehebrecher, hurer, Blutschender, Jungkfravenschwecher und andere unzüchtige, welche von der weltlichen Obrigkeit mit leibstraffen oder landsverweisungen nicht verfolget werden; 14. Meineidige, auch andere leichtfertige falsche Eide; und dergleichen öffentliche eußerliche Sünden, die wider Gottes ernstest in den zehen Gebotten geoffenbarten willen streiten.“

Dies waren die Fälle, in denen „nach Ordnung, Macht und Gewalt der Schlüssel“ das mecklenburgische Consistorium zuständig war, erstens zu ermahnen, dann von den Sacramenten zu entfernen, endlich in den Bann zu thun. Wie diese drei Arten der Zuchtausübung nach einander ins Werk zu richten, wird in der Consistorial-Ordnung ausführlich beschrieben. — Im Jahre 1602 wurde eine revidirte Kirchen-Ordnung in Mecklenburg erlassen. Was diese, nebst den Ber-

ordnungen Herzog Gustav Adolfs, veränderte, und was die Erläuterung der Kirchen-Ordnung, desgleichen die Verfügung vom Jahre 1703, so wie einige neuere Vorschriften zur Folge hatten, ist nicht sehr erheblich; anziehender ist die aufgeworfene Frage, ob die Kirchenzucht in Mecklenburg durch Gewohnheit abgeschafft sei. Es gab darauf keine Antwort, ohne zugleich zu fragen, ob die Kirchenzucht überhaupt durch Gewohnheit abgeschafft werde. Was der Verf. hierüber (S. 65—70), zum Theil auch gegen Savigny's angeblich zu enge Bestimmung des Begriffs eines positiven Rechts und über das Verhältniß der Gewohnheit zum positiven Rechte der Kirchenzucht erörtert, muß in dem Buche selbst nachgelesen werden. Das Ergebnis seiner Untersuchung in Bezug auf seine Provinz ist dies: daß die von der Consistorial- und Kirchenordnung vorgeschriebene Kirchenzucht durch Gewohnheit deswegen nicht habe abgeschafft werden können, weil die Gewohnheit „nicht rationabilis“ gewesen; — wobei es also wieder auf den Begriff von rationabilis ankommen würde.

Es bestehet an Kirchenzucht in Mecklenburg dem Rechte nach Folgendes noch jezt: ein luther'scher Pastor kann dort: 1. durch eine allgemein „gefaßte, d. i. niemand unmittelbar oder mittelbar (im Jahre 1765 nannte es eine herzogl. Verordnung: „mit bittern Anstichelungen und wohl gar ehrenverleßlichen Scheltworten“) persönlich angreifende Bußpredigt verfahren; 2. durch beichtväterliche geheime Abweisung von den Sacramenten dringender einzuwirken suchen; 3. falls er die Sünde für notorisch hält und die bisher angewandten Mittel nicht geholfen haben, durch Bericht an das Consistorium gehen, welches über die Notorietät entscheidet. 4. Nimmt dasselbe Notorietät an, so muß der Pfarrer den Beschuldigten, unter Androhung härterer Kirchenstrafen, vor Zeugen vernehmen, was dann nach Verschiedenheit der Uebertretungen wieder verschiedene Folgen hat, sofern sich der gewünschte Erfolg zeigt. Bleibt der Sünder hartnäckig, so hat 5. der Pfarrer dem Superintendenten zu berichten, dieser den Beschuldigten vorzufordern, zu ermahnen, und, hilft auch dies nicht, es dem Consistorium wieder anzuzeigen, welches 6. nochmals einen Bekehrungsversuch machen muß, bei dessen Mißlingen diese Behörde die Excommunication erkennt, die, diesem Urtheile gemäß, endlich 7. vom Pfarrer zu publiciren ist. W. M. v. ä.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 2. April 1855.

S e n a

Verlag von Friedrich Mauke. Druck der kaiserlich-königlichen Hof- und Staatsdruckerei in Wien 1854. Albanesische Studien von Dr. jur. Johann Georg von Hahn k. k. Consul für das östliche Griechenland. Erstes Heft. XIII u. 347 S. Zweites Heft. VI u. 169 S. Drittes Heft. VIII u. 241 S. in Quart und 1 Blatt Errata. Mit einer Karte und einigen lithographischen Tafeln.

Die Albanesen haben durch die Besonderheit ihres Charakters, dessen Hauptzüge eine heroische mehrfach bewährte Tapferkeit und Unabhängigkeitsliebe bilden, sowie ihrer Sitten, Gebräuche und zugleich ihrer Sprache, in welchen allen sie sich auffallend von und theilweis vor den ihnen benachbarten Völkern unterscheiden und auszeichnen, schon lange die Aufmerksamkeit von bedeutenden, insbesondre auch deutschen Männern, welche sich für Völkerkunde interessirten, in einem hohen Grad auf sich gezogen. Schon Leibniz widmete ihrer

Sprache eine besondere Untersuchung, und der Faden, welchen er angeknüpft hatte, ist seitdem nicht wieder abgerissen. Die Mittel, deren er sich bediente — hundert albanesische Wörter — waren natürlich sehr unzulänglich. Erst in seinem Todesjahr — 1716 — erschien die erste albanesische Grammatik, die *Osservazioni grammaticali nella lingua Albanese* von Lecce*), deren Bedeutung erst jetzt nach ihrem wahren Werth geschätzt zu werden vermag. Nach Lecce hat sich der Engländer Leake die meisten Verdienste um die Kunde dieses Volks erworben, und die Kenntniß seiner Sprache wurde außer anderm Material vor allem durch eine im Jahre 1827 in Corfu gedruckte albanesische Uebersetzung des Neuen Testaments gefördert. Diese insbesondre veranlaßte den im vorigen Jahr verstorbenen Herrn von Kylander zur Ausarbeitung seines trefflichen im Jahre 1835 erschienenen Werks: „Die Sprache der Albanesen oder Schkipetaren“, dessen Grundlage Lecce und Leake's grammatische Arbeiten, und diese Bibelübersetzung bilden. Hieran nun aber alle seine Vorgänger weit überragend — reiht sich das anzuzeigende Werk des Hn von Hahn. Dieser hat seine günstige Stellung als österreichischer Consul für das östliche Griechenland, welche ihn Jahre lang in Berührung mit Albanesen brachte, sowie Reisen und zeitweisen Aufenthalt im albanesischen Gebiet mit außerordentlichem Eifer und hingebender Liebe dazu benützt, alles zu sammeln, was ihm für eine genauere Kenntniß dieses so interessanten und vielfach dunklen und räthselhaften Volks von Bedeutung schien. Aus diesen Samm-

*) Doch war schon im Jahre 1635 das *Dictionarium latino epiroticum* von Blanchus erschienen, welches wohl über 4000 Wörter enthält.

lungen sind theilweis Untersuchungen erwachsen, welche den Hrn Verf. nicht selten zu neuen und eigenthümlichen Resultaten geführt haben. Diese Sammlungen, Forschungen und Untersuchungen liegen jetzt in einem starken zum größten Theil sehr compresß gedruckten Band zur Beurtheilung und Benutzung vor, und beide sind dem Werk trotz seiner kurzen Existenz in anerkennender Weise schon mehrfach zu Theil geworden. Auch wir können, insbesondre in Bezug auf alles Gesammelte, nur das allergünstigste Urtheil aussprechen und sind überzeugt, daß es in jeder Beziehung, vor allem in sprachlicher, nicht wenig zur Begründung eines sichereren Urtheils über das Herkommen, Wesen und die Geschichte der Albanesen beitragen wird. Minder bedeutend scheinen uns die untersuchenden Partien des Werks; der geehrte Hr Verf. bewegt sich in ihnen größtentheils auf einem Gebiet, zu dessen Beherrschung es nothwendig ist, daß man in der philologisch-kritischen Schule heimisch sei, und die Principien derselben, als ein vollständiges, Fleisch und Blut gewordenes, Eigenthum besitze. Das wird wohl nur in den seltensten Fällen selbst bei tüchtiger Schulbildung durch bloßes Selbststudium zu erreichen sein, sondern gewöhnlich ist es das Resultat eines fortdauernden Lebens in der speciell philologischen Sphäre, wie sie, in Deutschland insbesondre, den Jüngling auf der Universität mit mündlicher Belehrung empfängt und später dann in litterarischer Wechselwirkung durch das ganze Leben begleitet. Dabei wollen wir jedoch weder die Gewissenhaftigkeit, Selbstständigkeit, Wahrheitsliebe und vielfachen Kenntnisse verkennen, welche sich in diesen untersuchenden Partien kund geben, noch übersehen, daß die Mängel derselben vorwaltend theils in äußeren Umständen liegen — in

dem vom Herrn Verf. mit der das ganze Werk durchdringenden Bescheidenheit eingestandenem Mangel an Hülfsmitteln und Vorstudien — theils in der Schwierigkeit und Dunkelheit der Fragen, deren Beleuchtung die Untersuchungen gewidmet sind. Zugleich wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß diese Partien einen verhältnißmäßig nur geringen Raum des Werkes einnehmen und also auch von dieser Seite den hohen Werth desselben nur wenig beeinträchtigen. Wenden wir uns jetzt zum Einzelnen!

Von den drei Hefen, in welche das Werk zerfällt, behandeln die beiden letzten einzig die Sprache, das erste, um mich eines allgemeinen Ausdrucks zu bedienen, die Realia. Dieses zerfällt in sechs Abschnitte. Der erste (S. 1—39) ist überschrieben „Geographische und ethnographische Uebersicht“ und gibt Beiträge zur genaueren Kenntniß des Landes und Volkes im Allgemeinen; insbesondre werden die geographischen Verhältnisse mit großer Anschaulichkeit dargestellt, so daß sie zur Erläuterung der Geschichte des Volkes dienen. Doch scheinen die S. 9 daraus gezogenen Folgerungen für die gegenseitigen Verhältnisse von Albanien und Italien nicht in jeder Beziehung richtig. Die albanesische Sprache, wie sie seit Blanchus bekannt ist, bezeugt, daß sie den allergrößten Einfluß von den in Italien gesprochenen Sprachen erfuhr, und umgekehrt sind ältere Einwirkungen von der epirotischen sowie illyrischen Küste auf Italien schwerlich in Abrede zu stellen, erhalten auch eine Unterstützung durch die Masse der in jüngeren Zeiten nach dem südlichen Italien ausgewanderten Albanesen. — Die Verdienste des Hrn Verfs um die Geographie des albanesischen Gebiets beschränken sich übrigens keinesweges auf eine allgemeine

Darstellung, sondern wir verdanken ihm auch mehrere genauere Bestimmungen des Details, welche schon von Kiepert benutzt sind.

Was die ethnographischen Verhältnisse betrifft, so bildet die dialektische Differenz in den Mundarten der Gegens und Tosken die Haupteintheilung der Albanesen. Jene bewohnen das nördliche und mittlere Albanien, diese das südliche. Der dialektische Gegensatz im Allgemeinen wird S. 12 dem zwischen Hoch- und Plattdeutsch verglichen und weiter dahin bestimmt, „daß sich Gegens und Tosken einander nicht, oder doch nur höchst nothdürftig verstehn, wenn sie in dem fremden Dialekte unerfahren sind und es gehöre für beide Theile einige Zeit dazu sich in die ungewohnte Sprechweise zu finden.“ Manche nähere Bestimmungen der Differenzen erhalten wir beiläufig in dem 2ten und 3ten Hest dieses Werks: in dem zweiten: der Grammatik des toskischen Dialekts, insbesondre in dem 3ten § S. 6—24, wo der Lautwechsel behandelt wird und zwar vorwiegend in Bezug auf eben diesen dialektischen Gegensatz; in dem dritten, welches das albanesische Lexikon enthält, insofern als hier den toskischen Wörtern in den meisten Fällen ihre gegischen Reflexe zur Seite gestellt, theils auch gegische Wörter besonders aufgeführt sind. Außerdem sind von Hrn v. Hahn mehrere gegische Lieder (im 2ten Hest S. 141—150), Räthsel (ebds. 159—163), sowie eine gegische Uebersetzung des 16ten Kapit. des Evangel. Johannis (im 1sten Hest S. 298—300) mitgetheilt. Damit muß man die Grammatik von Lecce und das Dictionarium von Blanchus verbinden. Denn obgleich beide nicht angeben, daß sie nur einen Dialekt des Albanesischen darstellen, so stimmt doch das von ihnen gelehrte Albanesi-

sche, abgesehen von unwesentlichen Einzelheiten, die sich theils durch die bei ihnen Statt findende Benutzung eines ganz verschiedenen Alphabets erklären, theils als topische oder historische Differenzen (Blanchus' Lexikon ist 219 Jahr älter als das vorliegende Werk) begreifen lassen, in allen wesentlichen Punkten so sehr mit dem gegischen Dialekt, wie wir ihn als heutigen durch Hn v. Hahn kennen lernen, überein, daß wir unbedenklich die damalige Form von diesem darin erkennen dürfen. Danach zu urtheilen sind beide Dialekte in Betreff der begrifflichen Exponenten — sowohl in lexikalischer als grammatischer Beziehung — mit sehr wenig Ausnahmen, fast so gut wie ganz identisch; dagegen ist der dialektische Lautreflex, sowohl hinsichtlich der Vokale, als auch der Consonanten ein so starker, daß er, wenn ungekannt, der Rede ein äußerst fremdartiges Gepräge geben muß; so ist insbesondre die in mehreren Kategorien von Wörtern durchweg, in vielen einzelnen Wörtern vorwaltend, eintretende Wandlung von gegischem n in toskisches r — denn daß das Gegische hier den organischen Laut bewahrt hat, beweist insbesondre die große Anzahl von Lehnwörtern, in denen das Gegische den diesen eignen Laut n bewahrt, das Toskische dagegen r dafür gesetzt hat — zumal da die ihr unterworfenen Bildungen im Albanesischen überaus zahlreich vorkommen, schon fast allein hinreichend, den Charakter der Sprache dem Ohr gegenüber ganz und gar zu verändern. Rechnet man nun noch dazu die vielen sonstigen Differenzen in der phonetischen Erscheinung des beiden Dialekten gleichmäßig angehörigen Sprachmaterials — die übrigen Lautreflexe, verschiedenartige Synkopirung, Assimilirung und Andres — ferner die grammatischen und lexikalischen Diffe-

renzen, welche, wenn sie gleich vom theoretischen Standpunkt äußerst geringfügig sind, doch, zumal in Verbindung mit jenen, im Lauf der Rede bedeutend ins Gewicht fallen, so erklärt sich vollständig, wie diese Differenzen, welche sich dem Auge gegenüber für denjenigen, der sie kennt, fast ganz aufheben, beim Hören, zumal wenn man ihrer unkundig ist, eine solche Bedeutung gewinnen können, daß sie das gegenseitige Verständniß der Gegen und Tosten eine Zeit lang zu hindern vermögen. Uebrigens kann man sich nicht der Frage enthalten, ob diese starke Differenz alt sei. Es bleibt wenigstens höchst auffallend, daß sowohl Blanchus als Lecce keine Notiz eines starken dialektischen Gegensatzes enthalten, sondern ihr Albanesisch, welches doch den praktischen Zwecken der katholischen Priester dienen sollte, augenscheinlich als die allgemein verständliche Sprache hinstellen. Diese Frage ist natürlich von der größten Bedeutung, und es wird sich Manches für die verhältnißmäßig sehr späte Entwicklung dieser Differenzen geltend machen lassen; doch bin ich nicht im Stande, sie zu einem entscheidenden Abschluß zu bringen.

Nächst der ethnographischen Bestimmung der Albanesen in ihrem eignen Gebiet hat auch ihre colonieartige Verbreitung außerhalb desselben nach Osten und Norden: in Serbien, Bosnien, Dalmatien, nach Süden in Griechenland und über das Meer hin in Neapel und Sicilien die verdiente Betrachtung gefunden; ebenso sind andererseits auch die fremden Bestandtheile charakterisirt, welche sich in Albanien niedergelassen haben. Vielfache Belehrung gewährt auch das vom Hn Verf. über die religiösen Verhältnisse der Albanesen Mitgetheilte.

Der zweite Abschnitt (S. 40—142) gibt unter der Ueberschrift „Reisefkizzen“ eine Fülle von Detailbeschreibungen und Mittheilungen überhaupt, welche Land und Volk, insbesondre den Culturzustand, die Beschäftigung, Lebensweise und andre statistisches veranschaulichen. So liefert S. 41 verglichen mit S. 53 in der Schilderung von Argyrokastron ein Bild der städtischen Bewohner und ihrer Lebensweise. Hier wohnen nämlich die Landbesitzer der Umgegend, denen alle Dörfer der umliegenden Ebene und auch Besitzungen außerhalb des Thals angehören. Ihre Häuser sind hoch und wohlverwahrt, haben in den unteren Räumen nur Lücken und Schießscharten, höhere Fenster aber erst im dritten und vierten Stock. Der Hof ist von hohen starken Mauern umgeben und hat gewöhnlich zwei Thore, deren erstes in einen kleineren Vorhof führt. Jeder Angesehene verwendete früher — denn dieser Zustand hat schon seit Ali, dem bekannten Pascha von Janina, und noch mehr seit die Reform im türkischen Reich Fuß zu fassen begann, bedeutende Veränderungen erlitten — sein Einkommen zur Unterhaltung eines möglichst großen Gefolges, mit dem er auf Befehl des Sultans, oder als Söldner von irgend einem der Paschas in den Krieg zog. In unruhigen Zeiten, wenn die Parteien, in welche die Stadt zerfiel, in offener Fehde lagen — und dieser Zustand bildete früher fast die Regel — hütete er mit seinen Leuten sein Haus und verknallte ohne großes Blutvergießen viel unnützes Pulver; denn jeder hütete sich auf gleiche Weise. Wegelagerei wurde vom Adel nur selten getrieben; ihre Hauptindustrie war neben dem Kriegshandwerk die Pachtung der Zölle, Zehnten und Monopolen.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. 55. Stück.

Den 5. April 1855.

S e n a

Fortsetzung der Anzeige: »Albanesische Studien von Dr. jur. Joh. Georg von Hahn.«

Dieser Adel bekennt sich zum Islam, zu welchem er theils massenhaft, theils einzeln — da er den Druck, welchen das Christenthum zu erdulden hatte, nicht zu ertragen fähig war — nach und nach, mehrfach in noch bekannten Zeiten, übergetreten ist. Diejenigen kleineren Leute muhammedanischer Religion, welche bei diesem Adel kein Unterkommen — als Söldner oder Zöllner — fanden, traten einzeln in Kriegsdienst, oder lebten von Räubereien. Mit Handel oder Gewerbe sich zu beschäftigen galt den türkischen Albanesen nicht für ehrenhaft. — S. 42 schildert das Leben der albanesischen Handwerker. Diese treiben ihre Gewerbe — sie sind Maurer, Gärtner, Fleischer, Wasserbauverständige u. — sowie Handel fast nur in der Fremde, so daß z. B. die Bevölkerung der Lynutscherei, eines Gebiets in der Nähe von Argyrokastron, in der Regel nur aus Weibern, Kin-

bern, Greisen und Leidenden besteht, denen die Bestellung der Felder überlassen ist, während die arbeitsfähige Mannschaft auswärts zubringt. Schon zwischen dem achten bis zehnten Jahr verläßt der Knabe mit seinem Vater die Heimath (S. 150). Doch wird er vorher verlobt, um ihn an sein Vaterland zu fesseln. Oft tauschen Väter ihre Kinder bei diesem ersten Auszug, um sie an strengere Zucht zu gewöhnen. Der Aufenthalt in der Fremde scheint die Liebe zur Heimath erst recht zu steigern; zwei rührende Ergüsse des Heimwehs theilt Hr von Hahn im 2ten Heft S. 146. 147 mit. In vielen Dörfern ist es seit Menschengedenken nicht vorgekommen, daß sich ein Angehöriger derselben in der Fremde verheirathet hätte, oder seine Familie ihm nachgezogen wäre. Wer das thut, gilt als ausgestoßen und wird Gegenstand des allgemeinen Hasses (S. 150). Maurer, Holzhauer und Erdarbeiter kehren gegen Ende des April gewöhnlich in ihre Heimath zurück und verlassen sie erst im October wieder; andre Handwerker, sowie Handelsleute haben keine bestimmte Zeit, sondern kommen oft erst nach sehr langen Zwischenräumen zu Besuch. Die gegenseitigen Beziehungen bleiben aber so innig, daß, wenn einer in der Fremde stirbt, er ein vollständiges Scheinbegrabniß in der Heimath erhält, bei welchem alles ganz so zugeht, als wenn er in der Mitte der Seinigen gestorben wäre (S. 152). Der Albanese ist arbeitsam und sparsam und erwirbt in der Fremde gewöhnlich so viel, daß er in seinem Alter in der Heimath in einem gewissen Wohlstand zu leben vermag. Daher sieht man in diesen Arbeiterdörfern sowohl städtische Häuser als Trachten von fremden Stoffen. — S. 44 schildert den ackerbauenden Stand. Dieser steht auf

der untersten Stufe. Die Bauern sind ohne Ausnahme Pachtbauern; der Boden, den sie bestellen, gehört den türkischen Herren in den Städten. Die Erträgnisse werden, wie im ganzen Orient in drei Theile getheilt, von denen zwei dem Landbauer, einer dem Gutsherrn zufällt. Leibeigenschaft besteht im ganzen türkischen Reich nicht, dem Rechte nach also Freizügigkeit, aber in der Praxis kommt diese ebenso selten vor, als Vertreibung des Bauern durch den Gutsherrn. Beim Tode des erstern theilen seine Söhne seine Felder; hinterläßt er nur Töchter, so tritt in der Regel der Mann der ältesten in seinen Besitz. Dienstzwang ist unbekannt und das Verhältniß zwischen dem Gutsherrn und Bauern hat viel Patriarchalisches. Der letztere betrachtet den ersteren als seinen natürlichen Beschützer und Rathgeber, und dieser vertritt die Angelegenheiten von jenem den Behörden und Fremden gegenüber wie seine eignen.

Zwischen den verschiedenen Gruppen der Bevölkerung, wie sie durch Abstammung, Religion und Lebensweise gebildet werden, besteht die schärfste Trennung, insbesondre keine Ehegemeinschaft, so daß sich fast ein förmliches Kastenverhältniß gestaltet (S. 44. 45).

Interessant sind einige gelegentlich vorkommende Zeugnisse für den günstigen Einfluß, welchen schon jetzt das so gern als ganz unfruchtbar dargestellte Tansimat, die türkischen Reformbestrebungen, ausgeübt haben. Hr. von Hahn fand (S. 50) als Folge davon in dem kleinen Ort Ziza, sowie in andern Orten, nicht bloß Elementarschulen, sondern theilweis auch schon höhere; nicht minder bedeutend ist speciell für Albanien, daß in Folge der neuen Militärverfassung, durch welche das Söldnerleben — welches früher der Haupterwerbszweig

für eine höchst beträchtliche Anzahl von Albanesen war — verdrängt ist, eine Menge höchst bedeutender Kräfte, welche in den verschiedensten Provinzen der Türkei zerstreut war, ihrer Heimath zu Gute kommt und sich hier in einem Zustand entfaltet, der, zumal verglichen mit der vollständigen Anarchie, welche insbesondrer noch vor Ali's Zeit — die den Uebergang vorbereitete — hier herrschte, ein schon halbwegs civilisirter genannt werden darf. Es würde natürlich mehr als ein Wunder sein, wenn diese Reformen in einem aus so heterogenen Bestandtheilen zusammengesetzten Reich bei dem Widerstand, den sie in religiösen und socialen Interessen finden, eine Kräftigung des türkischen Reiches herbeizuführen fähig sein sollten; wohl aber läßt sich hoffen, daß, wenn dieses unter der Wucht der äußeren Verhältnisse nicht zu rasch zusammensinkt, sie vielleicht genügen einen kräftigen selbständigen Sinn in der bis jetzt unterdrückten Bevölkerung zu zeitigen, der die Möglichkeit gewährt, die zukünftigen Geschicke des türkischen Ländercomplexes in einer für Europas Freiheit gefahrlosen Weise zu gestalten.

Reich sind diese Skizzen insbesondrer an Notizen über den Handel der Albanesen. Was die Schifffahrt betrifft, so ist es auffallend, wie Herr von Hahn bemerkt (S. 110), daß der Albanese, welcher als Hydriote und Spezziote den Kern der griechischen Marine bildet, und sich in großer Anzahl auf türkischen und ägyptischen Kriegs- und Handelschiffen verdingt, zu Hause sich mit dem Meer fast gar nicht zu schaffen macht. Es ist dies eine Thatsache, welche ganz in Harmonie mit der bisherigen Geschichte der Albanesen steht. Ihre reichen intellectuellen Gaben sind bisher überhaupt fast stets im Ausland verbraucht, ihrer Heimath aber

fast nie zu Gute gekommen. Die Einwohner von Dulcigno sind die einzigen, die in der angegebenen Beziehung eine und zwar höchst ehrenwerthe Ausnahme machen. Diese bauen sich ihre Schiffe selbst und zwar bei dem Mangel aller Schulbildung ohne vorher entworfenen Plan, gewissermaßen aus freier Hand. Trotzdem daß ihre Marine während des griechischen Unabhängigkeitskriegs von griechischen Corsaren fast ganz aufgerieben ward, besaßen sie zu der von Hn von Hahn beschriebenen Zeit schon wieder 53 Schiffe von im Ganzen etwa 3500 Tonnengehalt.

Manche Züge aus der Geschichte, den Legenden, häufige Rückblicke auf das Alterthum und dessen Ueberreste an Bauten und Inschriften erhalten das Interesse an diesen Skizzen nach verschiedenen Seiten hin wach. Ein Anhang dazu bespricht das neue türkische Münzsystem, welches der Hr Verf. nicht nur des größten Lobes würdigt, sondern auch, insbesondre aus mercantilischen Gründen, dem deutsch-österreichischen Münzverein zur Nachahmung oder vielmehr zum Anschluß empfiehlt.

Der 3te Abschnitt (S. 143 — 210) „Sittenschilderungen“ überschrieben, bietet eine Menge theils ganz eigenthümlicher, theils in Parallele mit denen andrer alter und neuer europäischer Völker tretender Sitten, Gebräuche und Anschauungen dar. Des Hrn Verfs Darstellung und insbesondre die in den Anmerkungen mehrfach beigebrachten Parallelen verdienen die Beachtung aller sich mit Sittenkunde Beschäftigenden, welche im Stande sein werden, den letzteren noch Manches hinzuzufügen. Hr von Hahn beginnt mit den Hochzeitsgebräuchen der Riga und zieht dabei manche Parallelen mit den altgriechischen. Alsdann behan-

delt er die Bedeutung des Geschlechtsverbandes, welcher so eng gezogen ist, daß Ehen zwischen denen, welche zu demselben Geschlecht gehören, selbst wenn sie noch so weitläufig verwandt sind, verboten sind (S. 153). Damit ist auch die Sitte oder vielmehr die Säkung der Blutrache verbunden, welche erst in den letzten Jahren — ebenfalls in Folge der türkischen Reformen — zu verschwinden begonnen hat. S. 154 ff. werden Notizen zum Kalender der Rıza gegeben. S. 156 verschiedene Gebräuche derselben mitgetheilt. S. 159 Bräuche aus andern Gegenden und S. 161 ff. albanesischer Glaube in Bezug auf Geister, Gespenster, Schätze und Träume 2c. So unverkennbar wichtig auch die Sammlung der abergläubischen Meinungen und Gebräuche der Völker ist, so möchte ich doch davor warnen, ihnen in Betreff der Fragen über verwandtschaftliche Beziehungen einen zu hohen Werth einzuräumen. Abergläubische Menschen und Völker sind nur zu geneigt, sich jeden Aberglauben anzueignen, welcher ihnen in den Weg kommt, sobald er nicht mit einem schon bei ihnen geltenden in Widerspruch steht. Unter dem Titel „Bermischtes“ bespricht der Hr Verf. zunächst die eigenthümliche Gestalt, in welcher die Knabenliebe sich insbesondre bei den Gegen zeigt, und die eine im Allgemeinen unverkennbare Aehnlichkeit mit der dorischen, wie sie durch K. D. Müller's Kritik festgestellt ist, darbietet. Hr von Hahn erfuhr mit der größten Bestimmtheit, daß dieses Verhältniß durch keine Unsitlichkeit besleckt werde, daß die Gefühle für den geliebten Knaben von Seiten des Liebhabers die reinsten seien, aber mit der größten Leidenschaft, Innigkeit und Hingebung sich kund geben. Mit diesen Mittheilungen harmoniren auch die im 2.

Hest S. 147—150 abgedruckten erotischen Lieder, welche sich auf Knabenliebe beziehen; vgl. S. 149, 9, 9, 4: „Wie find' ich einen guten Freund — daß er mich liebe, wie ich ihn liebe — daß ich alle Geheimnisse ihm erzähle — daß er gemeinschaftlich mit mir klage.“ Ebds. 10, 7. 8: „Dir o Knabe möchte ich die Augen küssen — und dir als Flamme brennen.“ Die Zeit dieser leidenschaftlichen Zuneigung zu einem Knaben fällt zwischen das sechszehnte und zwanzigste Jahr. Die Knaben werden von ihrem zwölften Jahr an geliebt und im siebenzehnten verlassen. Mit der Verheirathung hört das Verhältniß auf und verwandelt sich sogar oft in Haß. Hierin sowie in manchen andern Punkten weicht es vom dorischen, wie man sieht, ab; denn hier war es eine Liebe, welche bis zum Tode dauern sollte und in vielen vom Alterthum bewahrten Beispielen auch gedauert hat. — Weiter behandelt Hr von Hahn dann eine Art Knabenverbindungen, bei welchen er schon durch den Namen, welchen er ihnen gibt, nämlich *Agelen*, an ein einigermaßen ähnliches dorisches Verhältniß erinnert. Diese Verbindungen haben das Eigenthümliche, daß sie über das Knabenalter hinausreichen und im Jünglingsalter eine bestimmte Organisation annehmen. Sie dauern oft bis ins fünfzigste Jahr der Mitglieder; bei ihrer Auflösung erhält jedes Mitglied aus einer gemeinschaftlichen Kasse, welche während ihrer Verbindung gebildet wird, seinen Einschuß zurück. — Nächstdem werden Kirchweihen, Hahnenkämpfe, Falkenjagd, Hausplan und Haartracht geschildert; mit der letzteren vergleicht Hr von Hahn die dorische, jedoch selbst zweifelnd. — Die siebente Abtheilung dieses Abschnitts beschreibt die Verfassung der Gebirgskämme im Bisthum von Skodra. Ein dem Wesen nach

fast ganz rechtloser anarchischer Zustand kleiner in sich abgeschlossener Gemeinwesen ringt nach einer gewissen Ordnung und schließt sich dabei an die gegebenen Bedingungen. Erbliche Senatoren, aus den Häuptionern der Hauptäste eines Stammes bestehend, eine Art kleiner Rath, aus den Häuptionern der kleineren Stammesabtheilungen gebildet und die Volksversammlung (*κονβεντ* aus wallachisch *kuvaent* „das Wort“, latein. *conventus*) bilden die höchsten Gewalten. Die beiden ersten Factoren verständigen sich gewöhnlich mit einander über die zu verhandelnden Gegenstände, so daß die öffentliche Versammlung, in welcher alle drei Factoren vereinigt wirken, dann eine bloße Formalität ist. S. 176 enthält interessante Details über die Folgen eines Mords, welche für den Mörder und seine Familie theils von Seiten des Paschas (Strafe), theils der Familie des Gemordeten (Blutrache) eintreten. S. 177 schildert die Ceremonien, welche bei der Versöhnung einer verletzten Familie mit dem Mörder Statt finden. Diebstahl gegen Fremde wird nur bestraft, wenn eine Verständigung mit dem Bezirk, dem der Fremde angehört, in Bezug darauf besteht. Zeugen stehen ganz unter dem Einfluß von Furcht oder Lohn. Daher gibt jeder sein Zeugniß nur im Geheimen bei einigen von den Richtern ab, welche es, im Fall sie ihm Glauben schenken, gewissermaßen zu dem ihrigen machen und vor Gericht mittheilen. Während des Krieges besteht eine Art Kriegsrecht, worin ein sehr wesentlicher Punkt der ist, daß für die im Krieg Gefallenen kleine Blutrache besteht, eine Milderung dieses Instituts, welches wie das entgegenstehende Beispiel der wilden Völker, z. B. der amerikanischen Indianer zeigt, von dem allergrößten Einfluß für die Erhaltung dieser in ewige

Fehden mit einander verwickelten Stämme war. Die Weiber sind unverleßlich, begleiten ihre Männer in den Kampf, um Todte und Verwundete wegzubringen, die gebliebenen Feinde zu plündern und ihnen die Köpfe abzuschneiden. — Höchst interessant sind „die Stammesagen der Gebirgsstämme im Bisthum von Skodra“, welche von S. 183 an mitgetheilt werden; es wäre zu wünschen, daß Alles der Art was sich noch im Gedächtniß der Albanesen vorfindet, gesammelt werde. Denn auch hier scheint eine Herrschaft der Gegenwart zu nahen, welche die Erinnerung der Vergangenheit aus dem Leben verdrängen wird, so daß sie, wenn sie nicht in Schriften ein Asyl findet, bald der Vergessenheit anheimgefallen sein wird. Sie schildern Zustände, wie sie an der Spitze fast aller Culturvölker Europas gestanden zu haben scheinen. Ihr historischer Werth übrigens ist durch einen Zufall (S. 189) so sehr ins Licht gestellt, daß wohl Niemand einfallen wird, sie auf eine Weise zu gebrauchen, wie man die ähnlichen Stammsagen alter und neuerer Völker oft genug selbst jetzt noch gemißbraucht sah.

Der vierte Abschnitt (S. 211 — 279) ist überschrieben: „Sind die Albanesen Autochthonen“. Der Namen der Albanesen als Volksnamen ist bekanntlich verhältnißmäßig sehr jung; er tritt erst etwa um 1079 nach Chr. hervor (vgl. das anzuzeigende Werk S. 312 n. 93). Einzig bei Ptolemäus erscheint der Namen Albanopolis, dessen Authenticität daher von Mannert angezweifelt ist. Wie in Griechenland, so zeigt auch in Albanien eine beträchtliche Anzahl geographischer Namen, sowie historische Ueberlieferung, daß vor und auch noch nach jener ersten Erwähnung der Albanesen das Land in einem hohen Grade slavifirt war.

Wie in Griechenland die ursprüngliche Bevölkerung die slavische Uebersichtung wieder durchbrach, sie sich assimilirte und obgleich gemischten Blutes wesentlich den hellenischen Charakter wieder zur Geltung brachte, so ist auch im Gebiet der Albanesen jene einst eingewanderte slavische Bevölkerung schon lange verschwunden — sei es nun durch Vernichtung oder Absorption — und wesentlich durch die von ihr durch und durch verschiedene höchstens da ihre Grundlage sich wohl als indogermanisch nachweisen läßt, urverwandte albanesische ersetzt. Da uns nun kein Volk außer den Slaven bekannt ist, welches in diese Gegenden eingewandert wäre, so wird es schon dadurch höchst wahrscheinlich oder vielmehr fast unzweifelhaft, daß die Albanesen der Urbevölkerung derselben angehören. Das albanesische Gebiet umfaßt nun das alte Epirus und einen großen Theil des alten Illyricum mitsammt der Hauptstadt desselben unter König Gentius, nämlich Scodra. Die Bevölkerung von Epirus enthielt höchst wahrscheinlich drei Elemente, das ursprüngliche, welches, wenn irgend eins, auf den Namen der Pelasger Anspruch hat, und zwei eingewanderte, nämlich ein vom Süden her aus Griechenland eingedrungenes und ein vom Norden her aus Illyricum. Da die Sprache der Albanesen jede nähere innere Verbindung mit der griechischen ebenso sehr zurückweist, wie mit irgend einer der slavischen, so ist es höchst wahrscheinlich, daß sie entweder für Abkömmlinge der Pelasger oder der Illyrier zu nehmen sind. In dem einen Fall hätten wir als ihre ursprüngliche Heimath Epirus anzusehen, von wo sie sich nach Norden, in dem andern Illyrien, von wo sie sich nach Süden hin verbreitet hätten. Der Voraussetzung,

daß sich die jetzigen Albanesen von einem beschränkten Brennpunkt aus verbreitet haben, steht nicht bloß im Allgemeinen nichts entgegen, sondern sie erhält auch durch ihre spätere, historisch bekannte Verbreitung insbesondre über große Theile von Griechenland eine bedeutende Wahrscheinlichkeit. Das Dilemma, ob pelasgisch oder illyrisch, zu entscheiden, fehlen sichere Mittel. Dürfen wir aus dem Umstand, daß z. B. die wesentlich unvermischten Arkadier dem Ursprung nach Pelasger sind und zugleich für Hellenen gelten, mit Sicherheit auf eine wesentliche Identität der pelasgischen und hellenischen Sprache schließen, so fällt alle Wahrscheinlichkeit eines pelasgischen Ursprungs der Albanesen weg. Denn die Sprache der letzteren tritt trotz mancher Berührungspunkte, von denen die meisten das Gepräge äußerlicher Entstehung an sich tragen, aus dem Kreise der hellenischen ganz heraus. So werden wir auf die schon mehrfach geltend gemachte Ansicht zurückgewiesen, welche in den Albanesen Ueberreste der alten Illyrier erkennt. Hr. von Hahn's Ansicht hebt jenes Dilemma auf, indem er (S. 215) „illyrisch = pelasgisch im weiteren Sinne“ ansetzt. Es ist dies die vierte seiner Thesen über die alten ethnographischen Verhältnisse, insbesondre in dem Gebiete zwischen der Donau und Griechenland. Die drei ersten lauten:

1. Die Epiroten und Makedonier waren noch zu Strabo's Zeiten Ungriechen oder Barbaren.

2. Epiroten, Makedonier und Illyrier sind Stammverwandte.

3. Es sind viele Anzeichen vorhanden, daß Epiroten und Makedonier den Kern des thyrrhenisch-pelasgischen Volksstammes bildeten, dessen

äußerste Spitzen in Italien und Thracien in die Geschichte hineinragen.“

Um diese Sätze zu begründen, bedient sich der Hr Verf. der ethnographischen Notizen, welche sich bei den Alten finden, mythischer Angaben und Sprachvergleichen; zum Beweis der Verwandtschaft der Albanesen mit den „Urrömern“ und „Urhellenen“ (S. 214) beruft er sich speciell auf das was in den Sitten der (heutigen) Albanesen mit denen der Römer und Griechen übereinstimmt. So wie die Schwäche des letzten Arguments augenfällig ist — (denn die hervorstechendsten Sitten der Albanesen, wie z. B. Blutrache, Faustrecht, Stammverbindung, und Anderes kehren auch bei den Arabern, Corsikanern und vielen andern Völkern wieder und sind größtentheils Ergebnisse eines gleichen Culturzustandes; andre sind durch Zusammenstoß mit griechischen und italiänischen Stämmen erklärbar; und die chronologische Differenz der verglichenen Zustände — urrömischer und urhellenischer einerseits und sehr moderner albanesischer andererseits — würde selbst, wenn die Ähnlichkeit größer wäre, als sie dem Referenten zu sein scheint, nimmermehr Schlüsse von solcher Tragweite verstaten) — so sind, wenigstens nach unserer Ansicht auch die jenen Momenten entlehnten Argumente keinesweges der Art, daß sie insbesondere für die beiden letzten Thesen auch nur einen Schein von Wahrscheinlichkeit zu erzeugen fähig wären. Ich kann hier nicht näher auf des Hrn Verfs Behandlungsweise eingehn, und muß mich darauf beschränken nur Einzelnes zur Charakterisirung derselben hervorzuheben; allein ich glaube, daß dieses genügen wird, den Leser von der Nothwendigkeit zu überzeugen, die Beweise desselben sorgfältig zu prüfen, und sich weder durch seine

Gelehrsamkeit noch seinen übrigens höchst aner-
kennenswerthen Ernst und Eifer, noch endlich die
Zahl der insbesondre der Sprache entlehnten Ar-
gumente bestechen zu lassen. Die Benutzung der
ethnographischen Notizen der Alten betreffend, so
setzt Strabo die Grenzscheide der epirotischen und
illyrischen Völker ungefähr in dieselbe Gegend,
welche jetzt den gegischen und toskischen Dialekt
scheidet. Daraus wird S. 218 geschlossen, „daß
es vor Zeiten ebenso war, wie es jetzt ist, und
daß die Epiroten zu dem illyrischen Stamm ge-
hörten, aber des Gefühles ihrer Zusammengehö-
rigkeit mit denselben entbehrten, grade so wie
Holländer und Dänen zu dem germanischen Stamme
gehören, ohne sich deshalb eins mit den Deutschen
zu fühlen.“ Ich bin nun zwar weit entfernt, es
für ausgemacht zu halten, daß die Epiroten nicht
zu den Illyriern gehörten, allein wer das oben
angedeutete sprachliche Verhältniß zwischen dem
toskischen und gegischen Dialekt berücksichtigt, wird
sich nimmermehr überzeugen lassen, daß wenn es
das zwischen der epirotischen und illyrischen Sprache
widerspiegelt, beide Völker auch nur bei oberfläch-
licher Kenntniß desselben von einem so gewissen-
haften Forscher wie Strabo getrennt wären —
und wir dürfen annehmen, daß sie im Alterthum,
wo Griechen und Römer in Menge diese Gegen-
den durchzogen und in ihnen lange Zeit gehaust
hatten und hausten, eher mehr als weniger genau
als heute bekannt waren. Um diesen Parallelis-
mus zu behaupten, muß Hr von Hahn die dia-
lektische Differenz des Gegischen und Toskischen
als eine „urverschiedene“ (S. 218) bis in dieses
so hohe Alter hinaufreichende voraussetzen. Diese
Voraussetzung ist eine durch nichts gestützte, ja
wenn wir das Albanesische, wie es sich bei Blan-

chus und Vecce findet, welches, wie schon bemerkt, wesentlich gegischen Charakter trägt, jedoch in manchen Punkten von dem Gegischen des Herrn von Hahn abweicht und sich dem Toskischen zuneigt, welches ferner bei ihnen als gemein albanesisch auftritt, von Blanchus außerdem als epirotisch bezeichnet wird, während in dem eigentlichen Epirus jetzt der toskische Dialekt herrscht, so wird man dadurch, sowie auch durch den ganzen Charakter des Toskischen, der dem Herrn von Hahn selbst ein jüngeres Gepräge zu tragen scheint, bei weitem eher geneigt, das Toskische in seiner jetzigen Gestalt als eine verhältnißmäßig junge Abzweigung des Gegischen zu betrachten. Doch wage ich nicht, wie gesagt, diese Frage zu entscheiden. — Was die Benutzung der Mythen betrifft, so werden S. 220 die Mythen über das Verhältniß von Kadmos zu den Illyriern so aufgefaßt, daß jener der Stammvater der Illyrier sei und Müller's Ansicht, nach welcher Kadmos nicht ein Phöniciër, sondern thrrenischer Pelasger wäre, genügt dem Herrn Verf. die Illyrier zu Verwandten der thrrenischen Pelasger zu machen. Ganz mit demselben Recht dürfte man aus der Sage, daß die persischen Könige von Perseus abstammen, schließen, daß die Perser specielle Verwandte der Argiver wären. — Was die Benutzung der Sprache betrifft, so sind es vorwaltend Eigennamen, geographische und religiöse, welche theils der Ähnlichkeit halber verglichen, theils aus der hütigen albanesischen Sprache oder sonst erklärt werden sollen. So z. B. wird S. 231 der Name „Illyrien“ behandelt. Dieser soll zunächst aus den Namen Ilos (Sohn des Dardanus) und Lyros (Bruder des Aeneas) zusammengesetzt sein, eine Hypothese, welche S. 236 beachtenswerth erklärt

wird; dann wird er von dem griechischen *ἄλλος* „Schlamm“ abgeleitet und die Möglichkeit einer albanesischen Nebenform (*Ἰλλωνία* *) bemerkt; dann werden *Ἐλλος Ἐλλη Ἰλλος Ἐλλην Ἰλλινοί Σελλος Συλλάνιος Σολίονες* und selbst, jedoch mit einem Fragezeichen, Sylla damit zusammengestellt; dafür endlich eine Etymologie aus dem albanesischen *χέλ-ι* „Spieß, Bratspieß“ empfohlen. Mehr oder weniger ähnlich, vielfach noch überraschender sind alle die sprachlichen Bemerkungen von S. 224—254 und trotz ihrer großen Masse glaube ich, daß vielleicht kaum drei oder vier dazwischen sind, welche eine Kritik bestehn würden. S. 250 wird sogar die persische Anaitis (zend. *anâhita*) aus dem albanesischen *κεννε* „Mond“ gedeutet und zwar mit den Worten: „Wir brauchen wohl nicht zu erwähnen, daß wir den Namen (*Κεννε*) mit der persisch-phöniciſchen Anaitis für identisch halten; er ist aber noch weiter verbreitet und findet sich z. B. als Anninga, der Mond, bei den Grönländern jedoch männlich wie im Deutschen etc.“ Es bedarf wohl keiner weiteren Mittheilungen aus diesem Abschnitt, um den Leser zu überzeugen, daß dies Werk ihm in jedem andern Gebiet reichere Belehrung gewährt, als in dem antiquarischen und dem damit zusammenhängenden linguistischen.

Der 5te Abschnitt (S. 280—300) „Das albanesische Alphabet“ überschrieben, lehrt uns ein

*) Da die griechischen Lettern mit diakritischen Zeichen, deren sich Hr von Hahn zur Bezeichnung der eigenthümlich albanesischen Laute bedient, hier nicht vorrätzig sind, so bezeichne ich sein *γ* mit einem Punkt durch *g*, sein *ε* mit einem Strich darunter durch *e*, sein *ο* mit einem Punkt durch *s*, mit zweien durch *sh* und sein *χ* mit einem Punkt durch *h*, das gegiſche *ν* mit Punkt durch *n*.

eigenes albanesisches Alphabet von 52 Zeichen kennen, welches Herr von Hahn in Elbassan und auch da im Ganzen nur selten — er glaubt, daß es wohl nur fünfzig Personen kennen (S. 296) — gebraucht fand. Nur mit Mühe konnte er sich etwa 21 Blätter, welche mit diesem Alphabet Geschriebenes enthielten, verschaffen, deren Alter nicht über 70 Jahre hinaus ging. Die Tradition knüpft es an einen Lehrer an der Schule und Stadtprediger zu Elbassan, welcher ein sehr gelehrter Mann gewesen sein soll und etwa vor 100 Jahren lebte. Von den 52 Zeichen desselben sind 14 oder 15 zusammengesetzt. Die übrigen sucht Hr von Hahn insbesondere aus dem phönici- schen — einige aus dem hebräischen, eins aus einem indischen, eins aus den Inschriften von Thera, eins aus dem dorisch-äolischen, eins aus dem etruskischen, eins endlich aus einem slavischen — Alphabet zu erklären. Um die Entstehung auf diesem Wege zu erläutern, nimmt Hr von Hahn zu mancherlei Manipulationen seine Zuflucht. So heißt es S. 283, 2, um die Figur des ü in diesem Alphabet zu erklären: „daß phönici- sche *Vau* stellt sich in halber Wendung auf den Kopf und erhält ein Ohr.“ S. 284, 12 bei Erklärung des Zeichens für n „daß Phönici- sche (Nun) macht $\frac{1}{8}$ Wendung und verliert seinen dritten Strich.“ Mehrfach bezeichnen die mit einander verglichenen Buchstaben auch ganz verschiedene Laute, so wird das r des albanesischen Alphabets aus dem phö- nicischen n erklärt, aus welchem jedoch S. 284, 12 auch das albanesische n abgeleitet war.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 7. April 1855.

S e n a

Fortsetzung der Anzeige: »Albanesische Studien von Dr. jur. Joh. Georg von Hahn.«

Zur Erläuterung wird hinzugefügt, „daß das r der Endungen des toskischen Dialekts in dem Gegischen regelmäßig in n übergeht und daß sich diese flüssigen Buchstaben mitunter selbst im Wortstamm ablösen.“ Ich zweifle, ob dieses dialektische Verhältniß jene Annahme zu schützen vermag, um so mehr, da — wie schon bemerkt — das Gegische den organischen Laut hat, welcher sich im Toskischen dialektisch umgestaltet hat. — (Der Uebergang von organischem n in r ist überhaupt nicht selten, vgl. Pott *G. F.* I, 119. II, 101. 147, Diez *Et. Wtb. der Rom. Spr.* 21, und *Flechia Sampati e Anumante, Traduzione dal Ramajana. Torino 1852*, welcher dadurch (*S. 5 n.*) *ger-men* von *gen* und *car-men* von *can* erklärt; während der von r in n selten und nur unter Einfluß der Dissimilation sich zeigt, vgl. Pott *G. F.* II, 89 und die Reduplication in sanskritischen

und griechischen Intensiven von einigen Verben mit r). — S. 292 erwägt Hr von Hahn die Gründe und Gegenstände, welche für oder gegen ein hohes Alterthum dieses Alphabets sprechen und entscheidet sich (S. 294) dafür, in demselben „eine Tochter des phöniciſchen und eine Schwester des urgriechiſchen anzuerkennen“, eine Anſicht, welche er in § 12 noch durch den Mythos, welcher Kadmos mit den Phryern in Verbindung bringt, zu ſtützen ſucht. Ich fürchte, der Hr Verf. hat ſich hier wie in dem vorhergehenden Abſchnitt von ſeinem ſonſt höchſt löblichen Eifer und ſeiner Liebe für das Volk, welches er zum Gegenſtand ſeiner Unterſuchungen gemacht hat, etwas zu weit führen laſſen. Die geringe Verbreitung dieſes Alphabets, ſowie der Umſtand, daß es von keinem ſonſtigen Kenner der Albaner erwähnt wird, machen ſein Alter ſchon an und für ſich verdächtig, inſbeſondere da ſowohl Blanchus in ſeinem 1635 erſchienenen Dictionarium als Lecce in ſeinen 1716 erſchienenen Osservazioni ausdrücklich bemerken, daß die Epiroten oder Albaner ſich mit Ausnahme von bei Blanchus drei, bei Lecce fünf eigenen Zeichen, der lateiniſchen Buchſtaben bedienen (vergl. Hrn von Hahn im 2ten Heft S. 1 Anm., wonach ſich jetzt nur die Gegen des lateiniſchen Alphabets bedienen, die Toſken aber des griechiſchen, ſ. auch Kylander S. 1). Bei der von Hrn von Hahn ſelbſt bemerkten Neigung der Albaner zum Gebrauch von Chiſſreſchrift liegt die Erklärung des von ihm aufgefundenen Alphabets aus einer ſolchen, wie mir ſcheint, ziemlich nahe (zumal da eine S. 297 mitgetheilte dem Charakter nach ähnlich iſt), und ſelbſt eine ſehr künstliche Bildung deſſelben würde ſich dadurch deuten, daß albanerſche Prieſter ihre Erziehung

mehrfach in dem sprachgelehrten Collegium de propaganda fide zu Rom erhielten. Endlich ist auch kein geringes Gewicht darauf zu legen, daß die Tradition, welche sonst Alles so hoch wie möglich hinausschiebt, dieses Alphabet an den erwähnten Geistlichen knüpft, welcher ohne Zweifel ziemlich jünger ist als Vecce. Zur Entscheidung der Frage möchte übrigens in der That die von Hrn von Hahn empfohlene Vergleichung des bei den italiänischen Albanesen gebrauchten Alphabets von Bedeutung sein; möge sie, im Vergleich damit, ein geübter Paläograph von neuem aufnehmen.

Den sechsten und letzten Abschnitt des ersten Heftes bildet, „Historisches“ überschrieben, eine kurze Geschichte der Albanesen (S. 301—346), die, abgesehen von den auch hier (S. 304) wiederkehrenden Zusammenstellungen von ähnlich klingenden geographischen Namen (z. B. der albanesischen Formen Arben und Armeng mit dem asiatischen Albanien und Armenien, der *Mariavoi* in Medien mit dem Fluß *Mæro* in Albanien) und Etymologien von alten ganz fremden aus dem heutigen Albanesischen (z. B. medisch Γαζα von alb. γας „Freude u.), insbesondere für die Zeit seit dem Auftreten des Namens der Albanesen eine instructive Uebersicht ihrer politischen Verhältnisse darbietet.

Zu diesem Hefte gehört eine kleine, von Herrn Professor Kiepert gezeichnete Karte des albanesischen Gebiets, in welche auch die alten geographischen Namen eingetragen sind. Ihre Trefflichkeit bedarf natürlich unsres Lobes nicht.

Die beiden folgenden Hefte sind, wie schon bemerkt, der albanesischen Sprache gewidmet. Das erste derselben führt den Titel „Beiträge zu einer

Grammatik des toskischen Dialekts“, liefert aber auch, wie schon angedeutet, eine Menge Momente zur Kenntniß des gegischen. S. 1—104 enthält zunächst die Grammatik selbst. Das Verfahren, welches der Hr Verf. bei Abfassung derselben beobachtete, war folgendes: er schrieb alle in der Wörtersammlung des Ritters von Kylander enthaltenen Substantive, Adjective, Pronomina und Verba zusammen, ordnete sie nach ihren Endungen in verschiedene Klassen und declinirte und conjugirte dieselben dann der Reihe nach theils schriftlich, theils mündlich mit seinem Lehrer durch. Dieser war zwar ein geborner Albanese, hatte aber seine Muttersprache ebensowenig wie seine übrigen Landsleute theoretisch behandelt oder auch nur zu schreiben versucht, folgte daher anfangs dem Gebaren des Hrn Verfs mit großem Unglauben und oft nur mühsam verhehlter Ungeduld, bis er nach und nach mehr Interesse an der Sache gewann und auf die Ideen des Hrn Verf. einzugehen und dieselben zu verbessern, oder auch gar selbständig in den Bau einzugreifen begann. Die so gewonnenen Resultate wurden an der schon erwähnten Uebersetzung des Neuen Testaments geprüft. So schuf der Herr Verf. eine zuverlässige Grundlage für die Grammatik des toskischen Dialekts, welche er auf eine Weise angeordnet und ausgeführt hat, die — wengleich sich der Einfluß der trefflichen Bearbeitung des Hrn von Kylander nicht verkennen läßt — dem grammatischen Sinn desselben zu vieler Ehre gereicht. „Die Syntax hielt er sich nicht für befähigt, systematisch aus dem Nothen zu arbeiten. Hier beschränkt sich das von ihm Gelieferte fast nur auf die Zusammenstellung von Beispielen über auffallende Constructions, wie sie ihm während seiner Arbeit vorkamen.“

Es bleibt also hier für einen Nachfolger des Hrn Verfs fast noch ein ganzes Gebiet unberührt und auch die Flexionslehre wird noch viele Ergänzungen zu erfahren haben, wie deren einige schon durch die vom Herrn Verf. selbst mitgetheilten Sprachproben dargeboten werden, z. B. S. 129, 7, 2 *dogje* statt *donje* von *dje* „verbrennen“ (vgl. S. 71, 9, c); S. 130, 12, 4 *κοιχε* und *hidε* beide Imperative der 2ten Person Singularis von *κοει* „kämmen“, *hesθ* „werfen“. Eine Bildung des Imperativs durch Zutritt von *ε* hat in Hrn von Hahns Grammatik keine Analogien, wohl aber kommen deren mehrere bei Lecce vor, z. B. von *padis* (*παδισ* bei Hrn von Hahn, aber als unbelegt eingeklammert), „anklagen“ S. 85 *padite*, mit dem in Verben auf *s* so häufigen Uebergang von *s* in *t*; S. 103 von *mpss* „ersticken“ (*μβvs* bei Hrn von Hahn) *mpsstε* (S. 103 so mit zwei *s*), dagegen von *prekas* „berühren“ *) und *nuras* „tödten“, mit Einbuße des *s* (vgl. den im Morist vorkommenden Uebertritt vieler auf *s* auslautender Verba in die Conjugation der vokalisch auslautenden) *nuræ* (S. 137 vgl. *βοαε* aus der Bibelübersetzung von *βοας* „tödten“ bei Fylander IVte Conj.) und *preke* (S. 131), vgl. auch *pere* S. 157 von *peres* (*περεs* bei Hn v. Hahn); S. 142 von *bdier* „vernichten“ (vgl. das Passiv *βδορεμ* „ich gehe unter“ bei Herrn von Hahn), Imperat. *bdyre* und S. 156 von *dom* „ich spreche“, *due* (bei Hrn von Hahn *δοвай*). -- Ferner erscheint in dem Lied bei Hn von Hahn S. 132,

*) Lecce schreibt auch *perkas* und so auch bei Hr von Hahn *περκας*, Blanchus dagegen hat nur *re*, z. B. *pre-cune*, Particip; die Metathesis des *r* sowie Einbuße von Vocalen neben ihm sind im Albanesischen noch so häufig, daß es fast den skrit. *r*-Vocal widerspiegelt.

23, 7 u. 8 als 3te Person Aoristi Sing. von ζῆ „ergreifen“ ζου statt ζουρε wie es nach S. 80 der Grammatik lauten müßte; wir werden diese Form wohl aus dem häufigen Antritt von ου in 3 Sing. (z. B. regelmäßig hinter den Verben auf α, ε, ι und arbiträr hinter denen auf κ) deuten, e ist hier vor ου absorbirt. S. 168 in der letzten Zeile des IVten Märchens findet sich als 1ste Sing. Aoristi von γῆριγ „ich finde“ γῆριγshe nach Analogie von λῆshe von λῆ „ich lasse“ ρῆshe „ich fiel“ (von βῆ), δῆshe (von δοῶ „ich will“), πῆshe (von σοχ „ich sehe“) δῆshe (von ἀππ „ich gebe“) θῆshe (von θομ „ich sage“) und der Imperfecta κῆshe (von καμ „ich habe“) und jῆshe (von jaμ „ich bin“). — S. 167, 4 v. u. findet sich als 3 Sing. Imperfecti von δοῶ „wollen“ δοῶιγ, welches jedoch nur verschiedene Schreibweise oder eine leicht modificirte Sprechweise für δοῶν ist (vergl. Impf. βῆγ und βῆν von βερε „gehn“, βῆγ und βῆν von βῆ „fallen“ u. aa. unter den anomalen Verben, auch βῆγ neben βῆν von βῆ „sehen“ und dessen Analoga). Ueberhaupt weicht die Schreibweise in den Sprachproben von der in der Grammatik mehrfach ab, jedoch fast nur in nicht besonders wesentlichen Punkten, so fehlt z. B. die Verdoppelung der Laute öfters, z. B. οὐβούρε (S. 129, 11, 6) 2te Sing. Aor. Pass. statt οὐβούρε (nach Gramm S. 80); S. 130, 15, 4 steht das unbezeichnete α statt des mit zwei diakritischen Punkten versehenen und ähnliche Verwechslungen, vielleicht nur Druckfehler, kommen noch einigemal vor. Bedenkt man, daß das Alphabet, dessen sich Hr von Hahn bedient, erst mit der erwähnten Uebersetzung des neuen Testaments (1827) ins Leben getreten und von ihm in mehreren Einzelheiten wieder verän-

bert ist, so wird man die Sorgfalt, mit welcher der Herr Verf. Harmonie in die Orthographie zu bringen gewußt hat, mit großer Anerkennung betrachten und die Anzahl der Discrepanzen, welche übrigens die Erkennung der Formen, so weit ich bemerkte, nicht stören, verhältnißmäßig sehr gering finden. — Höchst belehrend ist natürlich die Vergleichung des hier vorliegenden Sprachmaterials mit der Grammatik von Lecce und dem Dictionarium von Blanchus. Es kann zwar hier nicht der Ort sein, näher darauf einzugehn; doch will ich einige Beispiele hervorheben, welche, wie mir scheint, zeigen werden, wie sehr die Erkenntniß des Albanesischen dadurch gefördert werden wird. So heißt z. B. „Sünde“ bei Hrn von Hahn gegisch *μουνάτ* und *μενάτ* (mit dem *ο*, welches so dunkel tönt, daß der Hörer bald *α*, bald *ο*, bald *ι* zu hören glaubt, und im Gegischen insbesondre oft gar keinen Vokal hört, nach Hrn von Hahn S. 3; da es hier mit *ου* wechselt, wird in diesem Falle der Anklang an *ο* wohl anzunehmen sein). Schwerlich kann man aus dieser Schreibweise, wenn man die phonetische Geschichte dieses *ο*, sowie die Entstehung des *μ* nicht schon aus analogen Fällen erkannt hat, errathen, daß es das lateinische *peccat-um* (vgl. walachisch *pekát*) sei; dieses wird aber unzweifelhaft durch die bei Blanchus 207, 4 vorkommende Schreibweise *mpcat*, worin in Folge der albanesischen Neigung zur Synkopirung und ihrer eigenthümlichen Aussprache von manchen stummen Consonanten, bei welcher ein Nasal vor diesen entsteht (s. Kylander S. 8), *ο* ausgestoßen und *m* vorgesezt erscheint. In der Form *μουνάτ* ist dann das *p* vokalisirt und dieser Vokal in *μενάτ* so geschwächt, daß er in einer andern schon bei Blanchus (im Jahre 1635)

vorkommenden Schreibweise *meat* (S. 86 unter *peccare* und *peccatum*) gar nicht mehr gehört ward. Ein ganz gleiches Verhältniß zeigt sich zwischen dem bei Herrn von Hahn aufgeführten toskischen *μποςίγ* neben gegischem *μεσοίγ* „tadeln, lehren.“ Schon nach Blanchus' *mpcat* neben *meat* (= *μεκάτ*) würden wir mit Wahrscheinlichkeit entnehmen können, daß auch hier im Gegischen einst der P-Laut erschien, und erhalten die vollständige Bestätigung dafür in den bei Blanchus vorkommenden Formen *mbsognene* (S. 208, 15) *mblsò* (ebds. 17) und *mbsuem* (S. 20 unter *docere*). Auch hier werden wir vermuthen dürfen, daß das *m* nur jener eigenthümlichen Aussprache des *p* verdankt werde und erhalten dafür eine Bestätigung in der toskischen Nebenform *ποςίγ*. Daß sich weiter alsdann dieses Verbum als ein Denominativ von griechisch *ψόγ-ος* „Tadel“ mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit zu erkennen gebe, will ich hier nur andeuten, da die Ausführung Schwierigkeiten zu überwäligen haben würde, deren Erörterung hier zu vielen Raum einnehmen würde. — Ueberhaupt ist die Schreibweise bei Lecce und Blanchus, welche übrigens nach manchen Andeutungen in Hrn von Hahn's Grammatik und nach mehreren Formen in seinen gegischen Sprachproben wesentlich noch mit der späteren, selbst heutigen gegischen Aussprache übereinstimmt, höchst beachtenswerth und vielfach belehrend. So lautet z. B. das Hahn'sche (Ites Heft S. 82) *βζγ* „ich komme“ *βζέν* „du kommst“ *βζέν* „er kommt“ *βζιομε* „wir kommen“ *βζνι* „ihr kommt“ *βζνο* oder *βζνο* „sie kommen“, bei Lecce (S. 115) *vign* (ga italiänisch zu sprechen ungefähr wie

nj, vgl. das Futurum Si. 3 bei Lecce cur te vign mit der Schreibweise $\kappa\omicron\upsilon\upsilon\tau\epsilon\ \beta\iota\nu\gamma\epsilon$ bei Hn von Hahn Ev. Joh. XVI, 13 (Heft I, S. 300) und z. B. Lecce's bagn mit gegisch $b\alpha\eta\eta$ „ich mache“ und über die Aussprache dieses n Hr von Hahn Gr. S. 4, 20) vièn vièn vignme vini vignne und tritt in unverkennbar nahe, gewiß nicht bloß scheinbare Beziehung zu dem italiänischen vegno, vieni, viene, veniamo oder venghiamo, venite, vengono. Uebrigens will ich nicht unbemerkt lassen, daß das Verbalformen schließende Hahnsche γ (bei Lecce fast stets gn) einer Alles im Zusammenhang erwägenden Betrachtung zu unterziehen ist. Denn in vielen andern Fällen scheint es nur Nasalirung eines lateinischen o, vgl. z. B. $\kappa\epsilon\nu\delta\omicron\iota\gamma$ „ich singe“ bei Lecce kendogn mit lateinisch canto (walach. kaent), $\kappa\epsilon\rho\kappa\omicron\iota\gamma$, nach Lecce's Schreibweise kerkogn „ich suche“ mit lateinisch circo, woher italiänisch cerco u. (Diez, Etym. Wtb. der Rom. Spr. 97) — das Albanesische hat, wie oft in seinem dem Latein entlehnten Wortschatz, die alte Aussprache des c bewahrt (vgl. walach. tscherk) — $\kappa\omicron\upsilon\iota\tau\omicron\iota\gamma$ cuitogn „ich denke“ mit latein. cogito, $\pi\alpha\gamma\omicron\iota\gamma$ „ich bezahle“ mit italiän. pago, lat. paco und sehr viele analoge; in andern ebenfalls hinlänglich vertretenen Fällen macht es eher darauf Anspruch dem im Neugriechischen in Verbis auf $\alpha\acute{\iota}\omega$, $\alpha\nu\omega$, $\epsilon\nu\omega$, $\omicron\upsilon\omega$ vor dem ω entstehenden γ analog zu sein, vgl. z. B. albanesisch $\kappa\eta\alpha\iota\gamma$, in Argyrokastron $\kappa\lambda\eta\alpha\iota\gamma$ „weinen“ mit altgriech. $\kappa\lambda\alpha\acute{\iota}\omega$, neugr. $\kappa\lambda\alpha\acute{\iota}\gamma\omega$, albanesisch $\nu\delta\alpha\iota\gamma$ geg. (ohne das durch die erwähnte Aussprache entstandene ν) $\delta\alpha\iota\gamma$ „theilen“ mit altgr. $\delta\alpha\acute{\iota}\omega$. Für einige Fälle drängen sich sogar noch andre Erklärungen entgegen; so z. B. würde in $\mu\pi\sigma\omicron\iota\gamma$, welches bei Lecce mbsogn lauten würde, wenn ich es mit Recht von

ψόγ-ος abgeleitet habe, daß *ιγ* gn dem *γ* des Thema entsprechen und seine Einbuße in einer Menge flexivischer Formen würde durch die Analogie, in welche es zu der Masse von Formen, in welchen *οιγ*, *οgn* suffixal ist, herbeigeführt sein, eine Erscheinung, zu welcher eine Menge Sprachen Seitenstücke liefern. Ich will nicht verbergen, daß die Mehrheit der Erklärungen gegen jede derselben bedenklich machen kann, allein andererseits kann ich auch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß wir über die Art und Weise, wie sich Mischsprachen — und eine solche ist die albanesische in einem hohen Grad — krystallisiren, noch keinesweges hinreichende Erfahrungen und Kenntnisse besitzen, und daß, wenn auch in den bisher untersuchten vieles Gemeinschaftliche hervortritt, doch auch jede zugleich ihre Besonderheiten hat. —

Vielfach belehrend ist auch die alte Schreibweise mit Verdoppelung des Vokals statt der bei Hrn von Hahn erscheinenden Länge desselben; so z. B. ließe sich zwar wohl schon aus *καλj-ι* und *καλje-α* „Pferd“ im Verhältniß zu seinem Plural *κoυαj-τε* (für organischeres *κoυαλj-τε*) errathen, daß es aus italiän. *cavallo* entlehnt sei; allein mit rechter Bestimmtheit läßt es sich doch erst durch die Schreibart *caale* (Blanch. s. v. *equus*) *kaal-i*, Plur. *kual-to* (Lecce S. 205) erkennen; das *v* ist hier wie auch sonst sehr oft (vgl. das *β* in den Casusendungen *βε βor* bei Lecce *vet*, im Schema bei Hrn von Hahn S. 29 und in den Paradigmen bei Lecce S. 15 ff.) ausgefallen. Ohne diese Schreibweise würde man es für ein Lehnwort aus walach. *kal* „Pferd“ nehmen, wogegen mir jedoch auch der Plural zu entscheiden scheint, in welchem das *ual* wohl unzweifelhaft auf *aval* deutet, während der walach. Plural *kal* heißt.

In der Declination tritt insbesondre die Abweichung hervor, daß Lecce auch in der ersten Declination im Singular eine Form auf t hat, welche er Ablativ nennt, während Herr von Hahn eine analoge nur in der 2ten und 3ten kennt, welche er in Uebereinstimmung mit Lecce als Genitiv, Dativ und Ablativ bezeichnet. Da Lecce in den beiden ersten Declinationen als Nebenformen derer auf t im Ablativ gleichlautende ohne t anführt (z. B. *prei sctepio* oder *sctepiet* „von dem Hause“ *prei cussari* oder *cussarit* „von dem Diebe“) und bei Hrn von Hahn in der 2ten und 3ten Declination sich die bestimmte Form des Genitiv=Dativ=Ablativ von der unbestimmten durch die Anwesenheit des in letzterer fehlenden t unterscheidet (z. B. von *κjev* (*canis*) „Hund“ unbestimmt *κjev-ι*, bestimmt *κjev-ιτ*, von *μικ* (*amicus*) „Freund“ *μικ-ου* *μικ-ουτ*), so liegt der Gedanke nahe, daß Lecce's Doppelformen des Ablativs in der ersten und zweiten Declination ebenfalls auf dem von ihm bekanntlich nur im Nominativ hervorgehobenen Unterschied zwischen bestimmter und unbestimmter Declination beruhen und daß dieser zu seiner Zeit sich auch im Ablat. der ersten durch eine Form auf t geltend gemacht hatte, während Hr von Hahn hier nur — aber wie in der 2ten und 3ten für Genitiv=Dativ=Ablat. gemeinschaftlich — die Form durch *oe* als bestimmte kennt, welche bei Lecce auf den Genitiv und Dativ beschränkt ist. Dagegen spricht zwar, daß Hr von Hahn S. 29 n. einige Formen der ersten Declination auf τ aus der Uebersetzung des Neuen Testaments erwähnt, welche nach der allgemeinen Analogie (s. bei Herrn von Hahn Gr. § 23) für Bezeichnungen der unbestimmten Declination zu nehmen wären; allein dieser Widerspruch läßt sich

vielleicht durch die Vermuthung heben, daß zu Lecce's Zeit der Unterschied zwischen bestimmter und unbestimmter Declination, welchen er, wie bemerkt, nur im Nominativ geltend macht, noch nicht so ausgeprägt war, als er jetzt erscheint — (daher die für ihn entwickelten verschiedenen Formen in den obliquen Casus nicht hinlänglich aus einander gehalten wurden und überhaupt nur gleichbedeutende Doppelformen zu sein schienen) — und dieser schwankende Gebrauch noch in den erwähnten Stellen des N. Test. nachklinge. Diese Vermuthung würde uns alsdann trotz dieser Stellen das Recht geben, in diesen Formen (Ablativen bei Lecce) der ersten Declination auf t, in Analogie mit denen der beiden übrigen, eigentlich bestimmte Ablative zu erkennen und also das Characteristicum der Bestimmtheit in den erwähnten Casus aller drei Declinationen in dem Hinzutritt von t zu finden. Dafür spricht dann auch, daß sich zunächst bei Hrn von Hahn im Genitiv und Dativ des Plural die bestimmte von der unbestimmten Form ebenfalls nur durch hinzutretendes *r* unterscheidet (unbestimmt *βε ε*, bestimmt *βετ ετ*), ferner aber, daß Lecce und Blanchus im Ablativ Pluralis wiederum ähnlich wie im Ablat. Sing. der ersten Declination eine Nebenform mit t haben, welche bei Hrn von Hahn nicht erscheint. Während nämlich bei diesem der bestimmte Ablativ Plur. dieselbe Form wie Genitiv = Dativ hat (*βετ ετ*), erscheint bei Lecce in der 1sten und 2ten Declination neben den Ablativen auf *sc*, welche denen auf *sh* bei Hrn von Hahn entsprechen, die der unbestimmten Declination angehören, eine — jedoch ebensowenig wie die oben erwähnte des Singulars von ihm begrifflich geschiedene — Nebenform auf *scit*, z. B. *prei graasc* oder *graascit*

„von den Frauen“, *prei guresc* oder *gurescit*
 „von den Steinen“, ebenso bei Blanchus unter
 dem Wort *coelitus prei kielscit* (vgl. bei Herrn
 von Hahn tosk. $\kappa\lambda\epsilon\lambda\text{-}i$, geg. $\kappa\lambda\text{-}i$ *coelum*). Ist
 dieses *t*, was kaum dem geringsten Zweifel zu un-
 terwerfen, mit dem indogermanischen Demonstrativ
 sskritisch *ta*, griechisch *το*, lat. *tu* (*in istu*) ver-
 wandt, so ist die Angemessenheit seiner Benutzung
 zum Ausdruck der Bestimmung (d. h. als Artikel)
 einleuchtend. — Viele Abweichungen finden sich
 außerdem bei Lecce in den Einzelheiten der De-
 clination, welche natürlich hier nicht bemerkt wer-
 den können. —

Die Differenzen bezüglich der Pronomina und
 ihrer Declination betreffend, mache ich nur darauf
 aufmerksam, daß, in Uebereinstimmung mit dem
 oben bemerkten Hauptcharacteristicum des gegischen
 Dialekts, statt des toskischen *tupe* bei Herrn von
 Hahn, bei Lecce *tsne* erscheint, z. B. statt *ατυπε-*
 Genitiv und Dativ Pluralis von *ai* (bei Lecce
 auch *as*) „jener“, *ajó* „jene“ — bei Lecce *atsne*, statt
κετύπε — Gen. und Dat. Plur. von *κί* (bei Lecce
ks, bei Blanchus unter *hic chssi*) „dieser“ *kejó*
 (bei Lecce *kió*) „diese“ — bei Lecce *kotsne*. Da das
 gegische *n*, wie bemerkt, aller Wahrscheinlichkeit
 nach der organische Laut ist, so wird man nicht
 wagen dürfen, dieses *tupe* unmittelbar mit latein.
torum (*in is-torum*) zusammenzustellen, wenn
 gleich das Element *t* wohl unzweifelhaft in beiden
 als identisch und als das schon erwähnte indo-
 germanische Demonstrativ anzuerkennen sein wird.
 Beiläufig bemerke ich noch, daß Lecce auch in die-
 sen Pronominibus besondere Formen des Ablativ
 Singularis und Pluralis hat.

Hinsichtlich der Zahlwörter bemerke ich, daß das
 Hahnsche *vje* „einer, e, es“ bei Lecce (S. 38) ge-

schlechtlich gespalten ist; das Masculinum hat bei ihm zwei Formen *gnl* und *gnanl* und letzteres ist das flexivische Thema; das Femininum, nach S. 222 *gnia*, hat als Flexionsthema *gniane* (S. 38). Blanchus erwähnt die geschlechtliche Differenz nicht und schreibt unter *unus gna*. Bei dem so überaus häufigen Zutritt von *j* vor Vokalen — vgl. außer dem oben erwähnten *κτελ* aus *coel-um* noch geg. *gjouu-vi* (tosk. *gjou-pi*) aus *μονυ* „Knie“ *φκji-vje-a* aus *vicinia* — welcher vielleicht slavischer Einwirkung verdankt wird, und der eben so häufigen Einbuße von Vokalen sowohl überhaupt, als im Anlaut (vgl. z. B. *αλοναg* und *λοναg* „Dreschmonat“ aus dem Neugriechischen), sind in *vje gnia* schwerlich die nahen Verwandten von latein. *unus una* zu verkennen.

In Bezug auf die Conjugation sind die Abweichungen im Einzelnen sehr bedeutend. Auch hier beschränke ich mich natürlich auf die durchgreifenden. Zunächst gehn viele Verba, welche bei *Sn* von Hahn der ersten Conjugation folgen, bei *Lece* nach *Hrn* von Hahn's zweiter, z. B. *λιδ* „binden“ (*lig-are*) bei *Sn* von Hahn in 1. 2. 3 Sg. Präsens unverändert, lautet bei *Lece* *lidign liden liden*. — Der Coniunctiv des Präsens Activi unterscheidet sich im Allgemeinen bei *Lece* nur in der 2ten Singularis vom Indicativ, nicht auch, wie bei *Hrn* von Hahn, in der 3ten; und wo auch in der 3ten ein Unterschied Statt findet, stimmt er fast nie mit *Hrn* von Hahn; zugleich zeigen sich bezüglich der zweiten Person in der Anknüpfung der Endung manche Differenzen, z. B. *kendogn* hat in der 2ten *kendoisc* (bei *Sn* von Hahn *kendotish*) in der 3ten wie im Indicativ *kendon* (bei *Hrn* von Hahn *kendojs*); *bugn* „ich wohne“ (*bovny* bei *Hrn* von Hahn) dagegen hat

in 3 Indic. *bun*, Conjunct. *buun*; *pæes* (bei Hn von Hahn *πves* aus *πυθ πυνθάνομαι*) hat im Indicat. *pæet*, im Conjunctiv *pæete*, ohne das Characteristicum *je*, welches bei Hr von Hahn antritt; *do* „ich liebe“ hat in 3 Indic. *do*, Conjunct. *done* (bei Hr v. H. *doje*), *vign* „ich komme“ in 3 Indic. *vien*, Conjunct. *vign* (Hr v. H. *βije*) u. Nur *καμ* „ich habe“ *jam* „ich bin“ und *δομ* „ich spreche“ stimmen bei beiden überein. — Uebrigens will ich nicht unbemerkt lassen, daß in den gegischen Sprachproben, welche Hr von Hahn mittheilt, diese besondere Form der 3ten Sing. Conj. insbesondere in der Bildung des Futur, welche auf ihm beruht, sehr oft erscheint, z. B. Heft I, S. 300, Ev. Joh. XVI, 13. 14 und vgl. weiterhin die in dieser Uebersetzung erscheinenden Futura durch *do* mit Conjunctiv.

Nächst dem ist die Abweichung im Imperfect bemerkenswerth; am stärksten ist sie bei den Hülfszeitwörtern *καμ* und *jam*, wo sie wenigstens in der 3ten Pson Sing. durch Bewahrung des pronominalen Exponenten *t* kiset „er hatte“ *iscto* „er war“ (bei Herrn von Hahn *kish ish*) ganz den Charakter der organischeren Bildung an sich trägt; daß die Formen bei Hrn von Hahn eine Einbuße erlitten haben, zeigt seine Bemerkung S. 66*), wonach *ε* arbiträr antreten kann. Zweifelhafter kann man über das bei Vecce in *jam* und in der eigentlichen Conjugation auch in der 1sten Pson Sing. antretende *te* sein (z. B. *jesce-te* „ich war“ bei Hn von Hahn *jeshe*, *kendogne-te* „ich sang“ bei Hrn von Hahn *kevdoje*), zumal da es bei Vecce auch in *καμ* fehlt (*kesc* „ich hatte“ bei Hn von Hahn *keshe*), allein da der Abfall in der 3ten unzweifelhaft ist, so ist die Annahme am wahrscheinlichsten, daß wenn hier auch keine or-

ganische Form vorliegt, doch eine ältere anzuerkennen ist, aus welcher die neuere, jedoch, wie Kesc zeigt, theilweis schon früher, verstümmelt ist.

Ferner hat Lecce ein besondres Ptcip Präsentis auf si, welches Hr von Hahn nicht kennt, z. B. scerbse-si (serviens) „dienend“. Hr von Kxlander bemerkt (S. 37) Spuren desselben auch in der Uebersetzung des Neuen Testaments.

Die Differenzen in Bezug auf die Bildung des Particip Perfecti Passivi, welches zugleich die Verbalabstracte bildet, beruhen eigentlich nur auf dem dialektischen Gegensatz zwischen dem Toskischen und Gegischen. Allein auch sie scheinen ein nicht unwichtiges Resultat darzubieten und ich erlaube mir deshalb mit wenigen Worten näher darauf einzugehen. Lecce hat auf diese Form, da sie zugleich in Verbindung mit *me* „mit“ seinen (oder vielmehr den gegischen) Infinitiv bildet, seine Eintheilung der Conjugation in 10 Klassen gebaut; dieser wollen wir bei der Vergleichung folgen. Die 1ste Conjugation endet in diesem Ptcip auf *uem*, z. B. *kenduem* „gesungen“; diesem entspricht bei Hrn von Hahn das gegische Abstractum *κενδουμ*; das toskische Ptcip lautet mit der Endung *σε*, welche Hr von Hahn als allgemeine aufstellt, *κενδουσε*. Die 2te lautet auf *sem* aus, z. B. *scerbsem* „gedient“, das geg. Abstract bei Hr von Hahn lautet *sheqbυμ*, das toskische Ptcip *sheqbυσε*. Die 3te endet auf *uno*, z. B. *liduno* „gebunden“, welchem, mit dem uns bekannten Uebergang von geg. *n* in tosk. *r*, tosk. *λιδουρε* entspricht. Die 4te auf *aam*, z. B. *daam* „getheilt“, entsprechend dem geg. Abstract *δαμ*; das tosk. Ptcip lautet *δαρε* und *δαιτουρε*.

(Fortsetzung folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

Den 9. April 1855.

S e n a

Fortsetzung der Anzeige: »Albanesische Studien von Dr. jur. Joh. Georg von Hahn.«

Die 5te endet auf re und der Stamm aller dazu gehörigen Verba auf r, z. B. nzierre, eben so toskisch bei Hrn von Hahn $\nu\tau\zeta\acute{\epsilon}o-\rho e$ »gezogen«, marro »genommen«; dieses letztere Ptcp schreibt Hr von Hahn im Lexikon ebenfalls mit zwei ρ $\mu a\rho\rho e$, dagegen S. 71 nur mit einem, und wir finden überhaupt mehrfach dieselbe Form bald mit zwei, bald mit einem r geschrieben. Die 6te Conjugation endet im Ptcp auf le und der Stamm aller dazu gehörigen Verba auf l, so daß als Charakter des Ptcp's nur e bleibt; wie in der 5ten, so stimmt auch in dieser das Toskische mit Lecce, z. B. mbielo »gesät« bei Herrn von Hahn (S. 70) ebenfalls $\mu b\acute{\epsilon}l e$. Die 7te endet im Ptcp auf iim, z. B. piim »getrunken«; bei Hrn von Hahn entspricht das als gegisch bezeichnete Ptcp $\pi i\mu e$; das toskische lautet $\pi \acute{\iota} \rho e$. Die 8te endet auf uum, z. B. vuum »gesetzt«, ent-

sprechend dem bei Herrn von Hahn aufgeführten geg. Abstract *βουμe*, das tosk. Ptcp. lautet, in Analogie mit mehreren toskischen anomalen, *βέννε*. Die 9te endet auf *iem*, z. B. *kiiem* „beschnitten (von Bäumen)“, entsprechend dem bei Herrn von Hahn (unter *νιγ*) aufgeführten geg. *νίμe*; das tosk. Ptcp erwähnt Hr von Hahn nicht; es wird aber nach der allgemeinen Analogie wohl *νίπε* sein. Die 10te endlich hat *ane* und stimmt wesentlich mit dem Toskischen, z. B. *ngrane* „gegessen“ bei Herrn von Hahn *νγοεννε*. — Hier wird gewiß Jedem auffallen, daß diejenige Endung, welche im Toskischen als die allgemeine erscheint, nämlich *pe*, bei Lecce nur in der 5ten Conjugation sich findet und hier sehr zweifelhaft ist, ob *re* oder nur *e* als Exponent des Ptcp's zu betrachten sei. Ja da die 6te Conj. (die der Stämme auf *l* augenscheinlich mit der 5ten (der der Stämme auf *o*) in innigster Harmonie steht (vgl. auch Hn von Hahn's Gramm. S. 72 § 35) und *o* sich seinem halbvokalischen Charakter gemäß, gern zur Verdoppelung neigt, so wird es sogar sehr wahrscheinlich, daß das *r* vor dem *e* bei Lecce nicht dem Participialcharakter angehört, sondern entweder durch Verdoppelung entstanden ist — so daß das Ptcp in der 5ten und 6ten Conj. durch bloßes *e* gebildet wäre, wofür sich die Verbalabstracte, welche durch bloßes *e* formirt sind, geltend machen ließen — oder durch Assimilation (etwa aus *n*); in letzterm Fall würde man dieselbe Annahme für die 6te Conjugation geltend machen und den Ausfall eines *l* vermuthen dürfen. Ist eine dieser Vermuthungen in Bezug auf Lecce's Participia auf *re* richtig, so folgt daraus, daß die Bildung durch *pe*, welche im Toskischen die regelmässige ist,

bei ihm gar nicht erscheint. Da nun Lecce's Albanesisch wesentlich, wie bemerkt, den gegischen Dialekt repräsentirt, dieser aber im Allgemeinen dieselben nur dialektisch lautlich differenzierten Begriffsexponenten mit dem Toskischen besitzt und das Toskische, wie schon mehrfach erwähnt, ein gegisches *n* in *r* verwandelt — so dürfen wir vielleicht unbedenklich folgern, daß das toskische *oe*, wie gewöhnlich, nur eine Wandlung von gegisch *ne* ist, die toskischen Participia auf *oe* die gegischen auf *ne* widerspiegeln (grade wie in der 2ten Conjug. die gegischen auf *uno* tosk. *ovoe* lauten) und das Gegische auch hier die organischere Gestalt bewahrt hat, welche im Toskischen nur lautlich verändert ist. Außer allgemeinen Gründen spricht hier insbesondre für diese Annahme, daß unter den anomalen Verben des toskischen Dialekts, deren Anomalien, wie in allen Sprachen, vorwaltend in Bewahrung alter, organischerer, Formen bestehen, sich noch mehrere mit Participien auf *vo* finden, nämlich von *jaμ* „ich bin“ *κjεvo* (bei Lecce *kiene*) „gewesen“ von *βε* „ich setze“ *βενvo*, von *ζε* „ich berühre“ *ζενvo* (bei Lecce 154 *zane* und *nzane*), von *ντζε* „ich lerne“ *ντζενvo* (Lecce *zane* a. a. D.) *λjε* „ich lasse“ *λjενvo* (Lecce *lane*) von *χα* „ich esse“ *νγοενvo* (Lecce *ngrane*), von *αππ* „ich gebe“ *δενvo* (bei Blanchus s. v. *dare dane*) von *θoμ* „ich spreche“ *θενvo* (Lecce S. 157 *θane*). — Danach würde sich die Lehre vom albanesischen Particip etwa so stellen: Lecce oder der gegische Dialekt kennt eine Bildung durch *m*, eine andre durch *ne* und wahrscheinlich eine dritte durch bloßes *e* (in Lecce's 5ter und 6ter Conjugation, d. h. in vielen Themen auf *r* und *l*). Das Toskische hat in weni-

gen anomalen Verben die Bildung durch *no* (*vo*) bewahrt, in den meisten ist *n* wie gewöhnlich in *r* übergegangen und diese Formation hat die durch *m* ganz verdrängt und sich mit Ausnahme einiger Stämme auf *o* und *λ*, welche mit der Bildung bei *Vecce* übereinstimmen, fast über die ganze Sprache verbreitet; die Participia, in denen dem Bindelaut *ov* ein *τ* vorhergeht, d. h. die Ptcipia, welche im *Toskischen* statt *ov-ge τ-ov-ge* lauten (vgl. *Herrn von Hahn Gr. S. 68. 72. 73* und sonst), erklären sich aus den mehrfach, durch Zutritt von *τ* erweiterten Stammformen, z. B. *Aorist Sing. 1* von *τδα* „theilen“ entweder *τδα-β-α* oder aus erweitertem Stamm *τδατ-α*, Ptcp entweder *τδα-ge* oder *τδατ-ov-ge* (vgl. *Hr von Hahn Gr. 74, a; 75, c; 76, d; 77, g*).

Daß die indogermanischen Sprachen Participia Perfecti Passivi insbesondrer durch *skritisch na*, einige auch durch *ma* und bloßes *a* bilden, ist bekannt (s. meine *Vollst. Skrit-Grammatik § 897*); ob wir *Vecce's* drei Participialbildungen damit zusammenhalten dürfen, wird von der Erkenntniß des Verhältnisses des *Albanesischen* zu dem indogermanischen Sprachstamm im Allgemeinen abhängen.

In den mit *Vecce's* Participien verglichenen gegischen Abstractformen und Participien, welche wir *Hrn v. Hahn's* *Lexikon* entnahmen, war stets hinter dem *m* noch ein *ε*, welches bei *Vecce* nicht widergespiegelt war. Daß wir dieses weglassen dürfen, zeigt das in dem gegischen Lied des *Neçin* bei *Hrn von Hahn* erscheinende Ptcp *παμ* „gesehen“ (*S. 146, 3*) ganz entsprechend dem *Vecce'schen* *pääm*; doch werden wir weiterhin auch hiehergehörige Formen mit diesem oder dem dunklen *e* anmerken. Beiläufig bemerke ich, daß in dem-

selben Lied nur zwei Verse weiter die toskische Form dieses Ptcp's *naqe* gebraucht wird, wie denn überhaupt die gegischen Sprachproben bei Hn v. Hahn bedeutende Einwirkung des Toskischen zeigen.

Es ist schon bemerkt, daß dieses Ptcp in Abstractbedeutung mit der Präposition *me* „mit“ bei Lecce den Infinitiv ausdrückt. Von diesem Gebrauch zeigt sich im Toskischen keine Spur und er wird daher von Hn von Hahn nicht erwähnt; hier wird der Infinitiv, nach Analogie und wohl durch Einfluß des Neugriechischen (Wallachischen und Bulgarischen) vermittelt des Coniunctiv's ausgedrückt (Hr von Hahn S. 85). Jener Gebrauch erscheint dagegen vielfach in dem Dictionarium und den Sprachproben bei Blanchus und in den gegischen bei Hn von Hahn. So z. B. bei Blanchus S. 208, 16 *cus nuhe aste mbsuem s di me urdenuem* wörtlich „Wer nicht ist unterrichtet, nicht weiß mit Befehlen (= zu befehlen *ordinare*)“; das letzte Wort ist gegisch und lautet toskisch in 1 Sing. Präs. *ovpdeqoy*. — S. 209, 24 *ma mire me hestune* „besser (wörtl. mehr gut, walachisch *mai*, aus *magis*) zu schweigen“; das letzte Wort stammt von einem Denominativ des bei Hn von Hahn vorkommenden *hesht* „still“. — ebd. 31 *s duhete me i desceruem* wörtlich „nicht wird gewollt mit das Begehren (= man darf das nicht begehren)“; *duhete* von *δουχέμ* bei Hn von H. 1 Si. Präs. Pass. von *δουα* „ich will“ aus neugriechisch *θα* für *θέλω*; das letzte Wort von *deshqoy* (*desidero*?). — 211, 50 *ma mire me passune* „besser zu haben“ (*πάομαι* lat. *pot-iri*, sskr. *pat*). — 211, 51 *duhete me strijm* „man muß strecken“, das letzte Wort von *στριγ*, gegisch *στριγγ* (nach Lecce's 9ter Coniug. s. geg. Abstract *στριμς* bei Hr von Hahn unter *στριχέμ* eigentl.

Medium oder Passiv von jenem „sich strecken“ vgl. sskr. *str̄*, lat. *ster* u. — ebd. 55 *morne s duhete mee* (so) *haruem* „den Tod (*μορροτ* lat. *mors*) soll man nicht vergessen“ (*χαρροιγ* bei Hn von Hahn). — 69 *mialtete scume here ban me lepssem ghistate* „Honig (*μυαλτε* aus dem Neugriechischen) oftmal macht lecken (*λάπτω*) die Finger (gjisht vgl. sskr. *anga anguli angushtha*). — S. 214, 82 *aio cassce ghi aste mae bucure aio aste maa festyr mee passune* „Die Sache (*causa*), welche (*che*) ist mehr schön, die ist mehr schwer zu haben (= je schöner eine Sache, desto schwerer ist sie zu haben)“ u. viele aa. Bei Herrn von Hahn Hest II, S. 141, 3, 13 *kjesh με ε παμ* „ich war es zu sehn“ (= ich wollte es sehn?).“ Mit *ε* dahinter (aber bei Herrn von Hahn hier *ο*) S. 149, 9, 4 *πο ληφτοινε με να δαμε* „beständig bemühen sie sich uns zu trennen“ und ohne dieses *ο* ebd. 11, 4. 5 *με να δαμ* (von tosk. *vdaiγ* geg. *daiγ* „theilen, trennen“ bei Lecce daam). Daneben aber finden sich Infinitive ebenfalls durch *με* bezeichnet, aber nicht mit Verwendung des Ptcp̄s, sondern eines der häufigen Abstracta auf *ο* (vgl. jedoch das oben über die Participia von Themen auf *r* und *l* Bemerkte), z. B. in dem schon erwähnten gegischen Kinderlied II. 141, 3, 15 *kjesh με ε πουθε* „ich war es zu küssen (ich wollt es küssen?)“ von *πουθ* (vgl. dazu Diez Et. Wtb. der Rom. Spr. 271) statt *πουθουνε* (Lecce 66). Da das *ο* wie wir oben sahn, oft abfällt, so gehört hieher auch 146, 7 *kovsh κα hat με το dash τυι* „wer hat die Kühnheit (*κατ* türkisch) zu dich lieben dich (= dich zu lieben)“ mit *dash* für *dashe* statt des geg. Ptc. *dáshoune*. Beiläufig bemerke ich, daß sich in dem gegischen Lied

§. 149, 11, b der Infinitiv statt $\mu\epsilon$ durch $\tau\upsilon$ (für $\tau\omicron\upsilon\kappa$ „durch“ vgl. Hr von Hahn §. 87) und das Verbalabstract ausgedrückt findet $\mu\omicron\varsigma$ $\pi\omicron\upsilon\sigma\omicron\upsilon\tau$ $\tau\upsilon$ ϵ $\kappa\acute{\iota}\alpha\mu\epsilon$ „nicht soll er aufhören ($\tau\alpha\acute{\upsilon}\omega$ späteres latein. *pausare*) zu weinen“ (Lecce *kiaam* 136). In der Uebersetzung des Evang. Joh. XVI, 12 (Heft I, S. 300) findet sich der Infinitiv durch Verbum finitum in derselben Personalform wie das ihn regierende Verbum, oder eher, in Analogie mit der toskischen Wendung, durch den Coniunctiv aber ohne $\tau\epsilon$ „daß“ ausgedrückt: $\mu\omicron\upsilon\nu\delta\iota$ (von $\mu\omicron\upsilon\nu\delta$ im Pass.) $\mu\iota\beta\alpha\nu\iota$ (von $\mu\iota\beta\alpha\iota\gamma$) „ihr seid stark (daß) ihr haltet (= zu halten).“

Durch diesen Infinitiv in Verbindung mit dem Präsens von $\kappa\alpha\mu$ „ich habe“ bildet Lecce eines seiner Futura, z. B. *kam me kenduem* wörtlich: „ich habe mit Singen = ich werde singen“ (vgl. romanisch, z. B. *cantero* für *cantare ho*). Eine derartige Futurbildung wird für das Toskische nicht erwähnt, doch sind ihr die Wendungen bei Hrn von Hahn §. 88 $\tau\sigma\eta'$ do μ' ϵ $\theta\acute{\epsilon}\nu\upsilon\upsilon\epsilon$ „was (will) soll das sagen“ $\tau\sigma\eta'$ do μ' ϵ $\kappa\acute{\iota}\epsilon\nu\upsilon\epsilon$ „was soll das sein“ verwandt, wo das Hülfszeitwort *do* (3 Si. von *dova*), welches im Toskischen das Futur bildet, die Stelle von $\kappa\alpha\mu$ vertritt. — Ein Beispiel jenes Futur bei Blanchus 207, 7 lautet *s kaa me meguem* (eigentlich „nicht hat zu mangeln“) „wird nicht fehlen“; zu *meguem* vgl. bei Hrn von Hahn gegisch $\mu\epsilon\eta\iota\gamma$ „entziehen“ Pass. $\mu\epsilon\eta\chi\epsilon\mu$ „versiegen“, tosk. $\mu\epsilon\upsilon\gamma\omicron\upsilon\tau$ $\mu\alpha\upsilon\gamma\omicron\upsilon\tau$ „mangelhaft“ und ital. *mancare* von lat. *mancus*; ein andres erscheint in der geg. Uebers. des Evang. Joh. XVI, 13 (I, 300) $\kappa\alpha$ $\mu\epsilon$ $\phi\omicron\lambda\gamma\epsilon$ „er wird sprechen“ (Lecce *folo* 145). So wie das Toskische dieses Futur durch $\kappa\alpha\mu$ mit dem Infinitiv

nicht kennt, so kennt Vecce andrerseits das toskische Futur durch *do* mit dem Coniunctiv nicht und da die Verwendung dieses *do* zur Futurbildung wohl unbedenklich als aus dem neugriechischen durch *θα να* mit dem Coniunctiv Präsens (z. B. *θα* oder *θα να* oder *θε να* oder *θέλει* mit *γράφω*) gebildeten Futur entstanden betrachtet werden darf, so können wir vielleicht daraus schließen, daß diese Futurbildung zu Vecce's Zeit noch nicht entwickelt war. Dagegen will ich nicht unbemerkt lassen, daß es in der gegischen Uebersetzung des 16ten Kap. Evang. Joh. schon oft erscheint, z. B. 13. 14. 16. 19. 20.

Dieser Infinitiv und natürlich auch das daraus entstandene Futurum erhalten zur Bildung des (Medium und) Passiv u vorgesezt, z. B. *me u mreculuem* (Denominativ von *miraculum*) „sich verwundern“, kam *me u mreculuem* „ich werde mich verwundern“, vgl. Vecce 164 ff., Blanchus unter *amari me & dasciune* und bei Hr n v. H. S. 148, 4, 7 *Σι νδε ζοτ και με ου κιοικουμι* „Wie werde ich mich vor dem Herrn beklagen.“ Im Toskischen sowohl als bei Vecce findet sich außerdem die Verwandlung des Activs in das Medium oder Passiv durch Vorsatz von *ou* im Aorist und dasselbe *ou* ist auch in der Endung des Imperativ Singularis im Passiv zu erkennen; nur tritt in letzterem der Unterschied ein, daß im Allgemeinen das *ou* hier nachgesezt wird, z. B. *κερο-ου* „werde gesucht“ und nur hinter *μος* „daß nicht“ davor tritt (Hr v. Hahn S. 99 *μος ου τρομ* „fürchte dich nicht“); doch steht es in dem gegischen Gedicht (bei Hr n v. H. S. 150, II) auch ohne *μος* voran: *πρέιγ περνδισε σε ου τρομ* „vor Gott denn fürchte dich“ (von lat. *tremo*).

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. 59. Stück.

Den 12. April 1855.

S e n a

Schluß der Anzeige: »Albanesische Studien von Dr. jur. Johann Georg von Hahn.«

Auf die eigentliche Grammatik folgt ein Anhang, welcher albanesische Phrasen und Wörter für Ausrufungen, Bethenerungen, Bitten und Beschwörungen, Grüße und Wünsche, Verwünschungen, Zeitabschnitte, menschliche Altersstufen, Thierstufen, Verwandtschaftsgrade, Maße und Gewichte, Thierrufe, Eigennamen, einige gegische Stadt- und Landschaftsendungen und deren Derivata und endlich die Wörter für Haare mittheilt (S. 105—120). Darauf folgen dann „Albanesische Sprachproben“ in fünf Abschnitten, nämlich zunächst „Toškische Volkspoesieen“ aus Liebes- und Klageliedern bestehend, dann „Gegische Poesieen“, enthaltend: Kinderlieder, Lieder des albanesischen Dichters Negin, Heimwehlieder und erotische. Darauf folgen „Toškische Sprüchwörter, Redensarten und Sentenzen“, „Toškische und gegische Räthsel“ und endlich fünf toškische Volksmärchen“ (S. 121—169). Ein-

zelne Anmerkungen und Einleitungen heben die Beziehungen hervor, fördern das Verständniß und suchen überhaupt die hier dargebotene Fülle von Material, welche sowohl in sprachlicher als sachlicher Beziehung hohe Beachtung verdient, so weit es in der Kürze geht, in das rechte Licht zu setzen.

Das dritte Heft bietet zunächst „Beiträge zu einem albanesisch-deutschen Lexikon“ (S. 1—149). Die Grundlage desselben war die Wörtersammlung bei Kxlander, welche insbesondre aus der Uebersetzung des Neuen Testaments geschöpft ist; was Kxlander aus andern minder sichern Quellen geschöpft hatte, hat er eingeklammert; von diesen eingeklammerten hat Hr von Hahn den größten Theil ebenfalls in der Sprache aufgefunden, und so weit dies der Fall war aus seinen Klammern erlöst. Zu diesem schon vorgefundenen, aber von Hrn von Hahn sehr sorgfältig insbesondre durch Beispiele aus jener Uebersetzung belegten Material sind Zusätze aus der lebendigen Sprache gekommen, welche der Herr Verf. vorwaltend aus dem Munde seiner beiden Lehrer eines toskischen und eines gegischen schöpfte. Diesem Lexikon folgt ein überaus nütliches und dankenswerthes „deutsch-albanesisches Verzeichniß der in dem albanesisch-deutschen Lexikon enthaltenen Wörter“, welches Hr Martin in Jena verfertigt hat (S. 153—241).

Dankbar scheiden wir von diesem so überaus reichhaltigen und ausgezeichneten Werk und sind überzeugt, daß, obgleich es schon jetzt überaus viel zur genaueren Kenntniß des dunkeln und interessanten Volks, der Albanesen, beigetragen hat, doch eine tiefere Durchdringung des von ihm gelieferten Materials noch immer mehr seine bedeutenden Verdienste ins Licht stellen wird.

Theodor Bensky.

B ü r i c h

Verlag von Meyer und Zeller 1855. Die Kirche Christi und ihre Zeugen, oder die Kirchengeschichte in Biographien durch Friedrich Böhringer. Zweiter Band. Mittelalter. Dritte Abtheilung, enthaltend die deutschen Mystiker des vierzehnten und funfzehnten Jahrhunderts, oder die Biographien von Johannes Tauler, Heinrich Suso, Johannes Rußbroek, Gerhard Groot, Florenzius Radevinzoon, Thomas von Kempen. 843 S. in Oct.

Je weiter die innere Auflösung des römischen Katholicismus im Mittelalter um sich griff, desto entschiedener traten zwei reformatorische Elemente in der Kirche hervor, das Bestreben eine kirchliche Gemeindeverfassung herzustellen und die Mystik, wovon das erstere sich mehr unter den romanischen, das letztere vorherrschend unter den germanischen Völkern geltend machte, jenes im Zeitalter der Reformation durch Calvin, dieses durch Luther seine Befriedigung erhielt. Die Mystik geht uns Deutsche zunächst an, und das angezeigte Werk, welches dieselbe mit gründlicher Forschung von neuem behandelt, kommt, ungeachtet anderer verdienstlicher Schriften in diesem Fache, einem Bedürfnisse der Zeit entgegen. Man ist nach vielen und ernstern Erfahrungen zu der Ueberzeugung gekommen, daß das öffentliche Leben nur durch die Begründung eines positiven Kirchenthums eine feste Grundlage erhalten kann. Nun führt zwar die Mystik in die Tiefe des innern Lebens zurück, und bildet einen unverstiegbaren Quell, aus dem neues Leben ausströmt; allein diese Mystik ist doch eben nur innerlich, und kann unter Umständen einseitig werden, und statt productiv zersetzend und auflösend wirken. Leider ist die luther-

rische Kirche auf diesen Abweg gerathen; ihre Innerlichkeit wurde nach gerade so einseitig innerlich, daß in ihr jeder bildende Trieb erstorben zu sein scheint. Es ist deshalb ein tieferes Studium der Mystik an der Zeit, besonders muß das Verhältniß der Mystik zur Ethik scharf ins Auge gefaßt werden, um die auslösenden Elemente durch positive sittliche Ideen zu paralyßiren. Wir wollen von diesem Standpunkte aus einen Versuch machen, wie weit uns das vorliegende Werk in den Stand setzt, die deutsche Mystik nach ihrem bildenden oder auflösenden Charakter zu würdigen, um dadurch ein Urtheil über dessen Brauchbarkeit für unsere Zeit zu motiviren.

Die kurzen biographischen Notizen über die wichtigsten deutschen Mystiker sind diese. Johannes Tauler, geboren zu Straßburg um 1290 und gestorben ebendasselbst 1361, trat in den Dominicanerorden, predigte in deutscher Sprache, und stand in dem Streite Ludwig des Baiern mit dem Papste auf Seiten des Erstern. Seine Hauptschriften sind seine „Nachfolgung des armen Lebens Christi“ und seine Predigten. Unter seine als echt anerkannten Schriften gehören vielleicht noch einige ganz kleine, unbedeutende Tractate, z. B. die Prophecien; sehr vermischt mit fremden Beigaben sind seine Briefe. Von den ihm zugeschriebenen sechs geistlichen Cantilenen trägt nur eine einzige, „Ein Cantilene der Seelen, die von Lieben gewunt (verwundet) ist“, den unzweifelhaften Taulerschen Charakter an sich. Die „Medulla“ ist eine bloße Compilation aus Taulers und anderer Mystiker Schriften. Noch andere ihm zugeschriebene Tractate sind entschieden unecht. Gepredigt hat Tauler nicht bloß in seiner Klosterkirche, sondern auch häufig in Nonnen-

klöstern und Beguinenhäusern, wo auch Laien anwesend waren. Seine Predigten schließen sich, wie es damals Sitte war, an die lateinische Lectio der Perikope des Tages an, welche er im Eingange seinen Zuhörern deutsch wiederholt. Der Form nach sind sie Homilien, doch fehlt es auch nicht an solchen, die mehr synthetischer Art in einheitlicher Form einen Gedanken durchzuführen versuchen. Seine Behandlung ist eine mystische und allegorische mit moralischen Nuhanwendungen. Sein Styl ist kurz, aber er strebt nach Anschaulichkeit. Taulers Mystik ist Beides, praktisch und contemplativ; seine Sprache ist nervicht, körnig, sententiös. Er ist einer der Mitbegründer der deutschen philosophischen und theologischen Sprache. — Heinrich Suso wurde am 21. März 1300 (wie wenigstens am wahrscheinlichsten ist) zu Constanz am Bodensee geboren. Sein Vater, dem alten und ritterlichen Geschlechte derer von Berg angehörig, war dem ritterlichen Weltleben hingegen, seine Mutter, aus der Familie Seuß oder Süß, eine fromme Frau; daher nahm er, der ganz als seiner Mutter Sohn gelten wollte, den Namen seiner Mutter in der latinisirten Form Suso an. Daneben heißt er auch *Vmandus*. In seinem 13. Jahre trat Suso in das Dominicanerkloster zu Constanz, und ward später nach Cöln geschickt, um auf der dortigen Schule im Dominicanerkloster Theologie zu studiren. Er begab sich darauf in das Dominicanerkloster zu Ulm, ward von seinem Convente zum Prior gewählt, stiftete die Brüderschaft der ewigen Weisheit, entfaltet eine eifrige missionirende, predigende und seelsorgerische Thätigkeit und starb am 25. Januar 1365. Als er einst einem Kapitel seines Ordens anwohnte, ward er vor Gericht gestellt

und der Ketzerei beschuldigt, und im Jahre 1363 wurde diese Anklage der Ketzerei auf einem Generalkapitel zu Magdeburg erneuert. Aber mit Recht ist ihm der Name „Liebetrant“, Amandus, unter dem er häufig in alten Handschriften und Drucken vorkommt, beigelegt. In diese Liebe zu seinem Gotte und in sein aus seinem liebevollen Herzen hervorquellendes Gotteslob hätte er alle Creatur so gern mit sich hineingezogen, damit die ganze Welt eine Liebe, ein Lob Gottes würde. Seine Biographie ist halb ein Werk seiner geistlichen Tochter Elisabeth Stäglin, halb Suso's. An diese Lebensskizze reiht sich das Büchlein „von der ewigen Weisheit“, deren Diener sich Suso am liebsten nannte, eine Reihe von geistlichen Offenbarungen, die ihn allemal zum Schreiben trieben und ihm den Inhalt selbst mittheilten. Das Büchlein, welches bald sehr beliebt wurde, und zwischen den Jahren 1333 bis 1338 verfaßt ist, wurde von Suso selbst unter dem Titel *Horologium aeternae sapientiae* ins Lateinische übersetzt, weil es ihm in einer Vision unter der Gestalt eines kunstreichen, kostbar verzierten, himmlisch klingenden und Aller Herzen nach oben ziehenden Uhrwerks erschienen sei. Die dritte Schrift ist das Büchlein „über die Wahrheit“, die eigentlich mystisch-metaphysische Schrift Suso's. Die vierte Schrift ist das sogenannte „Briefbüchlein“, eine abgekürzte Sammlung seiner Briefe, welche er an E. Stäglin und andere seiner geistlichen Kinder gesendet hatte. Seiner Predigten haben wir nur wenige; sie sind, wie seine Briefe, praktisch, lebendig, von der edelsten Prosa, im Uebrigen meist Homilien. In der Theologie und Christologie ist Suso noch ausführlicher als Tauler, dagegen in der Anthropologie kaum andeutend.

Im Allgemeinen ist Tauler mehr entwickelnd discursiv als er, dessen mehr schauender Geist die mystischen Speculationen kurz und thetisch hinstellt. Suso's Sprache tönt bald von rhythmischen, klangvollen Lauten, bald ist sie gedrungen, prägnant, voll Salz und Sinnigkeit. — Johannes, der Priester und spätere Prior der Augustiner-Regular-Kanoniker zu Grönendal bei Brüssel, dessen Geschlechtsnamen wir nicht kennen, ist geboren in Rusbroeck, einem an der Senne zwischen Brüssel und Hall gelegenen Dorfe, wovon er gemeinhin den Namen trägt, ums Jahr 1293, wurde in seinem 24. Jahre zum Priester geweiht, lebte bis zu seinem 60. Jahre als Weltpriester in Brüssel, worauf er sich in das Kloster zu Grönendal (Grünthal) zurückzog, einen neugestifteten Verein regulirter Ghorherrn des h. Augustin. Rusbroeck war der erste Prior dieses Klosters und der erste Urheber einer Reformation der Kanoniker, die sich weit in den Niederlanden verbreitete. Er starb am 2. December 1381. Er erging sich, sagt sein Biograph, häufig in den entlegenen Revieren des Waldes, der das Kloster säumte, und wenn er sich inspirirt fühlte, so schrieb er nieder, was er aus Gottes Geiste schöpfte. An der Spitze seiner Schriften steht die „Zierde der geistlichen Hochzeit“, die Perle seiner Schriften, die kunstreichste mystische Schrift der germanischen Mystik des Mittelalters. Der „Spiegel der Seligkeit“ wurde von Rusbroeck im Jahre 1359 für eine Nonne vom Orden der h. Klara verfaßt. Fernere Schriften von ihm sind „Von dem blinkenden Steine (nach Apokal. 2, 17 nach der Vulgata), „Von den vier Beförungen“ (Versuchungen), „Vom Glauben und Gerichte“, eine Auslegung des apostolischen Glaubensbekenntnisses, „Von zwölf Tugenden“, mehr

allgemein sittlichen, als specifisch mystischen Inhalts, deren Echtheit jedoch zweifelhaft ist, „Von den sieben Stufen der Liebe“, „Von den sieben Bewahrungen“, an eine Nonne vom Orden der h. Klara gerichtet, „Das Königreich der Gottliebenden“, „Samuel oder Apologie von der hohen Beschauung“, „Von der wahren Beschauung“, „Erklärung über die Stiftshütte oder Expositio über Mosi's Tabernakel, oder Von dem geistlichen Tabernakel“, mystische Deutung alles dessen, was über die Stiftshütte gesagt ist, als Abbild des innern Lebens. Außerdem haben wir von Rußbroeck 7 Briefe, zwei Gesänge, das mystische Leben schildernd, und ein Gebet. Von diesen Schriften sind die vier ersten zwar nicht in der ursprünglichen brabantischen, sondern in der kölnischen und geldernschen Mundart, die übrigen nur in der lateinischen Uebersetzung des Laurentius Surius erhalten. Rußbroeck ist nicht poetisch wie Suso, nicht praktisch aufs Volk wirkend gleich Tauler, sondern contemplativer Mystiker, der die Mystik zu einem Ganzen gestaltete, das sich auf die äußere und innere Welt, auf Erde und Himmel, auf Zeit und Ewigkeit bezog, die er als sich überall correspondirend gesetzt hat. — Gerhard Groot ward im October des Jahres 1340 zu Deventer, wo sein Vater Bürgermeister und Schöppe war, geboren, studirte 1355 bis 1358 zu Paris und wurde in seinem 18. Jahre Magister. Zu Cöln setzte er seine Studien fort, ward Canonicus zu Aachen und Utrecht, ging in die Karthause Monnikhusen im Geldrischen, trat drei Jahre darauf mit Erlaubniß des Utrechtschen Bischofs und der betreffenden Geistlichen, in deren Sprengeln er auftrat, in die Laufbahn eines Bußpredigers ein, nachdem er sich zum Diaconus (nicht zum

Priester, wie gewöhnlich angenommen wird) hatte weihen lassen, und predigte in der Sprache des Volkes; der Bischof untersagte ihm jedoch das Predigen. Groot ist der Stifter eines freien Vereins von Klerikern, der *fratres vitae communis*, die nach dem Beispiele der Apostel sich von ihrer Hände Arbeit nährend, nichts Anderes wollten, als durch Lehre und Ermahnung, besonders Erziehung und Unterricht der Jugend in ihren Kreisen christliche Frömmigkeit befördern. Unter ihrer Leitung entstanden alsbald auch fromme Laienvereine von Männern und Frauen. Groot war auch Schriftsteller. In seiner Lebensbeschreibung von Thomas von Kempen finden wir seine „Vorsätze“, seinen Aufsatz „über die zu studirenden heiligen Bücher.“ Auch seine Briefe sind von Bedeutung. Mehreres von ihm ist ungedruckt. Die Mystik von Groot hat einen vorherrschenden praktischen Charakter: hoher sittlicher Ernst und unermüdlicher Liebeseifer für das Heil seiner Mitmenschen ist der Grundzug seines Wesens. — Floris Radevynzoon (Florentius, Sohn Radevin's), geboren ums Jahr 1350 zu Veerdam, machte seine Studien auf der Universität zu Prag und wurde Meister der freien Künste, erhielt ein Canonicat an der Kirche des h. Petrus zu Utrecht, welches er jedoch mit der Stelle eines Vicarius bei St. Lebuin in Deventer vertauschte, um stets um seinen Freund Groot zu sein, und ließ sich zum Priester weihen. Nach dem Tode Groots war er die Seele der Fraterhäuser, für welche er „lobwürdige Gewohnheiten“ aufsehte, die später feste Statuten wurden. Von der Versammlung des Floris war Gerhard Zerbold von Zutphen, Verfasser einer Abhandlung von dem Nutzen des Lesens der heiligen Schrift in der Landessprache, den er aus 15 Grün-

den, oder eigentlich aus drei Hauptgründen erweist, desgleichen einer Abhandlung über das Gebet in der Muttersprache. Floris starb den 24. März 1400. An die Lebensbeschreibung von Floris schließt sich S. 666 ff. eine Beschreibung des Instituts der Brüderhäuser an. — Thomas von Kempen, geboren ums Jahr 1379 oder 1380 zu Kempen im Erzstift Cöln, besuchte die Schule zu Deventer, ward ins Bruderhaus daselbst aufgenommen, im Jahre 1399 in das Kloster auf dem Agnetenberge bei Zwoll, im Jahre 1413 zum Priester geweiht, zweimal zum Subprior gewählt, das letztemal 1447, wo er es wahrscheinlich bis ans Ende seines Lebens blieb, und ist gestorben 1471. Seine Schriften sind: Reden an die Novizen, im Ganzen 30, abgetheilt in drei Theile; 9 Reden an die Brüder; 36 Predigten und Betrachtungen; Tractate: „Die geistlichen Uebungen“, „Das Lehrbuch für Jünglinge“, „Von der Zerknirschung des Herzens“, „Gespräch der Novizen“, „Von der Erkenntniß eigener Gebrechlichkeit“, „Handbüchlein der Mönche“, „Handbüchlein für Anfänger“, „Das kleine Alphabet des Mönchs in der Schule Christi“, „Trostbüchlein für Arme und Kranke“, „Von der Demuth“, „Von der Ertödung seiner selbst“, „Vom guten und friedfertigen Leben“, „Von der Einsamkeit und dem Stillschweigen“, „Von den drei Hütten (Armuth, Demuth, Geduld)“, „Von der klösterlichen Zucht“, „Vom getreuen Haushalter“, „Die Herberge der Armen“, „Das geistliche Rosengärtlein“, „Das Lilienthal“, „Selbstgespräche der Seele“, „Ueber die Erhebung des Gemüths um das höchste Gut zu suchen“; 6 Sendschreiben, geistliche Lieder und Gesänge, die einen mönchische Regeln enthaltend, die andern Hymnen auf die h. Agnes, Cäcilia, Klara, Maria,

Jesus, das Kreuz; Gebete. Den Höhepunkt aller seiner Tractate bilden „Die vier Bücher von der Nachfolge Jesu Christi“, welche auf Christus selbst und das ursprünglich von ihm gestiftete Leben zurückgehen, obschon bei Thomas Christliches, Apostolisches und Kirchliches in der Ausführung zusammenfällt. Das erste Buch enthält nützliche Ermahnungen zu einem geistlichen Leben, das zweite Ermahnungen, die zum Innerlichen ziehen, das dritte handelt vom innern Troste, das vierte vom Frohnleichnam und von der Messe. Der Grundaccord der Nachfolge ist Liebe Gottes zu dem Menschen und Liebe des Menschen zu Gott, jenes allgemeine und ewige Evangelium, das von keinem besondern Dogma, welches an die Spitze dieser oder jener Confession gestellt wäre, weiß, weshalb es auch ein Erbauungsbuch für alle Confessionen geworden ist. Von Thomas sind auch Biographien von Groot, Florentius, Gerhard Zerbold und anderen Brüdern vom gemeinen Leben, eine Chronik seines Klosters auf dem Berge zur heil. Agnes und eine Lebensbeschreibung der heil. Liduina, einer Zeitgenossin des Thomas. Thomas genügt, Gott in der Liebe zu haben und durch thätlich-sittliche Uebung im Leben diese Liebe zu bezeugen und zu nähren; er hat nicht den geringsten speculativen Trieb. Nunmehr schreiten wir zur systematischen Entwicklung der deutschen Mystik in dem angegebenen Sinne, und reden zunächst von der Trinität.

Nach Tauler ist Gott das Nichts, ein lauterer, einfältiges Wesen, die weißlose Einheit; die Gottheit konnte aber in dieser weißlosen, stillen Weise nicht bleiben, wegen Ueberflüssigkeit des überschwänglichen Reichthums der Güte Gottes mochte der Vater sich nicht innen halten, sondern mußte sich

ausgießen und gemeinsam machen. Der Vater in seiner persönlichen Eigenschaft kehrt sich in sich selber mit seinem göttlichen Verständniß und durchsieht sich selber im klaren Verstehen in dem wesentlichen Abgrunde seines ewigen Wesens, und von dem bloßen Verstehen seiner selbst spricht er sich ganz aus, und das Wort ist sein Sohn, und das Erkennen seiner selbst ist das Gebären seines Sohnes in der Ewigkeit. Er ist innebleibend in wesentlicher Einigkeit und ist ausgehend in persönlichem Unterschiede. Er geht dann wieder in sich in vollkommenem Gefallen seiner selbst. Das Gefallen seiner selbst fließt aus in eine unaussprechliche Minne, das da ist der h. Geist. Also bleibt er inne und gehet aus und gehet wieder ein. Die großen Meister Proklus und Plato haben eine Erkenntniß dieser Dreieinigkeit gefunden, und sie denen, die von sich selbst sie nicht finden konnten, mitgetheilt. Suso setzt mit dem Vater als dem Anfange die natürliche Entgießung des Wortes aus dem Vater. Dieses Wort, dieser Sohn ist nun einerseits göttliches Wesen; denn in der Entgossenheit des Wortes aus des Vaters Herzen und Vernunft muß das sein, daß Gott mit seiner lichtreichen Erkenntniß auf sich selber blickt mit einer Wiederbiegung auf sein göttliches Wesen. Andererseits ist das Wort ein anderes als der Vater; denn der Wiederblick des göttlichen Wesens in der Vernunft des Vaters muß geschehen mit einer nachbildenden Weise einer natürlichen Gleichheit, anderes wäre das Wort nicht der Sohn. Weil aber die Substanz der göttlichen Vernunft eine Erkenntniß ist, so muß sie auch Neigung haben zu der Form, die in ihr empfangen ist und sich aus ihr ergossen hat, und diese Neigung zur Form, als ihrem Ziele und

Ende, ist Wille, dessen Begehrung ist Lust suchen nach dem Besten. Insofern daher der Vater nach minnereicher Mildigkeit des Willens in den Sohn sich ergießt, und hinwiederum der Sohn nach Lieblichkeit des Willens in den Vater sich entgießt, so ist dieses eine wiederbiegige Liebe des h. Geistes, die nach dem Minnesfluß der Vater und Sohn entgießen. Nach Rusbroek ist der himmlische Vater, als ein lebendiger mit allem dem, das in ihm lebt, wirklich gekehrt in seinen Sohn, als in seine selbst ewige Weisheit; durch diese Geburt erkennt der Vater den Sohn. Im Sohne ist der Vater sich selbst offenbar und Alles das in ihm lebt. Ebenso ist aber auch die Weisheit und Alles, das in ihr lebt, wirklich wiedergebeugt in den Vater, das ist in denselben Grund, da sie auskommt, und der Sohn erkennt den Vater und alle Dinge im Vater. Indem nun der Vater im Sohne und der Sohn im Vater erkennen, Gott sich selbst in sich selbst erkennt, das ist der h. Geist. Aus dem gegenseitigen Anschauen des Vaters und des Sohnes in einer ewigen Klarheit fließt ein ewig Wohlbehagen, eine grundlose Minne, und das ist der h. Geist, der ein Umfang und Durchgang des Vaters und Sohnes ist, und eins ist mit ihnen beiden in derselben Naturen.

Gehen wir zur Schöpfung der Welt fort, so ist Lauler voll von der Eitelkeit der Dinge. Sie haben ihm nur Wesen, Wahrheit, Werth, soweit sie in Gott sind und Gott in ihnen ist und wirkt, der das einzige wahrhaft Seiende, das einzige Gut ist. Der Mensch war in seiner Ungeschaffenheit ein mit Gott seiendes Wesen; da verstand er nichts, da wollte er nichts, da war er Gott mit Gott. Dieses gottseiende Wesen ist nun in seiner creatürlichen Erschaffung ein natürliches Wesen

geworden. Der Mensch ist recht, als ob er drei Menschen sei, und ist doch nicht mehr denn ein Mensch. Der eine ist der auswendige Mensch, der andere der inwendige, der dritte der gottförmige, und dies Alles ist ein Mensch. Der gottförmige Mensch ist das, was der Mensch vor aller Getheiltheit, aller Direction seiner Kräfte ist, das unmittelbare einfache Geistsein, die reine Geistigkeit des Menschen, seine geistige Ursubstanz. Er nennt ihn den inwendigen edlen Menschen, gekommen aus dem edeln Grunde der Gottheit und gebildet nach dem edeln lautern Gut, oder auch Syntheseis (Bermögen der unbildlichen und unmittelbaren Ausnahme Gottes), Boden, Funken, Fünklein, Dolde der Seele, Gemüth, Vernunft. In diesem Grunde sind alle Kräfte der Seele gesammelt, von ihm nehmen sie alles ihr Bermögen, sind darin, fließen daraus. Hier hat der ewige Gott gegründet und liegt da verborgen und verdeckt, da wirkt Gott und weseet Gott, und gebraucht sein selbst, da hat die Seele alles das von Gnaden, was Gott von Natur hat. Dieser Funke rastet nimmer, er komme denn wieder in den göttlichen Abgrund, da er in seiner ersten Uerschaffenheit war. Nach Suso sind alle Creaturen in Gott gewesen als in ihrer ewigen Idee, und waren dasselbe Leben, Wesen und Bermögen, so weit sie in Gott waren. In die Anderheit traten sie erst als creatürliche, da sie ihr eigen Wesen nahmen; denn da hat ein jegliches sein besonderes Wesen ausgeschiedentlich mit seiner eigenen Form, die ihm natürliches Wesen gibt. Form gibt gesondertes und geschiedenes Wesen, beide, von dem göttlichen Wesen und von allen andern. In dem Momente, da Creatur sich als Creatur findet, ist ihr auch die Idee ihres Schö-

pfers entgegengetreten, in der sie selbst zuvor auf-
 gegangen. Der ewige überwesentliche Geist hat
 den Menschen geadelt, daß er ihm von seiner ewi-
 gen Gottheit leuchtet, und das ist das Bild Got-
 tes in dem vernünftigen Gemüthe, das auch ewig
 ist. Bei Kusbroeß sind mit und in der ewigen
 Geburt des Sohnes auch alle Creaturen ewiglich
 ausgegangen; ehe sie geschaffen waren in der
 Zeit, so hat sie Gott angesehen und erkannt in
 ihm selber mit Unterschied und Leben der Ver-
 nunft und einer Aenderheit seiner selbst, doch nicht
 als ein Anderes in aller Weise, denn Alles, das
 in Gott ist, das ist Gott. Und wie diese ideale
 Welt ewig in Gott beschlossen war, also daß er in
 sich selber Ordnung und Weise und ein Spiegel
 aller Creaturen war, so hat er auch nach seinem
 Exemplar alle Dinge zeitlich gemacht in Ordnung,
 in Weisen, in Maß und Gewicht, und also ist er
 in allen Dingen, und alle Dinge sind in ihm.
 Wir Menschen haben alle ein ewiges Leben mit
 dem Sohne in dem Vater, und dasselbe Leben
 fließt und wird geboren mit dem Sohne aus dem
 Vater, und das Leben hat der Vater mit dem
 Sohne ewiglich erkannt und geminnt in dem h.
 Geiste, und also haben wir ein lebend Leben, das
 ewig ist in Gott vor aller Geschaffenheit. Dieses
 ewige Ausgehen und dieses ewige Leben, das wir
 in Gott ewiglich haben und sind sonder uns selbst,
 das ist eine Ursache unseres geschaffenen Wesens
 in der Zeit. Die Seele des Menschen ist seines
 Leibes Form, belebt den Leib; nach seinem Geiste
 ist der Mensch vernünftig und geistig, der Geist
 aber nach seinem innigen und höchsten Theile ist
 eine Wohnung Gottes, die Gott besitzt mit ewi-
 gem Insein, und die er allezeit besucht mit ewi-
 gem Insein neuer Klarheit seiner ewigen Ge-

burt. Hier begehrt der Mensch seiner Natur nach allezeit das Gute. Unsere Geschaffenheit lebt in unserm ewigen Bilde, das wir haben in dem Sohne Gottes, und unser ewiges Bild ist Eins mit der Weisheit Gottes und lebt in unserer Geschaffenheit.

Die Möglichkeit der Sünde findet Tauler in der zwiefachen Natur des Menschen, indem er in der Zeit nach dem Leibe und in der Ewigkeit nach dem Geiste geschaffen ist. Indem der Leib geschaffen ist von Erde und von der Zeit neigt er sich auf irdische und auf zeitliche Dinge; und der Geist ist geflossen aus Gott, und davon neigt er sich auf Gott in Ewigkeit. Ist nun die sinnliche Natur Meisterin und die Seele blind, so folgt sie dem Leibe, und nimmt an die Gleichheit des Leibes, das ist Tödtlichkeit, wie umgekehrt, wenn die geistige Natur Meisterin ist, so folgt die Seele Gott mit der Begierde, die sie zu Gott hat. So zieht sie die sinnliche Begierde an sich und vereinigt sich mit ihr, daß die Sinne nichts begehren mögen, denn was die Seele will, und also muß der Leib der Seele folgen und unterthänig sein. Hätte Adam sich eingekehrt in den innern Menschen und darin die Wahrheit angesehen, als er sich auskehrte in die Sinne, er wäre nicht gefallen. Von der Vergiftigkeit des ersten Falles ist die Natur ganz niedergesunken in die allerniedersten Theile. Die ganze ursprüngliche Ordnung, worauf die Menschennatur angelegt gewesen, ihre Harmonie und die normale Entwicklung derselben ist verirrt, verkehrt. Keins ist dem andern mehr gehorsam.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 14. April 1855.

Z ü r i c h

Schluß der Anzeige: „Die Kirche Christi und ihre Zeugen oder die Kirchengeschichte in Biographien durch Friedrich Böhringer.“

Die niedersten Kräfte handeln ohne Urlaub der obersten, sind Meister; die obersten stehen in ihrem Dienste. In die zeitlichen Dinge ausgelaufen, entgeht die Seele der Einigkeit; denn kehrt sie sich zu der Zeit, so vergift sie ohne Zweifel der Ewigkeit. Neigung der Sünde ist wohl menschlich, denn das hat der Mensch von Adam's Fall, aber daß er sündigt, das thut er von Muthwillen, und ist nicht von Natur. Auch die bessern Heiden haben von rechter Natur Untugend gelassen und Tugend gewirkt, und von Natur erkannt, daß Untugend den Menschen an Seligkeit hindere. Die Wurzel alles Bösen findet Thomas von Kempen in der Selbstliebe, in der Geneigtheit zu sich selbst und zu den Creaturen.

In der Christologie Tauler's ist das ewige Wort in der Zeit geboren worden, und hat sich zu un-

ferer Schwachheit herabgelassen, um uns durch die Menschheit, in der das göttliche Licht an sich, das unsere Augen nicht hätten fassen noch ertragen können, temperirt war, zu sich, zu seiner Gottheit zu erheben. Nach Rusbroek wird die Liebe, mit der der Vater uns im Sohne liebt, und der Sohn uns mit derselben Liebe im Vater, diese unsere Umfassung durch den Vater und Sohn im heil. Geiste und in seliger Genießung im göttlichen Wesen ewig erneuert durch die ewige Zeugung des Sohnes vom Vater und durch die Ausgießung des h. Geistes von beiden. Und verginge sie, so müßte auch nothwendig die Zeugung, die Ausfließung der Trinität vergehen, so könnten weder Gott noch Creatur übrig bleiben. Ehe wir noch geschaffen waren, als wir noch ideell in Gott waren, wurden wir von ihm auch schon angesehen als Eins mit ihm, und als wir gefallen, hat der Sohn Gottes, in dem wir ewiglich waren, und der gewissermaßen auch wir war, nun auch unsere zeitliche Existenz angenommen; aber, obwohl er sich erniedert hat, hat er sich doch nicht entadelt, denn er blieb Alles, das er war, und nahm an, das er nicht war, er blieb Gott und ward Mensch, auf daß der Mensch Gott werde. Die Gottheit ist das Personbildende in Christo, und die Menschheit hat kein Bestehen auf ihr selber, denn sie ist nicht ihrer selbst Person, wie es bei allen andern Menschen ist, sondern der Sohn Gottes ist ihre Hypostase und ihre Form, und hierin ist sie einförmig mit Gott, und durch die Einung ist sie weise und mächtig alles des, das unter Gott ist. Und also ist die Menschheit unseres Herrn umfaßt in Gott, edel und weise, heilig und selig über allen Creaturen.

An die Spitze der Heilsordnung stellt Tauler

den Satz, wie Gott inwendig und ein Geist ist, entblößt von allen Creaturen, verslossen in lautere Einfältigkeit, durchglästet mit seinem Lichte, daß er selber ist, durchbrannt mit der Liebe, die er selber ist, also müssen auch wir sein, sollen wir Gott finden, eingekehrt von allen irdischen Werken, ein bloßer Geist, und entblößet von allen Bildern und Formen, und lauter, einfältig und durchglästet mit dem göttlichen Glanze, und durchbrannt mit dem Liebesfeuer des h. Geistes. Dieser Reinigungsproceß hat seine Stufen, die Stufe des äußern, des innern, des allerinwendigsten Menschen. Wenn der Mensch mit aller Uebung den äußersten Menschen in den inwendigen Menschen zieht, und diese zwei Menschen, das sind die sinnlichen und die vernünftigen Kräfte, sich zumal einmüthig in den allerinwendigsten Menschen auftragen, das ist in die Verborgenheit des Geistes, worin das wahre göttliche Bild liegt, und er sich allzumal in den göttlichen Abgrund erschwingt, in dem er ewiglich in seiner Ungeschaffenheit war: wenn dann der barmherzige Gott den Menschen also in seiner Lauterkeit und in der Bloßheit zugekehrt findet, so neigt sich der göttliche väterliche Abgrund und sinkt in den lautern zugekehrten Grund, und da überformt er den geschaffenen Grund und zieht ihn in die Ungeschaffenheit. Die erste Stufe der Heilsordnung ist der Ausgang von den Creaturen und die Einziehung der Sinne. Soll Gott eingehen, muß die Creatur ausgehen. So die Seele mit Mannichfaltigkeit beladen ist, mag sie ihres Wesens nicht gebrauchen. Die Seele mag nicht empfangen göttliche Gaben, es sei denn, daß sie ungehindert sei von den Sinnen, und die Sinne mögen nicht empfangen nach sinnlicher Weise göttliche Wahrheit, sondern nach eingezoge-

ner Weise in den innern Menschen, und da inne wird Wahrheit empfangen und bricht aus in die Sinne und zwingt sie zu folgen der Wahrheit. Die zweite Stufe ist der Ausgang von dem eignen Ich. Das Weizenkorn muß sterben, soll es anders seine Frucht bringen; also müssen auch alle Dinge innerlich in uns ersterben, also mußt du auch deinem eigenen Willen zu Grunde sterben. In eigensüchtiger Wissenskluft, Wissenshochmuth verlassen sich viele Menschen auf ihre Vernunft, und Alles, was in dem Geiste sollte geboren werden, verderben sie damit. Es gibt Menschen, die lassen sich bedünken, wie sie gar wohl mit Gott daran seien, aber so man ihr Werk recht ansieht, lieben sie sich und meinen sich selbst in dem Grunde. Das sind creatürliche Werke, das ist eine sinnliche Uebung der Tugenden. Etwas Anderes ist es um die Uebung, Entfaltung, Anwendung der Kräfte, so sie recht ordinirt sind. Diese Uebung der ordinirten Kräfte besteht in Keuschheit, Armuth, Gehorsam, Fasten, Wachen, Beten, Lesen, Knien, Singen. Sind die Menschen mit einer guten Begehrung durch alle Tugend mit Loben gegangen, so überdringen sie alle Tugend. Gleichwie von vielen Kohlen ein großes Feuer wird, und dann eine lichte Flamme über die Kohlen in die Höhe ausschlägt, also soll der Mensch von allen Gedanken, Einbildungen und Wirkungen seiner niedersten und obersten Kräfte auf eine überraffende Weise sein Gemüth durchdringen lassen, welche hochfährt über alles sein Vermögen und Wirken seiner selbst und aller Creaturen in die edle Höhe der überwesentlichen Gottheit. Die dritte Stufe ist die Inwendigkeit, die Armuth des Geistes, die Leidentlichkeit. Die Vernunft soll; alle Bilder der Creatur, die sie je

in sich gezogen, von allen erschaffenen Dingen nicht bloß, sondern auch von Gott abhauen, der Mensch soll im höchsten Sinne entbildet, bildlos, kennlos werden, reine Potenz göttlicher Erleuchtung, einer Erkenntniß, die nicht bloß Gott zum Gegenstande hat, sondern auch unmittelbar von Gott gewirkt ist, in der Gott sich selbst weiß. Soll Gott in uns göttlich leuchten, so fördert dein natürliches Licht nichts dazu, sondern es muß zu einem lautern Nichts werden. Soll Gottes Vorgang in uns werden, so muß die Creatur in uns verwerden. Damit des Menschen Geist ein Geist mit Gott werde, ist es von Noth, daß er zuvor mit Christo vereinigt werde; denn Christus ist Eins mit Gott. Besonders soll das Leiden des Herrn sein Gegenstand sein; denn in dem Leiden Christi findet er, wie er allen Dingen soll abgehen, die Gott nicht sind, und sich üben in einer jeglichen Tugend, damit er zu Gott komme. Der inwendige gottförmige Mensch fliegt in seinen göttlichen Ursprung, in seine erste Urbeschaffenheit zurück, und da wird der lautere Geist ein Licht in dem Lichte. Das ist die göttliche Geburt im Menschen. So Gott geboren wird in der Seele, mit der Geburt rückt Gott den Geist von der Seele und wirft ihn in das Düsterniß seiner Gottheit, und er übergottet ihn mit seiner Gottheit, daß er zumal gottförmig wird, und er verliert Gestaltniß aller Geschaffenheit, und wird zumal gebildet in das formlose Bild des Sohnes in der Gottheit, daß er ein Sohn wird von Gnaden, wie jener ein Sohn ist von Natur. Darauf folgt das mystische Leben in seiner Entfaltung. In demselben Nu, so Gott der Vater gebiert seinen Sohn in der Seele, so vergehen alle Sünden und alle Ungleichheit und werden in ihm ge-

boren alle Tugenden in einer Gleichheit Gottes, und in demselben Nu steht der Mensch ohne Sünde in allen Tugenden. Und wie er Alles als von Gott nimmt, so wird ihm auch, weil Gott, der in allen Dingen ist, gewurzelt ist in dem Grunde seiner Seele, Alles zu Gott und weist ihn auch Alles zu Gott. So wirkt er auswendig der Zeit in Ewigkeit, aus Geschaffenheit in Ungeschaffenheit, aus Mannichfaltigkeit in Einfältigkeit; er bleibt im Frieden in Unfriedsamkeit und sinkt mit einer Begehrung in den Grund und trägt Gott alle Dinge wieder auf, als es ewiglich in ihm gewesen ist, und er es geliebt und gemeint hat. Wenn der Mensch allen Dingen ausgegangen ist, so hat er einen vollkommenen Willen zu allen Tugenden, und dieser vollkommene Wille alle Tugend zu wollen hat zugleich, weil aller äußern Dinge entblóßt, nur sich selbst zum unbeschránkten Material statt der äußern Dinge, und so vermag er in Einem alle Tugenden stets überall zu wirken, und also die Tugend im Wesen und nicht im Zufall zu haben. So Gott sein ewiges Wort spricht in die Seele, so quillet aus die Liebe des h. Geistes, und durchfließt die Seele und alle Kräfte, daß es alles Liebe wird, was von ihnen fließt. Diese Tugend göttlicher Liebe ist eine Tugend über alle andere Tugend; denn sie zieht alle guten Werke, Weisen und Verdienste in ihre Liebe zu sich, die da im Himmel und auf Erden in Gnaden geschehen. Der Wille des Gottgeborenen ist ein vollkommener, wesentlicher, wahrhaft freier. Dieser Wille ist wesentlich ein göttlicher, hat ein Wollen und ein Nichtwollen mit Gott; in diesen Menschen wirkt Gott nicht bloß dieses und das, sie sind selbst und ganz von Gott gewirkt, und Gott macht sie so zu Mitwirkern mit ihm in al-

len guten Werken. Das Wirken hat seinen Ort und seine Nothwendigkeit, aber nur als eine Art Surrogat, wenn das Schauen nicht möglich ist. In dem Seligkeitsgeföhle des Schauens aber wird der Mensch Gottes also voll, daß er in Wonne und Freude seiner selbst vergißt, und ihn dünkt, wie daß er große Wunder vermöge. Ja ihn dünkt, er solle wohl und fröhlich gehen durch Feuer und Wasser, ja auch durch tausend Schwerter, er fürchtet weder Leben, noch Tod, noch Lieb, noch Leid, und das ist des Schuld, daß diese Menschen sind in Gottes Lieb trunken worden. Diese Freude heißt Jubiliren. Unterweilen schreien sie, unterweilen lachen sie, dann singen sie. Auf ähnliche Weise wird die mystische Heilsordnung nach Suso S. 382 ff. Rusbroeck S. 500 ff. Thomas von Kempen S. 734 ff. dargestellt.

Die äußere Predigt des Wortes Gottes und das äußere Hören ist nach Tauler nur ein Föhren zu Gott, ein Mittel das ewige Wort zu hören. Ist aber der Mensch dahin gekommen, daß er das ewige Wort in sich hört, so muß er alle andern Worte lassen, und sich in ein lauterer Schweigen setzen. Das erste Gnadenmittel ist das Gebet, die wahre Einigung mit Gott, das Versinken und Verschmelzen des geschaffenen Geistes in den ungeschaffenen Geist Gottes. Die wesentliche Beichte ist das Sündenbekenntniß vor Gott. Die das Sacrament geistlich ohne Sacrament nehmen, sind gute, lautere, reine Herzen, und in dieser geistigen, nicht sacramentlichen Feier können Frauen und Mannspersonen Priester sein und das minnigliche Dpfer opfern und in das Allerheiligste eingehen. Ein inwendiger Mensch soll täglich eine Messe inwendig hören, ein innerliches Dpfer der Andacht darbringen. Rusbroeck redet von einem

Empfangen unseres Herrn im Geiste sonder das Sacrament. Thomas von Kempen nennt das Wort der Schrift den verschleierte[n] Ausdruck des ewigen Wortes, das die Gläubigen zuweilen durch innerliche Erleuchtungen in sich fliegen lasse, und ihnen zu fühlen gebe, was allen Verstand und alles Maas übertreffe, des Wortes, das dort die die Seligen über Alles belehren werde.

Die deutsche Mystik war eine lebenskräftige und fruchtbare Pflanze auf dem deutschen Boden, aus welchem die Reformation des deutschen Kirchen- thums hervorsproßte. Der deutsche Reformator gehörte unter die Mystiker. Die genannten My- stiker nahmen sich allerdings vor häretischen Ir- rungen sehr in Acht und ließen sich durch Schrift und Kirche leiten; allein der Zug einer einseitigen Innerlichkeit geht doch durch alle ihre Systeme, wenn auch bei einem weniger als bei dem an- dern, auf gleiche Weise hindurch. An dieser ein- seitigen Innerlichkeit litt auch das kirchliche Sy- stem Luthers. Es fehlte der Mystik der damaligen Zeit das ideale, bildende Princip, weshalb Luthers Reformation nicht in die Idee des deut- schen Volksthum[s] einging, sondern in einem ein- seitigen Lutherthume sitzen blieb, und auch nach- her sitzen geblieben ist. Durch die Schelling-He- gelsche Philosophie ist die deutsche Mystik zu ei- nem neuen Leben gekommen, aber zu einem Le- ben höherer Potenz, wo grade das ideale Princip um eine geschichtliche Gestaltung ringt. Diese Phi- losophie hat bis jetzt gegen das Lutherthum eine feindliche Stellung eingenommen, wovon aber der Grund nicht in der Sache, sondern darin liegt, daß das Lutherthum in seiner einseitigen Inner- lichkeit beharren, und das ideale oder ethische Princip nicht in sich aufnehmen will. Jedoch ist

zur Ausgleichung dieses unheilvollen Zwiespaltes bereits durch die Christologie Schleiermachers und seiner Schule, welche die menschliche Urbildlichkeit des Gottmenschen zu ihrer Aufgabe gestellt hat, der Weg gezeigt, und damit die Periode der Bildung einer deutschen Theologie eröffnet.

Holzhausen.

S a r l e m

Bij A. C. Kruseman 1854. Verhandelingen uitgegeven door de Commissie belast met het Vervaardigen eener geologische Beschrijving en Kaart van Nederland. Tweede Deel. 203 Seiten in groß Quart. Mit 13 Steindrucktafeln.

Dem ersten, im vorigen Jahrgange dieser Blätter (St. 200. S. 1990 ff.) angezeigten Theile von den Verhandlungen der mit der Anfertigung einer geologischen Beschreibung und Charte der Niederlande beauftragten Commission, ist rasch ein zweiter nachgefolgt, welcher jenem an lehrreichen Mittheilungen nicht nachsteht. Den vorliegenden Band eröffnet ein an den Königl. Niederländischen Minister des Innern erstatteter Bericht über die vom October 1852 bis dahin 1853 ausgeführten Arbeiten. Unter den darauf folgenden Abhandlungen, ist die erste, in französischer Sprache verfaßte, die bedeutendste. Sie führt den Titel: »Les Crustacés fossiles du Terrain crétacé du Limbourg, par J. Bosquet.« Pag. 1 — 137. A. Cirripedia. Fam. I. Verrucidae Darwin. Gen. 1. Verruca Schumacher. Der Verf. konnte bei der Bearbeitung der Gattung Verruca, über welche bisher irrige Vorstellungen verbreitet waren, die ihm von Darwin mitgetheilten Beobachtungen benutzen. Ihm zu Folge bilden die Verrucidae eine besondere Familie, welche in der Mitte zwi-

schen den Familien der Lepadidae und Balanidae steht, aber der ersteren weit näher verwandt ist als der letzteren. Die Balaniden zeigen sich zuerst in der tertiären Epoche. Nur eine Species, *Verruca prisca* Darw. ist beschrieben, welche sich ziemlich selten in Schichten des Système Sénonien und in dem unteren Theile des Système Maestrichtien von Dumont findet. Fam. II. Lepadidae Darw. Gen. 1. *Mitella* Oken. 3 Arten, von welchen eine Species, *M. Darwiniana*, neu ist. Gen. 2. *Scalpellum* Leach. mit 8 Arten, unter welchen 7 neu sind. B. Entomostraca, v. Münster. Gen. 1. *Cytherella* Bosq. 5 Arten; eine neue Species. Gen. 2. *Bairdia* M'Coy. 3 Arten. Gen. 3. *Cytheridea* Bosq. 3 Arten, unter welchen eine neue. Gen. 4. *Cythere* Müller. Die zahlreichste Gattung, indem 47 Arten aufgeführt sind, unter welchen sich 33 früher noch nicht beschriebene finden. Gen. 5. *Cyprella* de Koninck. 2 Arten. C. Malacostraca, Müller. I. Astacina. Gen. 1. *Oncopareia*, eine von dem Vf. neu aufgestellte Gattung, welche dem Genus *Hoplopatria* von M'Coy zunächst verwandt ist. Die beiden beschriebenen Arten, von welchen die eine jedoch noch zweifelhaft ist, befinden sich in den Sammlungen des Herrn van Breda und des geologischen Museums zu Harlem. II. Thalassinidae. Gen. 1. *Mesostylus* Bronn et F. Roemer. *M. Faujasii*: eine früher unter dem Namen *Pagurus Faujasii* bekannte, auch in mehreren anderen Gegenden verbreitete Species. III. Incertae Familiae. Gen. 1. *Aulacopodia*. Ein von dem Verf. neu aufgestelltes Genus mit einer neuen Art. β . *Brachyura*. Gen. 1. *Stephanometopon*. Eine ebenfalls neu unterschiedene Gattung, von welcher bis jetzt nur eine Species bekannt ist. —

Diese Arbeit ist mit vieler Sorgfalt ausgeführt. Die Beschreibungen sind trefflich; auch ist die Synonymie sehr vollständig; leider werden aber lateinische Diagnosen vermisst. Angehängt ist eine tabellarische Uebersicht der aufgeführten Arten, und ihres Vorkommens in anderen Gegenden. Auf 10 Steindrucktafeln befindliche, nach den Zeichnungen des Verfs ausgeführte Abbildungen, erhöhen den Werth der Abhandlung.

De Barnsteen in het oostelijk Gedeele der Provincie Groningen, door G. A. Venema. P. 138—156. Der Verf. theilt zuerst mit, was bisher über die Anspülung von Bernstein an die holländischen Küsten überhaupt bekannt geworden, und handelt dann insbesondere von dem Vorkommen desselben am Dollart, wo er vorzüglich im Frühjahr, und stets bei nordwestlichen Stürmen, angeschwemmt wird. Man findet ihn vornehmlich in der nördlichsten Gegend der westlichen Küste des Dollarts. Das schwerste Stück Bernstein, von welchem der Verf. Kunde erhalten, wog 0,524 niederl. Pfund. Eine Nachschrift von F. A. W. Miquel enthält Notizen über das Vorkommen des Bernsteins in anderen Ländern, nebst den Resultaten der neueren Untersuchungen Goepfert's über die Bernstein-Flora.

Het Eiland Urk, volgens den Hoogleeraar P. Harting, en het Nederlandsch Diluvium, door W. C. H. Staring. P. 157—185. Der erste Theil dieser lehrreichen Abhandlung liefert einen, von einer Charte begleiteten Auszug aus einer i. J. 1853 zu Utrecht von dem Prof. P. Harting herausgegebenen Schrift mit dem Titel: »Het eiland Urk, zijn bodem, voortbrengelsen en bewoners«, die eine sehr genaue Beschreibung der Constitution des Bodens jener im Zuidersee gele-

genen kleinen Insel enthält, wodurch über die Zusammensetzung des Bodens von Holland überhaupt viel Licht verbreitet worden. Die Ergebnisse der von Hn Harting über das Diluvium von Urk angestellten Untersuchungen stimmen mit den Resultaten überein, zu welchen die Commission für die geologische Aufnahme der Niederlande, in Betreff des in Holland verbreiteten Diluviums überhaupt gelangt ist, daß nämlich dasselbe aus verschiedenen Abtheilungen besteht, von welchen die eine nördlichen Ursprunges ist, wogegen zwei andere südlicher Abkunft sind. Man kann, wie Hr Staring bemerkt, diese drei Abtheilungen des niederländischen Diluviums durch die Namen Skandinavisches, Rhein- und Maas-Diluvium bezeichnen, wozu dann noch eine vierte Abtheilung, das Sand-Diluvium, kommt. Eine beigelegte, sehr instructive und saubere Charte gibt eine Uebersicht von der Verbreitung der verschiedenen Abtheilungen des Diluviums, von welchen das skandinavische auf den nördlichen Theil von Holland sich beschränkt, wogegen das Rhein-Diluvium in den südöstlichen Gegenden des Landes verbreitet ist, und das Maas-Diluvium nur hier und da im südlichen, an Belgien grenzenden Theile von Holland angetroffen wird. Das Sand-Diluvium hat die größte Verbreitung, indem es in allen Theilen von Holland vorkommt, in welchen die anderen Abtheilungen sich finden. Es ist dem Ref. erstreulich, durch die in dieser Abhandlung enthaltenen Angaben, die Beobachtungen über den Unterschied und die Verbreitung der aus Skandinavien stammenden Geschiebe, und den durch den Rhein von südlichen Gebirgen nach Holland geführten Geröllen bestätigt zu finden, die derselbe auf einer Reise durch Holland i. J. 1828

machte, und worüber sich in seiner i. J. 1831 von der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Harlem gekrönt, im 19ten Theil ihrer Verhandlungen abgedruckten Schrift, über den Ursprung der über die Ebenen in den Niederlanden und im nördlichen Deutschland verbreiteten Geschiebe, Mittheilungen finden.

Lijst der Versteeningen uit de tertiaire Gronden van Gelderland en Overijssel. P. 187—194. Längs der Grenze von Gelderland und Overijssel gegen das Münsterland und das Bentheimische ist eine tertiäre Lehmlagerung verbreitet, welche künftig genauer beschrieben werden wird. Vorläufig ist hier ein Verzeichniß von den darin gefundenen Petrefacten gegeben, welche in der Sammlung der geologischen Commission zu Harlem aufbewahrt werden.

Nouveaux Brachiopodes du Système Maestrichtien. Par J. Bosquet. P. 195—203. Aus der Familie der Craniadae sind zwei neue Arten, *Crania comosa* und *Cr. Bredai* beschrieben; von der Familie der Thecidaeadae, *Argiope Davidsoni*; aus der Familie der Terebratulidae, *Rhynchora plicata* und *Rh. Konincki*. Die beschriebenen Petrefacten sind auf einer Tafel, nach den Zeichnungen des Verfs, trefflich abgebildet.

H.

L e i p z i g

bei B. G. Teubner 1854. *Didymi Chalcenteri, Grammatici Alexandrini, fragmenta quae supersunt omnia. Collegit et disposuit Mauricius Schmidt. X und 423 S. in Octav.*

Vorgeübt durch frühere kleinere Arbeiten auf dem Gebiete der Geschichte der alten Grammatiker hat Hr Schmidt seit Jahren seinen gelehrten Fleiß auf den Grammatiker verwandt, wel-

den Macrobius grammaticorum omnium quique sunt quique fuerunt instructissimum nennt. Nach Seneca hat der Chalkenteros nicht weniger als quattuor milia librorum hinterlassen. Jeder Forscher wird es Hrn S. Dank wissen, daß er es durch sein mühevolltes Werk ermöglicht hat, die vielseitige Thätigkeit des unglaublich fleißigen und fruchtbaren Compilers in seinen zerstreuten Trümmern leicht überblicken zu können und gewahr zu werden, wie Vieles aus den Schätzen der ältern Litteratur wir ohne seinen Fleiß würden entbehren müssen. Didymi enim ore, um Hn S. selbst reden zu lassen S. IX, loquuntur quotquot evolvimus lexica glossarumve congeries, quotquot manu versamus scholiorum lectissimorum collectiones, Didymi est quod Philochori Timaei Polemonis Mnaseae aliorumque haud indignorum lectione scriptorum opera quadamtenus possunt restitui, Didymum tacite expilatam esse ab Herodiano Athenaeo Plutarcho Plinio vidimus.

Die große Vielseitigkeit des Mannes ergibt sich schon aus der Uebersicht seiner Leistungen, welche Hr S. S. 11 ff. unter fünf Abschnitte geordnet einzeln aufzählt, Λέξεις, Ὑπομνήματα und Recensionen von Dichtern und Prosaisern, grammatische Schriften, Werke über historia fabularis, antiquitates, litterarum historia mannichfaltigster Art, endlich Anführungen aus nicht näher bekannten Werken. Hr S. hat, wie es scheint, mit Vorliebe den lexikalischen Arbeiten des Didymos nachgespürt und zwar auch da, wo die Andeutungen der Alten fehlen und nur sinnige Combination die Fährte entdeckt. Der Gegenstand war einer so gelehrten Sorgfalt werth, da im Hesychios zumal, aber auch im Photios und andern Lexikographen Vieles aus den λέξεις

— namentlich der *τραγική* und *κωμική* — des Didymos entlehnt ist. Da aber derselbe Didymos die hauptsächlichsten Dichter, Tragiker wie Komiker, mit Commentaren versehen hatte, so ist es sehr anziehend und belehrend zugleich, einmal dem Verhältniß der lexikalischen und exegetischen Studien zu einander nachzugehen, andererseits die Spuren in den erhaltenen Lexicis und Scholiensammlungen zu verfolgen. Hr S. hat S. 262 ff. diese Fragen gründlich erörtert und nachzuweisen gesucht, daß Aristarchos wie Homer, so auch Sophokles mit kritischen *σημείοις* versehen hatte, welche dann, außer von andern Schülern, namentlich vom Didymos erläutert wurden, wie sichere Indicien der Scholien nicht bezweifeln lassen. Unsere Scholien nicht bloß zum Sophokles und Euripides, so weit diese in alter Fassung erhalten sind, beruhen vorzugsweise auf den Arbeiten des D., sondern nach Hrn S. sind auch die zu Aristophanes insignioris doctrinae luminibus distincta e Chalcenteri commentario recepta, während derselbe gegen die herkömmliche Annahme dem Symmachos nur das Verdienst zugesteht, Didymos' Commentar revidirt und mit Zusätzen bereichert zu haben. Als Ergebnisse der Untersuchung, in welchem Verhältnisse die Commentare des D. zu seinen *λέξεις* gestanden, stellt Hr S. S. 272 auf: „Hesychios hat seinem Lexikon die *λέξις τραγική* und *κωμική* des D. im Auszuge einverleibt; D. hatte aber daneben Sophokles, Euripides, Aristophanes, Kratinos, Eupolis mit Commentaren ausgestattet. Diese fielen früher und bei der Abfassung der *λέξεις* hat D. sich selbst ausgeschrieben, die Scholiensammlungen aber haben aus beiden, den *λέξεις* wie den Commentaren, geschöpft.“ Die Begründung dieser Resultate weitläufiger Forschungen ist ebenso für die Dichter selbst, wie für unsre Lexi-

kographien und Scholiensammlungen von Wichtigkeit, wenn auch manche Meinungen des gelehrten Herausgebers sich als unhaltbar erweisen lassen.

Nicht geringere Sorgfalt hat Herr S. auf die Homerika verwandt. Er hat die Ueberreste der Schrift *περὶ τῆς Ἀριστάρχου διορθώσεως* und der *ὑπομνήματα* von S. 112—214 emsig gesammelt und behandelt, so daß nun die vier Hauptauctoren der Scholia Veneta vollständig abgefondert vorliegen. Herr S. hat aber sogar den Versuch gewagt, auch aus den Scholien zur Odyssee diejenigen auszulesen, welche auf Did. zurückzugehen scheinen. Aus bekannten Gründen ist dieses weit mißlicher als bei den Scholien zur Ilias, obwohl auch hier sich oft Zweifel erheben, wem diese oder jene Notiz zuzukommen scheint.— S. 214—240 sind die Ueberreste der *ὑπομνήματα Πινδάρου* gelehrt behandelt, wie denn das ganze Buch als ein rühmliches Zeugniß von des Herrn Verfs Gelehrsamkeit und Scharfsinn anzuerkennen ist und Specialforschungen in vielfacher Beziehung zu Statten kommen wird. Weniger als früher hat er seiner Neigung, vom Thema abzuschweifen und gelehrte Collectaneen auszuschütten, freien Spielraum gelassen: was er gelegentlich oder auf Anlaß der Didymea an Conjecturen und Bemerkungen vorbringt, verdient alle Beachtung, wenn man auch mitunter finden wird, daß Hr S. sich übereilt hat. Unter der Masse von dergleichen, meist mit gar zu vielen Citaten versehenen Observationen, welche die genauen Indices leicht auffinden lassen, hat Ref. besonders angesprochen was Hr S. S. 392 ff. von einer Schrift *περὶ βίων* der Lyriker ausführt, woraus Suidas oder (Hesychios Ill.) seine gelehrten Notizen gezogen habe. — Die angeblichen *Didymi opuscula tria* von Fr. Ritter sucht man hier vergeblich, da Hr S. in jener Hypothese nur *somnia Ritteri* erblickt. F.W.S.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 16. April 1855.

E r l a n g e n

Verlag von Ferd. Enke 1855. Klinik der Geburtshilfe und Gynäkologie. Von Chiari, Braun und Spaeth. Dritte Lieferung. 423—738 S. in Octav.

Mit dieser dritten Lieferung ist ein Werk geschlossen, über welches wir bereits in diesen Blättern 1853, St. 47 und 1854, St. 36 Nachricht gegeben haben. Leider sollte Einer der würdigen Verf. die Beendigung des Buches nicht mehr erleben: Chiari nämlich ward im December vergang. J. in der Blüthe seines Lebens abgerufen, nachdem er seinen sehnlichsten Wunsch erreicht, wieder nach Wien zurückkehren zu können, wo er kurz vorher als Professor an der k. k. Josephs-Akademie war angestellt worden. Sei ihm die Erde leicht! — Vorstehende Lieferung beginnt mit dem 18ten Beitrage von C. Braun, „Zur Lehre und Behandlung der Puerperalproceße und ihrer Beziehungen zu einigen zymotischen Krankheiten.“ Zuerst stellt der Verf. einen Begriff der Puerpe-

ralproceſſe auf: alle Puerperalfieberformen ſind in genetischer Beziehung nicht weſentlich verſchieden, indem ſie auf einem gemeinſchaftlichen Grunde, in der eigenthümlichen Blutbeſchaffenheit der Schwangerschaft und des Puerperiums beruhen, und von einem Gährungszuſtande des Blutes abhängen, durch deſſen Elimination die örtlichen anatomischen Veränderungen entſtehen. Der Verſ. hält es daher für ſtatthaft, mit dem Ausdrucke „Puerperalproceß“ alle Anomalien des Wochenbettes zuſammenzufaſſen, durch welche die typiſchen Kräfte des weibl. Organismus unter ungewöhnlichen Bedingungen ſich äußern. Hierauf läßt der Verſ. Statiſtiſches über Puerperalproceß folgen, wobei er auf die britiſchen, franzöſiſchen und deutſchen Gebärhäuſer Rückſicht nimmt. Die einzelnen Inſtitute ſind dabei hiñſichtlich ihrer Localität, Einrichtung u. ſ. w. näher geſchildert. Wir geben hier unſern Leſern das Reſultat der Schlußüberſicht der Puerperalfieberepidemien, welche in den angeführten verſchiedenen Gebärhäuſern vorkamen. In 21 Inſtituten kamen in circa 20 Jahren vor: 371,849 Geburtſfälle, darunter 12,779 Sterbefälle, ſo daß die Mortalität ſich auf 3,4 Procent beläuft. Der Verſ. führt dann folgende ätiologiſche Momente an, welche er einzeln beleuchtet: 1. die Schwangerschaft ſelbſt (kann doch nur als prädiſponirend angeſehen werden). 2. Die Hyperinoſe, Zunahme des Faſerſtoſſes im Blute. (Ebenfalls ein diſponirendes Moment). 3. Die Hydrämie, d. i. Verminderung der Blutkörperchen und des Eiweiſſes. 4. Die Urämie, die durch zurückgehaltenen Harnſtoſſ urämische Blutbeſchaffenheit. (S. Beitr. 15). 5. Eine allgemeine Plethora bei Schwängern. (Dieſe als diſpon. Moment anzunehmen, iſt unſtatthaft, indem das durch eine 10malige Men-

struation ausgeschiedene Blut nur den dritten Theil vom Gewichte eines ausgebildeten Fötus beträgt und dieser daher zu jeder Zeit seiner Entwicklung eine größere Menge Blutes verwendet, als durch Unterbleiben der menstrualen Excretion im Körper zurückgehalten wird. 6. Eine Disproportion in der Vegetation des Fötus und der Mutter, wie sie sich als besondere Zunahme des Eines und Abmagerung des Andern kund gibt. 7. Die durch den schwangeren Uterus veranlaßten Störungen, Stauungen in der Circulation schließen auch eine nicht geringe durch die Schwangerschaft erworbene Disposition zu Puerperalprocessen in sich. 8. Eine Eigenthümlichkeit ist dem Blute der Schw. ferner noch eigen, daß dessen Faserstoff im lebenden Körper gerinne, wofür Vogel den Ausdruck Inoperie geschaffen hat. Ein Theil der ganzen Faserstoffmenge hat wenigstens die Neigung innerhalb des Gefäßsystems zu gerinnen. 9. Schwangerschaftsfieber. 10. Der Geburtsact selbst ist von einer Nervenerschütterung und von vielen Metamorphosen begleitet, welche auf die disponirenden Momente zu gewissen Krankheiten einen Einfluß ausüben. 11. Gesteigerte Hyperinose während des Geburtsactes. 12. Die Inoperie des Wochenbettes. 13. Der durch Verkleinerung des Uterus aufgehobene Druck auf die Nachbarorgane desselben. 14. Zu lange Geburtsdauer hat einen nachtheiligen Einfluß auf die Veränderungen des Stoffwechsels, wie sonst übermäßige und körperliche Anstrengung, und veranlaßt das Auftreten von Puerperalprocessen. 15. Die Verwundung der Innenfläche des Uterus durch den Geburtsact; Analogie der Puerperalproceße mit dem Wundfieber. 16. Die mangelhaften Contractionen und die fehlerhafte Involution des Uterus im Wochen-

bette sowie atonische Metrorrhagien sind zuweilen eine wichtige Ursache von Puerperalprocessen. 17. Mangelhafte oder aufgehobene Se- und Excretionen der Lochien. 18. Die Unterdrückung der Milchsecretion wird von ältesten Aerzten als eine Veranlassung zu fieberhaften Erkrankungen gehalten. Nach neueren Erfahrungen (Kiwisch u. A.) bildet aber die Unterdrückung der Milchsecretion keine Ursache zu Puerperalprocessen. 19. Todte Früchte werden auch für ätiologische Momente zu Puerperalprocessen gehalten. Der Verf. hat diesen nachtheiligen Einfluß nur dann beobachtet, wenn der Fötus während der Geburt abstarb, nach abgeflossenem Fruchtwasser mehrere Stunden oder Tage bei Luftzutritt mit der Mutter in Verbindung blieb, während in demselben ein wahrer Fäulungsproceß eingetreten war. 20. Die Individualität der Wöchnerinnen ist zu den Puerperalprocessen meistens von geringer Bedeutung. Nur scheinen Erstgebärende häufiger zu erkranken als Mehrgebärende. 21. Die operativen Eingriffe haben auf den Ausbruch der Puerperalprocesse nur dann einen nachtheiligen Einfluß, wenn dem Acte der Operation eine ungewöhnlich lange Geburtsdauer vorausging. 22. Gemüthsbewegungen. 23. Diätfehler. 24. Großer Durst durch Entziehung der Getränke. 25. Zu hohe Temperatur des Zimmers. 26. Erkältung. 27. Sumpfluft. 28. Die cadaveröse Infection, nach welcher die an den Händen nach Untersuchungen oder Uebungen am Cadaver Klebenden Leichentheile u. durch die innere Exploration der Gebärenden Puerperalprocesse einimpfen können (Sammelweiß, Scoda). Andere haben sich gegen diese Annahme erklärt und auch der Verf. kann die Beschäftigung am Cadaver durchaus nicht als eine vorzügliche Ursache von

Puerperalfieberepidemien in Gebärhäusern beschuldigen. 29. Epidemische und endemische Einflüsse. Hierüber spricht der Verf. seine Meinung also aus: Das Zusammentreffen der Puerperalfieberepidemien mit einer oder mehreren Epidemien zymotischer Prozesse, mit Hospitalbrand und Cholera, mit Scharlach, Typhus, Blattern 2c. zeigt uns die reine epidemische Natur derselben und dringt uns die Ueberzeugung auf, daß Puerperalproceſſe unter gewissen Verhältnissen, wie alle zymotischen Krankheiten mittheilbar sind, und daß kein Mittel außer Acht gelassen werden darf, eine Mittheilung der Puerperalproceſſe zu verhindern. Kiwisch nimmt selbst für die vereinzelt vorkommenden Fälle von Puerperalfieber einen atmosphärischen Einfluß im Minimum seiner Wirksamkeit an und verwirft den Ausdruck sporadisches Puerperalfieber. Damit ist zugleich die Behauptung, daß die Puerperalfieber auch endemisch seien, zu erklären. Wie die übrigen zymotischen Prozesse deshalb für bloß endemisch nicht erklärt werden, wenn in einem Krankenhause eine große Anzahl von ähnlichen Erkrankungen sich anhäuft, ebensowenig sind wir berechtigt, den Gebärhäusern einen ausschließlich endemischen Herd der Puerperalfieber aufzubürden. 30. Mannichfaltige Einflüsse mancher Gebärhäuser auf die Ausbreitung der Puerperalproceſſe. Der Verf. wendet sich hierauf zu der Pathogenese und pathologischen Anatomie der Puerperalproceſſe. Beim lethalen Ende findet man meistens an allen 3 wichtigeren Stellen, an der Innenfläche des Uterus, in den Lymph- und venösen Gefäßen des Beckens und im Peritonäal-Cavum mehr oder weniger angesammelte eiterähnliche Massen, so daß der Ausdruck Puerperalproceſſe vollkommen gerechtfertigt erscheint. Diese sind ein der

Septicaemie hohen und niederen Grades sehr nahe verwandtes, vielleicht identisches Leiden, welches als acute Blutentartung auftritt. Hinsichtlich des anatom. Befundes sondert der Verf. die Puerperalproceſſe in 3 Gruppen: 1) Puerp.=Proc. acutesten Verlaufs (Septicämie); 2. Puerp.=Proc. acuten Verlaufs mit verschiedenen Localerscheinungen; 3. Nachkrankheiten (pyämische lobuläre Heerde und marantische Thrombose). Ad 1 findet man außer Lungenhyperämie und einem Milztumor meistens keine positiven Erscheinungen. Das Blut enthält alle Zeichen der Septicämie. Ad 2 a. Locale Erscheinungen an der Innenfläche des Uterus (Endometritis); Gerinnsel und Eiter wird in größerer Menge angetroffen. b. Locale Erscheinungen in den Venen und Lymphgefäßen des Uterus und seiner naheliegenden Gebilde. Blutgerinnungen in den Venen des Uterus und der Spermatica interna (Metrophlebitis). c. Locale Erscheinungen des Puerp.=Proc. im Peritonäalcavum und in den mit dem Peritonäum bedeckten Organen. Peritonäales Exsudat: abgeackte Exsudate. Aus der Verbreitung der Röthe läßt sich aber kein Schluß auf den Grad der Entzündung machen. Die Milz ist meistens angeschwollen, zuweilen auch vom Exsudate der Bauchhöhle comprimirt. Diese Anschwellung der Milz kann durch eine Anstauung des Blutes zu Stande kommen. Hierauf geht der Verf. zu den Folgezuständen der Puerperalproceſſe über: er betrachtet lobuläre, pyämische Heerde und die Phlogmasia alba dolens, und läßt dann die Symptomatologie, Diagnostik und den Verlauf der Puerperalproceſſe folgen. Für die verschiedensten Gruppen der Puerperalproceſſe gelten als die constantesten Symptome: die pathologische Hitze der Haut, Milztumor, Prostration

der Kräfte, Störungen in der Involution und Empfindlichkeit des Uterus, massenhafte, geringe oder auch fehlende Exsudationen am Peritonäum. Der Verf. schildert die Peritonäitis, Enmetritis, stimmt aber hinsichtlich der sogen. Metrophlebitis und Lymphangeitis puerperal. Scanzoni bei, daß es bis jetzt kein zuverlässiges Symptom für die klinische Diagnose dieser Zustände gibt. Als weitere, die localisirten Puerperalprocesse begleitende Symptome werden durchgegangen: Mania puerperalis mit und ohne Fieber: Erysipelas migrans, welches von den meistens mit Puerperalgeschwüren behafteten Genitalien ausgeht und sich langsam nach auf- und abwärts ausbreitet, so daß es nie den Leibgürtel und nur selten die Kniekehle überschreitet: Puerperalscharlach und die Miliarien. Hinsichtlich des Scharlachs ist es unzweifelhaft, daß eine Wöchnerin auch von dem gewöhnlichen Scharlach befallen werden kann: der Verf. glaubt aber doch, daß die von Helm angeführte sehr genaue Beobachtung als eine eigene Krankheitsform, Scarl. puerperal. nicht aufgefaßt werden darf, sondern als ein diffuses Erythem, welches den raschen septicämischen Veränderungen des Blutes während eines Puerperalprocesses seinen Ursprung verdankt, betrachtet werden müsse. Die Miliarien sind ein die Puerp.=Proc. an manchen Orten nur selten begleitendes Exanthem. Endlich betrachtet der Verf. die Nachkrankheiten, und zwar die Beckenabscesse, als kleinere oder größere pyämische Herde in den verschiedenen Organen und Körperstellen, so wie die marantische Thrombose in den Schenkelvenen mit consecutiven Ödemen. Nun folgt die Prognose; nie günstig, in den leichtesten Fällen nur zweifelhaft. Im Allgemeinen läßt sich die Prognose nur nach den

höhern oder niedern Graden der Septicopyämie, nach der Hefigkeit und Hartnäckigkeit des Fiebers oder der pathologischen Wärme der Haut und nach der Ausbreitung und dem Charakter der localen pathischen Veränderungen beurtheilen. Dann wendet sich der Verf. zur Prophylaxis. Diese muß schon in der Schwangerschaft durch die Beobachtung zweckdienlicher diätetischer Regeln beginnen. Noch bemerkt der Verf., daß die Vermeidung der heftigen Erschütterungen während der Geburt zu den bewährtesten Schutzmitteln gehöre: daher Chloroform und Abkürzung lange dauernder Geburten durch schonungsvolle Operationen. Als weiteres Prophylact. empfiehlt der Verf. Injectionen von China und stärkeren Alaunauslösungen. Eine Menge anderer Vorbauungsmittel geht der Verf. ferner durch, und reiht dann die Therapie an. Mit dieser sieht es unverläßlich und trostlos aus: kennen wir doch kaum etwas Näheres über die Blutmischung während des Puerperalprocesses. Das Constanteste ist noch das rasche Verschwinden der rothen Blutkörperchen, welches man von einer Gährung des Blutes ableitete. Chinin, Digitalis, Aconit, Sublimat und Wärmeentziehung durch hydrotherapeutische Einwickelungen haben nichts geleistet: Venäsection ist höchst schädlich, ebenso wenig kann von den Mercurialien Heil erwartet werden. Antipyämische Specifica, Chlor &c. nützen nichts: die expectative Methode leistet wohl Eini- ges, und wirkt wenigstens nicht direct schädlich: man hat in diesem Sinne China mit Mineral- säuren angewendet.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. 63. Stück.

Den 19. April 1855.

E r l a n g e n

Schluß der Anzeige: „Klinik der Geburtshilfe und Gynäkologie. Von Chiari, Braun u. Spaeth.“

Auch wird Opium und Morphinum acetic., Pulv. Dow., Lactucarium, Extract. Hyoscyam. gebraucht, wodurch Ruhe und Schlaf erzielet, die Reizbarkeit und Aufregung der Kranken gemildert und die Kräfte noch am meisten erhalten werden. Diese Präparate verdienen gegenwärtig noch ungleich mehr Vertrauen, als directe heroische Eingriffe. Bezüglich der localen Affectionen bei Enmetritis lauwarme Injectionen: bei Puerperalgeschwüren Cauterisation mit Lapis infern.: gegen die heftigen Schmerzen in der Uterinalgegend feuchtwarme Ueberschläge, das Bestreichen des Unterleibes mit einem Chloroformliniment und Bedecken desselben mit Watte. Gegen den heftigen Meteorismus Opium, täglich 3—4 Gran; bei profusen Diarrhöen leistet dasselbe Mittel innerlich oder als Clysmen meistens eine sehr gute, aber vorübergehende Wirkung. Anhaltender wirken Alaun und Tanin, wel-

ches letztere zu 3 bis 6 Gr. auf eine Unze Mixt. gummosa täglich mit adstringirenden Klystieren längere Zeit fortgesetzt werden muß, da nach Aussetzung dieses Mittels die Diarrhoe gleich wieder zurückkehrt. Mit ein paar Worten über die Behandlung der Nachkrankheiten schließt dieser Aufsatz. — Der 19te Beitrag von Spaeth trägt den Titel: Zur Lehre und Behandlung des geburtshülftlichen Mißverhältnisses und der darauf bezüglichen Zustände. Unter 11,378 Geburten, welche innerhalb 3 Jahre und 4 Monate (1850—54) auf der 2ten Gebärklinik in Wien beobachtet wurden, ereignete sich genannter Zustand in 103 Fällen, in welchen die Geburt entweder zum Nachtheil der Mutter oder des Kindes verlief, oder ungewöhnliche Kunsthülfe zu ihrer Vollendung erforderte. Beckenverengerungen wurden als die häufigste Ursache beobachtet, da sie 59mal und zwar 38mal ohne anderweitige Zustände, welche das Mißverhältniß zu erhöhen im Stande gewesen wären, beobachtet wurde. Unter den erschwerenden Ursachen müssen aufgezählt werden: ungewöhnliche Größe und Härte des Kopfes 14mal: tiefer Querstand des Kopfes bei Hinterhauptslage 4mal; Schiefslage des Kopfes durch Hängebauch bedingt, so daß die Seitenflächen des Kopfes mit dem rechten Ohre zum Vorliegen kamen, 1mal: Gesichtslage, 1mal: Fußlage, bei welcher nach spontaner Austreibung des Rumpfes das Gesicht gegen die Schamfuge kam, 1mal. Unter den 38 Fällen, welche ohne Zustände, die das durch Beckenverengerung bedingte Mißverhältniß zu erhöhen im Stande gewesen wären, beobachtet wurden, fand sich 6mal allgemeine Verengerung des Beckens und unter den übrigen Fällen waren 13mal Complicationen, welche doch auf die Behandlung und

den Erfolg für Mutter und Kind von Einfluß waren. Dahin gehören: Nabelschnurvorfal 9mal, Querlage 3mal, Eklampsie 1mal. Bei den 6 Fällen von Verengerung in jeder Richtung (4 allgem. gleichmäßige, 2 osteomalac.) wurde 3mal die künstliche Frühgeburt erforderlich, 1mal Perforation, 1mal Zange, und 1mal wurde die Gebärende mit ruptura uteri sterbend überbracht und das schon abgestorbene Kind erst nach dem Tode der Mutter durch Laparotomie entfernt. Drei Kinder lebend, 3 todt geboren, 2 Mütter gesund entlassen, 4 gestorben, darunter 2 mit Osteomalacie. Die 21 Fälle theilweiser Verengerung des Beckens mit Complicationen, die das Mißverhältniß zu erhöhen im Stande waren, bezogen sich auf Beschränkungen des Eingangraumes durch Verkürzung der Conjugata auf $3\frac{3}{4}$ — $3\frac{1}{4}$ ". Sie erforderten 9mal die Zange und 3mal die Perforation. Im Ganzen 12 Kinder lebend, 9 gingen während der Geburt zu Grunde. 4 Mütter starben. In 13 Fällen theilweiser Beckenverengerung mit Complicationen (Verkürz. der Conjug. auf $3\frac{1}{2}$ — $2\frac{3}{4}$ ") 11mal die Wendung, und zwar 8mal wegen Nabelschnurvorfal, 2mal wegen Querlage, und 1mal wegen Eklampsie. Ein Nabelschnurvorfal bei $2\frac{3}{4}$ " Conj. wurde nicht berücksichtigt und die Geburt durch Perforation des vorliegenden Kopfes vollendet. In 6 Fällen von Nabelschnurvorf. bei Conj. $3\frac{1}{2}$ und $3\frac{1}{4}$ " wurden sämtliche Kinder nach gemachter Wendung extrahirt. In einem Falle von 3" Conj. mußte der zuletzt kommende Kopf perforirt werden, und die 2 Fälle bei $2\frac{3}{4}$ Conj. endeten ebenfalls mit dem Tode des Kindes. Von den 3 Kindern, die sich in Querlage zur Geburt stellten, wurde eines zeitig bei $3\frac{1}{2}$ Conj. und eines nach künstlich eingeleiteter Frühgeburt durch die Wendung lebend

herausbefördert; das dritte bei $3\frac{1}{2}$ " Conj. war schon vor der Wendung abgestorben, da die Blase bei $\frac{1}{2}$ " weitem Orific. gesprungen, dabei die pulslose Nabelschnur vorgefallen und die Wendung erst nach 5 Stunden möglich war. In dem Falle von Eklampsie bei $3\frac{1}{4}$ Conj. mußte der Kopf des abgestorbenen Kindes nach gemachter Wendung mit dem spizen Haken extrahirt werden. Von den Müttern erlag nur die vom lehtangedeuteten Falle mit Querlage und die mit Eklampsie. Fälle von theilweiser Verengerung ohne alle Complication waren 19 und zwar mit Verkürzung der Conjug. von $3\frac{1}{2}$ — $2\frac{3}{4}$. Bei den 12 Fällen von geringerer Verengerung, in welchen die Conj. doch eine Länge von $3\frac{1}{4}$ — $3\frac{1}{2}$ hatte, oder bei Trichterform des Beckens nur der Ausgang verengert war, wurde die Perforation einmal nothwendig. Zweimal mußte dabei die Geburt durch die Zange beendet werden, in den übrigen Fällen reichten 2mal Sitzbäder und 8mal Dunstbäder (1mal mit *Secale cornutum* unterstützt) hin, die Geburt zu bewirken. Acht Kinder lebend geboren, 4 todt; 11 Mütter gesund entlassen, 1 gestorben. Unter den 7 Fällen von Verkürzung der Conj. auf 3" und $2\frac{1}{4}$ " genügten nur 1mal bei 3" Conj. Dunstbäder, die Geburt zu vollenden, 6mal wurde perforirt. Sämmtliche Kinder todt, 3 Mütter gesund entlassen, 4 gestorben. Endlich kam durch fehlerhafte Größe, Lage, Stellung des Kopfes oder durch Vorfal von Extremitäten ohne nachweisbare Beckenverengerung Mißverhältniß bei den 11,378 Geburten in 44 Fällen zu Stande, also 1 unter 258, 5. Dabei war zur Vollendung der Geburt 22mal die Zange nothwendig, während in 18 Fällen Dunstbäder und 1mal Sitzbäder ausreichten. Dreimal verlief die Geburt zwar ohne Kunsthilfe,

aber zum Nachtheil des Kindes. 34 Kinder lebend, 10 todt geboren. 41 Mütter gesund entlassen, 3 gestorben. In dem Folgenden geht nun der Vf. die wissenschaftliche Lehre seines Gegenstandes ausführlich durch: wir können hier nur, um den Raum dieser Blätter nicht zu überschreiten, den Inhalt des verarbeiteten Stoffes andeuten. Ursachen. 1. Beschränkung des Beckenraumes. a. Durch Verengerung des Beckens an sich. A. Entwicklungsfehler. 1. Allgem. zu kleines Becken. 2. Durch Verkürzung der Eingangsconjugata. 3. Trichterförmiges Becken. 4. Maegele'sche schräg-verengte Becken. 5. Robert'sche verengte Becken. 6. Uebermäßige Entwicklung eines der Querfortsätze des letzten Lendenwirbels. B. Pathologische Zustände, welche Verengerungen und meistens auch Mißstaltung des Beckens bedingen können. 1. Rhachitis. 2. Osteomalacie. 3. Erkrankungen der Hüftgelenke und unteren Extremitäten. I. Einseitige. a. Einseitige Coxalgie. b. Veraltete Luxation eines Oberschenkels. II. Becken mit beiderseitiger Coxalgie. 4. Verkrümmungen der Wirbelsäule. 5. Aftersbildungen, Osteophyten, Costosen. b. Geschwülste der Weichtheile, welche im Beckenkanale gelagert sind. 2. Ungeöhnliche Größe des Kopfes. 3. Fehlerhafte Lage und Stellungen des Kopfes. 4. Vorfalle der Extremitäten neben dem Kopfe. 5. Gleichzeitiges Eintreten zweier Köpfe in den Beckenkanal und 6. Mißbildungen als Doppelgestaltungen. C. Einfluß der angeführten Zustände auf Schwangersch. und Geburt. D. Nachtheilige Folgezustände. E. Diagnose. 1. Untersuchung des Beckens. a. Aufnahme der Anamnese. b. Berücksichtigung des Körperbaues im Allgemeinen. c. Aeußerliche Untersuchung des Beckens. d. Innere Untersuchung des Beckens. 2. Untersuchung der Größe, Lage,

Stellung und Haltung des Kindes mit Rücksicht auf die Größe des Beckenraumes. 3. Beachtung des Geburtsverlaufes. F. Prognose. G. Therapie. 1. Beschränkung des Wachsthumes der Früchte. 2. Die künstliche Einleitung der Frühgeburt. 3. Der künstlich hervorgerufene Abortus. 4. Die Anwendung Wehen erregender Mittel. 5. Die Wendung eines zeitigen Fötus zur Umgehung anderer Operationen. 6. Zange. 7. Verkleinerung des Schädels mit nachfolgender Extraction. 8. Sectio caesarea. Unter der Aufschrift Casuistik theilt der Verf. am Schlusse noch mehrere erläuternde Fälle mit. — Die Fortsetzung des Beitrags 16. Bericht über die gynäkologische Abtheilung des Krankenhauses in Wien gibt Chiari. Gegenstände der Mittheilungen sind: Gebärmutterkrebs, und zwar Medullarkrebs, fibröses Carcinom, und Epithelial-Carcinom. Uterustuberculose. Blutige Ausscheidungen aus dem Uterus. Menstruationsfehler, Blutungen. Anomalien der Schleimsecretion der Gebärmutter. Acuter und chronischer Uterinalkatarrh. — Wir empfehlen das nunmehr vollendete Werk jedem Praktiker, der in demselben reiche Belehrung finden wird, welche das immense Material der Wiener Anstalten dargeboten hat. Wir sind den Verf. dankbar, daß sie dieses in der Weise verarbeitet, ja wir können sagen, bewältigt haben, daß es auch für entfernte Kreise zugänglich geworden. v. S.

L e i p z i g

Verlag von Heinrich Hübner 1852. Geschichte der katholischen Literatur. In kritisch=biographischen Umrissen von Dr. J. A. Moriz Brühl. In zwei Bänden. Erster Band: Geschichte der katholischen Literatur Deutschlands. Zehn Lieferungen. 814 S. in Octav.

Zwei Gründe sind es hauptsächlich, welche in unsern Tagen dem Katholicismus in Deutschland eine Bedeutung und ein Ansehen gegeben, als derselbe seit der Reformation nicht gehabt hat: das Bestreben der Zeit, die Kirche vom Staate frei zu machen, welches vorzüglich an der katholischen Kirche einen Anhalt hat, und das Bedürfnis von positiven Zuständen, welches ebenfalls in dieser Kirche eine feste Grundlage zu finden hofft. Daß man bei dieser Gunst der Zeit von katholischer Seite nicht müßig ist das verfallene Kirchenthum wieder aufzurichten, muß auch der unbefangene Protestant lobenswerth finden; soll aber bei diesem Eifer ein ersprießlicher Zweck herauskommen, so muß er ein durch Besonnenheit geleiteter Eifer sein, der kein einseitiges Parteiinteresse, sondern die wahren innern Bedürfnisse der deutschen Nation vor Augen hat. Besonders muß das bei der Behandlung der Geschichte der deutschen Litteratur, worin das eigentliche Leben der Nation pulst, der Fall sein. Es soll nicht geleugnet werden, daß bisher die deutsche Litterärsgeschichte zu Gunsten des Protestantismus behandelt worden ist, und es muß daher wünschenswerth erscheinen, daß auch der katholische Standpunkt geltend gemacht wird. Wenn sich der Verf. für den Grundsatz erklärt, daß er eine vom Ethischen losgetrennte Wissenschaft nicht anerkenne, daß Schriftsteller, die einer solchen Auffassung nicht entsprechen, wenn sie auch Mitglieder der katholischen Kirche seien, doch keine Katholiken seien, hinwieder Autoren in den Bereich dieses Werkes fallen würden, die, ohne dem Namen nach Katholiken zu sein, durch bedeutende Schriften eine katholische Richtung bekundeten, und mit diesen einen großen wissenschaftlichen oder praktischen Einfluß ausübten; daß er

sich daher Protestanten wie Katholiken, überhaupt die Ernsten und Gebildeten in der Nation zu Lesern wünsche, so wird dagegen kein Billigdenkender etwas zu erinnern haben, vorausgesetzt, daß er bei der Ausführung diesem Grundsatz treu bleibt.

Das Werk beginnt mit der Dichtung in gebundener und ungebundener Rede, und handelt im ersten Abschnitte dieser ersten Abtheilung von der katholischen Dichtung des 17. Jahrhunderts, woselbst der Jesuit Friedrich Spee, † 1635, der Jesuit Jacob Balde, † 1668, der Kapuziner P. Fr. Procopius, † 1680, Johann Angelus Silesius, † 1677 als Priester und bischöflicher Rath zu Breslau, aufgeführt werden. Eine Einleitung ist nicht gegeben; man kann aber aus der laufenden Darstellung den Standpunkt gewinnen, aus welchem diese Periode angesehen wird. Während im Allgemeinen in der poetischen Litteratur Deutschland's Unnatur, Geschmacklosigkeit und blinde Nachahmung herrschten, finden sich freie dichterische Gestaltung, wahrhafte Schaffungskraft, lyrischer Aufschwung, gesundes Gefühl und blühende Phantasie, verbunden mit edler Sprachbehandlung, nur bei diesen katholischen Dichtern, welche aus der Herrlichkeit und Fülle katholischen Glaubens und Bewußtseins schöpften, während im protestantischen Deutschlande aller gemüthliche Aufschwung, alle frische Zeugungskraft des Geistes unter der Herrschaft der Ausländerei und der steifleinenen, den dichterischen Flug hemmenden und die Phantasie vertrocknenden lutherischen Orthodorie versiegte. Der bedeutendste unter den genannten Dichtern ist Balde, welcher gute lateinische, aber schlechte deutsche Verse machte, weil er nach Jesuitenmanier seine Muttersprache verachtete. Von dem deutschen Mystiker Angelus Silesius, dessen sich selbst

verleugnende Liebe zum Heilande über dem confessionellen Zwiespalte stand, so daß seine geistlichen Lieder auch in die protestantischen Gesangbücher aufgenommen wurden, wird seine Polemik gerühmt, seine geistlichen Lieder aber werden andächtige Ländeleien genannt, welche die Protestanten deshalb angesprochen hätten, weil darin keine Spur vom Papstthume sei. Die deutsche Mystik ist der Boden der deutschen Litteratur, und in diesem Boden muß auch die katholische Litteratur wurzeln, wenn sie eine deutsche sein soll. Die Idee der Volksthümlichkeit ist eine sittliche Idee, und nur derjenige Litterarhistoriker kann auf den ethischen Standpunkt Anspruch machen, welcher dieser Idee ihr Recht gewährt. Im zweiten Abschnitte wird das achtzehnte Jahrhundert behandelt, und in demselben nur der Jesuit und erste Custos der Wiener Hofbibliothek Johann Michael Denis, † 1800, der österreichische Bardendichter, der Jesuit und Professor der schönen Wissenschaften an der Universität zu Wien Karl Mostalier, † 1795, und der Oberamtmann des regulirten Chorstiftes Kreuzlingen, Johann Anton Sulzer, aufgeführt, ohne ein Wort darüber zu sagen, woher die große Leere und Dede in der geistigen Welt des katholischen Deutschlands in dieser Periode kam.

Der dritte Abschnitt stellt den Uebergang zur Neuzeit, zum 19. Jahrhunderte dar. In die Uebergangszeit werden Karl Theodor von Dalberg, Ignaz Heinrich Karl von Wessenberg und Friedrich Leopold, Graf von Stolberg, gestellt. Die beiden Erstgenannten vertreten die falsche Aufklärung und religiöse Verflachung; der Letztgenannte bezeichnet durch die Entschiedenheit, mit welcher er für den erkannten Glauben Zeugniß ablegte, und durch sein geistiges Wirken den Katholiken ein

herrliches freudiges Beispiel gab, das Ende dieser beklagenswerthen Zeit, wo die Katholiken Deutschlands, endlich zum Selbstbewußtsein erwacht, in treuem Anschlusse an den apostolischen Stuhl sich nicht mehr scheuen, Finsterlinge oder Ultramontane genannt zu werden. Die Katholiken haben also geschlafen, wir erfahren aber nur, wann sie vom Schlafe ausgerüttelt worden sind, nicht wann sie eingeschlafen sind. Die Katholiken haben ganz und gar nicht geschlafen. Als mit der Aufhebung des Jesuitenordens die Herrschaft der Jesuitenpartei auch in Deutschland ihr Ende erreicht hatte, sprach sich auch unter den Katholiken der lange gehegte Schmerz über die Glaubensspaltung in Deutschland offen aus, und die Episkopalpartei suchte eine volksthümliche Reform des katholischen Kirchenthums anzubahnen, wodurch eine dereinstige Wiedervereinigung der Katholiken und Protestanten in Aussicht gestellt wurde. Unter dieser Partei spielten der Fürst und Erzbischof Karl Theodor, Reichsfreiherr von Dalberg, † 1817, und der noch lebende vormalige Generalvicar von Konstanz, Sgnaz Heinrich Karl, Freiherr von Wessenberg, besonders der Letztere, eine wichtige Rolle, und beide Männer wurden sowohl ihres Charakters als ihrer Bestrebung wegen unter der deutschen Nation allgemein geachtet. Ihr Bestreben, die Lehren der Religion in deutscher Mundart und in deutschem Geiste wiederzugeben, wird als flacher Humanismus, künstliche Modernisirung bezeichnet. Dagegen soll Friedrich Leopold, Graf zu Stolberg, † 1819, der an seiner Zeit, deren Freiheitschwandel er selbst getheilt hatte, irre wurde, sich selbst aufgab und nur, indem er seinen Geist einerseits einer absoluten Autorität unterwarf und andererseits in eine bodenlose Mystik versenkte, in=

nerer Ruhe gewinnen konnte, eine die Zeit charakterisirende geschichtliche Person darstellen.

Der vierte Abschnitt schreitet zur Neuzeit und zur romantischen Schule fort, über deren Bedeutung und Charakter zwar eine allgemeine Entwicklung vorausgeschickt wird; allein wir können dieselbe nicht hinlänglich finden, sondern müssen aus dem ganzen Abschnitte die leitenden Ideen des Bfs herauslesen und zusammenstellen. Nach seiner Ansicht hat die Reformation die revolutionäre Emancipation der Subjectivität zu ihrem Principe erhoben, indem sie die Forschung über die kirchliche Autorität, das Individuum über das Dogma gesetzt. Und seitdem sind alle litterarischen Bewegungen des nördlichen Deutschlands mehr oder weniger kühne Demonstrationen nach dieser Richtung hin gewesen. Daher ist der Protestantismus als christliches System in der Litteratur sehr schwach vertreten. In seiner ersten Zeit lehnte er sich an die Scholastik an; aus der spätern läßt sich, außer einigen Hervorbringungen auf dem Felde geistlicher Lyrik — an denen aber das Beste eben wieder die katholische Reminiscenz ist —, wenig Namhaftes von ihm aufweisen. Das litterarische Verdienst des Protestantismus ist, die Restauration der heidnischen Litteratur begünstigt und ermöglicht zu haben; aber dadurch ward unsere Litteratur in eine ganz unnatürliche, dem Volksthum entfremdete und fremdartige Bahn gedrängt, in die der falschen Classicität, des Griechenthums. Während in Süddeutschland eine pedantische, steife Spießbürgerei, ein gedankenloses, üppiges und zum Theil rohes Wohlbehagen ohne höheres Interesse, ohne religiösen und wissenschaftlichen Ernst, ohne Kunst und Poesie den auf der Bärenhaut schlafenden und vom Erbe der Abnherrn zehrenden

Geist erschlaffte und verdampfte, und als die höchste Blüthe aus dem fest wuchernden Schimmel geistiger Stagnation den Illuminatism hervorbrachte, hatten im Norden die Folgen des negativen Princip's im Protestantismus zu einem trostlosen geistigen Nihilismus geführt, und aus diesen geistigen Kämpfen und Gegensätzen der Zeit ging zunächst die romantische Schule hervor, ohne den tiefern religiösen Halt an einem festen Leitfaden und unbeweglichen Mittelpunkte, der von den bessern der jüngern Argonauten erst wieder aufgesucht, errungen werden mußte. Der Hervorbruch der Romantik mitten in der deutschen protestantischen Litteratur, welche mit Novalis anhub, und das damit wieder ins Leben getretene Bewußtsein, daß die moderne Bildung lediglich im Christenthume wurzele, und aus demselben Bestand und Leben nehmen müsse, kann nicht anders betrachtet werden, als ein damals noch nicht richtig erkannter Sieg des Katholicismus über den Protestantismus, dessen Unterliegen eben nichts Anderes auszudrücken schien, als die Unfähigkeit, es zu einer wahrhaft allgemeinen christlichen Kunst, namentlich zu einer christlichen Poesie zu bringen. Der Hervortritt der neuern Romantik, deren Geist grundkatholisch ist, kann also wesentlich nicht anders begriffen werden, denn als ein hauptsächlich auf ästhetischem Gebiete vollzogener, deshalb aber auch nicht durchgreifender, noch erfolgreicher Hervorbruch der Sehnsucht des Protestantismus nach der alten Kirche. Endlich brach der lange zurückgehaltene katholische Geist der Kunst hervor, der den Katholiken in Deutschland längst abhanden gekommen war, und den die sogenannte protestantische Poesie nur so lange in Fesseln hatte legen können, als die Herrschaft des Buchstabens sich behaupten

mochte, welche, in ihrer Dürftigkeit aller künstlerischen Begeisterung unfähig, das Kennzeichen der wahren Religion in der Entkleidung von aller Symbolik und dem Zerschneiden aller gottesdienstlichen Beziehungen zur Welt und zur Natur gefunden zu haben meinte. Es war Gewinn für Alle, daß die heiligen Sagenbilder und Volkslegenden wieder nahe kamen, wodurch der wahre Sinn für die kirchlichen Gemälde und Bildwerke unserer Vorfahren erst aufgeschlossen und erweitert wurde, welchem Umstande in unsern Tagen eine Verjüngung der bildenden Künste verdankt wird. Und alles dieses hatte zu Geleit und Folge, daß eine zunehmende Anerkennung des Tieffinns der christlichen Symbolik und der Schönheit der heiligen und kirchlichen Tradition nunmehr ziemlich allgemein verbreitet ist. Das ist die Grundlage der echten romantischen Poesie, deren eigentlicher Charakter der symbolische, deren Seele die Phantasie ist, eine Wiedererweckung der echten Dichtung des Mittelalters. Die Vertreter dieser Romantik sind der Convertit, großherzoglich hessische Hofrath F. L. J. Werner, † 1823, von dessen Poesie Kern und Inhalt die versuchte Lösung zweier offenbar unversöhnlicher Erscheinungen, einer glühenden, oft ans Gemeine, ja Verruchte streifenden Sinnlichkeit und eines tiefen religiösen Gefühls ist; der Convertit Friedrich von Schlegel, † 1829, der zuerst seinen Genius als Gott anbetete, und nachher in dem Protestantismus die negative, in dem Katholicismus dagegen die positive Religion sah, und die göttliche Gewalt der Kirche in allen Wissenschaften und Lebensbeziehungen zu enthüllen und zum Bewußtsein einer nach allen Richtungen hin zerfahrenen Zeit zu bringen, zur Aufgabe seines Lebens machte; der Convertit Clemens Brentano,

† 1842, in dessen ersten Schriften ein trüber, unreiner, üppiger Geist spukt, der später erklärte, ein Tropfen Weihwasser, den ein altes Mütterchen mit frommen Glauben beim Eintritte in die Kirche nehme, sei ihm lieber, als die ganze Schellingsche Philosophie, der sich selbst am liebsten als einen irrenden Pilger darstellte, der seine besten Jahre jugendlicher Kraft in der pfadlosen Wüste einer glaubenslosen, dem Göttlichen entfremdeten Zeit mit nackten, wunden Füßen irrgegangen, bis er endlich eine Ruhestätte für sein müdes Haupt unter dem Kreuze gefunden habe, der zu Dülmen in Westphalen am Leidensbette der ekstatischen Klosterfrau Anna Katharina Emmerich die ganze Zeit von 1818 bis zu ihrem Tode 1824 zubrachte, die bald buchstäblich, bald im Zusammenhange hervortretenden Aeußerungen der Seherin mit Sorgfalt aufzeichnete, und nach ihren Betrachtungen das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi und das Leben der h. Jungfrau Maria in überspannter Mystik herausgab; der preussische Geheime Regierungsrath im Ministerium der geistlichen Angelegenheiten in der Abtheilung für die katholischen Kirchen- und Schulsachen, Joseph Freiherr von Eichendorf, dessen bestes Trauerspiel „der letzte Held von Marienburg“ als Gottesstreiter den Boden gesichert wissen will, auf dem das Kreuz errichtet ist, und den Orden geheiligt und gestärkt haben will, der es wahren und durch Gehorsam preisen soll; der Convertit, preussische Landrath und Ritterschaftsdirector in der Provinz Sachsen, Wilhelm von Schüz, † 1847, welcher vom abendländischen Ackerbau behauptete, daß sich in ihm die Einwirkung römisch-katholischer Kirchlichkeit, und Beachtung des Mysteriums der h. Trinität bei der Dreifeldereitheilung lebendig verkörpert

manifestire, in dessen litterarischen Producten humoristisch-poetische Phantastik, Wunderlichkeit und Unklarheit der Motive herrschen, und der ein Buch „Der Kirchenstaat, biblisch = prophetisch begründet in Rom“, herausgab.

Gewiß ruht die Romantik vorzugsweise auf dem Katholicismus, aber die neuere Romantik ist eine andere als die Romantik des Mittelalters. Die Romantik des Mittelalters bewegte sich im Unendlichen, welches sie durch ihre Symbolik auszudrücken, oder vielmehr anzudeuten strebte: die neuere Romantik ist ethischer Natur, und bewegt sich in einer von der Idee des christlichen Universalismus durchdrungenen Poesie. Der moderne Katholicismus, welchen diese Romantik zu ihrer Grundlage hat, ist ebenfalls ein anderer, als der römische Katholicismus des Mittelalters, er ist ein Katholicismus, welcher den Protestantismus keinesweges ausschließt, sondern mit demselben zu einer höhern oder höchsten Einheit der Kirche hinstrebt. Erkennen wir diesen Katholicismus als die Grundlage der neuern Romantik an, so sehen wir auch den Protestantismus, welchem wir die beiden andern Phasen der deutschen Litteratur, den klassischen und den jungdeutschen Humanismus, vorzugsweise zueignen, nicht als exclusiv gegen den Katholicismus an, sondern wir geben demselben, dem Katholicismus gegenüber, eine solche Stellung, daß er, während der Katholicismus den christlichen Universalismus vertritt, den christlichen Nationalismus repräsentirt, so daß christlicher Universalismus und christlicher Nationalismus sich gegenseitig durchdringen und beleben sollen. Und hierin setzen wir die eigentliche Bestimmung der deutschen Litteratur. Die neuere Romantik in Deutschland ist nach Ursprung und Tendenz wesentlich deutsch.

Ihre Quelle liegt in der durch die Schelling-Hegelsche Philosophie erneuerten deutschen Mystik. Die Schellingsche Philosophie hat durch die Darstellung der Natur als eines Gesammtorganismus den Grund zu dem neuen Heiligthume der deutschen Nation gelegt, welches die in der Idee der Menschheit sich bewegende Hegelsche Philosophie auszubauen berufen ist, während das Innere des Heiligthums auszuschmücken dem durch das klassische Alterthum gereinigten und veredelten deutschen Nationalgeiste überlassen bleibt. Wirken so die geistigen Kräfte der Nation im Gebiete der Litteratur harmonisch zusammen, so wird auch die Einheit in dem religiösen und kirchlichen Gebiete immer mehr angestrebt werden, bis endlich einmal die Zeit kommt, wo deutscher Glaube und deutsche Litteratur mit einander Hand in Hand gehen, und die Grundlage zu einer dauernden innern Einheit der deutschen Nation hergestellt sein wird. Auch in den Adern der genannten Romantiker fließt mehr oder weniger deutsches Blut, sofern man dieselben von dem deutschen Standpunkte aus beurtheilt. Werner legte seine heißen Wünsche für den Sieg der wiedergeschwungenen deutschen Schwerter, seine glühende Vaterlandsliebe im „Vierundzwanzigsten Februar“ nieder, Fr. v. Schlegel faßte ebensowohl die Weltlitteratur als das die Völker verknüpfende geistige Band auf, als er in der Litteraturgeschichte das concrete Princip der Nationalität und der damit zusammenhängenden Entwicklung aus einem Stammgrunde der Sittlichkeit mit bestimmter Fassung heraus hob und auf lebendige Weise anwandte.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

Den 21. April 1855.

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: „Geschichte der katholischen Literatur. Von Dr. J. A. Moriz Brühl.“

Brentano ist tief und rührend in seinen deutschen geistlichen Liedern, von seinen weltlichen Gedichten athmen viele eine edle und echt patriotische Gesinnung, seine anmuthigen kleinen Erzählungen haben für die Litteratur des Volksschriftenwesens die Bahn gebrochen; Eichendorf hat in seinem Werke „Ahnung und Gegenwart“ das Streben des deutschen Volkslebens nach Verjüngung und Kräftigung durch die Vertiefung, Versenkung in den eigenen Volksgeist gezeichnet; Schütz hat in seinen historischen Schauspielen den Stoff im großen Sinne nach welthistorischen Ansichten aufgefaßt. So wollen wir diese Männer beurtheilen, nicht nach jenem einseitigen, exclusiven Standpunkte, der einerseits ein veralteter ist und bleibt, und andererseits nur Zwiespalt und Unheil unter der deutschen Nation anrichtet.

Der fünfte Abschnitt, welcher die Neuzeit oder

die Dichtung der Gegenwart behandelt, beginnt mit der Bemerkung, daß eine der erfreulichsten, trostreichsten Erscheinungen der neuesten Zeit die immer tiefer Wurzel fassende Anerkennung der Thatsache sei, daß nur im Positiven, in der sittlichen und religiösen Gesinnung, wie alle Tiefe und Wahrheit der Wissenschaft, so alle Blüthe und Größe der Kunst den Gedeihen und Frucht sichernden Boden finde. Neben der sich selbst vergötternden, daher die positive Religion hassenden und bekriegenden, durch und durch revolutionären Tendenzpoesie fänden sich einzelne Lichtpunkte edleren Strebens, Vorboten und Vorkämpfer einer christlich begeisterten Poesie, und es habe allen Anschein, daß es ihnen, denen immer mehr und bedeutendere Kräfte sich zugesellten, gelingen werde, der Liebe und dem lebendigen Worte der Wahrheit siegreich Bahn zu brechen. Es ist gewiß an sich vollkommen wahr, daß nur im Positiven, in der sittlichen und religiösen Gesinnung, wie alle Tiefe und Wahrheit der Wissenschaft, so alle Blüthe und Größe den Gedeihen und Frucht sichernden Boden findet; es kommt nur darauf an, daß der Begriff des Positiven richtig bestimmt und angewendet wird. Der Begriff des Positiven ist lediglich ein sittlicher, kein statutarischer; nicht das ist positiv, was durch das Interesse besonderer Klassen und Stände der menschlichen Gesellschaft aufgestellt und festgehalten wird, sondern was aus der naturgemäßen und freien Entwicklung der Gesammtheit eines Volkes sich als Träger seines öffentlichen Lebens herausstellt. Durch Annahme der Basler Reformdecrete von dem deutschen Reiche unter Kaiser Albrecht II. wollte sich eine deutsch-katholische Nationalkirche bilden, wovon ein erbliches deutsches Kaiserthum unter dem Scepter des

Hauses Habsburg die Folge gewesen wäre; allein die veränderte Stellung des Kaisers Friedrich III. zum römischen Stuhle vereitelte diese Aussicht, und die Bekämpfung des Protestantismus von Seiten dieses Kaiserhauses in dem schmalkaldischen und dreißigjährigen Kriege machte dieselbe unmöglich. Die positive Stellung der deutschen Nation wurde dadurch wesentlich verändert. Indem die Reformation des deutschen Kirchenthums sich zu einer Territorialsache gestaltete, traten anstatt des Kaisers die Häupter der einzelnen Volksstämme oder die deutschen Fürsten an die Spitze der Nation, und kein politischer Einheitsstaat, sondern ein die Mannichfaltigkeit in der Einheit bewahrender, mehr auf die Entwicklung der Humanität, als der politischen Macht gerichteter Bundesstaat war nunmehr in Aussicht gestellt. Dieser Standpunkt ist namentlich auch für die deutsche Litteratur von besonderer Wichtigkeit.

Die Dichter der Gegenwart werden in landmännische Gruppen eingetheilt. Die österreichische Gruppe bilden die Dichter: J. L. Pyrker, die Brüder Collin, J. P. Silbert, A. Passy, J. G. Veit, J. N. Vogl, Braun von Braunthal, Seb. Brunner, Beda Weber, P. Kenf, J. B. Zingerle, A. Stifter und einige Andere; die bairische die Dichter: Ed. von Schenk, Melch. von Diepenbrock, Lud. Auerbacher, Graf Poggi, Guido Görres, Freiherr von Freyberg-Eisenberg, F. Beck, S. Darenberger, A. v. Maltiz, Helm von Chezy, Christ. v. Schmid, C. Genelli, A. Haupt, K. Barth, F. Wirth, F. J. Schermer, G. J. Keller, G. J. Saffenreuter, J. Henner, Oscar von Redwitz u. A.; die rhein-westphälische Gruppe die Dichter: W. Smets, Louise Hensel, J. B. Berger, Gräfin Hahn-Hahn, A. Hungari, J. B. Rousseau, Ed.

Michelis, Wilh. Jungmann, Annette Freiin von Droste-Hülshoff, Chr. Schlüter u. A. Diesen Gruppen werden einige schwäbische und schweizerische Dichter angeschlossen, wie A. Werfer, Ed. Vogt, J. G. Müller, Gall Morell und Andere.

Nachdem wir die Bemerkung des Verfs vorausgeschickt haben, daß die recht eigentlich antichristliche Poesie zwar allerdings ihre Berechtigung in einer Zeit habe, wo Alles gewaltsam und überstürzend zu endlicher Entscheidung im Guten wie im Bösen dränge, als die Poesie der antichristlichen Begeisterung, aber ihr gegenüber es Aufgabe der christlichen Poesie sei, jene große tiefsinnige Weltansicht festzuhalten, welche, indem sie das Diesseits an das Jenseits knüpfe, aller irdischen Erscheinung eine höhere Bedeutung und Schönheit verleihe, kommt es darauf an, das Positive ins Licht zu setzen, worauf die katholische Poesie der Gegenwart zusteuert. Die satyrisch-didactische Dichtung „Philosophen der Neuzeit. Humana Comödia“ greift die der Wahrheit widerstrebende, verworrene Philosophie der Neuzeit mit der Schärfe der Kritik eines Aristophanes an. Die Humana Comödia, ein Seitenstück der Divina Comödia des großen Florentiners, macht in humoristischer Zeichnung handgreiflich, worin eigentlich der gordische Knoten der Tagesphilosophie bestehe, und worüber Hegelianer und Schellingianer hadern, und daß die Philosophen der Neuzeit endlich dasjenige letzte Stadium erreicht haben, wo es gestattet ist, mit lustigem Humor sich der Freude an ihrer Nichtigkeit hinzugeben. „Die Charakterbilder“ von Beda Weber gehen auf das Irreligiöse, Unsittliche und Zersetzende, das dem Treiben der Volksbeglucker in der Paulskirche zu Grunde lag. Mit kritischem Hohne werden Personen, wie Blum, Vogt, sowie

der ganze cynische Schmutz, in dem das alternde philosophisch = didactische Zopfwesen der Professoren bald zu Grunde gegangen wäre, der Lächerlichkeit und der Verachtung preisgegeben. Ueberhaupt sind die Hauptgegensätze unserer Zeit, rechtgläubiges Christenthum und Atheismus, neben denen alle übrigen Richtungen nur noch nebenher laufen, in ihren hauptsächlichsten praktischen Erscheinungen zusammengedrängt. Sebastian Brunner machte auf einer wissenschaftlichen Reise durch Norddeutschland Bekanntschaft mit den großen Philosophen von Berlin und Halle, und diese Bekanntschaft, wie die nähere Anschauung der protestantischen Wissenschaft und Kirche, die Zerrissenheit der gläubigen Protestanten in ihren Dogmen und die der ungläubigen in ihren Philosophemen lenkten sein Augenmerk wieder auf die Kirche. Hurters Geschichte Innocenz III. hatte auf ihn den mächtigsten Einfluß; ihn hält er für den größten Geschichtschreiber, für den historischen Apostel des 19. Jahrhunderts. Bald führt er die Kelle zum Aufbau katholischer Wissenschaft, bald das Schwert des Humor's und der Satyre zur Abwehr der Feinde des Tempels. Sein „Nebeljungenlied“ und „Der deutsche Hiob“ verfolgen denselben Zweck, das ganze Misere der modernen gottverlassenen oder gottlosen Wissenschaft in ihrer Beschränktheit, in ihrer Rathlosigkeit, in ihrer moralischen Verderbtheit nach allen Seiten aufzudecken, zu entlarven, zu geißeln, dem Hohne, Spotte und Gerichte aller Vernünftigen preiszugeben. Als der Wendepunkt des katholischen Lebens in Deutschland, das Jahr 1837 mit dem Cölner Ereignisse, alle begabten Katholiken mahnte, der bedrängten Kirche zu Hülfe zu eilen, begründete Guido Görres mit gleichgesinnten Männern die Historisch-po-

litischen Blätter, und wenn den Romantikern das Verdienst gebührt, die katholische Legende wieder in die deutsche Dichtkunst eingeführt zu haben, so gebührt dieses Verdienst vorzüglich Guido Görres, von dem „Die arme Pilgerin nach dem heil. Noche und der kritische Kakenjammer“, „Die Gottesfahrt nach Trier und des Teufels Landsturm“ erschienen. Johann Baptist Berger, Pfarrer zu Boppard am Rheine, widmete sein Gedicht „Der Sieg der Wahrheit“ der katholischen Fraction in der zweiten Kammer zu Berlin 1853, worin er die wichtigen kirchlichen Fragen in den Verhandlungen der preußischen Kammern mit der Befreiung Israels aus der babylonischen Gefangenschaft parallelisirte und den Sieg der katholischen Wahrheit nebst dem Untergange aller häretischen Lüge verkündete. Nach seinen bisherigen Leistungen setzt man auf Berger große Hoffnung. Mit Gelehrsamkeit, Geschmack und Phantasie reichlich ausgestattet, der rhythmischen Behandlung im hohen Grade Meister, dabei von der ernstesten religiösen Gesinnung besitzend, um alle Erfordernisse, um eine Zierde der katholischen Poesie zu werden. Die Convertitin Ida, Gräfin Hahn-Hahn, hat in ihren Schriften „Aus Babylon nach Jerusalem“ und „Aus Jerusalem“ das Bekenntniß über ihre Seelenzustände, die Schilderung der Lebenswege gegeben, auf welchen sie aus dem Babylon der Welt zu dem Jerusalem des Friedens, zum Fuße des Kreuzes, in den Schooß der Kirche gelangt ist. Wenn sie da und dort mit scharfem Borne gegen den Protestantismus, gegen Luther und die Reformatoren aufblickt, so spricht sich hierin die tiefe Entrüstung einer kräftigen Seele über einen furchtbaren Betrug und ungeheure Irrthümer aus, durch die sie selbst, der Wahrheit beraubt, so unendlich

gelitten, so viele Kraft nutzlos vergeudet hat, und durch welche sie viele Jahre hindurch um den Frieden der Seele gebracht und mit dem ewigen Tode bedroht wurde. In dem Sonettenkranze „Welt und Glauben“, von Christoph Bernhard Schlüter, ist ein ganzes System niedergelegt, dessen Grundbestimmung die innere Versöhnung von Religion, Philosophie und Poesie ausmacht, gegenüber dem Zerfallen in religiöse einander bekämpfende Secten, ferner in gläubig=positive Orthodorie und allen Glauben wie alles Positive negierende Wissenschaft, endlich in abstruse, dürre, formlose Speculation und inhaltsleere, beinahe ganz den vergänglichen Interessen anheimgefallne Poesie, stehend über der Zeit und ihren Bewegungen, wie über einem particular=nationalen Interesse, und hinweisend auf ein allgemein Geltendes und ewig Bleibendes: ein Schritt weiter zur Erreichung des erhabenen Ideals einer Weltliteratur, die nur im katholischen Sinne möglich ist, indem der Katholik in jedem katholischen Liede heimisch ist, ob es aus englischem, deutschem, spanischem oder italienischem Munde klinge, möge sein Sänger diesem oder jenem Lande, diesem oder jenem Jahrhunderte angehören. Die Tragödie „Prinz Ferdinand“ von J. Weißbrot ist ein Versuch, die katholische Anschauung auch in der dramatischen Poesie zum Durchbruche und zur Geltung zu bringen, den Kampf der guten Sache und Gesinnung gegen die diabolischen Gewalten der Revolution. Allein dieses Drama eignete sich nicht für die deutsche Bühne, so wenig wie ein von katholischer Anschauung und Begeisterung getragenes dramatisches Werk Hoffnung hegen darf, auf die deutsche Bühne zu kommen, nicht weil dazu die Zeit noch nicht reif ist, sondern weil die öffentliche Mei-

nung auch des katholischen Deutschlands darin ihren Ausdruck nicht finden kann. Der römische Katholicismus, wie er den Protestantismus und die deutsche Wissenschaft negirt, ist nicht der Katholicismus der Mehrzahl der deutschen Katholiken, so wenig wie ein auf den römischen Katholicismus erbautes deutsches Kaiserthum nach ihrem Sinne ist. Ein solches bezweckt „Babenbergs Ehrenpreis“ von Sebastian Brunner, eine Sammlung von Balladen, Romanzen, Liedern, welche in geschichtlicher Reihenfolge den Kriegeeruhm und Friedensglanz des österreichischen Fürstenhauses verkünden, sowie Pyrkers Epos „Rudolph von Habsburg, das wahre Heil des deutschen Vaterlandes“. Allein in dem Leichenzuge Pyrkers fehlte das litterarische und künstlerische Wien, angeblich, weil ihm keine Kunde von der Trauerfeier zugekommen sei. Jedoch erkennt der Verf. selbst in der rheinisch-westphälischen Dichtung der Gegenwart einen andern Katholicismus als den römischen an, einen Katholicismus, der nicht im klerikalischen und theologischen Gewande auftritt, sondern sein Material durch den Glauben der Liebe und das Licht der Hoffnung durchdringe und verfläre. Auch der Verf. läßt die volksthümliche Seite der katholischen Poesie nicht unberücksichtigt, sondern nennt Pyrker als den Dichter „der Lieder der Sehnsucht nach den Alpen“, Heinrich Joseph von Collin als Dichter von Kriegegliedern für die österreichische Landwehr im Jahre 1808, J. B. Zingerle als den Verfasser von „Tyrols Volksdichtungen und Volksgebräuche“, Ludwig Auerbacher als Verfasser „des Volksbüchleins“, Christoph von Schmid als Verfasser „der Blüthen, dem blühenden Alter gewidmet“; allein einen Dichter, der von Begeisterung für das gesammte deut-

sche Vaterland erfüllt wäre, hat er nicht genannt, sondern diese hat er mit den demokratischen Tendenzdichtern in eine Klasse geworfen. Er spricht von einer Weltliteratur, allein wenn eine solche nicht in dem Sinne der abstracten und dürren Scholastik, sondern in dem lebensvollen Sinne der klassischen Literatur des Alterthums genommen wird, so kann eine solche nur in der Nationalliteratur wurzeln, sofern die Idee des Nationalen zur Idee der Menschheit aufsteigt. Das ist der Weg, auf welchem sich unsere deutsche Literatur zur Weltliteratur erheben will und auch allein erheben kann. Da der Verf. diesen Standpunkt verfehlt hat, so kann sein Werk auch nicht als deutsche Litterär-geschichte vom katholischen Standpunkte aus gelten. Er hat die Tendenzpoesie aus seinem Bereiche ausgeschlossen, wenn man aber unter der Tendenzpoesie diejenige versteht, wo der Dichter durch keine in der Geschichte gegebene sittliche Idee, die Quelle aller wahren Poesie, begeistert wird, sondern nur ein persönliches oder Parteiinteresse unter der menschlichen Gesellschaft vertritt, so ist sehr die Frage, ob nicht die katholische Poesie, wie er sie versteht, auch eine Tendenzpoesie, aber im entgegengesetzten Sinne, sei.

Der sechste Abschnitt handelt von den Erzählern, den Romanen, Novellen, Volks- und Jugendschriften, wovon sich die Romane und Novellen über das gesellige die Volks- und Jugendschriften über das Familienleben verbreiten. Der Roman- und Novellendichter versetzt sich in das gesellige Leben hinein, nimmt dasselbe wie es ist, und sucht unter dem Einflusse der Wissenschaft naturgemäß zu bilden und sittlich zu veredeln. Dabei muß der Grundsatz herrschen, daß das Naturgemäße sittlich und das Sittliche naturgemäß

ist. In diesem Gebiete ist von unberufenen Schriftstellern viel Unheil angerichtet worden; wir können jedoch nicht glauben, daß es der rechte Weg zum Bessern ist, wenn die Romane bald kirchliche polemische Zwecke verfolgen, bald in Himmel und Hölle sich bewegen, was einmal nach unserm Standpunkte ihr Gebiet nicht ist. Der Volkskalender, welcher von Alters her bei den Katholiken als Volkschrift eine besondere Rolle gespielt hat, fängt gegenwärtig an, wieder in vielfacher Gestalt aufzutauchen, nur möge darin mehr eine einfache praktische Moral, als die Legende Platz finden.

Die zweite Abtheilung behandelt die wissenschaftliche, zunächst geschichtliche Litteratur: im ersten Abschnitte die Welt- und Culturgeschichte im Allgemeinen und im Besondern, die eigentliche Geschichte im Allgemeinen, die eigentliche Geschichte im Besondern, die Monographien, die Publicistik; im zweiten Abschnitte die Litteratur- und Kunstgeschichte. Als Profanhistoriker wirkten und wirken: Schmidt, Stolberg, Buchner, Westenrieder, Görres, Mailath, Vogt, Bucholz, Hurter, Biez, Molitor, Windischmann, Philipp, Höfler, Aretin, Lichnowsky, Aschbach, Damberger, Gfrörer, Boost, Kornmann, Libowsky, Scharold, Gams, Stramberg, Binder, Möller, Annegarn, Wiedemann, Sporschill, Freyberg, Conzen, Weiß, Jörg, Lasaulx, Arneth, Bumüller, Welter, Krebs u. A.; als kirchliche und religiöse Geschichtschreiber, sowie als Biographen: Ussermann, Royko, Wessenberg, Rutenstock, Stolberg, Westenrieder, Sailer, Genelli, Oberthür, Winterim, Hurter, Fraak, Fortmann, Katerkamp, Kistemacker, Kauscher, Möhler, Dieringer, Döllinger, Sepp, Riffel, Ritter, Alzog, Wittmann, Barthel, Hefele, Deutinger, Felder, Lautenschlager, Kerz, Braun, Theiner, Busz, Stülz,

Filz, Jäger, Flix, Weber, Schiffman, Nelf, Arendt, Probst, Seiters, Haas, Herbst, Fehr, Brischar, Scharpff, Pfahler, Goldschmidt, Bitte, Horby, Hock, Fraß, Klein, Hunzler, Mandernach, Mering, Helfert, Berthes, Hartenstein, Karg, Marx, Thommes, Dür, Riegler, Dahl, Ficker, Bach, Mühlbauer, Kunstmann, Staudenmaier u. A.; als Publicisten und Politiker: Idstadt, Sündemahler, Reitmayer, Eberstein, Sartori, Eckstein, Bogt, Goldhagen, Müller von Rittersdorf, Pfeilschifter, Mastiaux, Frey, Goldmann, Haller, Droste, Philipps, Jarcke, Mon, Buß, Scherer, Radowik, Lieber, Brug, Rieß, Haas, Saussen, Zander, Großhoffinger, Sylvius, Rintel, Müller, Carus, Harthausen, Florencourt, Prifac, Andlaw, Jörg, Hock, Linde u. A.; als Litterar- und Kunsthistoriker: Denis, Staudenmayer, Günthner, Carajan, Mone, Busse, Köberle, Reuß, Schamberger, Kuland, Felder, Waikenegger, Besnard, Mastiaux, Kerz, Sprenger, Schwarz, Kreuser, Kaltenbäck, Clarus, Kehrein, Reichensperger, Prifac, Gumposch, Hüppe, Deutinger, Schlüter, Holland, Fellöcker, Sighard, Schungraf, Ortlieb, Fröhlich u. A. Alle diese Männer, unter welchen sich mehrere berühmte Namen befinden, gehen von dem Standpunkte aus, daß die christliche Kirche der Mittelpunkt der Entwicklung des menschlichen Geschlechts sei. Auf den Katholicismus, welcher bis zum 16. Jahrhunderte die Geschichte der Christenheit regierte, als auf einen unbestrittenen positiven Stand der christlichen Kirche, fußend hegen sie die Ansicht, daß zu unserer Zeit, wo ein positiver Zustand des europäischen Völkerlebens begründet werden müsse, wenn nicht der Auflösungsproceß alle Stüken des Lebens anfassen und zerfressen solle, dieser Katholicismus wieder hergestellt, und daß zu diesem

Zwecke hauptsächlich die Geschichte bearbeitet werden müsse. Das ist die Ursache, warum sich bei den Katholiken auf dem Gebiete der Geschichte so mächtige Kräfte in Bewegung setzen. Gewiß ist, daß die christliche Kirche, wenn sie als sittlicher Organismus frei dasteht, und ungehindert wirken kann, das einzige Institut zur Herstellung positiver Zustände ist, indem sie das Bestehende nicht gewaltsam umbildet oder gar niederreißt, sondern in dasselbe eingeht und es mit ihrem sittlichen Geiste durchdringt. Vergleichen wir nun die Kräfte, welche auf der protestantischen Seite für diesen Zweck thätig sind, so ist eigentlich an die Stelle der Kirche der Staat getreten, wodurch die Kirchengeschichte bei den Protestanten die Gestalt einer theologischen Disciplin erhalten hat. Der protestantische Staat fühlt aber so gut wie der katholische, daß er nicht auf eigenen Füßen stehen kann, wofern die Kirche als sittlicher Organismus nicht neben ihm steht, und seinem Organismus ihren sittlichen Geist einhaucht, daß er, auf sich selbst gestellt, als bloßer Rechtsstaat sich, wie bei den nichtchristlichen Völkern, in einen Gewaltstaat, sei es von oben oder von unten, umwandelt, welcher den Keim seiner nothwendigen frühern oder spätern Auflösung in sich trägt. Bei dieser Lage der Sache wird katholischerseits behauptet, der Katholicismus sei seiner Natur nach positiv, der Protestantismus negativ, und letzterer sei nichts weiter, als ein kirchlicher Auflösungsproceß, dessen letzte Tendenz dahin gehe, die Kirche aus dem öffentlichen Leben ganz zu verdrängen, und eben damit auch die Auflösung des Staatsorganismus herbeizuführen, und in dieser Gestalt könne und müsse der Protestantismus in der Geschichte dargestellt werden.

Der Ideenkreis, um welchen sich die vorliegende Litteratur bewegt, ist folgender. Die Geschichte des mittelalterlichen Papstthums muß beleuchtet und von den Verzerrungen erlöst werden, die ihm durch leidenschaftliche gottesräuberische Hände aufgedrungen worden sind; dagegen muß das große Verderben in ein helles Licht gesetzt werden, welches dadurch über die Welt gekommen ist, daß die katholische Kirche an Macht und Ausdehnung in Europa verloren hat, indem der Abfall von der christlichen Religion und Kirche, welcher in der Kirchenspaltung einen innerlich und äußerlich ausgebildeten Organismus erhalten hat, die Ursache des Verfalls der gesellschaftlichen Ordnung und häuslichen Tugend geworden ist. Darauf wird die Geschichte der Reformation und der Revolution in den europäischen Ländern combinirt, der Ursprung des religiösen und politischen Radicalismus in Deutschland von dem Jahre 1522 an datirt, die Geschichte des Kaisers Ferdinand II. und des baierischen Churfürsten Maximilian als Kampf für Religion, Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands dargestellt. Wiederherstellung von Kaiser und Reich auf Grundlage des mittelalterlichen Katholicismus lautet das kirchlich-politische Glaubensbekenntniß der von Görres gegründeten Münchener historisch-politischen Schule, welche in der Gegenwart hauptsächlich durch die historisch-politischen Blätter und die zu Cöln erscheinende deutsche Volkshalle vertreten wird. Dem angehenden Theologen empfiehlt man das Studium der Väter, und kann es nicht genug empfehlen. Die bloße Beschäftigung mit den heil. Schriften, mit der Exegese und Hermeneutik, führt unvermeidlich von der katholischen Wahrheit ab, die ohne ein beständiges Zusammenströmen ihrer bei-

den Quellen nicht zu denken ist, wonach der Tradition dieselbe Kraft einzuräumen ist, als der Schrift; vielmehr muß die Tradition den Vorrang behaupten, weil die Religion möglich ist ohne Schrift, jedoch nicht ohne Ueberlieferung, und die Tradition uns vielmehr zuerst und dann auf allen Wegen zeigen muß, wohin wir unser Studium der Schrift zu richten haben. Den Bau der Dogmatik muß man so gut kennen als das Material, die scholastische Philosophie wie die Väter: die Lectüre der lektorn ohne die Scholastik kann zu Irrthümern verleiten, so gut als die Lectüre der Schrift ohne die Tradition. Der gesunde, volksthümliche Staat, in seiner Mission das Irdische und Góttliche zu vermitteln, ist als nothwendig hierarchisch = monarchische Gliederung aufzufassen. Wirken die Besten des Jahrhunderts nur auf die Befestigung der geistlichen Macht, auf *concordiam sacerdotii et imperii*, auf die Herstellung einer furchtbaren und unbedingten Autorität, so thun sie das Gróßte, was zu thun ist. Das sogenannte Volk sucht und wird nicht müde zu suchen nach einem Treiber, der es vor sich herfegte, der es richte und stelle nach Wohlgefallen, der ihm die Bergelast seiner falschen Freiheit abnehme, der es der Liberalität seiner schlechten Regierungen entledige. Damit diese Furcht aber bestehen könne, muß sie Gottesfurcht und alle Menschenfurcht von der Gottesfurcht hergeleitet sein, alle Menschenfurcht auf die Herrschaft Gottes gegründet sein, und alle Vertheidigung der Rechte der Kirche und des Staates aus einer gottesfürchtigen Gesinnung herkommen. Dann wird die Furcht den Gehorsam wirken, der Gehorsam die wahre Freiheit, diese die Liebe. Schrecklich sind die Folgen der mangelnden Zucht und

Schule. Die wenigen Besten sind regelmäßig unterrichtet, während ihre Seelen im Stande der thierischen Wildheit geblieben sind, und doch hat kein Jahrhundert mehr von Bildung gesprochen. Der Gebildetste aber ist der Gehorsamste; wie viele aber sind an Gehorsam gewöhnt? Außer den Jesuiten gibt es kaum irgendwo erzogene Menschen. Der vor Augen liegende Verfall des Protestantismus wirkt nicht wenig mit, daß die ernstern Gemüther auf protestantischer Seite sich der Kirche befreunden müssen, wenn sie auch derselben nicht angehören wollen, weil sie das, was sie Freiheit des Gewissens nennen, nicht zum Opfer zu bringen vermögen. Man möchte diese Männer historische Katholiken nennen. Neben ihrer Partei steht aber noch eine zweite und dritte. Die eine sieht in dem positiven Christenthume keine bis ans Ende der Tage fortwirkende und in der Kirche fortlebende Thatsache, sondern eine Erscheinung, welche jetzt eben in dem Uebergange zu einer neuen Phase begriffen sei, wie der Hellenismus zur Zeit des Aristoteles. Die dritte Partei ist eher protestantisch als die vorige, insofern sie für eine kirchliche Form des Protestantismus arbeitet, wenn sie auch nicht weiß, welche er auf dem deutschen Boden ertragen kann. Sie möchte in consequenter Architectonik mit einer protestantischen Kirche einen protestantischen Staat in Deutschland erbauen, wozu Preußen außersehen ist, das an England, als sein Vorbild, gewiesen wird.

Soll dieses System zur Wahrheit werden, so muß sich das neuere Europa aufgeben und der absoluten Autorität in die Arme werfen, wozu aber noch kein Grund da ist, da uns die Geschichte deutliche Fingerzeige von einem neuen

Zustande des europäischen Völkerlebens, welcher in der Bildung begriffen ist, an die Hand gibt. Die beiden Reformationstendenzen, die kirchlich=episcopale des 15ten und die nationale des 16ten Jahrhunderts, sind beide, jene bei den Katholiken, diese bei den Protestanten, noch lebenskräftig, und kommt es dereinst in Deutschland dazu, daß sich beide die Hand reichen, so wird eine deutsche Nationalkirche und ein neues Deutschland entstehen, herrlicher als das vergangene, dessen Herrlichkeit wir jetzt so schmerzlich vermissen. Und ein solches Deutschland will ja doch auch der Verfasser, wenn er am Schlusse freudig den auch unter den katholischen Gelehrten erwachten Eifer für deutsche Sprache und Litteratur verkündet.

Holzhausen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 23. April 1855.

P a r i s

typographie de Firmin Didot frères, 1854. Recherches sur la numismatique judaïque, par F. de Saulcy, membre de l'Institut, académie des Inscriptions et Belles-Lettres. 192 S. in Quart. Mit XX Bilderblättern.

Vielleicht das Beste was der durch seine syrisch-palästinische Reisebeschreibung (Paris 1853, in 2 großen Bänden) sowie durch eine Menge früherer Versuche, die Inschriften und Münzen vieler alter Völker zu entziffern, bekannte Verfasser aus dem Boden Palästina's zurückgebracht hat, sind die alten Münzen, die er in diesem Werke beschreibt. Ohne daß er Nachgrabungen auf dem viellagerigen Boden des alten Jerusalem's angestellt hätte, erwarb er sich durch eignes Suchen wie durch Kauf eine Menge der für die alte Geschichte gewichtigsten Münzen. Bei solchen kleinen Ueberbleibseln des Alterthumes wie die Münzen sind, kommt Alles zunächst auf die Menge der wieder aufzufindenden an: jetzt, da wir eine weit größere

Menge judäischer Münzen wieder vergleichen können als einst dem um diesen Zweig der Alterthumswissenschaft so verdienten Franz Perez Bayer zu Gebote stand, und da wir an der Echtheit dieser Münzen mit althebräischen Schriftzügen zu zweifeln keine Ursache haben, tritt hier Alles schon viel klarer hervor; was früher zu einzeln, zu zweifelhaft und unsicher war, reihet sich sicherer erkennbar zu größeren Zusammenhängen an einander; und fehlt auch noch viel, um das ganze Gebiet nach allen Seiten hin richtig wiederzuerkennen, so ragen doch schon deutlich genug einige der festesten und wichtigsten Stellen in ihm hervor. Doch sind auch diese bei weitem noch nicht für jedes Auge so sicher wiederfindbar, daß nicht noch größere Irrthümer und untreffende Vermuthungen hier möglich wären.

Der Verf. ordnet und beschreibt auch die griechischen und römischen Münzen, welche die Zeit in Palästina immer mehr an die Stelle der mit althebräischen Buchstaben und Wörtern setzte; er gibt auch eine Uebersicht der Münzen der *Colonia Aelia Capitolina*, ja er schließt mit den übrigen schon früher veröffentlichten zwei ältesten Chalifenmünzen, welche in Jerusalem geschlagen wurden. Sehen wir indeß hier auf den Theil dieser so sehr verschiedenen Arten von Münzen Jerusalems, welcher allein der noch heute schwierigste ist, auf die Münzen nämlich welche man, weil sie sämmtlich althebräische Schriftzüge haben, mit einem Worte, abgesehen von ihren sonstigen Altersunterschieden als althebräische oder auch als judäische (nicht jüdische) bezeichnen kann: so waren die Schriftzüge auf diesen schon längst von Barthelemy und dem zuvor genannten Fr. Perez Bayer wenigstens im Allgemeinen zu sicher gele-

sen als daß ihr heutiger Nachfolger, Hr de Saulcy, darin viel irren konnte. Dennoch ist in dieser Hinsicht bei weitem noch nicht Alles geschehen was heute vielleicht möglich wäre. Gerade wo etwas Neues erscheint, zeigt sich der neue Entzifferer sehr rathlos; und man merkt leicht überall wie sehr es ihm auf diesem ganzen Felde an sichern und umfassenden Kenntnissen fehle. So gibt die ziemlich lesbar erhaltene Inschrift der Münze von Johannes Hyrkanos auf pl. III, nr. 3 in der dritten Zeile am Ende zwei Buchstaben, welche allerdings etwas schwierig sind, die der Verf. aber auch nicht einmal einen Versuch macht zu entziffern. Nun ist die gewöhnliche Inschrift auf den im engern Sinne so zu nennenden hasmonäischen Münzen, wie man aus der Vergleichung aller jetzt meist sehr verstümmelt und schwer lesbar vorliegender Stücke sieht, diese, z. B. bei dem genannten Johannes: יהוחנן הכהן הגדל ויחבר היהודים „Jochanan der Hohepriester und Genosse (oder Freund, חֵבֵר) der Judäer“: wirklich wagten wenigstens die frühesten und ausgezeichnetsten dieser Fürsten noch nicht sich auf ihren Münzen zu Jerusalem Fürsten oder gar Könige zu nennen; richtiger jedoch versteht man den letzten Theil der Inschrift so „und Feldherr (חֵבֵר) der Judäer“*).

*) חֵבֵר als bannen kann auch auf den Begriff der Bande oder Kriegsbande führen, wie חֵבֵר im schlimmsten Sinne dieses bedeutet Hof. 6, 9, und wie חֵבֵר als Verbum offenbar in der kriegerischen Bedeutung vom Ziehen des Feldherrn mit seinem Heere Gen. 14, 3 gebraucht wird; danach konnte חֵבֵר den Bannerherrn oder Feldherrn bedeuten. Dann stimmt die ganze Bezeichnung sehr vollkommen zu den urkundlichen Worten 1 Macc. 13,

Die erwähnte Münze, im Uebrigen den andern ähnlich, hat jedoch zwischen הגדל ר und חבר noch die zwei Buchstaben, die man vielleicht חנ lesen könnte; denn der Strich des althebräischen ח zeigt sich hier zwar statt auf der rechten Seite vielmehr links hinabgezogen, allein solche kleine Abweichungen in der Schrift finden sich auf diesen Münzen auch sonst wieder; das Wort חנ würde aber den treffenden Sinn geben „aufrichtiger Freund“, den Sinn der kürzeren Inschriften nur noch deutlicher ausdrückend: wahrscheinlicher jedoch sollte das Wort שר heißen „und oberster Feldherr der Judäer“*.)— Die Inschriften auf den acht Antigonos-Münzen pl. V sind zwar, was ihre althebräische Hälfte betrifft, sehr wenig gut erhalten und schwer lesbar: doch versucht Hr de Saulcy S. 110—113 in der That auch gar zu wenig sie richtig zu entziffern. Man wußte nun schon aus einer früher bekannten Münze dieses Gepräges, daß der letzte hasmonäische Fürst, welcher in Jerusalem herrschte, neben seinem griechischen Namen Antigonos den hebräischen Mattathia trug: aus diesem Namen und den oben als die echten hasmonäischen bezeichneten Ehrennamen besteht sicher die Umschrift auch dieser Münzen, nur daß

42. Die Vermuthung in diesen Buchstaben חבר das Ἰσραήλ 1 Macc. 14, 27 wiederzufinden, ist wohl zu kühn, so gut alles Uebrige dazu stimmen würde.

*) שר wird in ähnlicher Stellung und Bedeutung auch auf phönizischen Münzen gebraucht; und wir haben dann hier die fast ganz wörtlich entsprechenden hebräischen Worte für die griechischen $\text{ἐπὶ . . . ἀρχιερέως μεγάλου καὶ στρατηγοῦ καὶ ἡγουμένου Ἰουδαίων}$. 1 Macc. 13, 42. Allerdings wäre der Buchstab für ר dann etwas verzeichnet: aber Ähnliches kommt auf diesen Münzen nicht ganz selten vor.

sie in der unglücklichen Zeit, wo sie entstanden, auch sehr unvollkommen ausgeprägt wurden und sich zahlreiche Verkürzungen in den Buchstaben finden. Zwar will de Saulcy in der Umschrift von Nr. 2 הבמרפ lesen, und verzweifelt dem zufolge überhaupt einen Sinn darin zu finden: aber die Buchstaben sind, sofern sie etwas voller erhalten sind, vielmehr הגדל הבר zu lesen. In der Mitte aber, zwischen den zwei Füllhörnern, haben wenigstens drei der hier abgebildeten Münzen noch eine sonst ganz ungewöhnliche Bezeichnung: de Saulcy meint auf Nr. 1 die Zeichen LEI'E zu lesen, die man gar für griechisch halten könnte, gesteht aber allerdings zugleich, sie in keiner Weise entziffern zu können. Die Zeichen sind jedoch unstreitig auf Nr. 1 und 3 הכה zu lesen; auf Nr. 3 steht bloß כ , zwar statt nach links vielmehr nach rechts gekehrt, aber das hat zumal in diesem Falle wohl wenig zu bedeuten; darüber das Zeichen der Abkürzung, ähnlich wie in einem andern Falle bei diesen Münzen auf Nr. 6. Vergleicht man nun Nr. 7, so könnte man versucht werden in diesen drei Zeichen הכה eine Abkürzung von הכהן zu erblicken: allein einiges Nachdenken auch nur über die Stellung dieser Zeichen reicht hin, eine solche Vermuthung (welche der Verf. bei Nr. 3 vorbringt) als grundlos zu erkennen. Liest man aber die drei Buchstaben als הכה und versteht dies nach der damaligen verdorbenen Landessprache als aus היכן also! entstanden, wie man in dieser Sprache noch etwas später das Wort in derselben Bedeutung in הכי verkürzte, so paßt es vollkommen als Bezeichnung der Richtigkeit des Gepräges und Gewichtes. Ähnliche Wörter wie so! richtig! finden sich auch sonst auf orientalischen Münzen. — Dagegen fin-

den sich auf einigen der Münzen, welche man die Simon-Münzen nennen könnte, pl. XIII, nr. 6 und 7, auch bei Bayer de num. hebr. samar. Tab. I. nr. 4 und 5, solche Buchstaben, welche wie sie sind zu entziffern sehr schwer oder vielmehr unmöglich ist. Bayer nannte sie einst ganz unbekannte Buchstaben wie von einer Geheimschrift: daß diese Ansicht unrichtig sei, wurde schon früher bemerkt. In de Saulcy gestatten wir das Geständniß S. 167 f. sehr gerne, sie nicht entziffern zu können. Wenn wir indeß bedenken wie roh und unkünstlerisch der Zustand vieler dieser Simon-Münzen ist, so wird es uns wahrscheinlich, daß die meisten dieser verzerrten Inschriften doch nur die Worte שמעון נשיא ישראל „Simon Fürst Israel's“ enthalten sollen, wofür die Ähnlichkeit der am deutlichsten ausgedrückten Schriftzüge am meisten spricht. Nur die Inschrift auf pl. XIII. nr. 6 bleibt ganz zweifelhaft, ist aber auch am stärksten verstümmelt und abgerissen.

Der Vorzug der vorliegenden großen Abhandlung besteht demnach sicher nicht im Entziffern noch dunklerer Schriftzüge und Wörter. Es ist etwas Anderes, worin man ihren Werth erkennen kann. Der Reichthum der von dem Verf. neu aufgefundenen und sonst benutzten Münzen ist so groß, daß er fast von selbst auf den Versuch einer richtigeren Vertheilung der so verschiedenen Münzarten nach ihren Zeitaltern geführt werden mußte: und das Aufstellen solcher neuer Ansichten über das Zeitalter der Münzarten ist denn auch das eigentliche Verdienst dieses Werkes. Auch scheint uns der Verf. Einiges in dieser Hinsicht richtig erkannt zu haben: Anderes aber erscheint uns gerade ebenso neu als grundlos und unhaltbar. Wir halten es bei einem aus vielen Urfa-

chen noch so schwierigen Gegenstände für der Mühe werth letzteres an einigen wichtigeren Beispielen hier näher zu veranschaulichen.

Eine Hauptsache, welche der Verf. beweisen will, ist, daß man in Jerusalem schon lange vor der Zeit eigene Münzen geschlagen habe, wo nach 1 Macc. 9, 6 der Hasmonäer Simon das Münzrecht von den Seleukiden sich errang. Wir hätten gegen einen solchen Beweis von vorne an nichts einzureden: desto mehr aber haben wir gegen ihn wie er hier geführt wird, einzuwenden. Der Verf. will ihn nämlich sogar von zwei ganz verschiedenen Seiten aus geben.

Von der einen Seite meint er sicher beweisen zu können, daß schon die beiden ersten bedeutenden hasmonäischen Volksführer vor Simon Münzen in ihrem Namen schlugen: dann hätte der seleukidische Oberherr ihrem glücklicheren Nachfolger Simon bloß als Recht eingeräumt was dessen Vorgänger sich in der That schon angemast und was er dann gewiß auch selbst schon lange bevor er das Recht gewann zu thun sich erlaubt hätte. Eine solche Entwicklung wäre nach bekannten andern Beispielen zwar an sich wohl denkbar, nur gerade bei den ersten Hasmonäern Mattathia, Juda und Jonathan schwer begreiflich. Diese kämpften zunächst gar nicht um die äußere Herrschaft, deren Sinnbild vorzüglich auch das Münzrecht ist; und man darf sie insofern nicht mit den ersten besten ehrgeizigen Aufrührern und Kronenräubern zusammenstellen. Dazu galt nach den innern Verhältnissen des Volkes Israel in jenen Jahrhunderten nicht das weltliche Fürstenthum, sondern allein das Hohepriestertum als Inbegriff aller öffentlichen Macht: wir ersehen dies auch aus den jetzt wieder in größerer Anzahl hervor-

tauchenden echten Münzen jener Zeiten sehr deutlich. Diese Würde aber konnte kein Hasmonäer öffentlich ergreifen und ausüben so lange Menelaos und Alkimos gesetzlich anerkannt, Dnia IV aber als der letzte Sproß des früheren hoheprie sterlichen Hauses noch nicht nach Aegypten geflohen war und sich aufs engste an dieses ange schlossen hatte. Sollten wir dennoch glauben, daß diese Vorkämpfer des damaligen Volkes schon bevor Simon sich das Recht erwarb Münzen auf ihren eignen Namen geschlagen hätten, so könnten uns nur augenscheinliche Beweise dahin führen.

Von Juda Mattathia's Sohne, welchen keine einzige uns bekannte alte Nachricht als Hoheprie ster bezeichnet, meint Hr de Saulcy dennoch zwei Münzen pl. II, nr. 1. 2 sicher nachweisen zu kön nen: er hätte demnach nicht bloß Münzen ge schlagen, sondern sich auf ihnen auch bereits ebenso bezeichnet wie später sein glücklicherer Nefte und dritter Nachfolger Johannes Hyrkanos. Allein die uns bis jetzt bekannten hasmonäischen Münzen tragen nirgends eine Jahreszahl: können wir also einen späteren Hasmonäer desselben Namens nachweisen, so haben wir vielmehr die nächste Ursache, Münzen mit diesem Namen ihm zuzu schreiben. Wir wissen aber anderweitig, daß Aristobulos I., der erste Hasmonäer, welcher sich den Königsnamen anmaßte, ursprünglich Juda hieß: ihm diese zwei Münzen zuzuschreiben, liegt keine Schwierigkeit vor.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. 67. Stück.

Den 26. April 1855.

P a r i s

Schluß der Anzeige: »Recherches sur la numismatique judaïque, par F. de Saulcy.«

Zwar zeigen sich nach pl. IV, nr. 1. 2 auch Münzen mit griechischer Inschrift unter demselben Namen IOYΔAC und Beifügung des „Königs“: allein wenn diese nicht etwa von Aristobulos II. herrühren, von dessen Münzen wir sonst noch nichts wissen, so können sie sehr wohl von demselben Aristobulos I. kommen, welcher als Griechenfreund bekannt ist; den Uebergang von althebräischen in griechische Inschriften zeigen ja die vielen Münzen seines Nachfolgers Janneas Alexander sicher genug. Auch daß von diesem Juda verhältnißmäßig sehr wenige Münzen wiedererscheinen, stimmt gut zu der zwar machtvollen, aber kurzen Herrschaft desselben.

Alsdann will der Verf. viele Münzen dem Jonathan Mattathia's Sohne zuschreiben: dieser trug wenigstens in der spätern Zeit seiner Führerschaft Namen und Würde eines Hohepriesters, und wäre

also der erste Hasmonäer, an welchen man hier überhaupt mit einem gewissen Rechte denken könnte. Allein wir wissen anderweitig hinlänglich, daß Tannäos, der sich griechisch Alexander nannte, eigentlich Jonathan hieß und jener Name bloß im gemeinen Leben aus diesem verkürzt ward: es fragt sich also, ob wir nicht alle die Münzen, welche den Namen Jonathan tragen, auf diesen Tannái (Tannäos oder Tannéas) zurückführen können. Der Verf. möchte diesem gerne bloß die Münzen mit griechischen Inschriften pl. IV, nr. 9—12 beilegen, vermag aber doch schließlich nicht zu leugnen, daß die wichtige Münze mit althebräischer und griechischer Inschrift pl. II, nr. 9, welche man schon seit Barthelemy kannte, mit sammt den ähnlichen pl. II, nr. 7—9 von demselben Tannai sein müsse. Was hindert uns also anzunehmen, daß die noch ganz althebräischen ebenfalls von ihm seien? Nicht der geringe Wechsel in der Schreibart des Namens ינתן oder ידורנתן: dieses gibt der Verf. stillschweigend zu. Nicht der übrige stärkere Wechsel im Gepräge der Münzen: dieser läßt sich auch bei den althebräisch-griechischen und rein griechischen dieses Fürsten nicht leugnen, und wir können sehr wohl annehmen, daß, wie seine ganze lange Herrschaft die größten Wechsel im Leben und Herrschen zeigt, er sich aber doch immermehr dem griechischen Wesen zuwandte, so seine Münzen zuerst noch rein althebräisch, endlich nach mancherlei Wandelungen rein griechisch wurden. Daß er sich dabei erst in den gemischten und rein griechischen den Namen „König“ beilegte, liegt ganz im Geiste der damaligen Volksmacht, welche sich lange genug gegen die Umwandlung der volksthümlichen hohepriesterlichen Herrschaft in eine königliche sträubte; denn eine

solche verstand man zu jener Zeit immer nur im Sinne der damaligen so tief entarteten Griechen.

Haben nun, wie hieraus folgen würde, diese beiden ersten Hasmonäer wirklich noch keine Münzen schlagen lassen, so kommen wir dennoch auf jenen Simon zurück, dem die alte und (nach Allem was wir bis jetzt sehen können) durchaus glaubhafte Nachricht zuerst das Münzrecht und also doch wohl auch die Ausübung desselben beilegt. Gerade von ihm meint nun der Verf. bis jetzt keine einzige Münze gefunden zu haben: dies stößt gegen die frühere Ansicht unserer Münzkennner, ist aber allerdings aus der Art der großen Menge wieder entdeckter Münzen der Hasmonäer jetzt so leicht zu ersehen, daß wir ihm darin gern beistimmen. Zwar müssen wir bedauern, daß alle die bis jetzt entdeckten hasmonäischen Münzen von Erz sind, und wir nicht wissen können, wie die von Silber oder Gold sich darstellen würden: allein dies kann in der Hauptsache nichts ändern, und trifft außerdem sehr ähnlich auch bei den Münzen der Herodäer ein. Nur machen wir dabei darauf aufmerksam, daß, wenn die Münzen von dem Hasmonäer Simon wirklich so selten sind und bis jetzt noch keine von ihnen wiedergefunden ist, dies sehr gut zu der alten geschichtlichen Nachricht stimmt, wonach er das Münzrecht erst fünf Jahre vor seinem Tode gewann. Auch insofern haben also die Annahmen des Verfs von einer längst vorher ausgeübten jüdischen Münzprägung keine Wahrscheinlichkeit. Der wichtigste Fund, welcher jetzt auf diesem ganzen Felde gemacht werden könnte, wäre der einer Münze von Simon dem Hasmonäer, nicht dem spätern Unglücksfürsten Bar-Kokab aus Hadrianus' Zeit.

Von der andern Seite aber meint Hr de Saulcy

ebenso sicher beweisen zu können, daß sogar schon seit Alexander's großem Eroberungszuge selbständige judäische Münzen in Jerusalem geschlagen seien. Dies wäre, ließe es sich beweisen, noch viel wichtiger. Aus allen den Zeiten des alten königlichen oder Davidischen Jerusalem sind bekanntlich bis jetzt keine Münzen Israels gefunden; und ob damals je diese Kunst von dem alten Volke ausgeübt oder vielmehr als ein Königsrecht betrachtet sei, ist gänzlich zweifelhaft. Die hasmonäischen Münzen, die ersten bis jetzt uns bekannten, zeigen, soweit die eigenthümliche Religion der Judäer dies zuließ, unverkennbar eine Nachbildung der fremden Münzen: man konnte damals nicht mehr umhin in dieser Hinsicht der Sitte aller damaligen Reiche zu folgen. Hätte man sich also in Jerusalem sogleich nach dem Zuge Alexander's beeilt im eignen Namen Münzen zu schlagen, so wäre dies nach jeder Seite hin geschichtlich sehr denkwürdig. Der Verf. will nun die bekannten Münzen mit dem sog. blühenden Ahron'sstabe und dem Opferbecher sowie einige ähnliche in die ersten vier Jahre nach der Zerstörung der persischen Herrschaft durch Alexander setzen; ja er meint seiner Sache hier so sicher zu sein, daß er alle diese Münzen, wie er sie auf pl. I zusammenstellt, sogleich als Münzen aus dem Hohenpriestertume Jaddua's bezeichnet. Wir wollen dabei nun das Unwesentlichere übergehen, z. B. daß dieser Jaddua nach den genaueren Untersuchungen schwerlich noch 4 Jahre nach 332 n. Ch. lebte. Allein wir müssen doch fragen, worauf stützt sich die Annahme, daß die Judäer in Jerusalem damals volle Selbständigkeit (Autonomie) mit dem Rechte Münzen zu schlagen von Alexander erlangt hätten? Der Verf. beruft sich nur

auf die bekannte Erzählung bei Fl. Josephus über den Zug Alexanders gegen Jerusalem und sein sonderbares Begegniß mit dem Hohepriester Jaddua; woher diese Erzählung selbst stamme, wessen Gehaltes sie sei, und was man auch abgesehen von ihr aus den übrigen Zeugnissen der Geschichte folgern müsse, darüber stellt er keine Betrachtungen an, während doch heute jeder wissen kann, wie wenig rein geschichtlichen Grund jene späte Erzählung bei Fl. Josephus habe. Aber nehmen wir sie auch wie sie lautet, so gibt ja Alexander nach ihr den Judäern keineswegs vollkommne Freiheit, so daß sie als Zeugniß davon hätten Münzen in eignem Namen schlagen können: er gibt ihnen nur was ihnen einst auch Kyros bewilligt hatte, Freiheit in allen Religionsdingen, und dazu Schutz gegen die Samarier. Wirklich zeigt die folgende Geschichte wie wenig diese Freiheit in Sachen des äußern Reiches zu bedeuten hatte. Dazu wüßten wir noch weniger, warum denn jene von Alexander bewilligte Freiheit vom J. 332 an nur vier Jahre lang, also nicht einmal bis zu Alexanders Tode, gedauert haben solle: Münzen aber dieser nicht so sehr seltenen Art, welche bis über das vierte Jahr „der Freiheit Sion's“ reichten, sind noch nie gefunden.

Da der Verf. sich wie unwillkürlich noch nach andern Beweisen für ein so frühes Zeitalter jüdischer Münzprägung umsieht, so zieht er die Erzählung 2 Macc. 4, 19 f. hieher, wonach 300 Silberdrachmen, welche der entartete Hohepriester Jason schon vor der hasmonäischen Zeit als Geschenk dem tyrischen Heraklestempel bestimmte, von den Ueberbringern selbst als zu solchem Zwecke nicht passend anderweitig verschenkt wurden: diese Drachmen, meint der Verf., könnten nur sog. hei-

lige Sefel (σίκοι), nämlich jene mit dem blühenden Ahronstabe bezeichneten, gewesen sein. Allein wenn die Ueberbringer sie deshalb dennoch endlich ihrer Bestimmung nicht hätten weihen wollen, so würde dies in der Erzählung sicher kurz angedeutet sein: die Erzählung läßt uns aber nur soviel schließen, daß die Ueberbringer nach vielem Bedenken sie eben als von einem jüdischen Hohepriester und also aus dem Tempelschatze in Jerusalem geschenkt, dem heidnischen Tempel in Tyros nicht übergeben wollten. Wirklich gehört also diese Erzählung gar nicht hieher; auch der Verf. will gerade nicht „auf diesen Beweis bestehen“. Ist dies etwas Anderes als das heute so beliebte Hinwerfen von Beweisen, auf die man bestehen oder auch nicht bestehen will, die man in der Verlegenheit und doch ganz öffentlich eben nur hinwirft, um etwas hinzuwerfen? Wir müßten nun den Versuch machen, die verschiedenen Zeitalter aller dieser Münzarten richtiger zu bestimmen: da uns dies jedoch hier zu lange aufhalten würde, so hoffen wir diesen Versuch bald an einem andern Orte den Lesern vorzulegen.

Indessen vermögen wir noch eine Bemerkung über die Anlage und den Umfang dieses Werkes nicht zurückzuhalten. Daß das Werk recht Nützliches und Unterrichtendes enthalte, haben wir hinreichend angedeutet: es hätte aber reichlich um zwei Drittel Seiten weniger enthalten können. Der Verf. erzählt hier nämlich auch sehr ausführlich die Geschichte der Hasmonäer und der Herodäer: aber da er gar keine eigne Forschungen über diese Geschichten angestellt hat, die Geschichten selbst aber so wie der Verf. sie hier erzählt bekannt genug sind, so vermögen wir von

diesem ganzen Stoffe, der zwei Drittel des Buches füllt, keinen Nutzen einzusehen. Die Vermuthung S. 70 f., der oben berührte Königsname IANNEAC sei bei Fl. Josephus durch bloße Verwechslung der Abschreiber aus ΙΩΝΑΘΗC entstanden, wäre besser unterdrückt; und sprachlich-geschichtliche Wissenschaft bildet überhaupt nicht einen Vorzug dieses Werkes. Dagegen hätten manche Leser es wohl lieber gesehen, wenn der Verf. die Bilder aller sonst zerstreuten Münzen dieses Gebietes in seine Blätter mit aufgenommen hätte.

H. G.

L e i p z i g

bei B. G. Teubner 1854. *Ennianae poesis reliquiae*. Recensuit Ioannes Vahlen. XCIV und 238 S. in gr. Octav.

Hat unleugbar die römische Litteratur in unserm Jahrhundert nicht gleichen Schritt mit der entschieden bevorzugten griechischen gehalten, welcher sich die Philologen oft mit einseitiger Vorliebe zugewandt haben, so muß man in Hinblick auf die preiswürdigen Bestrebungen der neuesten Zeit gestehen, daß jene im besten Zuge ist, das Versäumte nachzuholen und ihrer ältern Schwester ebenbürtig sich zur Seite zu stellen. Auf allen Feldern der römischen Litteratur macht sich die größte Rührigkeit geltend und ist auch vorwiegend das emsige Streben bemerkbar, die Texte selbst nach den besten Quellen kritisch zu säubern, so wird doch demnächst sicherlich auch die Erklärung, an welcher es noch so sehr fehlt, an die Reihe kommen. Bleiben wir bei der vorclassischen Poesie stehen, so hat das letzte Decennium theils Bedeutendes geleistet, theils in nahe Aussicht gestellt. Lachmanns und Ritschls epochema-

chende Bearbeitungen des Lucretius und Plautus haben ohne Frage wesentlich gewirkt, den Sinn auf die ältere Poesie zu lenken, wie sie den Weg gebahnt und die Methode gezeigt haben, und vorzugsweise sind es aus Ritschls Schule hervorgegangne jüngere Philologen, welche von ihrem Lehrer angeregt und gefördert zunächst der archaischen Litteratur ihre Kräfte gewidmet haben. Obenan stehen hier D. Ribbeck's *Poetae Tragicæ*, welchen sich in kurzer Zeit die *Comici* anreihen werden, während eine auf neue Untersuchung der ältesten Urkunden basirte Recension des Virgilius von demselben Gelehrten vorbereitet wird. Den Lucilius erwarten wir sehnlich aus Lachmanns Nachlaß, dessen baldiges Erscheinen J. Grimm in der Denkrede schon vor Jahren hoffen ließ: daneben hat J. Becker seit langer Zeit aufs eifrigste für denselben Dichter gearbeitet. Auch die Varronischen Poesien haben ihren Mann gefunden und die ganz neuerdings wieder entdeckte Catonische Poesie *de moribus ad filium* hat ungeachtet ihrer Nüchternheit im Nu einen Schweif von gelehrten Arbeiten gewonnen, welcher sich bald noch verlängern dürfte. Hr. Bahlen selbst hat kurz vor vorliegendem Werke die Ueberreste des Nævius *de bello Punico* (Leipzig 1854) bearbeitet, und es dürfte bald an ergiebigen Stoff eher fehlen als an Lust zu ähnlichen Arbeiten. Merkwürdig, daß Vater Ennius,

qui primus amoeno

Detulit ex Helicone perenni fronde coronam
 so lange auf einen neuen Bearbeiter hat warten müssen, da die Sammlungen der frühern Zeit in keiner Hinsicht mehr genügten.

Nach H. Stephanus' Corp. Poett. Lat. war der Neapolitaner Hieron. Columna der Erste,

welcher 1590 eine für jene Zeit sehr tüchtige Sammlung der Reste des Ennius veranstaltete. Er läßt sich die Erklärung zumal angelegen sein und sucht gelehrt nachzuweisen, was Ennius an Formen und Redensarten den Griechen, die spätern römischen Dichter ihm wiederum verdanken. Dagegen faßte der nicht geistlose holländische Jurist Merula, Justus' Lipsius Nachfolger in der *historiarum professio* zu Leiden, welcher 1595 die Bruchstücke herausgab, vornehmlich das Kritische ins Auge und suchte den ursprünglichen Zusammenhang möglichst zu ergründen. Des wirklich Gediegenen ist in seiner Arbeit nicht Vieles; in seinen Combinationen verfährt er lustig: dazu kommt, daß er sich nicht geschämt hat, trotz seiner Versicherungen sehr ehrlich zu sein, einen litterarischen Betrug zu spielen, welcher mit allen übrigen Zeitgenossen selbst Jos. Scaliger getäuscht hat. Eine Anzahl Ennianischer Verse will er aus Calpurnii Pisonis *continentia veterum poetarum*, welche sich handschriftlich zu Paris gefunden habe, und aus *Glossaria Fornerli* ans Licht gezogen haben. Die Frage nach der Echtheit dieser gar nicht ungeschickt fabricirten Verse wurde zuerst von G. Hermann und Niebuhr angeregt, dann von einem jungen Bonner Philologen, M. Hoch, in einer 1839 erschienenen Abhandlung eingehender erörtert, und da trotzdem noch hie und da Bedenken übrig zu sein schienen, auf Ritschls Rath von neuem aufgenommen von Jos. Lawicki (*de fraude Pauli Merulae Ennianorum annalium editoris*. Bonn 1852). Durch ihn ist die Sache völlig entschieden und Hr Vahlen hat hinter S. 184 die »*Versus P. Merulae perfidia propagati*« einfach angehängt. Wie die Sammlung Columna's, welche

selten geworden, von Fr. Hessel 1707 wiederholt und mit Bemerkungen späterer Gelehrten und einem Index Verborum bereichert war, so fand Merula's Ausgabe in unserm G. Spangenberg zu Celle einen neuen Besorger. Sein zu Leipzig 1825 erschienener Abdruck, über welchen Hr B. allzu streng urtheilt, ist nicht ohne eignes Verdienst, obschon die dilettantische Arbeit strengen Anforderungen nicht genügt. Es war Zeit, daß tüchtige Kräfte die schöne Aufgabe ergriffen. Wie Hr B. auf Ennius geführt wurde, erzählt das Vorwort.

Die philosophische Facultät in Bonn stellte im Herbst 1851 die Preisaufgabe: *Praemissa de Ennii vita arte et scriptis disputatione annalium fragmenta emendentur disponantur illustrentur.* Es fanden sich drei unter einander befreundete Mitglieder des philologischen Seminariums, welche Anstalt machten, sich um den Preis zu bewerben. Zwei derselben, Hugo Ilberg und Th. Hug, vereinigten sich zu gemeinschaftlicher Arbeit, Herr Bahlen, welcher allein geleistet was jene Beiden im Verein, trug den Preis davon, während jene das Accessit erhielten. Auf Ritschls Rath faßte Hr B. den Plan, nach seiner Inauguraldissertation (*Quaestiones Ennianae criticae.* Bonn 1852) die Annalen zu bearbeiten, worauf die beiden Freunde ihm ihre Vorarbeiten bereitwillig abtraten, durch welche Hr B. dankbar bekennt, manichfach gefördert zu sein, wie er denn überall gewissenhaft das Eigenthum der beiden Concurrenten als solches bezeichnet. Beide haben auch öffentlich Proben ihrer Enniana bekannt gemacht: H. Ilberg gab als Doctorschrift die Bruchstücke des ersten Buchs, Th. Hug die des 7—9 sive de bellis Punicis heraus, beide Bonn 1852. Auch

hat ein anderer Commilitone, Ad. Koch in seinen *Exercitationes criticae in priscos poetas Romanos* (Bonn 1851) Einiges gut vorgearbeitet. Nachdem Hr B. sich nach Hülfsmitteln für die kritische Restitution der von den verschiedensten Schriftstellern aufbewahrten Enniana eifrig umgethan und überall sich so reicher Unterstützung zu erfreuen gehabt hatte, daß kaum noch irgend Bedeutendes aus Handschriften zu hoffen sein dürfte, ging er an die Ausarbeitung. Da erschienen D. Ribbeck's *Tragici*, und Hr B. suchte nun seine Arbeit jener musterhaften Leistung möglichst anzupassen. Auch entschloß er sich, die früher nicht zur Aufnahme bestimmten Fragmente der Tragödien nicht zu übergehen. Er gibt sie im Ganzen nach Ribbeck, doch mit durchaus selbständiger Revision und nicht ohne manche schätzbare Berichtigungen. Endlich fügte er auch die übrigen Reste Ennianischer Poesie bei.

Wie die äußere Ausstattung, so ist die Einrichtung des Buches der Ribbeck'schen Sammlung sehr ähnlich. Voran *Quaestiones Ennianae* in acht Kapiteln, worin namentlich die *Annalen* ausführlich behandelt werden. Die *Quaestiones* kann man geradezu den sachlichen Commentar zu den Bruchstücken nennen, indem Hr B. mit Hülfe der Historiker und sonstiger Nachrichten die Bruchstücke des Dichters zu deuten und in ihren Zusammenhang zu fügen versucht. Hier zeigt derselbe gründliche historische Studien, feines Urtheil und maßhaltende Umsicht, die ihn vor der Täuschung so mancher Fragmentsammler bewahrt hat, welche glauben Alles wissen zu können, für Alles seinen Platz ergründen zu müssen. S. XVIII — LXXX sind der Besprechung der *Annalen* gewidmet; über die andern Gedichte sprechen wir weiter unten.

Wer Hn Bahlens Buch gebraucht, wird gut thun, immer die übersichtlich angelegten Quaestiones bei den einzelnen Fragmenten zu Rathe zu ziehen. Diesen selbst sind erstlich die Stellen der Alten, denen sie entlehnt, mit ihrem kritischen Material untergesetzt, sodann getrennt davon die Lesarten der Quellen und die Versuche der Kritiker. Ein sehr sorgfältig gearbeiteter Index verborum ist eine dankenswerthe Zugabe am Schlusse.

Herrn Bahlens Ennius macht ihm und der Schule, welche ihn gebildet, große Ehre. Er hat es an Fleiß nicht fehlen lassen, das Material in aller Vollständigkeit zu sammeln, es mit methodischer Kritik zu sichten und nutzbar zu machen: er hat dem poetischen Zusammenhang der Annalen mit glücklichem Erfolg nachgespürt. Gern erlassen wir ihm nähere Untersuchungen über die Tragödien, da Welcker und Ribbeck dafür das Wünschenswerthe geleistet haben. Allein das finde ich an Hrn Bahlens Ennius und den ähnlichen Arbeiten auszusetzen, daß das Streben nach Reinlichkeit und schmucker Kürze allzu weit getrieben wird. Fast könnte es scheinen, als hielte man die formelle Technik für das Endziel: man könnte glauben, diese jungen Philologen seien zu bequem oder zu vornehm, sich zu den Prästandis zu verstehen, die man von einem Herausgeber zumal von Bruchstücken fordert. Die Herren thun, als ob sie voraussetzen, Jedermann habe auch ein Studium gerade aus ihrem Schriftsteller gemacht oder als seien andre Ausgaben zur Hand, welche das für die Erklärung Erforderliche zur Genüge darböten. Es ist doch eine wunderliche Wort-scheu, wenn die schwierigsten Bruchstücke bloß mit ihren Varianten und der schlichten Angabe der Urheber der Conjecturen versehen werden, ohne daß

man irgend etwas von Argumenten für die gewählte Lesart gewahrt wird. Das fr. XI der Annalen z. B. lautet: Quae cava corpore caeruleo cortina receptat nach der Emendation D. Müllers zu Varro 7, 48. Dort geben die Codd. quaeque in corpore causa ceruleo felo ortu nare ceptat. Warum hat Hr B. kein Wort verloren über die Quelle der Corruptel, welche Müller nicht durchschaut haben soll? Doch ja, er hat in seiner Inauguralschrift S. 3 recht gut hierüber und über andre sehr corrupte Stellen gesprochen, in der Ausgabe aber, ich weiß nicht warum, geschwiegen. An nicht wenigen Stellen könnte eine ganz kurze Andeutung über den Sinn der Worte dem Leser des Buchs wohl zu Hülfe kommen. Ausgaben fragmentirter Dichter erscheinen nicht Jahr aus Jahr ein nach Art des Horatius: daher muß man wünschen, daß sie alles Erforderliche leisten. Wir laufen sonst Gefahr, daß dergleichen Schriften auf den sehr engen Kreis der Fachmänner strictester Observanz sich beschränken.

Aber außer kritischer Begründung und exegetischen Fingerzeigen vermisse ich schmerzlich eine erschöpfende Behandlung des Litterarhistorischen, welches doch bei Monographien als etwas Wesentliches gelten darf. Warum fehlt jede Untersuchung über das Leben und die Studien des Ennius? Und doch hatte die Facultät de vita et arte zu forschen aufgegeben. Mir kommt es unerklärlich vor, wie Hr B. den anziehenden Stoff verschmährt hat: hätte er doch nur, wozu seine Dissertation ja einige Anfänge enthält, über die Diction und den Versbau des Ennius, den großen Einfluß des alten Homer auf die Bildung seiner und der spätern Zeit, auf die Sprache der Dichter und was dergleichen mehr in Frage kommt, sich aus-

lassen wollen! Ein Herausgeber des Ennius sollte, meine ich, nicht unterlassen, die homerischen Studien des Ennius zu beleuchten, da Ennius sich als Geisteserben Homers betrachtet: ferner würde mancher Leser des Virgilius es Herrn B. Dank wissen, hätte er nach Prüfung der vielen Beispiele der Abhängigkeit des Dichters der Aeneis summarisch dargestellt, wie Virgilius das Gold des alten Poeten zu läutern gewußt. Virgilius steht zu Ennius wie Horatius zu Lucilius, etwa wie Aeschylos nach seinem eignen Ausspruche zu Homeros. Ein Bearbeiter des Ennius sollte daher sein Augenmerk ebenso auf Virgilius, wie einer des Lucilius auf Horatius lenken. Dadurch würden die Fragmentsammlungen für manchen wackern Mann brauchbarer, der so wie sie nun einmal gehalten werden, eben nicht viel damit anzufangen weiß.

Begleiten wir Herrn B. durch seine Quaestiones, um von dem Hauptwerke des Dichters, den Annales, „der metrischen Staatschronik“, wie Th. Mommsen sagt Röm. Gesch. 1, 631, unsern Lesern eine kurze Uebersicht zu geben. Der Dichter selbst, nicht, wie man aus flüchtiger Ansicht des Suetonius oft gesagt hat, Vergunteius, hatte sein Epos in achtzehn Bücher getheilt, deren jedes ungefähr 15—1600 Verse enthalten mochte. Wir haben kaum im Ganzen den dritten Theil eines einzigen Buches, da Herrn Bahlens vielfach vervollständigte Sammlung doch nur 612 Verse zählt, wobei freilich auch jedes einzelne Wörtlein seine Zahl erhalten hat. Die Grammatiker citiren mehr aus den frühern als spätern Büchern, weshalb Hr B. bei der Restauration der Trümmer gewagt hat, Manches aus Combination dem ersten Buche einzuverleiben. Mag mitunter an der Berechti-

gung dazu Zweifel erhoben werden können, dem Geschick des Herausgebers muß Jedermann Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Auf die Anrufung der Musen, wobei Ennius den Grammaticus nicht verleugnet (*Musae, quas memorant Graii, nos Casmenarum . . .*), wie er sonst auch, der trilinguis, griechische Benennungen mit römischen zusammenstellt, läßt Hr B. in nicht sichtbarem Uebergange die berühmte Traumerscheinung Homers folgen, welcher den Ennius zum Verkünder *rerum Romanarum* weihte. Die eigentliche Chronik beginnt mit Aeneas (fr. 16—33), dessen Vater Anchises von Venus belehrt das Vaterland zu verlassen räth.

Cum veter occubuit Priamus sub Marte Pelasgo. Er gelangt, wir wissen nicht nach welcherlei Irrfahrten, nach Italien, von dessen Namen und Bevölkerung der Dichter sprach; die Benennung Saturnia führte zu einer Episode von den Kämpfen zwischen Saturnus und den Titanen. In Alba, welches längst erbaut ist, trifft Aeneas mit König Albanus zusammen, dem er sein Geschlecht erzählt, wie *Aen. 8, 127 ff.* dem Evander. Hinterher ließ Ennius den Aeneas unter die Götter versetzt werden. Aeneas und der Curydice Tochter war Iliä bei Ennius: »itaque — S. XXIX — Ennius cum Aeneam fere attigisse Romae initium fingat, nihil de condita Alba deque Albanorum regum commenticia serie narravit: quas res notum est postea in Romanam historiam infertas esse ab eis, qui magna inter Troiae exitum et initia Romae intervalla explere pro virili parte periclitarentur.« Und hier mußte die Frage aufgeworfen werden nach der von Ennius befolgten Chronologie, da er (um

585 u. c. dichtend) Rom etwa 700 Jahre existiren ließ:

Septingenti sunt paulo plus aut minus anni,
augusto augurio postquam inclita condita
Roma est.

Hr B. sagt, nachdem er Niebuhrs Auskunft, das schwierige Problem zu lösen, abgewiesen hat: »Ennius putandus est nescio quibus rationibus aut quem potissimum auctorem secutus tempore tam removisse Troiae calamitatem quam Romae primordia promovisse.« — Hinterher die Schicksale der Ilia, welche ihr durch einen Traum vorbedeutet waren: nach Geburt der Zwillinge soll sie auf Amulius' Befehl in den Tiberis gestürzt werden. In höchster Noth fleht sie zu den Göttern, zumal Venus genatrix, Mars, Tiberinus. Venus erscheint, Ilia wirft sich in den Strom, die von Amulius beauftragten Diener sehen die Knaben aus. An diese Stelle verlegt Hr B. das concilium deorum über das Schicksal Roms, wobei Juno das entscheidende Wort führte. — Der ausgetretene Fluß kehrt in sein Bett zurück, die Wölfin säugt die Zwillinge: Hirten nahen, die Wölfin flüchtet, Faustulus zieht die Brüder auf, welche unter Spielen und Wettkämpfen mit Hirtenknaben heranwachsen. Als beutebeladene Räuber von ihnen angegriffen, gibt dieses Veranlassung zur Erkennung durch Amulius. Wo sie ausgesetzt, soll die neue Stadt entstehen. Nach erhaltenem augurium besteigen sie gegen Abend Romulus den Aventinus, Remus wahrscheinlich Remoria: von einem augurium des Remus, einem Trug des Romulus und Streit der Brüder weiß Ennius nichts.

(Schluß folgt).

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 28. April 1855.

L e i p z i g

Schluß der Anzeige: »Ennianae poesis reliquiae. Recensuit Ioannes Vahlen.«

Romulus baut die Stadt auf dem Aventinus und umzieht sie mit einer Mauer, wobei er Remus erschlägt, fr. 58:

Nec pol homo quisquam faciet impune animatus

Hoc nisi tu: nam mi calido das sanguine poenas.

Nachher Raub der Sabinerinnen, Erbauung des Tempels für Iuppiter Feretrius nach der Schlacht mit den Cäninensern und wahrscheinlich Spiele. Wenig ist zu erkennen von den Sabinerkriegen, der Hersilia, den Einrichtungen des Romulus im Innern. Tatius wird von den Laviniern erschlagen, Romulus bei einem Gewitter nach Juppi-ter's Befehl auf Rossen des Mars zur Olymp entführt. Die Sehnsucht des Volkes nach ihm spricht sich in den schönen Versen fr. 72 aus:

*Pectora fida tenet desiderium, simul inter
Sese sic memorant »o Romule, Romule die,
Qualem te patriae custodem di genuerunt!*

O pater, o genitor, o sanguen dis oriundum!
 Tu produxisti nos intra luminis oras.«

Von der Erzählung des Iul. Proculus ist fr. 73 übrig.

Die Königsherrschaft ward mit dem dritten Jahrbuche geschlossen, allein der Gang der Begebenheiten läßt sich hier wie in den folgenden Büchern wegen der spärlichen Reste nicht gleichmäßig verfolgen. Das vorzugsweise den Samniterkriegen bestimmte fünfte Buch ist auf sieben Verse zusammengeschnitten. Weit günstiger steht es mit dem sechsten Buche, welches ganz den Kriegen mit Pyrrhus gewidmet war: hier gewähren die Ueberbleibsel eine ungefähre Einsicht in Anordnung und Belebung des Stoffes. Mit dem siebenten beginnen die punischen Kriege, deren erster dem siebenten, die beiden andern den beiden folgenden Büchern zufließen. War des Navius' halber der erste Krieg im Ganzen skizzenartig gehalten, so führte Ennius, wie es scheint, einzelne Episoden mit Behagen weiter aus. Im Proömium trat, wie er oft auch in den Annalen mit bemerkenswerther *φιλαυτία* von seinen Verhältnissen redete, sein Selbstbewußtsein stark hervor, daß Er eigentlich der erste echte römische Poet sei:

scripsere alii rem

Vorsibus, quos olim Faunei vatesque canebant,
 Cum neque Musarum scopulos quisquam superarat,

Nec dicti studiosus erat

Nos ausi reserare

Ungern enthalte ich mich, die schönen Verse fr. 10 aus Gellius N. A. 12, 4 herzusetzen, worin L. Melius Stilo eine *pictura morum et ingenii ipsius Ennii* erkennen wollte, um als Beispiel der alterthümlich ungelenten, aber urkräftigen Dar-

stellung aus Buch 8 fr. 3 herauszuwählen, wo Ennius die Leiden des Kriegs schildert:

Pellitur e medio sapientia, vi geritur res,
Spernitur orator bonus, horridus miles amator.
Haut doctis dictis certantes, sed maledictis
Miscent inter sese inimicitiam agitantes.

Non ex iure manum consertum, sed magis ferro
Rem repetunt regnumque petunt, vadunt so-
lida vi.

Indem Ennius mit dem zehnten Buche zu den macedonischen Kriegen übergang, eröffnete er diesen neuen Abschnitt mit einem Proömium, dessen Eingangsworte fr. 1 sind:

Insece Musa manu Romanorum induperator

Quod quisque in bello gessit cum rege Philippo.

Das Meiste sonst aus diesem Theile Erhaltene findet passenden Bezug auf L. Quinctius Flamininus, welchen der Dichter mit Begeisterung feierte. Das Buch schloß mit der Schlacht bei Kynoskephalä 555 u. c. Das elfte Buch setzte die Thaten des Flamininus fort, umfaßte aber zugleich das Lob Cato's, welcher 557 Consul ward und die berühmte Rede für die lex Oppia hielt, Liv. 34, 2 ff. Das bellum Antiochenum füllte das dreizehnte und vierzehnte Buch, worauf das folgende den Thaten des Fulvius Nobilior geweiht war, welchen der befreundete Dichter als Gesellschafter nach Aetolien begleitete. Im Eingange des sechzehnten Buches erklärt Ennius, er komme nun seiner Zeit näher: enthielt das Buch die letzten Schicksale des Königs Philippus, so bezeugt uns doch Plinius d. ä., daß der Dichter dem L. Cäcilius Dentor und dessen Bruder zu Ehren das Buch verfaßt habe. Die sonstigen Bruchstücke vertheilt Hr B. auf die Kämpfe mit den Ligurern und Fulvius' Flaccus Thaten in Ligurien. Das

siebzehnte Buch betraf die Thaten der Jahre 572 und 73. Ennius stand damals im siebenundsechzigsten Lebensjahre und redselig wie er war sprach er sich darüber wie über sonstige Verhältnisse seines Lebens hier gelegentlich aus, wahrscheinlich im Proömium. So gehört hierher die bekannte Stelle bei Cicero:

Sicut fortis equus, spatio qui saepe supremo

Vicit Olimpia, nunc senio confectus quiescit.

Zulezt nahm der bejahrte Dichter seine Kraft zusammen, um das *bellum Histricum* zu schildern, womit die Annalen schlossen.

Die Sammlung der Bruchstücke und die kritische Behandlung ist so sorgfältig und genau, daß man wenig nachzutragen finden wird. Mir ist wenigstens nur Unbedeutendes zur Hand. So konnte I, 61 (aus Serv. Georg. 2, 384) statt *Romulus cum aedificaret Iovis [templum], pelles unctas stravit etc.* in besserer Fassung gegeben werden nach den Scholien des sog. *Iun. Flavius*, welche nach den Mittheilungen des Herrn C. W. Müller (Rudolstadt 1853) geben: *cum aedificasset templum Iovi Feretrio*, gleich nachher aber falsch *curru contenderent* statt *cursu*. — B. 208 liest unser Göttinger Codex des Cato *Maj. dementi sese flexere via*, darüber *al. ruina*, und dergleichen nutzlose Varianten könnte ich auch zu andern Stellen vorlegen, wenn nicht Hr. B. schon so des Guten darin eher zu viel als zu wenig gethan hätte. Nur noch eine kleine Bemerkung. *Fr. inc. 59* lautet bei Varro: *Tum coepit memorare simul cata dicta*. Vergleicht man den *Incertus de figuris 101*:

Auxilium, non consilium; rata, non cata
verba,

und denkt an ähnliche rhetorische Zusammenstel-

lungen bei unserm Dichter, so dürfte der Hexameter sich leicht vervollständigen lassen:

Tum coepit memorare simul cata, non rata
verba,

wie ich in meiner Ausgabe S. 30 erinnert habe. Gerade ratus hat Ennius öfter gebraucht. --

Nach Besprechung der Annalen geht Hr B. S. LXXX ff. zu den scenischen Dichtungen des Ennius über. Von den Comödien, welche nirgend als bedeutend erwähnt werden, sind nur wenige Zeilen erhalten; desto reicher und zum Theil umfassender sind die Bruchstücke der Tragödien. Hr B. erklärt, ihm werde bald Gelegenheit geboten sein, die von Ribbeck abweichenden Ergebnisse seiner Forschungen im Zusammenhange vorzulegen. Wir wünschen, daß Hr B. das Versprechen erfüllt. Nach einer gedrängten Uebersicht über Entstehung und Weiterbildung der römischen Saturae von der scenica zur Ennianischen und so fort, wo Hr B. den vielbesprochenen Gegenstand klar und anziehend darstellt, werden die Nachrichten über die Saturae des Ennius geprüft, deren drittem Buche der Titel Scipio vindicirt wird. »Cuius Saturae, heißt es S. LXXXVI, ego hanc mihi speciem informavi, ut poeta non omnem Scipionis vitam percurreret, sed ob res in Africa felicissime gestas familiarem sibi ducem singulari carmine prosecutus sit,« worauf denn der Zusammenhang des vielfältig besprochenen Gedichts nach den geretteten Ueberbleibseln dargelegt wird. Auszeichnung verdienen die herrlichen Zeilen fr. IV, in welchen Herr B. mit Ritter die Schilderung der Ueberfahrt Scipio's nach Afrika erkannt hat:

mundus caeli vastus constitit silentio,
Et Neptunus saevus undis asperis pausam dedit.

Sol equis iter repressit unguulis volantibus:
 Constitere amnes perennes, arbores vento
 vacant.

Einen andern Abschnitt der Saturae will Hr B. nach gewissen Indicien S. LXXXVIII Sabinae benennen. Doch so scharfsinnig die Argumente sind, für sicher kann die Annahme nicht gelten.

Abgesondert von den Saturae werden die drei Epigramme, deren erstes die eigne Grabchrift des Dichters ist:

Aspicite, o cives, senis Enni imaginis formam!
 Hic vostrum panxit maxuma facta patrum.
 Nemo me lacrumis decoret nec funera fletu
 Faxit. cur? voluto vivos per ora virum.

Hierauf kommt das Gedicht, dessen Titel Sota (Σατῶς) und dessen Art noch nicht aufgeklärt ist. Der Προτροπικός sive praecepta war vielleicht ein Abschnitt der Saturae. Die Heduphagetica — dieser Titel wird nach der besten Quelle außer Zweifel gestellt — waren eine Nachbildung des gastronomischen Poeten Arcestratos von Gela. Im Epicharmus trat der sicilische Dichter, in welchem die Römer einen Hauptvertreter der von Alters her beliebten pythagorischen Philosophie sahen, redend auf und erging sich in pythagorischer Weisheit. Alle Ueberbleibsel zeigen trochäisches Maß, so lautet das siebente:

Istic est is Iuppiter quem dico, quem Graeci
 vocant

Aërem: qui ventus est et nubes: imber postea
 Atque ex imbre frigus: ventus post fit, aër denuo.
 Haec propter Iuppiter sunt ista quae dico tibi,
 Quoniam mortalis atque urbes beluasque
 omnis iuvat.

Den Beschluß macht Euhemerus sive sacra historia, worin Ennius Euhemeri sacram histo-

riam interpretatus et secutus est, wie Cicero sagt. Was Lactantius aus diesem Gedichte erhalten hat, scheint auch nach Hrn Vahleus Urtheil auf einem Auszuge in Prosa zu beruhen. Hieran reihen sich die incertorum librorum reliquiae, für welche der Index versuum incertae sedis qui in quaestionibus Ennianis illustrantur am Ende des außerordentlich schön ausgestatteten Werkes beim Gebrauch nicht zu übersehen ist. —

In der Vorrede S. XIV bemerkt Hr V. zu dem Verse des Ennius, welcher in den neulich dem Vorgeben nach in einem Palimpsesten aufgefundenen Bruchstücken aus Cicero de Fato sich findet:

Quae fata deum rex nutu partitur suo,
er habe ihn nach Ritschls Beweis der Fälschung (Rh. Mus. IX, 469) ausgeschlossen: »nollem ego istis fallaciis esse immixtum.« Damit scheint anerkannt zu werden, daß der Vers echt genug klinge. Und in der That ist es zu verwundern, daß, wenn eine Täuschung nicht abzustreiten ist, irgend wer in Italien solch einen Senarius hat machen können. Sollte nicht, zumal man gar keinen Zweck der Erdichtung erkennen kann, irgend eines der Sätzlein des angeblichen Palimpsesten wirklich aus einem Grammatiker entlehnt sein und Anlaß zu der Fiction des Weitern gegeben haben? Wie dem auch sein mag, Herr Ferrucci dürfte nicht der Täuschende, sondern der Getäuschte sein. Wir verdanken ihm eine Gedichtsammlung, welche in

F I o r e n z

1852 ex typogr. Magni Ducis erschien, unter dem Titel: Aloisii Chrys. Ferrucci Lyristes Christianus, seu odarum libri III. Carmen se-

culare. Panopea, seu epistolarum libri II. Ars vitae. Epidipnides, seu epigrammatum liber. Iterata editione, epigrammatum numero aucto. 295 S. in Sedez.

Weder der feurige Eifer für die klassischen Studien in der »Præceptorum deterioribus!« gewidmeten Vorrede, noch der sermo latinus in seiner etwas laudewelschen Art lassen den Glauben zu, Hr F. könne sich den Betrug gestattet haben. Hiernach bitte ich das zu berichtigen, was ich in der Freude des kleinen Fundes mit absichtlicher Verschweigung jeden Verdachtes gegen die Echtheit in diesen Blättern 1853, St. 193 geschrieben habe. Auch mein verehrter Freund W. Herz in Berlin sieht nicht mehr eine mittelalterliche Arbeit über Cicero in jenen frustulis: nannte ich sein Urtheil damals „sehr übereilt“, so muß ich bekennen, ihm unrecht gethan zu haben. Wollte er boshaft sein, er könnte die Worte mir mit vollem Recht zurückgeben. Uebrigens ist die Litteratur über diese fatalia noch nicht geschlossen: von H. Alanus wird angekündigt: In fragmenta libri Cic. de Fato quae nuper Modenae edita sunt observationes, Dublin 1854. F. W. S.

N e u w i e d

Bei Heuser 1854. Die Gehirnatrophie der Erwachsenen. Eine Skizze von Dr. A. Erlenmeyer, dirigirendem Arzte der Privatanstalt für Gehirn- und Nervenkrankte zu Bendorf bei Coblenz. Zweite umgearbeitete Auflage. IV und 53 S. in Octav.

Die nicht angeborne Gehirnatrophie gibt sich unter der pathologischen Erscheinung eines allmählig sich ausbildenden Blödsinns mit Lähmungen

besonders im 30 — 50. Lebensjahre, zu erkennen, befällt nur höchst selten das weibliche Geschlecht, und ist mehr in den höhern als in den niedern Ständen herrschend. Die Fälle von Gehirnatrophie überhaupt und besonders auch solche aus den niedern Klassen der Bevölkerung wurden in den letzten Jahren immer häufiger. Bei den daran Verstorbenen zeigt sich das Gehirn wesentlich verändert, namentlich sind die großen Hemisphären, in einzelnen Fällen nur eine derselben, merklich kleiner als im Normalzustande; sie liegen von den Schädeldecken entfernt und ihre Windungen sind verflacht und merklich von einander abstehend. Beim Wägen ergibt sich, daß das Gewicht sich vermindert hat, wie denn z. B. bei dem von dieser Krankheit heimgesuchten Dichter Lenau das Gehirn nur 32 Unc. wog, während das Gewicht des erwachsenen Mannes nach Huschke durchschnittlich 48 Unc. beträgt. Die Atrophie oder Größenverminderung bezieht sich aber nur auf das große Gehirn und früher oder später auch auf das Rückenmark, während das kleine Gehirn dabei eine Gewichtsverminderung nicht erfährt. Die Rindensubstanz ist oft um $\frac{1}{4}$ geschwunden und zeigt sich reich an Blutpunkten; dieselbe ist meist heller, selten rothbraun oder graugrün, während die Marksubstanz meist gelblich, selten sogar so dunkel wie die Rindensubstanz sich zeigt. Dabei ist die Gehirns substanz meist sehr fest, das Corpus callosum aber, das Segmentum ventriculorum, die Pyra, die Corpora quadrigemina weich. In seltenen Fällen wurde das atrophische Gehirn überhaupt erweicht angetroffen; alsdann hatte das Uebel immer einen raschen Verlauf gemacht. Die Ventrikel sind meist erweitert und enthalten viel Wasser. Außer dem Gehirn zeigen aber auch die Hirnum-

gebungen sehr wesentliche Veränderungen; namentlich sind die Schädelknochen meist sehr fest und schwer, und die Gehirnhäute offenbaren Congestionszustände, Exsudat und Ergüsse. Die Pia mater ist gewöhnlich verdickt und die Exsudate auf ihrer Oberfläche sind zuweilen verknöchert. Die Arachnoidea ist auf der Oberfläche immer weiß, molkig getrübt, mit Exsudaten in ihrem Sacke, welche von verschiedenem Alter sind, indem sie aus geronnenem Blute, oder aus Serum bestehen, oder eine eiterartige Beschaffenheit zeigen, oder in Organisation mit deutlicher Gefäßbildung begriffen sind. Die Pia mater ist mit der Corticalsubstanz inniger verwachsen, leicht zerreißbar und mit Blut überfüllt, oft mit stellenweisen Blutergüssen unter ihr.

Daß, wenn sich solche Sectionsergebnisse finden, sehr bedeutende geistige und körperliche Functionsstörungen Statt gehabt haben müssen, leuchtet von selbst ein, und ebenso, daß solche Störungen in ihrer Aufeinanderfolge und in ihrem Verlaufe sich verschieden verhalten müssen, je nachdem die Hirnatrophie das ursprüngliche Leiden ist (primäre Atrophie), oder das Meningealleiden vorangeht und die Gehirnatrophie erst auf dieses folgt (secundäre Atrophie). Die Functionsstörungen, welche durch die Gehirnatrophie herbeigeführt werden, sind hauptsächlich Lähmung der Intelligenz, Abnahme des Gedächtnisses, Schwachsinn, Blödsinn, Schwäche des Gemüths, Lähmung der motorischen, sensibeln und sensitiven Nerven. Dagegen sind Irrsinn, Wahnsinn, Selbstüberschätzung, Zobsucht, Gehörhallucinationen, Schwindel und Ohnmacht, Krämpfe, Schlaganfälle hauptsächlich die Folgezustände der Meningealexsudate. Die primäre Atrophie unterscheidet sich von der secundären beson-

ders dadurch, daß bei jener das Stadium der Gehirnerkrankung unmittelbar auf das Stadium der Vorboten folgt, während bei dieser das Stadium der Hirnhauterkrankung unmittelbar dem Stadium der Vorboten sich anreihet. Die Hirnatrophie zeigt aber vier ganz scharf von einander getrennte Stadien, nämlich das der Vorboten, das der Gehirn-, das der Gehirnhaut- und das der Rückenmarkserkrankung. Das Stadium der Vorboten charakterisirt sich bei der primären Atrophie durch Zerstretheit, Gedankenlosigkeit, Träumerei, Gedächtnißschwäche, Zittern, Abnahme des Gefühls und zuweilen des Gesichtes, — bei der secundären aber durch Kopfschmerz, große Reizbarkeit, Aufregung, Schlaflosigkeit, Selbstzufriedenheit, Schwindel. Das Stadium der Gehirnerkrankung äußert sich bei der primären Atrophie als zweites Stadium durch unvollkommen zitternde Bewegungen der Lippen und Zunge, die allmählig von oben nach unten fortschreitend sich über alle Muskelgebiete erstrecken, durch größere Schwäche der Intelligenz, Schwachsinn, Blödsinn und Abnahme des Gedächtnisses, — bei der secundären als drittes Stadium (nachdem die Erscheinungen der Gehirnhautleiden oft wieder verschwunden sind, der Kranke in Ruhe gekommen und wohl gar zur anscheinenden Gesundheit zurückgekehrt ist, welche selbst mehrere Jahre dauern kann), durch Zittern der Lippen und Zunge und allmählig sich steigern- den Schwachsinn. Das Stadium der Gehirnhautleider äußert sich bei der primären Atrophie als drittes Stadium durch Irrsein in der Form des Größenwahns, wozu sehr gewöhnlich Hallucinationen des Gehörs treten, die sehr häufig durch Schwindel, Krampf oder Schlaganfälle eingeführt werden, — bei der secundären

Atrophie, als zweites Stadium, entweder durch Eintreten heftiger Zobsucht mit Größenideen, oder durch Größenwahnsinn, ebenso mitunter durch Schwindel, Krampf oder Schlaganfälle eingeführt. Das Stadium der Rückenmarksliden folgt bei der primären Atrophie auf das Stadium der Gehirnhautliden, bei der secundären auf das Stadium der Gehirnleiden, und charakterisirt sich durch plötzlichen Eintritt der vollständigen Paralyse der Unterextremitäten, wobei dann der Kranke unter Zunahme aller übeln Symptome allmählig zu Grunde geht. Die Prognose ist sehr schlimm. Es werden zwar Fälle von Heilung der Gehirn- atrophie erzählt, aber diese mögen zum Theil keine wahre Gehirnatrophy gewesen sein, oder die pathologischen Prozesse bewegten sich noch innerhalb des Stadiums der Vorboten, und bei der secundären Atrophie im Stadium der Gehirnhautliden, wo, wie der Hr Verf. Beispiele erzählt, durch intercurrirende Krankheiten, als Typhus, Blattern, Cholera merkliche Remissionen und wohl gar Heilungen eingetreten sind. Wenn aber das Stadium der Gehirnerkrankung mit der zitternden Lähmung der Lippen und Zunge eingetreten ist, dann ist keine Hoffnung der Genesung mehr vorhanden. Der Tod erfolgt in der Mehrzahl der Fälle 2—3 Jahre nach dem ersten Auftreten der wirklichen Gehirnkrankheit. Es sind übrigens die Fälle wohl davon zu trennen, wo im Verlauf eines Irrseins ein apoplektischer Anfall auftritt mit halbseitiger Lähmung, zu deren Schema die Lippen- und Zungenlähmung auch gehört; ebenso jene Fälle, wo in Folge eines apoplektischen Anfalles Lähmung und Abnahme der Intelligenz eintritt, die sich besonders bei wiederholten Anfällen bis zum völligen Blödsinn steigern kann. Was nun

die Therapie betrifft, so empfiehlt der Hr Verf. vor Allem sorgfältige Regelung des Regimens und der Diät. Von der äußern Anwendung des kalten Wassers hat er wenig Nutzen gesehen. Das kalte Wasser, mit Ausnahme der Regenbäder von kurzer Dauer, der einfachen kalten Abwaschung des Körpers und der Kopfüberschläge, bringt in allen Stadien mehr Schaden, während die warmen Bäder dem Kranken wohlthuen. Selbst im Stadium der Aufregung, sowohl der primären als auch der secundären Atrophie, hat er von stärkern kalten Uebergießungen nur Nachtheil gesehen. Ableitungen durch Säfteentziehung sind im Allgemeinen schädlich. Ganz besonders gilt dies von den Aderlässen. Der Verf. macht überhaupt auf die wohl bekannten, aber doch hin und wieder nicht gehörig beachteten nachtheiligen Folgen der Blutentziehungen bei Seelengestörten im Allgemeinen aufmerksam, da sie, wenn sie auch vielleicht hier und da eine vorübergehende Ruhe bewirken, doch gewöhnlich den Kranken rasch dem unheilbaren Blödsinn entgegenführen. Haarseile und Fontanelen durch Brechweinsteinsalbe u. dgl. nützen nur im Stadium der Gehirnhauterkrankung der secundären Atrophie, in allen übrigen Fällen, wo er sie wiederholt theils selbst angewendet, theils von Andern hat anwenden sehen, schaden sie offenbar. Bei der primären Atrophie ist im Stadium der Vorboten Ableitung vom Kopf das Wichtigste. Außer den Vesicatorien, Sinapismen in den Nasen empfiehlt der Verf. innerliche Mittel, welche auf die Haut und den Darm wirken. Regulirung der Unterleibscirculation durch Friedrichshaller Bitterwasser, Herstellung der Hämorrhoidal- und Menstrualauscheidungen, der Fußschweisse, Sorge für Ernährung und Hebung der Kräfte. Im Sta-

dium der Hirnleiden Chinin, Argent. nitric., Infus. cort. aurant., Ol. jecor. Im Stadium des Meningealleidens Fortgebrauch des Chinins u. und bei Aufregung Opium, welches das schätzenswertheste Beruhigungsmittel ist. Im Stadium des Rückenmarkleidens Aqua oxymuriatica. Bei der secundären Atrophie im Stadium der Korboten, Ableitung, aber ohne Blutentziehung, Fontanellen, welche im Stadium des Meningealleidens in Verbindung mit der innerlichen Anwendung resorbirender Mittel, Arnica und Sodkali-um, aber nicht in spielender Dose, fortgesetzt werden. Im Stadium des Gehirnleidens Chinin und Strychnin, welches letztere wenigstens den guten Erfolg hat, daß der Kranke möglichst lange auf den Beinen bleibt. Im Stadium des Rückenmarkleidens mineralische Säuren.

Nach diesen wenigen Andeutungen über die vom Hrn Verf. nach eignen und fremden Erfahrungen trefflich geschilderte Krankheit dürfen wir es unsern Lesern überlassen, das Weitere und Ausführlichere in der zwar kleinen, aber sehr inhaltreichen Schrift selbst nachzulesen, welche kein Arzt oder Physiolog unbefriedigt aus den Händen legen wird.

Berthold.

L o u v a i n

Vantlinthout et Cpie 1854. Traité d'anatomie descriptive et d'histologie spéciale par E. M. van Kempen. VI und 961 S. in Octav. Mit eingedruckten Holzschnitten.

Das vorliegende Werk schließt sich an das Handbuch der allgemeinen Anatomie desselben Verfassers an und dient zum Theil diesem als Ergänzung, indem die Histologie sich hier ausschließ-

lich auf die der inneren Organe beschränkt, während die der Knochen, Muskeln, Nerven, Gefäße und Haut schon in jenem gegeben wurden. (In Betreff der Haut erwähnt der Verf. in der Vorrede, daß er es nicht für nothwendig gehalten habe, eine neue Darstellung desselben zu geben, da er die von Wagner und Meißner beschriebenen Tastkörperchen für, durch das zur Aufhellung der Papillen gebrauchte Natron hervorgebrachte, Kunstproducte halte, und niemals eine freie Endigung einer Nervenfasers daselbst sah, sondern immer Bildung einer Schlinge an der Seite dieser vorgeblichen Körperchen). Die Anordnung des Materials ist so, daß zuerst der Bewegungsapparat gestellt ist, in drei Abtheilungen: Osteologie, Syndesmologie und Myologie, dann der Circulationsapparat, die Splanchnologie, Neurologie und Sinnenlehre folgen; in jedem Abschnitte folgt auf die allgemeine Darstellung eine detaillirte der einzelnen Theile; in der Splanchnologie und Sinnenlehre ist die grobe anatomische Beschreibung mit der feinsten histologischen sogleich verbunden; jeder Abtheilung folgen Citate der hauptsächlichsten Monographien; eingedruckte Holzschnitte dienen zur Erläuterung der histologischen Verhältnisse, sind aber höchst mittelmäßig zu nennen. Die Beschreibung der einzelnen Theile ist schlicht, klar und so ausführlich, daß sie fast allen Ansprüchen genügen kann; sie stützt sich durchaus auf eigne Anschauung und nur in einigen histologischen Einzelheiten geht der Verf. auf fremde Beobachtungen zurück; daher ist ferner auch der Charakter der Darstellung in allen Theilen gleich fest und bestimmt und eignet sich so ganz vorzüglich für die Bedürfnisse der Studirenden, während der Mann der Wissenschaft vielleicht hie und

da ein Eingehen auf Controversen und zweifel-
 hafte Punkte vermiffen wird. Da jedoch der Vf.
 offenbar ausschließlich die Zwecke eines ausführli-
 chen Lehrbuches im Auge gehabt hat, so kann
 dieser letzte Umstand kaum als ein Mangel ange-
 sehen werden. Die enge Verbindung der größe-
 ren Anatomie mit der Histologie, wie sie in die-
 sem Werke durchgeführt worden ist, möchte wohl
 als Muster für alle Lehrbücher der speciellen Ana-
 tomie anzuempfehlen sein, da eine Trennung die-
 ser beiden Disciplinen fernerhin unmöglich ist, wie
 auch eine specielle pathologische Anatomie, welche
 nicht zugleich die pathologische Histologie mit um-
 faßt, keinen Anspruch auf wissenschaftliche Beach-
 tung machen und den Bedürfnissen der Zeit nicht
 genügen kann. Nur ein solches Handbuch, wie
 es hier vorliegt, kann dem Studirenden als ge-
 nügende Basis dienen zum Verständniß der Phy-
 siologie und der Pathologie, insbesondere der pa-
 thologischen Anatomie, und wenn sich der Verf.
 enthalten hat, auf die letztere Disciplin mit ein-
 zugehen, so hat er ihr doch durch seine Darstel-
 lung wichtigere Dienste geleistet, als wenn er hie
 und da einen kleinen pathologisch = anatomischen
 Modeartikel beigefügt hätte, wie dies bei uns lei-
 der jetzt sehr üblich ist. Fr.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 30. April 1855.

B a s e l

in der Schweighauserschen Verlagsbuchhandlung
1855. Geschichte der Amerikanischen Urreligionen.
Von J. G. Müller der Theologie Doktor und
ordentlichem Professor in Basel. VIII und 706
S. in gr. Octav.

Man muß dem Verf. recht dankbar sein, daß er die so sehr verschiedenen und nach vielen Seiten hin so dunkel scheinenden Religionen, welche sich in Amerika unabhängig von den neuern Europäern ausgebildet haben, zum erstenmale ebenso umfassend als gedrängt und verständlich beschrieben hat. Zwar hat er, außer einer nach Basel geschenkten reichen Sammlung mexikanischer Alterthümer, nur die schon vorliegenden Hülfsmittel benutzt, so viele ihm leicht zugänglich waren: diese aber findet man hier lehrreich beschrieben und den so ungemein weiten Stoff, welchen sie nach den bisherigen Erforschungen reichen, übersichtlich, wohlgeordnet und zuverlässig vorgelegt. Nicht selten gibt der Verf. auch im Einzelnen manche eigen-

thümliche Ansicht; und dazu behandelt er seinen Gegenstand überall von einer breiteren Grundlage aus, auch auf alle die irdischen, leiblichen und geistigen Zustände Rücksicht nehmend, welche näher oder entfernter zur Ausbildung einer bestimmten Volksreligion mitwirken.

Indessen erregen jene von dem Verf. nicht uneben sogenannten amerikanischen Urreligionen, zumal, wenn man sie, wie hier geschieht, in großer Uebersichtlichkeit zu erkennen sucht, von selbst eine Menge höherer Fragen, welche noch weit über diesen ihren nächsten Gegenstand hinausreichen. Der Verf. folgt nun zwar, da auch er solche Fragen zu berühren nicht vermeiden kann, der vorsichtigeren Untersuchungsart, welche in neuern Zeiten die deutsche Wissenschaft bei ihnen auszeichnet; er will, seinen Ausdrücken p. IV zufolge, den Stoff fortwährend als seinen Lehrer, nicht als seinen Diener betrachtet haben, und meinte, dieser Stoff habe ihm das Geheiß zu offenbaren, nicht von ihm zu empfangen. Allein dieser wie jeder andre Stoff redet doch für den Menschen nur dann die Wahrheit aus sich, wenn und soweit dieser ihm sie zu vernehmen fähig entgegenkommt; er redet sie also möglicherweise ihm nur sehr unvollkommen aus sich; und der vorliegende ist dazu für unsre Erkenntniß aus vielen Ursachen so ungemein dunkel, daß er uns bei weitem noch nicht Wahrheit genug geredet hat und es künftig noch sehr vieler Anstrengung bedürfen wird, um ihn noch tiefer sich ausreden zu lassen. Dazu erhebt sich doch auch der Verf. in der Einleitung seines Werkes S. 1 — 23 zu allgemeineren Ansichten und Behauptungen: es wird also doch wesentlich darauf ankommen, welcher Art diese seien und ob sie dem Stoffe ganz so wie er ist, wirklich entsprechen oder nicht.

Nun ist von den drei allgemeinen Sätzen, welche der Verf. hier aufstellt, der mittlere der: „Der Ursprung der Amerikanischen Religionen ist in der Natur ihres menschlichen Geistes zu suchen“ S. 9—14; und der dritte „Die Verschiedenheiten der Amerikanischen Urreligionen stammen von dem verschiedenen Verhältniß der Amerikanischen Völker zur Natur“ S. 15—23. Der Verf. hebt nämlich in letzterer Beziehung, frühern Forschern folgend, den allerdings richtigen Satz hervor, die amerikanischen Urvölker seien nur entweder Wilde oder sogen. Culturvölker gewesen; der mittlere Zustand zwischen diesen beiden Lebensarten, welchen die alte Welt in den Nomaden oder Hirtenvölkern zeige, sei in Amerika nie ausgebildet gewesen, ja habe ganz gefehlt, so daß die Wahl zwischen Wildheit und Zähmheit dort dem Menschengeschlechte viel schärfer gestellt und viel schroffer durchgeführt worden sei. Wir geben dieses im Allgemeinen als richtig zu, haben auch nichts gegen die Eintheilung des ganzen so vielfachen Stoffes einzuwenden, welche der Verf. darauf bauet: er geht nämlich von den wilden Völkern aus, welche sich nach einer geschichtlich sehr denkwürdigen Erscheinung sowohl in Nord- als in Südamerika sämmtlich mehr östlich fanden, beginnt dabei mit den nordamerikanischen sogen. Wilden, kommt dann auf die sog. Columbusindianer auf den Antillen, auf die Karaißen, dann auf die südamerikanischen Wilden, und geht von diesen zu den von ihm sogenannten Culturvölkern über, den Peruanern, den Munscaß auf der Hochebene von Bogota, und schließt mit den mexikanischen Völkern als den im Allgemeinen gebildetsten. Gegen diese Vertheilung also, sofern sie eine leichte Uebersicht gewährt, wird man nichts einwenden kön-

nen. Aber sehen wir jene beiden obersten Sätze näher an, von welchen der Verf. ausgeht, so müssen wir bei ihnen schon den Gebrauch des Wortes „Natur“ bedenklich finden. Der Ursprung dieser Urreligionen soll in der Natur des menschlichen Geistes jener Urvölker liegen, ihre Verschiedenheiten aus dem verschiedenen Verhältnisse dieser zur Natur entspringen: was muß sich das undeutsche und doch so überaus beliebt gewordene Wort Natur nicht alles gefallen lassen! Da soll es bald das Wesen eines Dinges, bald die Welt, bald sonst irgend etwas meist so unklar Gedachtes bezeichnen; und sicher würde die Klarheit und Richtigkeit des deutschen Denkens und Redens vielfach gebessert werden, wenn man dieses so wunderbar gefällig und gefügig gewordene Wort wieder dahin zurückschickte, woher es genommen ist, in die leblose Sprache der mittelalterlichen Schulen nämlich, welche den deutschen Philosophen, Theologen, Philologen und Historikern noch immer viel zu sehr anklebt. Nun stellt der Verf. daneben den Grundsatz auf, die sogen. Cultur sei immer erst aus dem Zustande der Wildheit hervorgegangen, ja er möchte die Menschenopfer und das so echt amerikanische Menschenfressen überall uralt machen: eine etwas gefährliche und zweideutige Annahme, da man doch nicht leugnen darf, daß das Böse ebensowohl seine Kraft und seinen Fortschritt hat wie das Gute, und da eigentlich keine Ursache vorliegt, die mexikanischen Erinnerungen, daß wenigstens das gehäufte Menschenopfer und das künstliche Menschenfressen erst in späterer Zeit eingeführt sei, als geschichtlich grundlose zu bezweifeln. Allein was soll es, wenn die sogen. Cultur immer erst aus der Wildheit hervorgeht, dann bedeuten, daß der Ursprung der amerikanischen Ur-

religionen aus der Natur des menschlichen Geistes jener Völker zu erklären sei? haben jene Völker ursprünglich einen andern Geist als wir? mußte dieser Geist zur Wildheit hinneigen? reden wir vom Ursprunge und von Religion, ist denn etwas ursprünglicher als der menschliche Geist selbst? Und wenn der Verf. alle amerikanische Religionen Naturreligionen nennt, was ist überhaupt Naturreligion? zumal der Verf. doch zugibt, daß doch irgend welche Offenbarung des Göttlichen auch in den amerikanischen Naturreligionen sei und daß sie alle einen Schöpfer annehmen. So beliebt dieser Ausdruck „Naturreligion“ bei den Theologen noch immer ist, so befürchten wir dennoch, daß man sich nie etwas Klares darunter denke, sobald man sie mit dem Verf. dem Heidenthume gleich setzt. In Wahrheit wäre Naturreligion erst die Religion einer Philosophenschule, welche wegen der Natur oder Welt, weil ihr nämlich diese auch ohne Gott erklärbar scheint, Gott leugnet: wie wenig aber paßt dies auf alles Heidenthum, namentlich auch das amerikanische!

Die Verschiedenheit der Religionen ist vielmehr, da Religion an sich die Richtung des Geistes auf Gott, nur aus der möglichen Verschiedenheit dieser Richtung und der ihr entsprechenden Erkenntniß zu erklären; und da nur das Orakel das lebendige Werkzeug dieser Richtung ist, schöpferisch von Anfang bis zum Ende und dauernd in seinen Erzeugnissen, so geht alle Richtigkeit der Religion von der Ausbildung der Prophetie aus. Die Geschichte, so weit wir sie bis jetzt wiedererkennen, zeigt, daß die lebendige Wirksamkeit und Kraft des Orakels und der Prophetie in dem (um so zu reden) voreuropäischen Amerika nie auch nur so weit kam als in dem bessern Heiden-

thume der Völker der alten Welt: dies ist allein die richtige Betrachtung, von welcher man hier ausgehen muß; und wäre der Verf. von ihr ausgegangen, so hätte er vielleicht nicht nur die vorliegende, sondern auch noch andre weiter zurückliegende Fragen besser lösen können.

Denn allerdings erhebt sich nun sofort weiter die Frage, woher es komme, daß in dem ganzen voreuropäischen Amerika, so lang und weit es sich erstreckt und so ungemein verschieden es an Land und Luft ist, die Religion auch der dort gebildetsten Völker nie auch nur so weit sich ausbildete als doch sicher die indische, die persische, die griechische, auch in gewisser Hinsicht die sinesische schon in alten Zeiten kam? Manche irrthümliche Annahmen sind aufgetaucht, um diese große geschichtliche Erscheinung zu erklären. So hat man in der neuesten Zeit einen Unterschied von activen und passiven Völkern erfunden: unsre G. A. haben im vorigen Jahrgange S. 769 ff. sie zurückgewiesen; und wir sehen es gerne, daß auch unser Verf. ihr nicht günstig ist. Sie würde, selbst grundlos, nur den gefährlichen Hochmuth einiger heute zufällig herrschender Völker vermehren. Aber allerdings stellt der Verf. auch keine richtigere auf.

Man könnte wohl sagen, weil Amerika überhaupt ein jüngerer Erdtheil sei, so habe dort die gesammte Bildung der Menschheit bis zur Zeit seiner europäischen Entdeckung noch nicht Zeit genug gehabt, sich so weit zu entwickeln als wir sie in gewissen Ländern der alten Welt schon in so sehr frühen Zeiten entwickelt sehen. Dann würde Amerika wie es 1492 n. Ch. war, etwa ebenso gewesen sein wie wir uns die alte Welt vielleicht 2 bis 3000 Jahre v. Ch. denken könnten. Und wirklich ist diese Ansicht schwerlich ganz grundlos.

Jene zweite Erdhälfte mit ihren ganz eigenthümlichen Gewächsen und Thieren ist vielleicht wirklich als bewohnbarer Boden später ausgebildet: müssen wir aber diese Thiere und Gewächse als jenem Boden von Anfang an eigen bezeichnen, so haben wir dadurch noch kein Recht auch für den Menschen dort eine zweite und besondre Schöpfung anzunehmen, als ob dessen einmalige Schöpfung nicht genügt hätte; der Mensch konnte noch viel später von andern Orten her dorthin kommen. Wir würden also diesen Erklärungsgrund nicht ganz verwerfen: nur scheint er uns nicht ganz genügend, weil wir in der alten Welt, so hoch wir ihre Geschichte hinauf verfolgen können, immer schon an vielen Orten eine viel höhere und besonders eine viel stetigere und sicherere Ausbildung der Prophetie und Religion finden. In Amerika, wie es 1492 n. Ch. war, lag noch nicht einmal die Möglichkeit zur Entstehung einer mosaischen, ja nicht einmal einer buddhistischen oder Kung-tsü-Religion.

Wurde dagegen Amerika, wenn auch anfangs schon Jahrtausende v. Ch., von versprengten Ostasiaten nach und nach bevölkert, wie aus manchen dunkleren Spuren sich zu ergeben scheint, so erklärt sich sein ursprünglicher Religionszustand leichter. Jene Ankömmlinge waren sicher keine Puritaner und Quäker: aber mit welchen gefährlichsten Versuchungen auch sogar deren Nachkommen jetzt auf jenem Boden zu kämpfen haben, ist seit den dortigen jüngsten Großstiegen der Sklaverei unter uns kein Geheimniß mehr. Geistige Dinge, welche so wunderbar schwer sich kräftig ausbilden wie Prophetie und Religion in ihren höheren Stufen, können nur dá leicht sich durch alle solche Stufen hindurch ruhiger und nachhaltiger entwickeln, wo sie einmal seit den Urzeiten

einen festen Boden erlangt haben und Jahrtausende hindurch nicht zu schwer gestört werden: nur in der alten Welt, ja auch hier eigentlich nur an wenigen besonders begünstigten Orten finden wir die lebendigste Werkstätte von höherer Religion, aber hier auch Jahrtausende lang sich in aller Unruhe ruhig entwickelnd; es ist nicht auffallend, wenn sie nicht unter den Versprengten zumal Ostasiens in Amerika einen ähnlichen Boden fand. Können wir also diesen Erklärungsgrund noch zu dem vorigen hinzufügen, so werden wir über die geistigen Zustände des voreuropäischen Amerika erst richtiger urtheilen. Der Verf. freilich möchte gern jede Abkunft der Amerikaner von einem andern Erdtheile her ungewiß lassen und stellt als den ersten Satz an der Spitze seiner Einleitung den auf: „die Amerikanischen Indianer (welche aber doch wohl hier alle Amerikaner sein sollen) haben ihre Religionen nicht von Völkern der Alten Welt erhalten“ S. 1—9. Allein es scheint uns als sei diese schwierigste Frage hier nicht nach allen Seiten hin richtig erwogen. Sollte, um nur ein Beispiel hier zu wählen, die S. 515 mitgetheilte Sage des alten Volkes der Mehuakaner „als die Wasser der Sinfluth abzunehmen schienen, sandte Coxcox (oder Tezzi) einen Geier aus, der nicht wiederkehrte, weil er an den Leichen der Riesen Nahrung fand; dann sandte er einen Kolibri, dieser kehrte mit einem Zweige im Schnabel zurück“ wirklich voreuropäisch sein wie der Verf. als unzweifelhaft annimmt, so würde schon aus ihr allein sicher genug folgen, daß einst die Sinfluth erzählung über Ostasien nach Amerika gekommen sei; was aber mit ihr kommen mußte, ist leicht zu schließen. In solchen wesentlichen Gleichheiten können wir kein zufälliges sich Begegnen finden. H. G.